Mittheilungen

des

Vereins für die Geschichte Berlins.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben von

Dr. Hans Brendicke.

Zwölfter Jahrgang 1895.

1895.

Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins.

In Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn, königliche Hofbuchhandlung,

Berlin, Kochstraße 68—71.

Inhalt.

Verzeichniß der Mitarbeiter.

Redaktions-Ausschuß.

Herr **B. Reuter,** Geh. Archivrath.
" Dr. **Bailleu,** Archivrath.
" Dr. **Brendicke,** Redakteur.
" Dr. **Clauswitz,** Archivar der Stadt Berlin.
" Dr. **Fr. Holtze,** Amtsrichter.
" **P. Wallé,** Architekt und Redakteur.

Herr **W. Bonnell,** Rektor.
" **H. Busse,** Werkmeister.
Herr **Edm. Müller,** Charlottenburg.
" **Ernst Winterfeld,** Kaufmann.
" **F. Wolff,** Oberlehrer.
" **M. Immich,** Privatdozent.
" Dr. **G. Voß,** Privatdozent.
" Dr. **F. Meinecke,** Professor.
" **P. Küster,** Regierungs- und Baurath.
" Dr. **D. Joseph,** Dozent.
" Prof. **L. Geiger.**
" Dr. **R. Bebla.**

Illustrationen.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 1. 1895.

Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

592. Versammlung.

1. (1. Arbeits-) Sitzung des XXXI. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 19. Januar 1895, Abends 7 Uhr,

im

Bürgersaale des Rathhauses.

Ordentliche Hauptversammlung.

1) Bericht des Hauptschriftwarts über die Thätigkeit des Vereins im Jahre 1894.
2) Bericht des Bibliothekars über die Sammlungen des Vereins.
3) Bericht des Archivars.
4) Rechnungslegung des Schatzmeisters, sowie des Pflegers der „Louis Schneider-Stiftung" und der Ch. v. Hagn'schen Schenkung.
5) Wahl des Ausschusses zur Prüfung der Rechnungen behufs Ertheilung der Entlastung.
6) Feststellung des Vereinshaushaltes für das Jahr 1895.
7) Wahl des 2. (event. des 3.) Vorsitzenden.
8) Geschäftliche Mittheilungen und Besprechungen.

§. 15 des revidirten Statuts vom 26. November 1881: „Zu den Hauptversammlungen haben nur Mitglieder Zutritt. Zur Beschlußfähigkeit der Hauptversammlungen ist die Anwesenheit von mindestens 50 Mitgliedern erforderlich ꝛc."

593. Versammlung.

2. (1. außerordentl.) Sitzung des XXXI. Vereinsjahres:

Montag, den 28. Januar 1895, Abends 7¼ Uhr,

Feier des Stiftungsfestes

in den Sälen des

Hôtel Impérial (früher Arnim),

Unter den Linden 44.

Die Mitglieder mit ihren Damen und Gästen versammeln sich um 7¼ Uhr in den vorderen Räumen.

Punkt 8 Uhr im Hauptsaale gemeinschaftliches Abendessen. — Nach Aufhebung der Tafel Festaufführungen durch Mitglieder und deren Damen. Demnächst Ball.

Die am Eingange vorzuzeigenden und beim Abendessen an Zahlungsstatt abzugebenden Eintrittskarten sind bei unserem Mitgliede, Herrn Hoflieferanten Carl Gerold, Unter den Linden 24 (Cigarrengeschäft), welcher den Verkauf gütigst übernommen hat, vom 19. bis 26. Januar zu entnehmen. Der Preis derselben beträgt für jede Person Mk. 5,50. — Etwaige Wünsche bezüglich der Plätze beim Abendtisch sind bei der Entnahme der Karten bekannt zu geben.

Schiller-Theater.

Die Direktion des Schiller-Theaters theilt mit, daß am 25. Februar die Ausgabe der erneuerten Abonnements beginnt. Von diesem Tage an können die verehrlichen Mitglieder, die ihre Geneigtheit an Dr. H. Brendicke bis dahin gemeldet haben, die Abonnementshefte gegen Erlegung des Betrages und Vorzeigung der Mitgliedskarte im Theaterbüreau (nicht an der Abendkasse) abholen.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neues Mitglied ist aufgenommen:

Herr Hensel, J., Kaufm., Schöneberg, Herbartstr. 77.

Zum Eintritt ist angemeldet:

Herr Ernst Wilke, i. F. Heinrich Schultze, Papierhandlung, W. Behrenstr. 28. Einf.: Dr. H. Brendicke.

Wohnungsveränderungen:

Herr Willy Müller, Architekt, Groß-Lichterfelde, Sophienstr. 3.

- Paul Gärtner, Buchhändler, Meyerbeerstr. 5.
- R. Schreiber, Polizei-Hauptm., N. Brunnenstraße 36.

Auf das Glückwunschschreiben des Vorstandes an unser Ehrenmitglied Herrn Theodor Fontane zu dessen 75. Geburtstage ist dem Verein folgende eigenhändige Zuschrift des verehrten Forschers und Freundes der Geschichte Berlins zugegangen:

Dem Verein für die Geschichte Berlins, der mich, bei Abschluß meines 75. Lebensjahres, durch seine Glückwünsche herzlich erfreut und durch die schmeichelhaften Worte, die diese Glückwünsche begleiteten, hochgeehrt hat, bitte ich für diese große Auszeichnung meinen tiefgefühltesten Dank aussprechen zu dürfen.

Möge der Verein weiter blühen und gedeihen.
Mit diesem Wunsche, hochgeehrte Herren,
in vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

Berlin, 4. Januar 1895.

Die Verlagsbuchhandlung von Franz Vahlen in Berlin W., Mohrenstr. 13/14, gab am 1. Januar zur Feier des 25jährigen Bestehens einen Verlags-Katalog heraus, der aus den Jahren 1870–1894 alle dort erschienenen Bücher und Zeitschriften enthält und auch die Formulare für Rechtsanwälte und Notare verzeichnet, die zum praktischen Gebrauch im Prozeßverfahren auf Veranlassung des Berliner Anwalt-Vereins von Dr. G. v. Wilmowski und M. Levy ausgearbeitet sind. Aus dem G. Groteschen Verlag wurden s. Z. käuflich erworben die von Dr. J. A. Gruchot begründeten „Beiträge zur Erläuterung des Preußischen bezw. Deutschen Rechts" Bd. I bis XIII. u. A. Eine ungewöhnliche Anerkennung hat das „Juristische Litteraturblatt" anläßlich der Veröffentlichung eines „Verzeichnisses für das juristische Publikum" dem Verleger bereits 1890 ausgesprochen. Wir wünschen dem Besitzer eine gleich glückliche Reihe von weiteren 25 Jahren erfolgreicher Thätigkeit.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.

Die Arbeitssitzung am 8. Dezember eröffnete der erste Vorsitzende Herr Geh. Archivrath B. Reuter mit der Bekanntgabe, daß der Verein durch den Tod leider in jüngster Zeit drei Mitglieder verloren habe:

Herrn Geheimen Regierungs- und Landrath Scharnweber, Mitglied seit 1865, Herrn Kaufmann Gustav Adolf Weber, Mitglied seit 1868, und Herrn Geheimen Rechnungsrath Warnecke, Mitglied seit Februar 1890. Insbesondere nahm der Vorsitzende Gelegenheit, auf die Verdienste aufmerksam zu machen, welche sich Warnecke um die Heraldik, Genealogie und auf dem Gebiete der Kunstgeschichte erworben hat. Ueberall, wo diesen Wissenschaften gehuldigt wird, ist sein Name bekannt durch seine Werke, welche ihm, weit über das Grab hinaus, ein bleibendes, ehrendes Andenken bewahren werden.

Friedrich Warnecke ist am 21. April 1837 zu Dehmcke bei Hameln geboren und am 25. November v. Js. hier in Berlin als Geheimer Rechnungsrath verstorben. Am 29. September 1869 siedelte Warnecke von Hannover, wo er die Stellung eines Wasserbaurevisors innehatte, nach hier über, woselbst er bis zu seinem Tode gelebt hat. Schon am 3. November 1869, also kurz nach seiner Uebersiedelung nach Berlin, begründete er in Gemeinschaft mit den Herren Hauptmann a. D. v. Linstow, Geh. Registrator Dr. Brecht, Premierlieutenant a. D. Gritzner und Hofgraveur C. Voigt den „Verein für Wappen-, Siegel- und Familienkunde" zu Berlin, der bald darauf den Namen „Herold" erhielt.

Ein eigenthümliches Geschick hat Warnecke ereilt. An dem 25. Geburtsfeste seiner Gründung holte er sich den Keim zu seinem Tode. Eine Erkältung, welche er sich an diesem Tage bei dem Festessen zugezogen, hatte eine Magenverstimmung zur Folge, die in Influenza ausartete und am 25. November durch einen Schlaganfall seinem theuren Leben ein Ziel setzte. Nun ruht er, tiefbetrauert von seiner Wittwe, seinen Kindern, seinen Freunden und Allen, die ihm im Leben nahe gestanden haben, sanft von seinen Arbeiten aus. Aber, obgleich todt, wird er fortleben unter uns in seinen Werken, aus denen wir lernen mögen, was der Mensch durch eifriges Studium und ernsten Fleiß zu leisten im

Stande ist. Von seinen Werken seien hier nur erwähnt: Die heraldischen Kunstblätter, 1876 bis 78. Das Stamm- und Wappenbuch Ammons, 1877. Lucas Cranach der Aeltere, 1879. Kriegsstammbuch von 1870 bis 71. Das heraldische Handbuch, 1883. Mittelalterliche heraldische Kampfschilde, 1884. Das Stammbuch der Katharina von Canstein, 1885. Das Augsburger Hochzeitsbuch, 1886, und die Künstlermappe, 1887, und von seinen kulturhistorischen Sammlungen: Die Stammbuch-Sammlung und die Buchzeichen-Sammlung. Die letzte Gründung Warneckes ist der „Ex libris-Verein", dessen Vorsitzender er war.

Sodann erinnerte Herr Amtsrichter Dr. Holtze daran, daß am 9. Dez. 1594 der berühmte Schwedenkönig Gustav Adolf zu Stockholm geboren sei, und besprach kurz die Beziehungen dieses Fürsten zu Berlin. Das erste Mal war er inkognito hier, um seine ihm durch die Politik zugeführte Braut, die Prinzessin Eleonore von Brandenburg (eine Tochter des Kurfürsten Johann Sigismund) kennen zu lernen, ferner im Frühjahr 1631, um seinen Schwager, den Kurfürsten Georg Wilhelm, zum Abschlusse eines Bündnisses mit Schweden zu zwingen. Redner zeigte, in wie würdiger Weise das Kammergericht in dieser wildbewegten Zeit seine Pflicht gethan hat, und verglich diese Haltung mit der festen Unbeugsamkeit, die derselbe Gerichtshof durch sein Urtheil vom 8. Dezember 1779 in der bekannten Streitsache des Müllers Arnold bethätigt hat. König Friedrich war mit diesem Urtheile, trotzdem es allen Anforderungen unparteiischer Gerechtigkeit entsprach, aufs Höchste unzufrieden und ließ sich in der irrigen Meinung, dem mit seiner Klage abgewiesenen Müller sei Unrecht geschehen, zu einer Reihe von willkürlichen und ungerechten Maßregeln gegen die höchsten Justizbeamten seines Landes hinreißen. Bei den großen Massen erweckte aber diese Haltung des Königs, in der er als der unerbittliche Hüter von Recht und Gerechtigkeit den Grundsatz, daß vor dem Richterstuhle Alle gleich seien, aufs Schärfste betonte, Theilnahme und Begeisterung, welche auch Künstler zur Verherrlichung dieses edlen Mißgriffs Friedrichs antrieb. Ein prachtvolles Schabkunstblatt (erschienen bei Haid in Augsburg) gelangte zur Vorlegung; auf demselben erscheint Friedrich, wie er der eingeschlafenen Gerechtigkeit die Wage entreißt, vor ihm kniet der Müller Arnold, ängstlich fliehen die Juristen, im Hintergrunde erscheint das Objekt des Prozesses, die Krebsmühle von Pommerzig. Neben diesem Kunstblatte, betitelt »le droit justifié«, in der Litteratur jedoch meist als »balance de Frédéric« bezeichnet, zeigte der Vortragende noch zwei im Jahre 1870 erschienene, ihm aus der reichen Sammlung unseres Mitgliedes, des Herrn Direktor Walden, von diesem geschenkte Kupferstiche, den Müller Arnold und seine Ehefrau in Brustbildern darstellend. Der Müller erscheint als ein fast blödsinniger Greis, die Müllerin als das Urbild einer geriebenen Querulantin, trotzig, frech und verschlagen. Die Portraits entsprechen somit genau dem Eindrucke, den das Benehmen dieser durch jenen Prozeß bekannt gewordenen Personen auf den Unparteiischen machen wird. Auf den Fonkschen Prozeß von 1823 ist ebenfalls eine satirische Darstellung erschienen, die gleichzeitig herumgegeben wurde.

Der erste Schriftführer Herr Dr. Brendicke, der als Pfleger des Märkischen Museums neuerdings von dem Hause Rungestr. 17 (früher Wassergasse) mehrere photographische Aufnahmen hat machen lassen, legte diese vor und erläuterte das Gebäude, welches vielfach als ehemaliger „Fürstensitz" bezeichnet wird, aber als ein herrschaftliches Gartenhaus aus dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts zu betrachten ist. Eine Wetterfahne mit einem polnischen Reiter trägt die Buchstaben W. P. und die Jahreszahl 1750, die Sonnenuhr der Hauptfront die Zahl 1722 und die Worte »Pars vitae quoties perditur hora perit«. Ueber die Besitzverhältnisse des Grundstücks soll auf Grund der im Geh. Staatsarchiv befindlichen Hypothekenbücher demnächst ausführlicher berichtet werden. (Vergl. „Mitth." 1894 Nr. 10 S. 110.)

In der öffentlichen Sitzung des Vereins für die Geschichte Berlins vom 15. Dezember sprach Herr Oberlehrer F. Wolff über den brandenburgisch-preußischen Hofprediger D. E. Jablonski. Anknüpfend an den Gedenktag der Thorner Tragödie, entwarf der Vortragende zunächst in kurzen Zügen ein Bild der Zeit, in der die konfessionellen Gegensätze stärker wirkten als heute die nationalen. D. E. Jablonski, ein Enkel des bekannten Pädagogen und Bischofs der mährischen Brüder Amos Comenius, wurde als Sohn des Petrus Figulus, der den Namen Jablonski nach seiner Auswanderung aus Böhmen abgelegt hatte, 1660 in oder bei Danzig geboren. Früh verlor er den Vater, der auch das Amt eines Bischofs der Brüderunität bekleidet hatte. 1675 bezog er das Gymnasium zu Lissa, um es schon 1677 mit der Universität Frankfurt a. O. zu vertauschen. In seinem neunzehnten Jahre bekleidete er die Stelle eines Predigers

und Schulvorstehers in Byrsen, einer kleinen Stadt Litthauens. Von dort aus unternahm er im folgenden Jahre eine dreijährige Studienreise nach Leyden und Oxford, wurde 1683 Feldprediger in Magdeburg, 1686 Direktor des Gymnasiums und erster Prediger zu Lissa, 1690 Hofprediger in Königsberg und 1693 Hofprediger in Berlin, was er bis zu seinem Tode 1741 bleiben sollte. Seine umfassende Bildung, verbunden mit der milden Heiterkeit seines Wesens, ließ ihn hier rasch eine Bedeutung gewinnen, die weit über die seines Amtes hinausging. Sein Haus in der Brüderstraße wurde der Mittelpunkt aller geistig angeregten Kreise. Die Begründung der Societät der Wissenschaften geht letzlich auf ein Gespräch zurück, das er 1697 mit der philosophischen Kurfürstin hatte. Bei dem Entwurf der Statuten der Akademie von 1700 und 1710 wirkte er neben Leibniz entscheidend mit und stieg dann von der Würde eines Vizepräsidenten und Direktors der orientalischen Abtheilung, als welcher er 1710 die Akademie eröffnete, schließlich zu der des ersten Präsidenten empor. Unermüdlich war seine Fürsorge für seine Glaubensgenossen in Polen, Litthauen, Schlesien und Ungarn, deren berufener Fürsprecher am preußischen Hofe er schon durch seine Kenntniß der Landessprachen war, wie er denn auch seit 1699 das Amt eines Bischofs der Unität in Großpolen bekleidete. Kirchenpolitisch war er ebenso für die Einführung der Union zwischen Reformirten und Lutheranern wie für die Einführung des Episkopalismus in der evangelischen Kirche thätig, beides ohne direkten Erfolg. 1718 verwickelten ihn seine Beziehungen zu dem abenteuerlichen Agenten Clement in eine längere, gefährliche Untersuchung, aus der er aber gerechtfertigt hervorging. Seine wissenschaftliche Bedeutung liegt in der Vermittelung englischer Ideen, sowie in der Herausgabe einer hebräischen Bibel und des zwölfbändigen Talmuds. Ein Berolinense aus seiner Feder ist die halb humoristische Widerlegung der Weissagung des Berliner Schutzjuden Simon Wolff Brandes 1701. — Noch im hohen Alter voll Feuer und Thatkraft, hielt er Friedrich dem Großen die Erbhuldigungspredigt, wie er sie seinem Ahnherrn am 18. Januar 1701 gehalten, und die Siegespredigt nach der Mollwitzer Schlacht. Er starb nach kurzem Krankenlager am 25. Mai 1741.

Bericht über die bisherigen Arbeiten der Provinzialkommission zur Erforschung und Erhaltung der historischen und Kunst-Denkmäler in Brandenburg.

Die vor zwei Jahren neu begründete Provinzialkommission zur Erhaltung der Denkmäler in Brandenburg trat am 16. November 1892 zum ersten Male zu einer Sitzung zusammen, in welcher die Geschäftsordnung nach der Vorlage des Provinzialkonservators Geh. Baurath Bluth zur Annahme gelangte, nachdem vorher der Vorsitzende, Staatsminister Dr. v. Achenbach, einen Ueberblick über die Frage der Denkmalspflege an der Hand eines Erlasses des Kultusministers vom 7. April 1891 gegeben. Die Führung der Geschäfte wurde einem aus dem Oberpräsidenten, dem Landesdirektor und dem Provinzialkonservator bestehenden engeren Ausschusse übertragen, der alle etwaigen Anträge zu prüfen, die Gutachten vorzubereiten und die Beschlüsse der Kommission auszuführen hat. Die Vertrauensmänner sollen eine kurze Anweisung erhalten, die ebenfalls genehmigt wurde. In einer allgemeinen Besprechung über die demnächst vorzunehmende Wahl der Vertrauensmänner wurden für die Erhaltung und Aufbewahrung der beweglichen Denkmäler, sowie für die Anlage eines Zentralarchivs der Denkmäler und einer Brandenburgischen Bibliothek verschiedene Gesichtspunkte geltend gemacht. Kurze Mittheilungen über die Kirchen in Lychen, Zielenzig und über andere Bauwerke der Mark bildeten den Schluß der Verhandlung.

In der zweiten Sitzung vom 9. November 1893 brachte der Vorsitzende einen Erlaß des Kultusministers über die Ueberwachung der kirchlichen Denkmäler (vom 26. Januar 1893) zur Sprache, welcher die Zuziehung eines Vertreters des Konsistoriums zu den Sitzungen räthlich erscheinen ließ. Darauf wurde die Wahl von 203 Vertrauensmännern aus den verschiedenen Kreisen der Provinz Brandenburg vorgenommen. Die weiteren Berathungen betrafen neben mehreren Kirchenbauten und Stadtthoren hauptsächlich die Instandsetzung des Jaczkodenkmals auf dem Schildhorn und des Kurfürstendenkmals in Rathenow, das 1735 durch Glume ausgeführt wurde.

Zum dritten Male versammelte die Kommission sich am 19. Dezember 1894 im Ständehause. Der Oberpräsident Dr. v. Achenbach begrüßte als neu eingetreten den Delegirten des Brandenburgischen Konsistoriums, Konsistorialrath Todt, und verlas

alsdann einen Erlaß des Kultusministers betreffend die Erstattung von Jahresberichten durch die Provinzialkonservatoren und die Provinzial-kommissionen. Dabei kam auch zur Sprache, daß der Austausch der Jahresberichte unter den einzelnen Provinzen und eine geeignete Veröffentlichung derselben empfehlenswerth sei. Ueber letztere, sowie über den Umfang des Berichts wird eine besondere Konferenz im kommenden Jahre entscheiden. — Dem Herrn Vorsitzenden erschien die alljährliche Bewilligung mehrerer Hunderttausend Mark sehr viel wichtiger als alle Konferenzen, die in Ermangelung von Mitteln oft nur zu unfruchtbaren Beschlüssen führen.

Nach erfolgter Neuwahl mehrerer Vertrauensmänner in Oderberg, Potsdam, Wiesenburg und Berlin, wie Lehrer Lange, Geheimrath v. Tiedemann, Bauinspektor Völcker, Pastor Fähndrich u. s. w., legte Geh. Baurath Bluth werthvolle Beiträge für die Ergänzung des Bergauschen Werkes (von Oberlehrer Dr. Bardey in Nauen und Gymnasialdirektor Dr. Weineck in Lübben) nebst interessanten Münzfunden aus Havelberg und Wernitz bei Nauen vor. — Bei der Berathung über eine Anweisung über die Behandlung von Funden und die Pflege der Alterthümer verweist der Provinzialkonservator auf das amtliche illustrirte „Merkbuch zur Behandlung vor- und frühgeschichtlicher Alterthümer" (Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW), ferner auf ein ähnliches Merkbuch für Bayern, sowie die bei W. Ernst & Sohn erschienenen amtlichen Regeln für die Behandlung von Funden. — Nach der Anweisung sollen seitens der Vertrauensmänner u. A. beachtet werden: Kirchen, Kapellen, Klöster, Ruinen, Thore und Thürme; im Innern: Ausstattung, Konstruktion, Geräth, Gitter, Gestühl und Gemälde, ferner Einbände, Fahnen und Innungszeichen, mittelalterliche Befestigungen, Wälle, Holzhäuser, Rolande und Steinmetzzeichen. Die Vertrauensmänner sollen aber nicht selbst konserviren, sondern zunächst möglichst zuverlässig berichten. Die Ausarbeitung der Anweisung wird unter Leitung des Provinzialkonservators den Herren Geh. Regierungsrath Lessing und Friedel, Bauinspektor Körner und Architekt Wallé übertragen. — Betreffs des Jaczkodenkmals ist an das Königl. Hofmarschallamt ein Bericht gegangen, auf Grund dessen das Hausministerium und das Ministerium der Domänen und Forsten durch Vermittelung der Regierung zu Potsdam der Sache sich angenommen haben und eine baldige Instandsetzung zu erwarten ist. — Die Herstellung des Kurfürstendenkmals in Rathenow wird etwa 6000 Mk. erfordern, wovon bisher erst etwa 1000 Mk. durch den Kreis Westhavelland und die Stadt Rathenow bewilligt sind; weitere Beiträge seitens der Provinz und des kurmärkischen Landtages stehen in ziemlich sicherer Aussicht.

In Potsdam liegt die Absicht der Beseitigung des Berliner Thores vor, welche mit Rücksicht auf die große Frequenz an jener Stelle durch den Regierungspräsidenten im Verkehrsinteresse befürwortet wird. Der Provinzialkonservator hat namens des Geschäftsführenden Ausschusses bei dem Kultusministerium sich sehr dringend für die Erhaltung des Thores ausgesprochen, ein Vorgehen, das die Kommission unter lebhafter Anerkennung einstimmig gutheißt.[1]) Das Thor bildet offenbar in der Reihe der durch Friedrich II. errichteten Bauten ein sehr wichtiges Glied, das man nicht ohne Schädigung des ganzen architektonischen Zusammenhangs herausnehmen kann. —

Die in der Kirche zu Niederwerbig unlängst aufgefundenen Wandmalereien sind durch Ueberspannen mit Stoff gegen weitere Beschädigungen geschützt und zur Erhaltung der alten Malereien der Kirche zu Dahlem genaue Aufnahmen durch einen sachverständigen Künstler in Aussicht genommen worden. Die Malereien an der Nordwand stellen Anna mit Jesus und Maria dar, sowie Christus am Kreuz und drei weitere größere Bilder in einer Gruppe; diejenigen der Südwand u. A. eine Heiland-, Krieger- und Bischofsgestalt.[2]) Der Ausbau der Kirche zu Gerswalde (b. Prenzlau) wird zunächst nicht eingehender behandelt, weil dieselbe Privatpatronat ist, worauf noch über die Burgruine Neuhausen, den Schloßberg zu Freienwalde, die Kirchen zu Nahmitz, in Zielenzig, Spremberg und Sorau (Promnitzkapelle) Einiges mitgetheilt wird. Ueber die neuentdeckten Altargemälde in Zielenzig, für deren Wiederherstellung Se. Majestät der Kaiser ein persönliches Interesse an den Tag gelegt hat, ist durch Geh. Baurath Bluth eine kleine Ab-

[1]) Inzwischen haben die Blätter bereits gemeldet, daß die Frage der Niederlegung vorläufig vertagt worden ist. Es erscheint das um so wichtiger, als der Plan des Magistrats, das Thor niederzulegen und nur einzelne architektonische Theile an seitlich errichteten halbrunden Mauern zu erhalten, nirgendwo rechten Beifall gefunden hat.

[2]) Näheres über Dahlem siehe in dem sehr lesenswerthen, mit 2 Abbildungen versehenen Aufsatze von Dr. Georg Voß, Jahrb. d. Königl. Kunstsammlungen 1894 IV.

handlung in dem ersten Bande des Archivs der „Brandenburgia" veröffentlicht worden. Ein Anschlag über die Kosten der Instandsetzung ist von einem bewährten Maler bereits eingefordert. – Zum Schlusse erfolgten durch Prof. Schwarze, Staatsminister Dr. v. Achenbach, Geheimrath Wilhelm Schwartz und Präsident v. Levetzow kürzere Mittheilungen über die Kirchen in Zinna und Coritten, die Thore von Gransee und die Erhaltung des Hauptgiebels am Hospital zu Wusterhausen.[1]

P. Wallé.

K. v. Cohausen †.

Die Alterthumswissenschaft, insbesondere aber der Verein für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung in Wiesbaden, hat einen schweren Verlust erlitten durch den plötzlichen Tod des Königlichen Konservators Oberst z. D. v. Cohausen. Der 82jährige Greis, der es bis zuletzt an Lebensfreude und geistiger Regsamkeit mit jedem Jüngeren aufnahm, ist infolge eines Schlaganfalls in der Nacht zum 3. Dezember sanft und ohne Kampf entschlafen und morgens von den Seinigen als Leiche aufgefunden worden. Die Wissenschaft verliert in dem Dahingegangenen einen eifrig thätigen Forscher, der nassauische Alterthumsverein einen seiner regsten, rastlosen Förderer der Vereinszwecke. Weitere Kreise, denen der Entschlafene durch seinen Sinn für alles Schöne und Gute, seine stete Bereitschaft, zu helfen, lieb und werth geworden ist, nehmen an der tiefen Trauer der Angehörigen den wärmsten Antheil. Der Verstorbene entstammte einem rheinischen Adelsgeschlechte; das Familiengut liegt zu Pfaffendorf bei Coblenz, wo auch die Beisetzung stattfand. Karl August v. Cohausen war am 17. April 1812 in Rom im Palazzo Firenze geboren, der damals als kaiserlich französisches Postgebäude diente. Sein Vater, Salentin v. Cohausen, war unter Napoleonischer Herrschaft Directeur des estafettes; seine Mutter eine geborene Freiin von Leoprechting. 1831 trat der Verstorbene zu Coblenz in die 8. Pionier-Abtheilung der preußischen Armee, wurde 1833 Offizier, nahm aber 1840 seinen Abschied, um die Leitung der Steingutfabrik zu Mettlach zu übernehmen, und war auch im Baufach thätig. 1848 trat er wieder in das Ingenieurkorps, unternahm 1850 und 1851 Ausgrabungen von alten Verschanzungen und Gräbern auf dem Hunsrück und bereiste 1857 das Deutschordensland und Italien zum Studium mittelalterlicher Befestigungen, war 1858 bis 1866 der Bundesmilitärkommission in Frankfurt a. M. beigegeben, wurde 1866 zur preußischen Gesandtschaft nach Paris kommandirt, 1870 Platzingenieur von Minden und dann bis Frühjahr 1871 von Coblenz. Im Jahre 1871 siedelte er nach Wiesbaden über und übernahm das Amt als Konservator der nassauischen Alterthümer. Im Auftrage Napoleons III. stellte er für dessen „Leben Cäsars" 1862 archäologische Untersuchungen im Maas- und Rheinlande an. Seit 1874 gehörte er dem Verwaltungsrathe des römisch-germanischen Museums, seit 1885 auch dem des germanischen Museums in Nürnberg an. Oberst v. Cohausen hatte eine reiche schriftstellerische Thätigkeit entfaltet. Im Jahre 1852 erschien „Der Palast zu Ingelheim", 1867 „Cäsars Rheinbrücken", 1874 „Die Stein-, Thon- und Glaswaaren der Wiener Ausstellung", 1876 „Römische Steinbrüche an der Bergstraße", 1878 (und 1889) „Das Römerkastell Saalburg", 1884 „Der römische Grenzwall in Deutschland, militärische und technische Beschreibung mit Atlas", 1885 „Antiquarisch-technischer Führer durch das Alterthumsmuseum in Wiesbaden", 1890 „Die Alterthümer in Rheinland, Wegweiser". Außer diesen Schriften erschienen zahlreiche Arbeiten aus der Feder des Verstorbenen in wissenschaftlichen Zeitschriften, besonders in den Annalen des nassauischen Alterthumsvereins. Seine amtliche Thätigkeit hatte ihn wiederholt in näheren Verkehr mit den Mitgliedern unseres Herrscherhauses geführt. Kaiser Wilhelm I. und Kaiserin Augusta zeichneten ihn in Coblenz wiederholt aus, besonders häufig aber wurde er vom Kaiser Friedrich und dessen Familie in Fragen der Alterthumskunde zu Rathe gezogen. Als unser jetziger Kaiser in früheren Jahren mit seinen Eltern in Wiesbaden weilte, machte Oberst v. Cohausen oft den Führer im Alterthumsmuseum und an der Heidenmauer. Auch bei den Besichtigungen des Saalburgmuseums bei Homburg durch die Kaiserin Friedrich und deren hohe Verwandte ist Oberst v. Cohausen in den letzten Jahren noch vielfach zugezogen worden; war es doch sein und des Baumeisters Jacobi Verdienst, die Saalburg zu einem Modell und Muster für alle ähnlichen Forschungen gestaltet zu haben. Durch zahlreiche werthvolle Andenken haben ihm fürstliche Personen ihre Dankbarkeit bewiesen. Von Ordensauszeichnungen besaß Oberst v. Cohausen folgende: den Rothen Adler-Orden und den Kronen-Orden dritter Klasse, die Hohenzollern-Medaille, das

---

[1] Das Heilige Geist-Hospital Wusterhausen a. d. Dosse entstammt dem 14. Jahrhundert. Abbildungen s. Adler, Backsteinbauwerke. Bl. 82.

Dienstkreuz für 25jährige Dienste, die Kriegsdenkmünze von 1870/71 aus Stahl für Nicht-Kombattanten, das Ritterkreuz der französischen Ehrenlegion, das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens, das Kommandeurkreuz der Luxemburgischen Eichenkrone, das Offizierkreuz des belgischen Leopold-Ordens und den Hohenzollernschen Hausorden. Als vor drei Jahren die Reichslimeskommission eingesetzt wurde, erhielt auch der Verstorbene eine Berufung in dieselbe auf besondere Veranlassung des Kaisers. Der Verstorbene, der mit seiner Gemahlin, geborenen v. Cohausen, im Jahre 1891 das Fest der goldenen Hochzeit feiern konnte, hatte kurz darauf den Schmerz, seinen einzigen Sohn, Dr. med. v. Cohausen in Kessenich bei Bonn, zu verlieren, dessen neunjähriger Sohn jetzt der einzige männliche Träger des Namens v. Cohausen ist.

Historischer Verein für Heimathkunde zu Frankfurt a. O.

In der Sitzung am 20. November galt ein Vortrag des Professors Schwartze, anknüpfend an die kirchlichen Gedenktage dieses Monats, den Anfängen der Reformation (1517) und deren Einführung in die Mark (1539), besonders soweit Frankfurt dadurch berührt worden war. Bekanntlich am Abend vor Allerheiligen (dem 1. November) 1517 heftete Luther seine 95 Thesen gegen den Ablaß an die Thüren der Schloßkirche zu Wittenberg. Der hierdurch angegriffene Tetzel begab sich im Dezember nach Frankfurt, wo der gelehrte Professor Wimpina (aus Buchen im Odenwald, unweit Wimpfen, sein Name war Conrad Coch) mehr denn hundert Thesen gegen Luther schrieb, welche Tetzel vor einer großen Versammlung von Geistlichen und Mönchen am 20. Januar 1518 vertheidigen sollte. Dabei aber wagte ein Student aus dem Franziskanerkloster (bei der Unterkirche) Johann Knipstro Luthers Sache gegen ihn zu führen. Er ward dafür in das Kloster nach Pyritz geschickt, aus welchem er nach einigen Jahren entfloh, erst in der Stadt Anhänger gewann, später General-Superintendent in Pommern-Wolgast, auch Professor in Greifswald geworden ist; 1556 starb er in Wolgast und ward in der dortigen Kirche beigesetzt. In Frankfurt schrieb noch 1718 der Rektor des städtischen Lyceums Schöttgen ein „Jubilaeum Tezelianum" zum Andenken Knipstros; neuerdings verfaßte Dr. Frank in Pyritz 1863 dessen Biographie. Weitere Fortschritte konnte zunächst die Reformation in der Mark nicht machen, da Kurfürst Joachim I. ihr widerstrebte. Als dieser sich 1530 zum Reichstage nach Augsburg begab, befand sich in seiner Begleitung nebst anderen Theologen aus Frankfurt auch Wimpina, welcher kurz vorher ein großes Werk in Folio „de sectis" verfaßt hatte; doch tritt sein Einfluß beim Reichstage nicht mehr hervor. Er trug sich schon mit Todesgedanken, schrieb noch in Augsburg sein Testament und begab sich dann nach Buchen und bald in die benachbarte Abtei Amorbach, wo er 1531 verstarb und auch bestattet wurde. Eine Anzahl Legate, welche er in seinem kürzlich wieder aufgefundenen Testament den Armen seiner Vaterstadt vermacht hatte, beweisen seinen wohlthätigen Sinn. — Nach dem Tode des Kurfürsten Joachim (1535) gestalteten sich die kirchlichen Verhältnisse wesentlich anders in der Mark. Die Kurfürstin Elisabeth, durch Luthers Schriften für die Reformation gewonnen, hatte, um ihres Glaubens willen den Zorn des Gatten fürchtend, 1528 in Sachsen Zuflucht gesucht und bei ihrem Onkel, dem Kurfürsten Johann dem Beständigen, und dessen Sohn Johann Friedrich gefunden. Durch sie beeinflußt, waren auch ihre Söhne Joachim II. und Johann, welche nach dem Willen ihres Vaters sich in dessen Lande theilten, der Sache Luthers günstig, wollten aber keine entscheidenden Schritte thun, ehe diese auch im Lande Wurzel gefaßt hätte. Mit diesem Zögern nicht zufrieden, blieb auch Elisabeth noch in den sächsischen Landen und kehrte erst 1545 in ihren Wittwensitz Spandau zurück († 1557). Als nun aber die Prädikanten (wie man Luthers Schüler nannte) frei in der Mark predigen durften und in den Städten wie auch bei den Landsassen viele Anhänger fanden, erklärte zuerst Markgraf Johann sich offen für die evangelische Lehre; der Kurfürst, noch durch Rücksichten auf seine Gemahlin Hedwig und seinen Schwiegervater, den König von Polen, gebunden, that ein Gleiches erst 1539, indem er am 1. November aus den Händen des Matthias von Jagow, Bischofs von Brandenburg, mit dem ganzen Hofe, Vielen vom Adel und mehreren Prädikanten das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfing; am 2. November folgte der Magistrat und die Bürgerschaft von Berlin in großer Zahl diesem Beispiel. Der Einfluß des Bischofs darf dabei nicht überschätzt werden, wie wohl früher geschah, da er keineswegs führend, sondern nur zögernd und zum Theil durch äußere Motive bewogen erst dann sich der Reformation anschloß, als das Land schon größtentheils für sie gewonnen war. — Nach diesem Vorgange in Berlin blieb

denn auch Frankfurt nicht zurück. Hierher war schon 1536 ein Prädikant Andreas Ebert, ein Schlesier, von mehreren angesehenen Familien berufen, aber durch seine Gegner an der Universität und den Bischof von Lebus wieder verdrängt worden. 1539 aber ward, nach einer Aufforderung des Kurfürsten, am 11. November, dem Martinstage, in der Marienkirche „die erste evangelische Messe“ von dem neuen Prediger Joh. Ludecus, einem Stettiner von Geburt, dem der bisherige Pfarrer Sebastian Ulrich assistirte, gehalten. „Dabei ging der Bürgermeister, Peter Petersdorff, als der regierende Herr und Haupt der Stadt, zum ersten zum Altar, dem sodann viele andere Bürger und Bürgerinnen nachgefolgt sind.“ Zu der vom Kurfürsten angeordneten Kirchenvisitation, welche den Uebergang der alten Zustände in die neuen regeln sollte, war auch der Bischof von Brandenburg berufen worden; den Hauptantheil aber an den Geschäften hatte der Kanzler Weinleb, wie dies die meist von seiner Hand geschriebenen, jetzt zum Theil (z. B. bei Riedel) gedruckten Konzepte beweisen. In Frankfurt fand schon im September 1540 die Kirchenvisitation statt; näher auf deren Bestimmungen einzugehen, verbot die Zeit.

Besprechung von Büchern etc.

Das Deutsche Reich. Von der Maas bis an die Memel – von den Alpen bis zum Belt. Volks- und Vaterlandskunde für die deutsche Jugend von Fedor v. Köppen.

In 44 Einzelbildern werden Land und Leute, Sitten und Lebensart, Eigenthümlichkeiten und Gewerbefleiß der deutschen Gebiete behandelt. Die uns Allen werthvollen geschichtlichen Erinnerungen sind geschickt eingeflochten. Was das Buch giebt, ist kurz, aber immer interessant und die Hauptsachen treffend. Wenn sein Zweck sein soll, die Kenntniß unseres Vaterlandes zu fördern, die Liebe zu ihm zu heben, es wird ihn sicherlich erreichen. Deshalb wünschen wir ihm Eingang in die Familien aller Freunde vaterländischer Geschichte.

W. B.

Briefkasten.

1) Die Anfrage in Nr. 11 der „Mittheilungen“ betreffs der dreisilbigen Namensformen, wie Tribukeit, beantwortet Dr. R. R. dahin, daß die erwähnten Namen dem Litauischen angehören, und daß die Träger derselben aus Ostpreußen hierher gekommen sind. Der betreffende Herr sagt ferner:

„Da etwas Näheres über diese Frage vielleicht weitere Kreise interessirt, so erlaube ich mir das Wesentliche hier mitzutheilen, was ich bei Ausübung des ärztlichen Berufs gelegentlich aufgelesen, falls sich nicht Jemand finden sollte, der als Kenner des Litauischen mehr Beruf zur Beantwortung der Frage zeigt.

Die angeführten Personennamen gehören der litauischen Sprache an, welche der Mehrzahl nach endigen auf

eit, z. B. Aschmoneit — Grigoleit — Joneleit — Obermeit — Podszuweit — Prusseit — Quedszuweit u. A.;

at, z. B. Bartuszat — Endrulat — Mauroschat — Schedukat.

Weniger auf:

usz oder usch, z. B. Gegusch — Bartusch — und us, z. B. Bartuszus;

tis, z. B. Brussatis — Donaleitis — Kriwatis — Meszkatis;

ies, z. B. Szegolies;

un, z. B. Gelleszun;

ke, z. B. Jucknischke.

Ob hier auch Namen der alten Preußen mit unterlaufen, weiß ich nicht.

Soweit ich aus der ihrer Muttersprache fast ausnahmslos unkundigen hiesigen jungen Generation der Litauer (deren nicht Wenige infolge ihres Militärdienstes bei der Garde hier hängen geblieben sind) habe herausbekommen können, ist mit diesen Endungen keine Begriffsbezeichnung verbunden (ebenso wenig wie im Wendisch-Slawischen mit der Endung ow) etwa der Abstammung (z. B. -sohn, -son, -wicz etc., Berliner), des Adels (wie im Ungarischen und Polnischen), oder sonstige Bezeichnung wie: -mann, -stadt, -dorf, -feld, -burg, -berg u. dergl. Die Personennamen sind fast sämmtlich dreisilbig, und einer der wenigen mir aufgestoßenen zweisilbigen — Kriwat — entpuppte sich bei näherer Nachforschung auch als dreisilbiger, der in der Umgangssprache seine dritte Silbe tis — Kriwatis — verloren hatte, nicht aber im Taufschein.

Ein Blick auf eine Karte von Ostpreußen läßt im Regierungsbezirk Gumbinnen sehr leicht die Eigenart der litauischen geographischen Bezeichnungen erkennen, namentlich der Ortsnamen; z. B. Gumbinnen, Rominten, Stallupönen, Trakehnen, Wittgirren, Stradaunen, Gawaiten, Schmalleningken, Dinglauken, Kraupischken, Pillkallen, Jurgaitschen etc.

Schließlich sei noch nebenher erwähnt, daß ebenso aus Ostpreußen Viele in Berlin eingewandert sind, die ursprünglich den vertriebenen Salzburgern angehören, unter denen sich Angerer, Hundrieser, Moser, Peterer etc. finden, und auch ein Name, der auf Welsch-Tirol deutet: Avisio.

Aehnlich äußert sich Herr Geh. Rath Schirmer, daß die genannten Familiennamen der litauischen Sprache angehören und häufig in der Gegend von Gumbinnen bis Schirwindt anzutreffen sind. Vielfach brauchen die Litauer wie ihre Nachbarn, die Masuren, auch deutsche Bezeichnungen zu ihren Eigennamen mit der Endung eit, wie Stellmachereit, Schustereit. In der litauischen Sprache endigen auch viele Namen auf atis. Die in Berlin weilenden Träger litauischer Namen sind vornehmlich ehemalige Soldaten, welche nach ihrer Militärdienstzeit hier geblieben sind.

2) Ein eifriger Leser aus Guben, Herr Prof. J., meldet zu der Frage nach einer märkischen Fauna, daß der in den ersten Tagen des Dezember versandte antiquarische Katalog Nr. 209 von H. Kerler in Ulm unter Nr. 1024 verzeichnet: Schulz, J. K., Fauna marchica. Die Wirbelthiere der Mark Brandenburg. Vier Lieferungen. Berlin 1845. Preis Mk. 8,50, antiquarisch Mk. 4,25.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Brendicke in Berlin W35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 2. 1895.

Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

594. Versammlung.

3. (2. Arbeits-) Sitzung des XXXI. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 9. Februar 1895, Abends 7 Uhr, im

Rathhause, Zimmer Nr. 63.

Eingang von der Jüdenstraße.

Vortrag des Herrn Rektors W. Bonnell: „Friedrich Wadzeck und sein Berlinisches Wochenblatt" (die neueste Erwerbung der Vereinsbibliothek).

Herr P. Wallé: Mittheilungen über den Weißen Saal im Königlichen Schlosse (unter Vorlage von Abbildungen).

---

595. Versammlung.

4. (1. öffentliche) Sitzung des XXXI. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 23. Februar 1895, Abends 7 Uhr im

Bürgersaale des Rathhauses.

Eingang von der Königstraße.

Vortrag des Herrn Archivrathes Dr. Bailleu: „Prinz Louis Ferdinand."

Für die Mitglieder und deren Damen werden die ersten Reihen der Mittelplätze bis zum Beginne des Vortrages freigehalten. Um pünktliches Erscheinen wird gebeten.

Zur Voranzeige möge dienen, daß am 9. März eine öffentliche Sitzung und am 23. März eine Arbeitssitzung stattfindet. (Vortrag von Herrn H. Busse.)

An jedem Sonnabend, an welchem weder eine öffentliche noch eine Arbeitssitzung stattfindet, treffen die Mitglieder in dem zur ebenen Erde belegenen Vereins-Zimmer im Deutschen Dome auf dem Gendarmenmarkte (Aufgang von der Taubenstr.) Nachmittags von 6 bis 8 Uhr gesellig zusammen. Bibliothek und Archiv, welche sich gleichfalls im Deutschen Dome befinden, sind ebenda durch Vermittelung des Archivars und Bibliothekars zugänglich. Die Herren H. Guiard und Rektor Bonnell sind meist schon von 5 Uhr ab dort anwesend.

Statuten, Mitgliedskarten, Anmeldeformulare für neue Mitglieder sind jederzeit vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke, Berlin W. 35, Kurfürstenstraße 41 I, zu beziehen. Die Anmeldeformulare sind deutlich und vor allen Dingen vollständig auszufüllen, sonst verzögert sich die Aufnahme und die Zusendung der Vereinsschriften.

Den neu eintretenden Mitgliedern wird das von einer Liederbuch-Kommission herausgegebene „Berlinische Liederbuch" hierdurch bestens zur Anschaffung empfohlen. Es enthält eine Fülle von Vereins- und Festliedern echt berlinischen Gepräges, zum Theil von Mitgliedern verfaßt, und ist für 60 Pf. vom Vereinsboten Ullrich zu beziehen.

Schiller-Theater.

Der Spielplan für die nächsten 11 Vorstellungen, den die Direktion den Abonnenten kundgiebt mit der Bemerkung, daß Veränderungen, die sich als nothwendig erweisen, vorbehalten sind, wird folgender sein:

1. Kabale und Liebe	Fr. Schiller.
2. Das letzte Wort oder Der Schwabenstreich	Fr. v. Schönthan.
3. Gracchus, der Volkstribun	Adolf Wilbrandt.
4. Ultimo	G. v. Moser.
5. Die Karolinger	E. v. Wildenbruch.
6. Zopf und Schwert	K. Gutzkow.
7. Don Carlos	Fr. Schiller.
8. Der Schwabenstreich oder Das letzte Wort	Fr. v. Schönthan.
9. Verschwender	Raimund.
10. Lumpaci Vagabundus	Nestroy.
11. Ein toller Einfall	Laufs.

Die verehrlichen Vorstände von Vereinen, Gesellschaften und Museen, mit welchen der „Verein für die Geschichte Berlins" in Schriftenaustausch steht, werden hierdurch freundlichst ersucht, alle Jahresberichte, Mittheilungen und sonstigen Drucksachen nicht an die Expedition unserer Vereinsschriften, Königliche Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, nicht an einzelne Vorstandsmitglieder, auch nicht nach dem Vereinslokal, dem deutschen Dom, zu senden, sondern einzig und allein zu adressiren: Herrn Geh. Archivrath B. Reuter, 1. Vorsitzender des Vereins für die Geschichte Berlins, Berlin C., Klosterstraße 76.

Die Einziehung der Mitgliedsbeiträge für das 1. Halbjahr 1895 findet durch den Vereinsboten Ullrich in den Monaten Februar und März statt. Die Beiträge der Berliner Mitglieder werden durch den Vereinsboten gegen Quittung abgeholt; die der auswärtigen und in den Vororten wohnenden Mitglieder sind bis spätestens 14 Tage nach dem 1. Februar durch Postanweisung nebst Bestellgeld an den Vereinsboten Ullrich, Berlin C., Alte Schönhauserstr. 5, zu senden (nicht an den Schatzmeister unmittelbar, auch nicht an sonstige Vorstandsmitglieder).

Bei der Einziehung der Beiträge überreicht der Vereinsbote das Mitglieder-Verzeichniß für 1895. Etwaige Standes- oder Wohnungsveränderungen (event. für den 1. April 1895), die etwa noch nicht gemeldet sind und berücksichtigt werden sollen, mögen sofort dem Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke angezeigt werden.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neues Mitglied ist aufgenommen:

Herr Ernst Wilke, i. F. Heinrich Schultze, Papierhandlung, W. Behrenstr. 28.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Karl Wichmann, Kaufmann, Schöneberg, Hauptstraße 107. Einf.: Herr P. Roesner.

- Hugo Hoffmann, Fabrikbesitzer i. F. Hoffmann & Tiede, SW. Belleallianceсtraße 81. Einf.: Herr Karl Krafft.

Wohnungsveränderungen:

Herr Gerichtsassessor Techow, SW. Königgrätzerstraße 126.

Bericht über die Hauptversammlung
am Sonnabend, den 19. Januar 1895, im Bürgersaal des Rathhauses.

Der erste Vorsitzende, Herr Geh. Archivrath B. Reuter, eröffnete um 7½ Uhr die Versammlung mit dem Wunsche, daß die Mitglieder fest zueinander halten und sich, wie bisher, das gegenseitige Wohlwollen bewahren möchten. Der Verein, der manche Kämpfe zu bestehen gehabt habe, könne mit Vertrauen jetzt in die Zukunft blicken.

Die Einladungen sind durch die Vereins-Mittheilungen und durch die vorliegenden Nummern der Vossischen Zeitung und der National-Zeitung vom 9. Januar 1895 vorschriftsmäßig und rechtzeitig erfolgt. Nach Eintreffen des 53. Mitgliedes wurde laut § 15 des revidirten Statutes vom 26. November 1881 die Beschlußfähigkeit der Versammlung ausgesprochen.

1. Der Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke verliest darauf den Bericht über die Thätigkeit des Vereins im Jahre 1894.

Das verflossene 30. Vereinsjahr war eine Zeit ruhiger Entfaltung aller Kräfte im Leben des Vereins. Die Einrichtungen und Gepflogenheiten, die in dem Verein sich seit Jahren bewährt haben, zeigten sich auch im vergangenen Jahre als zweckdienlich und förderlich. Durch vielseitige Inanspruchnahme der Mitglieder in den öffentlichen und Arbeits-Sitzungen, auf Wanderfahrten, Ausflügen und im Deutschen Dom sind die Ziele des Vereins wesentlich gefördert worden. Die früheren finanziellen Schwierigkeiten, mit denen der Verein jahrelang kämpfte, sind gänzlich überwunden und der Verein befindet sich in einer geordneten Verwaltung, in der die Ausgaben mit den Einnahmen in Einklang stehen.

Nach außen hat die Arbeit des Vereins von Neuem Anerkennung gefunden durch die in Eisenach erfolgte Wiederwahl zum Vorort des „Gesammtvereins der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine". Wesentlich haben zur Erreichung dieses Zieles die beiden Vorsitzenden, Herr Geh. Archivrath Reuter und Herr P. Wallé, sowie Herr Professor Dr. Brecher beigetragen.

Ueber die einzelnen Zweige der Vereinsthätigkeit ist Folgendes zu berichten:

Das Organ des Vereins, die „Mittheilungen", welche in ihrem 11. Jahrgange nebst Titel und Inhaltsangabe abgeschlossen vorliegen und unter der verantwortlichen Leitung des Hauptschriftwartes herausgegeben wurden, brachte außer der ausführlichen Wiedergabe aller öffentlichen Vorträge im Interesse derjenigen Mitglieder, die an den Sitzungen

theilzunehmen verhindert sind, eine Reihe selbständiger Forschungen kleineren und größeren Umfanges, wie von Dr. P. Clauswitz, Aeltere und neueste Erklärungen des Ortsnamens Berlin, von Edm. Müller, Die Zauberflöte in Berlin, Dr. P. Clauswitz, Sympathien in Berlin für die Polen, Dr. Holtze, Aus den Erinnerungen eines Fr. Wilh. Gymnasiasten, Dr. Brendicke, Kranzlers Ecke, P. Roth, Die akademische Hochschule für Musik.

Die auf Anregung unseres Mitgliedes, Herrn Edmund Müller — Charlottenburg beschlossene Wiedereinführung des „Fragekastens" hat sich bewährt. Nur wenige Fragen blieben ungelöst und eine noch eingehendere Benutzung dieses anregenden Mittels zur Mitarbeit möglichst vieler Kräfte darf den Mitgliedern empfohlen werden. Daß die „Mittheilungen" auch außerhalb des Vereins ein besonderes Interesse beanspruchen dürfen, geht aus der großen Zahl der Gesuche um Austausch der Schriften seitens bedeutender Korporationen hervor. Der vor zwei Jahren gewählte Redaktionsausschuß stand dem Herausgeber hülfreich zur Seite.

Für das „Korrespondenzblatt des Gesammtvereins der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine" hatte Herr Hausarchivar Dr. Berner die Leitung der verantwortlichen Redaktion übernommen.

Beide Organe erscheinen in der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, sind daselbst für Nichtmitglieder käuflich und werden von dort aus expedirt. Die behufs Neudruckes des Mitglieder-Verzeichnisses jüngst erfolgte Prüfung aller Adressen und ihres Bestellbezirkes wird zur Folge haben, daß Verzögerungen und Irrthümer bei der Versendung in Zukunft ausgeschlossen sind.

Unser Verein war, abgesehen von der Eisenacher General-Versammlung, an welcher als Vorstandsmitglieder unsere beiden ersten Vorsitzenden, Herren Geh. Rath B. Reuter und P. Wallé, und außerdem mehrere Mitglieder theilnahmen, vertreten bei dem 25jährigen Stiftungsfest des Vereins „Herold" am 2. und 3. November durch den ersten Vorsitzenden. Zur Beerdigung des am 23. Mai 1894 verstorbenen eifrigen Mitgliedes, des Lehrers Heinrich Wagener in Potsdam, entsandte der Verein den Hauptschriftwart Dr. Brendicke am 26. Mai mit einer Kranzspende.

Dem Fürsten von Bismarck wurde zu seinem 79. Geburtstage eine Adresse in Form einer Pergament-Urkunde übersandt, worauf Se. Durchlaucht am 17. April in einer Zuschrift dankte. Unserm Ehrenmitgliede, Herrn Th. Fotane, wurden zu seinem 75jährigen Geburtstage am 30. Dezember 1894 die besten Glückwünsche übermittelt, wofür der Jubilar in einem Handschreiben dankte. Zu dem Friesack-Denkmal leistete der Verein eine Beisteuer von 150 Mk.

Ernennungen von korrespondirenden Mitgliedern fanden nicht statt. Dem Andenken unseres verstorbenen korrespondirenden Mitgliedes, Herrn Oberst v. Cohausen († 3. 12. 1894), ist in den „Mittheilungen" 1895 Nr. 1 ein längerer Nachruf gewidmet worden. (Sein wohlgelungenes Porträt, das uns von der Redaktion des „Korrespondenzblattes" gütigst zum Abdruck überlassen wurde, befindet sich auf Seite 17.)

Eine Mitglieder-Liste ist für das Jahr 1894 nicht ausgegeben worden; die Erneuerung für 1895 hat sich aber als dringend nothwendig herausgestellt.

Die silberne Vereins-Medaille für Förderung der Vereinszwecke überreichte im Auftrage des Vorstandes gelegentlich des Stiftungsfestes am 28. 1. 1894 der erste Vorsitzende dem in bewegter Zeit um den Verein wohlverdienten Herrn Professor Dr. Alwin Wagner, der für den „Lorbeerkranz im Frieden" in warmen Worten dankte; ferner erhielt diese Medaille der Herausgeber der Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Berlin, Herrr Regierungs-Baumeister Rich. Borrmann, der für die ihm zu Theil gewordene Auszeichnung dem Verein seinen Dank schriftlich ausgesprochen hat.

A. Mitglieder-Statistik.

Die Gesammtzahl unserer Mitglieder belief sich zu Beginn des XXXI. Vereinsjahres auf 600.

Es sind, abgesehen von zwei Mitgliedern, die im Laufe des Jahres wieder austraten, bis zum heutigen Tage 43 neue Mitglieder hinzugetreten, 40 dagegen ausgeschieden, deren Namen nicht mehr gemeldet werden, und 13 sind verstorben. Die gegenwärtige Anzahl beträgt sonach 590.

Es verstarben 13:

Dr. Vater, Oberstabsarzt († 2. 7. 94),	Mitglied	seit	1884
Leo Alfieri († 18. 6. 94 in Schandau),	„	„	1874
Ferd. Schmidt, Gutsbesitzer († 11. 2. 94),	„	„	1893
Heinrich Wagener, Lehrer († 23. 5. 94),	„	„	1868
Louis Sixtus sen., Kaufmann († 7. 1. 94),	„	„	
Frhr. Albertus v. Ohlendorff in Hamburg († 20. 1. 94),	„	„	
v. Le Coq, Kaufmann († 25. 1. 94),	„	„	1891
Trümpelmann, Dachdeckermeister († 23. 3. 94),	„	„	1871
Adolf Graßhoff, Bureauvorsteher († 13. 6. 94),	„	„	1883
E. Elsholtz, Weingroßhändler († 27. 7. 94),	„	„	1889
Scharnweber, Geh. Reg.- und Landrath,	„	„	1865
Gustav Adolf Weber, Kaufmann († 11. 11. 94),	„	„	1868
Warnecke, Geh. Rechn.-Rath († 25. 11. 94),	„	„	1890

B. Vereinsschriften.

Zu Anfang des Monats Oktober gelangte Heft XXXI der „Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins“ zur Ausgabe. Wie in den beiden Vorjahren wurde das Heft nicht von einem Einzelnen geliefert, sondern aus mehreren Arbeiten zusammengestellt. Es enthält folgende Aufsätze:

1. Die Berolinensien des Peter Hafftiz (Märk. Chronist des 16. Jahrh.). Von Dr. Fr. Holtze.

2. Eine Denkschrift über Berliner Manufakturverhältnisse aus dem Jahre 1801. Von Dr. Otto Hintze (aus der Feder des Geheimen Kriegsraths Kunth).

3. Kritische Uebersicht über die Litteratur zur Geschichte Berlins. Von Dr. P. Clauswitz.

4. Denkschrift des Berliner Stadtrathes Dracke über die Nachtheile der Gewerbefreiheit aus dem Jahre 1818. Von Ernst Berner, Hausarchivar.

Das Heft enthält 180 Seiten gegen 130 Seiten der Hefte der Vorjahre, also etwa 3 Bogen mehr als bisher. Auf Beschluß des Vorstandes wurde infolge Anregung seitens des Redaktionsausschusses den Mitarbeitern ein Honorar gezahlt.

C. Schriftenaustausch.

Den im VIII. Jahrgang S. 26, IX. S. 15 und X. S. 16 aufgeführten Vereinen, mit denen wir im Schriftenaustausch stehen, sind beigetreten

Nr. 77. Königl. Gesellschaft der Wissenschaften (Dr. Ehlers), Göttingen.

Nr. 78. Bibliothek und historisches Museum (Dr. Glossy) in Wien.

Nr. 79. Königliche öffentliche Bibliothek in Stuttgart.

Ohne Gegenleistung erhalten, wie bisher, unsere Schriften:

1. Das Kgl. Geh. Staatsarchiv zu Berlin,
2. Die Kgl. Bibliothek in Berlin,
3. Die Kgl. Univ.-Bibliothek in Berlin,
4. Die Kaiserl. Univ.-Bibl. zu Straßburg i. E.,
5. Das städtische Archiv zu Berlin,
6. Der Magistrat zu Stendal,
7. Der Verein für die Kunstgewerbe,
8. Die Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums,
9. Das Königliche Museum für Völkerkunde,
10. Das Zeitungs-Museum in Aachen.

D. Sitzungen.

Im Jahre 1894 sind 20 Versammlungen abgehalten worden: 6 öffentliche, 7 Arbeitssitzungen und 7 außerordentliche Versammlungen. Die letzteren fanden statt:

am 28. Januar im Hôtel Impérial (Feier des Stiftungsfestes),

am 11. April im Königl. Marstall (Vortrag des Herrn Dr. Brendicke),

am 20. Mai in Belzig und Wiesenburg (Vortrag des Herrn Dr. Béringuier),

am 6. Juni im Schlosse Buch (Vortrag des Herrn Pfarrers Gareis),

am 1. Juli in Tangermünde (Vortrag des Herrn Lehrers Hengst),

am 29. August in Strausberg (Vortrag des Herrn Oberlehrers Seyffert),

am 12. September auf dem städtischen Centralfriedhof (Vortrag des Herrn Stadtverordneten Matterne).

Die Schaffung des Wanderfahrts-Ausschusses hat sich von Neuem bestens bewährt, jedoch fiel die Thätigkeit nicht auf 7, wie bisher, sondern auf 5 Mitglieder, da die Herren Dir. E. Wellnitz und Ad. Schadt ihr Amt niederlegten. Die Absicht, für den ganzen Sommer im Voraus einen Wanderplan zu entwerfen, ließ sich nicht zur Ausführung bringen, da nicht nur zeitliche und örtliche Verhältnisse, sondern auch die Personenfrage des Vortragenden und die Witterung oft unüberwindliche Schwierigkeiten bieten.

E. Vorträge.

Es wurden in 6 öffentlichen Sitzungen folgende Vorträge gehalten:

1) 10. 2. 94. Dr. R. Brode: Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg.

2) 10. 3. 94. Dr. E. G. Bardey: Die Franzosen im Havellande 1806/8.

3) 14. 4. 94. Dr. O. Herrmann: Die Eroberung Berlins im Jahre 1760.

4) 27. 10. 94. Dr. Goerlitzer: Ein Besuch am Rheinsberger Hofe im Jahre 1766.

5) 17. 11. 94. Prof. Dr. Brecher: Berlin im Jahre 1806.

6) 15. 12. 94. Dr. E. Wolff: Aus dem Leben des Hofpredigers D. E. Jablonski.

In den Arbeitssitzungen brachten längere oder kürzere Auseinandersetzungen und Vorträge:

1) 31. 3. 94. Rektor Bonnell: Einiges aus der Schlacht bei Großbeeren.

2) 31. 3. 94. Dr. Clauswitz: Aeltere und neueste Erklärungen des Ortsnamens Berlin.

3) 28. 4. 94. Dr. Meinecke: Die älteste Organisation der Landwehr in Berlin.

4) 13. 10. 94. Geh.-Rath Reuter und P. Wallé: Die General-Versammlung in Eisenach.

5) 24. 11. 94. Dr. Holtze: Aus den Briefen des Grafen Königsmarck.

6) 8. 12. 94. Geh.-Rath Reuter: Nekrolog auf Geh. Rechn.-Rath Warnecke.

7) 8. 12. 94. Dr. Holtze: Vorlegen von Bildern betr. den Prozeß des Müllers Arnold (Berlin 1779).

8) 8. 12. 94. Dr. Brendicke: Das Haus Rungestraße 17.

Aus dem Vorgeführten ergiebt sich eine rührige und rüstige Thätigkeit des Vereins, die nicht ohne Erfolge geblieben ist. Möge die Kenntniß der Geschichte unserer Vaterstadt durch unsere Mitarbeit Gemeingut immer weiterer Kreise werden und der Sinn für heimathliche Sitten und Gebräuche, Denkmäler und Alterthümer uns erhalten bleiben.

Der vorstehende Bericht wurde mit Beifall und ohne Debatte angenommen.

2. Herr Amtsgerichts-Sekretär H. Guiard giebt darauf den

Bericht des Bibliothekars.

Die Vereinsbibliothek hatte sich im verflossenen Jahre vielfacher werthvoller Zuwendungen zu erfreuen, für welche der Verein den Herren Geschenkgebern den verbindlichsten Dank ausspricht. Auch die Benutzung der Bibliothek war eine recht rege, da mehrere Hundert Bände verausgabt worden sind. Es wird hierbei die Hoffnung ausgesprochen, daß der neue Katalog der Büchersammlung, der druckfertig hergestellt ist und sämmtliche bis jetzt eingegangenen Werke enthält, den Mitgliedern ein willkommenes Handbuch sein möge, da er über den Bestand der Bibliothek eine vollständige Uebersicht gewährt und somit eine noch ausgedehntere Benutzung des reichhaltigen litterarischen Materials ermöglichen wird.

An Tauschschriften der mit uns im Schriftenaustausch stehenden Vereine sind 125 Exemplare im Laufe des verflossenen Jahres eingegangen; durch Ankauf sind erworben:

- Bassewitz: Die Kurmark Brandenburg rc. 4 Bände.
- Buchholz: Versuch einer Geschichte der Kurmark Brandenburg. 6 Bände.
- Holtze: Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg-Preußen. 2 Bände und
- Nützliches und unterhaltendes Berlinisches Wochenblatt. Herausgegeben von Friedrich Wadzeck. Berlin 1809 bis 1817. 9 Bände.

Die weiteren Mittel des Bibliothek-Etats sind für den nothwendigen Einband der Bücher verwendet worden.

Am Schluß des Jahres 1893 hatte die Büchersammlung einen Bestand von . . 4172 Nummern.
Von den im Laufe des Jahres 1894 eingegangenen Drucksachen haben 71
neue Nummern erhalten, somit
zählt die Büchersammlung jetzt . 4243 Nummern.

An Karten, Bildern und Porträts waren am Schlusse des Jahres 1893 vorhanden 2148 Nummern.
Neu eingegangen sind im Jahre 1894 . . . . 18 "
so daß die Sammlung jetzt einen Bestand hat von . . . . 2166 Nummern

3. Herr Rektor W. Bonnell verliest darauf den

Bericht des Archivars.

Im Jahre 1894 ist die 1893 im Archive begonnene Thätigkeit in gleicher Weise fortgesetzt und erheblich gefördert worden.

Sie betraf in der Hauptsache vier Punkte, nämlich

1. die Registrirung der eingelaufenen Schriftstücke;
2. die Neuordnung des Akten-Repositoriums;
3. die Fortsetzung der Inventarisirung;
4. die Pflege der Vereinsschriften.

ad 1. Die Registrirung der eingegangenen Schriftstücke in dem Hauptbuche und ihre Einfügung in die Akten geschah regelmäßig nach erfolgter Einlieferung in das Archiv und nahm einen bedeutenden Umfang an.

ad 2. Das Akten-Repositorium wurde neu und übersichtlicher geordnet, eine Arbeit, welche den Haupttheil der verfügbaren Zeit in Anspruch nahm.

ad 3. Die Inventarisirung des Inhaltes des Archivs schritt weiter und befaßte sich vornehmlich mit einer Fülle von werthvollem Material, Urkunden, Curiosa, Zeitungsausschnitten und Abschriften wichtiger Dokumente, die, zumeist Geschenke vergangener Zeiten, schon lange der ordnenden Hand gewartet haben. Als neue werthvolle Erwerbungen des Archivs sind die aus dem Verein für Märkische Geschichte erworbenen 10 Clichés zu vermerken.

ad 4. Die Druckschriften des Vereins wurden geordnet und theilweise gezählt. Aber nur die wenigen Monate des Sommers geben Zeit und Gelegenheit für diese Arbeit, und es kostet schwere Mühe, das umfangreiche Material in den beschränkten und dem Staube leicht zugänglichen Räumen ausreichend zu schützen. Zumal im Winter, wenn die Kälte einen längeren Aufenthalt in dem unheizbaren Archive ähnlich wie in der Bibliothek unmöglich macht; dann müssen eben manche Arbeiten ruhen.

Die rege Theilnahme an den Aufgaben des Vereins giebt sich in dem Eifer zu erkennen, mit

dem viele Mitglieder aus unseren Druckwerken ihre eigenen Sammlungen zu vervollständigen sich bemühten. Der Vorstand ist diesem Streben durch Herabsetzung der Preise für Mitglieder in weitgehendster Weise entgegengekommen, und es war die erfreulichste Thätigkeit des Archivars, dasselbe nach Möglichkeit befriedigen zu können.

Aus dem unserm Archive zugehenden Schriftstücken ergiebt sich ein Schluß auf das im Vereine pulsirende Leben. Es ist normal und kräftig. Möge es so auch in diesem Jahre bleiben.

4. Der Schatzmeister Herr C. Gerold trägt den Kassenabschluß für 1894 vor und Herr Alexander Meyer Cohn den Bericht über die Louis Schneider-Stiftung und die Ch. v. Haagn'sche Schenkung.

Bericht des Schatzmeisters.

Einnahmen.

	M.	Pf.	M.	Pf.
Titel I. Ueberschuß aus dem Vorjahre.				
Baarbestand			1813	95
Titel II. Laufende Beiträge.				
a) von den Mitgliedern inkl. Magistratszuschuß	6722	—		
b) Immerwährende Mitglieder	72	—		
			6794	—
Titel III. Verkauf von Druckschriften.				
a) Folio- und Oktav-Schriften	184	43		
b) Mittheilungen	—	—		
			184	43
Titel IV. Außergewöhnliche.				
Verschiedenes			114	35
			8906	73

Ausgaben.

	M.	Pf.	M.	Pf.
Titel I. Lokal.				
a) Reinigung und Heizung	95	50		
b) Steuer	31	20		
c) Feuer- und Invaliden-Versicherung	20	10		
d) Neubeschaffung und Reparaturen	43	95		
e) Erleuchtung	19	75		
f) Rathhaussaal	117	—		
			327	50
Titel II. Drucksachen.				
a) Schriften	3436	83		
b) Insertionen	56	70		
			3493	53
Titel III. Schreib-Utensilien.				
Papier, Federn, Umschläge			5	40
Titel IV. Porti und Depeschen.				
Ausgabe für dieselben			58	96
			3785	39

	Mk.	Pf.	Mk.	Pf.
Uebertrag:			3785	39
Titel V. Vereinsbote.				
Gehalt			900	—
Titel VI. Bibliothek und Reinschriften.				
a) Bibliothek	261	42		
b) Reinschriften	87	25		
			348	67
Titel VII. Außergewöhnliche.				
a) Reisekosten u. s. w.	349	10		
b) Verpackung und Transporte	7	25		
c) Abonnements	27	80		
d) Zuschußgelder	250	—		
e) Gratifikationen	60	—		
Louis Schneider-Stiftung. 25 % von M. 1791.10	447	75		
			1141	90
Zur Disposition pro 1895			1030	77
Bestand am 31. Dezember 1894			1600	—
			8906	73

A. Louis Schneider-Stiftung.

Einnahmen.

Monat	Tag		Betrag Mark	Pf.
1894				
Januar	2.	An Saldo	1253	67
April	12.	" Zinsen v. M. 150 Preuß. 4% Consols	3	—
		" " " " 4200 Dtsch. 4% R.-Anl.	84	—
Juni	30.	" " " " 16950 Prß. 4% Consols	339	—
September	30.	" " " " 150 do.	3	—
		" " " " 4200 Dtsch. 4% R.-Anl.	84	—
Dezember	31.	" " " " 16950 Prß. 4% Consols	339	—
		" Carl Gerold	400	—
			2505	67
1895				
Januar	2.	An Bestand	1352	67

Ausgaben.

Monat	Tag		Betrag Mark	Pf.
1894				
Januar	10.	Per M. 1000 Preuß. 4% Consols	1075	—
Dezember	31.	" Beitrag für immerwähr. Mitglieder	78	—
		" Saldo	1352	67
			2505	67
1895				
Januar	8.	Per M. 1200 Preuß. 3½ % Centr. Bodencredit-Communal-Obligat.	1210	10

Im Depot befinden sich:
M. 16950 — Preuß. 4% Consols J/J.
" 150 — Preuß. 4% Consols A/O.
" 1200 — Preuß. Centr.Bodencred. 3½%Comm. Obl.
" 4200 — Deutsche 4% Reichs-Anleihe A/O.

B. v. Hagnsches Legat.

Einnahmen.

Monat	Tag		Betrag Mark	Pf.
1894				
Januar	2.	An Saldo	1181	75
April	12.	„ Zinsen v. M. 54700 Dtsch. 5% R.-Anl.	520	50
Juni	30.	„ „ „ „ 1400 Preuß. 4% Consols	28	—
September	30.	„ „ „ „ 54700 Dtsch. 5% R.-Anl.	520	50
Dezember	31.	„ „ „ „ 1400 Preuß. 4% Consols	28	—
			2278	75
1895				
Januar	2.	An Saldo	1232	85

Ausgaben.

Monat	Tag		Betrag Mark	Pf.
1895				
Januar	2.	Per M. 1200 Deutsche 5% Reichs-Anl.	1045	90
Dezember	31.	„ Saldo	1232	85
			2278	75
1895				
Januar	8.	Per M. 1200 Preuß. 3½% Centr. Boden-credit-Commun. Oblig.	1216	10

Im Depot befinden sich:
M. 54700 — Deutsche 5% Reichs-Anleihe A/O.
„ 1400 — Preuß. 4% Consols J/J.
„ 1200 — Preuß. 3½% Central-Bodencredit-Communal-Obligationen A/O.

Diese Berichte werden angenommen. Zu dem Kassenbericht bemerkt der Vorsitzende, daß das günstige Ergebniß eine Folge weiser Sparsamkeit sei. Es sei ermöglicht worden, für die Beiträge zu dem grünen Heft mäßige Honorare zu zahlen. Der Druck des Bücherkataloges und des Mitgliederverzeichnisses stellen weitere Anforderungen an die Kasse. Der Vorsitzende spricht im Anschluß daran den städtischen Behörden den wärmsten Dank aus für die Gewährung des Zuschusses von 500 Mark für das Jahr 1894 und giebt der Hoffnung Raum, daß die städtischen Behörden auch in Zukunft dem Verein diese Beihilfe gewähren werden.

Herr Kahle giebt darauf den Revisionsbericht und beantragt die Entlastung, die ertheilt wird.

5. Zu Prüfern der Rechnungen behufs Ertheilung der Entlastung werden durch Zuruf wiedergewählt die Herren Oberinspektor Ad. Hagemeyer, Konsul P. Kahle und Kaufmann F. Lindenberg. Die Gewählten nehmen die Wahl an. (Der nicht anwesende Herr Hagemeyer gab seine Erklärung nachträglich ab.)

6. Der Schatzmeister legte darauf den Entwurf des Vereinshaushaltes vor, der unverändert zur Annahme gelangt.

Haushaltungsplan für das Jahr 1895.

A. Einnahmen.

	M.	Pf.	M.	Pf.
Titel I. Ueberschuß aus dem Vorjahre.				
Baarbestand			1600	—
Titel II. Laufende Beiträge.				
a) von den Mitgliedern einschließlich Magistrats-Zuschuß	6200	—		
b) von immerwährenden Mitgliedern	72	—		
			6272	—
Titel III. Verkauf von Druckschriften.				
a) Folio- und Oktav-Schriften b) Verkauf von Mittheilungen			180	—
Titel IV. Außergewöhnliche.				
Verschiedenes			108	—
			8160	—

B. Ausgaben.

	M.	Pf.	M.	Pf.
Titel I. Lokal.				
a) Reinigung und Heizung	110	—		
b) Steuer	31	—		
c) Feuer- und Invaliden-Versicherung	21	—		
d) Neubeschaffung und Reparaturen	45	—		
e) Lokal-Erleuchtung	24	—		
f) Rathhaussaal	120	—		
			351	—
Titel II. Drucksachen.				
Vereinsschriften, Insertionen u. s. w.			4300	—
Titel III. Schreib- und Bureau-Kosten.				
Papier, Federn, Umschläge u. s. w.			10	—
Titel IV. Porti und Depeschen.				
Ausgabe für dieselben			80	—
Titel V. Vereinsbote.				
Gehalt und Remunerationen			975	—
Titel VI. Bibliothek und Reinschriften.				
a) Bibliothek	540	—		
b) Reinschriften	60	—		
			600	—
Titel VII. Außergewöhnliche.				
a) Reisekosten	400	—		
b) Verpackung und Transporte	14	—		
c) Abonnements	30	—		
			444	—
Louis Schneider-Stiftung. 25% von M. 1600			400	—
Zur Verfügung für 1895			1000	—
			8160	—

7. Die Versammlung schreitet zur Wahl des 2. Vorsitzenden an Stelle des Herrn Architekten P. Wallé. Der Vorsitzende giebt bekannt, daß der Scheidende aus Gesundheitsrücksichten und wegen Ueberbürdung mit anderen Arbeiten sein Amt niederlege, das er mehrere Jahre gerade in kritischer Zeit mit Thatkraft und Umsicht geführt habe. Er werde auch in Zukunft treu zum Verein stehen und die persönlichen Beziehungen aufrecht erhalten. Der 1. Vorsitzende theilt den Entschluß des Vorstandes mit, der Versammlung den bisherigen 3. Vorsitzenden Dr. Holtze für diese Stelle zu empfehlen und als 3. Vorsitzenden Herrn Regierungs- und Baurath P. Küster vorzuschlagen, lehnt es aber ab, damit einen Präjudizfall schaffen zu wollen für ein stetes Aufrücken in den Vorstandsstellen.

Das Wahlergebniß wird festgestellt durch die Herren F. Lindenberg, Konsul Kahle und Hoflieferant Leo. Von 53 Stimmen fallen 35 auf Herrn Amtsrichter Dr. Holtze, 17 auf Herrn Reg.-Rath P. Küster, 1 auf Herrn Dr. Béringuier. Herr Dr. Holtze ist gewählt und nimmt die Wahl im Hinblick auf das „nicht unverdient" ihm erwiesene Vertrauen an.

Zum 3. Vorsitzenden wird darauf mit 47 Stimmen Herr Regierungs- und Baurath P. Küster gewählt, der die Wahl dankend annimmt. (5 Stimmen waren ungiltig.)

8. Als geschäftliche Mittheilung wird verkündet, daß die Feier des Stiftungsfestes am 28. Januar 1895 in Arnims Festsälen um 7½ Uhr beginne.

Der Vorsitzende schließt die Hauptversammlung um 8½ Uhr.

Der „Verein für die Geschichte Berlins" beging am 28. Januar in den Räumen des Hôtel Impérial (früher Arnim) die Feier seines 30. Stiftungsfestes. Etwa 240 Personen waren gegen 8 Uhr in den Vorsälen zur Begrüßung erschienen und betraten darauf unter den Klängen des Tannhäuser-Marsches den Festsaal. Bei der Tafel gab der erste Vorsitzende Herr Geh. Archivrath B. Reuter einen Ueberblick über die Entwickelung des Vereins und gedachte der Gründer des Vereins, besonders des Hofrathes Louis Schneider, des Bürgermeisters Seydel, des Magistrats-Sekretärs Ferd. Meyer u. A. Der Verein gehöre jetzt mit etwa 600 Mitgliedern zu den größten historischen Vereinen in Deutschland und stehe nach der Wahl des Eisenacher Delegirtentages wiederum an der Spitze von mehr als 100 geschichtsforschenden Gesellschaften. Der Redner schloß mit einem begeisterten Hoch auf Se. Majestät Kaiser Wilhelm II., den erhabenen Protektor des Vereins. Im Namen des Vereins überreichte sodann Herr Amtsrichter Dr. Holtze dem ersten Vorsitzenden, unter eingehender Würdigung der Verdienste desselben, die silberne Medaille für Förderung der Vereinszwecke, worauf Herr Direktor Walden die wohlwollende Stellung des Magistrates von Berlin und dessen segensreiche Thätigket für die Belebung des historischen Sinnes in der Reichshauptstadt hervorhob, in der eigentlich jeder Bürger der „geborne Krakehler" sei. Der Erlaß des Kaisers über die Verschönerung der Siegesallee durch Errichtung von Bildsäulen hohenzollernscher Fürsten, verdienter Feldherren und Staatsmänner ehre die Stadt und bereite den Freunden vaterländischer Geschichte eine große Genugthuung. Herr Premier-Lieutenant a. D., Königl. Bibliothekar M. Gritzner gedachte der Damen in humorvollen Versen, und Herr C. Gerold brachte dem aus den Mitgliedern Lindenberg, v. Kesteloot, Leo, Dr. Brendicke und E. Winterfeld bestehenden Festausschuß ein Hoch. Ein „Nordischer Kaisersang" von Dr. Fr. Holtze nach dänischer Melodie und ein recht sangbares Festlied „Einst und Jetzt" lokalgeschichtlichen Inhaltes von Dr. H. Brendicke würzten das Mahl. Den Uebergang zu dem Festball bildete eine von einem Herold durch einen Prolog eingeleitete, von dem Königl. Tänzer Herrn Rohrbeck einstudirte Quadrille von acht Paaren Patriziern des 16. Jahrhunderts, die in würdevoller Haltung und in gemessenen Rhythmen einherschritten, und eine Quadrille von zehn Paaren jüngerer heiterer Fischersleute, deren kleidsame Kostüme die bekannte Firma Verch und Flothow geliefert hatte. Die schönen Stunden des Festes, das erst beim Morgengrauen seinen Abschluß fand, werden allen Theilnehmern in bester Erinnerung bleiben.

Theilnehmer an der Patrizier-Quadrille waren:
Herr Leo und Frau Damköhler, Herr und Frau Dr. Béringuier, Herr und Frau Werder, Herr und Frau Dr. Brendicke, Herr und Frau Hellmich, Herr und Frau Blanke, Herr Hugo Brendicke und Frau Freytag, Herr Rühe und Frl. Muret (für Frau Rühe, die plötzlich erkrankte).

Theilnehmer an der Fischer-Quadrille waren:
Die Herren Koch, Levin, Erwin Meyer, Ahrends, E. Dobler jun., Hagemeyer, Herm. Müller, Glienicke, Godet, Altherr und die Damen Frl. Freytag, Tretropp, Walter, Bonnell, Walden, Helene Meyer, Kahle, Wellnitz, Hagemeyer, Marg. Leo.

Den Prolog als Herold sprach Herr Nerrlich.

Neuere Werke zur Geschichte Friedrichs des Großen.

In Nr. 3 und Nr. 6 der vorjährigen „Mittheilungen“ hat Friedrich Holtze eine Uebersicht über den Inhalt der ersten sechs Bände der „Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte“ gegeben und dabei darauf hingewiesen, wie rührig in den letzten Jahren die Geschichte Friedrichs des Großen bearbeitet worden ist. Im Anschluß hieran will ich die neuere Litteratur zur Geschichte Friedrichs kurz besprechen und die Leser mit dem augenblicklichen Stande der wissenschaftlichen Forschung bekannt machen.



Karl August v. Cohausen.

Der erste Platz in einer solchen Uebersicht gebührt zweifelsohne der Biographie Friedrichs des Großen, welche von Professor Reinhold Koser in Bonn begonnen ist. Koser veröffentlichte 1886 zum Gedächtniß des hundertjährigen Todestages König Friedrichs eine kleine musterhafte Schrift: „Friedrich der Große als Kronprinz.“ Ihr folgte vor zwei Jahren der erste Band der Regierungsgeschichte des Königs, der von der Thronbesteigung bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges führt. Für eine neue biographische Darstellung Friedrichs ist kein Anderer so geeignet wie Koser. Er hat in fünfzehnjährigem Studium mit dem vorhandenen Quellenmaterial und der fast schon unübersehbaren Litteratur sich gründlich vertraut gemacht und in verschiedenen Publikationen und Aufsätzen von der Sorgfalt seiner Forschung, der Schärfe seiner Kritik und der Gabe echt historischen Verständnisses Zeugniß abgelegt. Der bisher erschienene Theil seiner Biographie hat die gehegten Erwartungen voll erfüllt. Als einen besonderen Vorzug möchte ich die vollständige Verarbeitung des überreichen Stoffes und die glänzende Darstellung bezeichnen, ein Vorzug, der das Buch für die weitesten Kreise zur Lektüre empfiehlt. Dem nicht fachgelehrten Leser wird nicht zum Bewußtsein kommen, welche mühselige Arbeit und wie vielseitige Studien zu diesem Werke nöthig waren. Wer sich genauer unterrichten und einen Einblick in die Grundlagen der Darstellung und in die vom Verfasser benutzten Hülfsmittel gewinnen will, der findet in dem beigegebenen Anhang der Quellennachweise hinreichende Auskunft.

Koser hat in seiner Biographie den Nachdruck auf die Regententhätigkeit Friedrichs gelegt. Nach allen Richtungen hin verfolgt er diese mit gleicher Gründlichkeit. Geschickt führt er uns den Wirrwarr der diplomatischen Verhandlungen vor Augen, ohne sich je in unnützes Detail zu verlieren, klar und anschaulich ist das Bild, das er von den kriegerischen Begebenheiten entwirft, glanzvoll die Schilderung der Schlachten; da entfaltet sich der ganze Reichthum seiner stilistischen Begabung. Aber Koser beschränkt sich nicht auf die politischen und militärischen Ereignisse. Ebenso ausführlich behandelt er die innere Geschichte des Staates, Verwaltung und Rechtspflege, Wirthschafts- und Handelspolitik. Das ist um so dankbarer zu begrüßen, als gerade diese Seite der Regierung Friedrichs bisher nur in dem engen Kreise der Fachgelehrten die gebührende Beachtung und Würdigung gefunden hat.

Während so Koser einen Blick in die überaus vielseitige Arbeit des Königs thun läßt, ihn schildert in seinem rastlosen Bemühen für den Ruhm des Staates und die Wohlfahrt des Landes hat ein französischer Forscher, der Pariser Professor Ernest Lavisse, den Versuch gemacht, eine Analyse der geistigen Entwickelung Friedrichs zu geben.[1]) Lavisse hat bereits durch verschiedene Arbeiten über preußische Geschichte sich hervorgethan; er gehört zu der immer noch kleinen Zahl seiner Landsleute, die ein Verständniß für die Geschichte des preußischen Staates und seiner Herrscher besitzen und sich redlich bemühen, der nationalen Vorurtheile Herr zu werden. Sein Werk über Friedrich den

[1]) Lavisse, La jeunesse du Grand Frédéric, und Le Grand Frédéric avant l'avénement.

Großen — leider führen die beiden stattlichen Bände nur bis zur Thronbesteigung — zeugt von gründlicher Kenntniß der vorhandenen Litteratur und verdient, zumal in seinem zweiten Theile, alle Anerkennung. Der Verfasser verfolgt den Bildungsgang und die Entwickelung des jungen Friedrich bis ins einzelnste und kleinste Detail, stets bemüht, in das Geheimniß der Persönlichkeit seines Helden einzudringen. Mit feinem psychologischem Verständniß betrachtet er das Leben, die Denk- und Handlungsweise des jungen Fürsten. Das Ergebniß dieser Zergliederung ist die Erkenntniß, daß Friedrich in seiner Entwickelung ganz einzig dasteht. Friedrich — so führt der Verfasser aus — erzog sich selbst von früh an mit bewundernswerther Methode und mit unerbittlicher Konsequenz, er befreite sich von vornherein von allem Glauben und allen Illusionen; er tritt uns entgegen als ein reiner Verstandesmensch, als kalter Rechner. Ihm ist die erste Gabe des politischen Genies verliehen, die Fähigkeit, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind. Getrieben von einem nimmer ruhenden Willen zum Handeln, arbeitet er unermüdlich. Doch Skeptiker und Pessimist, hat er für Alles neben sich nur Haß und Verachtung, fragt er bei All und Jedem nur: was nützt es mir? Darum auch weihte er sein Leben dem preußischen Staate, denn er wußte, daß er damit seinem eigenen Ruhme lebte. Friedrich erscheint in den Augen von Lavisse als ein »égoiste terrible et superbe«, als ein »moi gigantesque«.

In ähnlicher Weise hat jüngst der gefeierte französische Historiker Taine den Charakter Napoleons gezeichnet. Taine erblickt in Napoleon einen Egoisten, der jeden Menschen nur so sieht, wie er ihn zu sehen das Bedürfniß hat, der nichts neben sich duldet, wenn es ihm nicht dienstbar ist, der Alles seinen persönlichen Zielen unterordnet und als ein »moi colossal« die menschliche Gesellschaft überragt, unaufhörlich angestachelt von der Leidenschaft seines Ehrgeizes. Es sind fast die gleichen Charaktereigenschaften, die Taine und Lavisse als die hervorstechendsten an ihren Helden bezeichnen. Und doch würde eine Identifizirung Friedrichs und Napoleons in diesem Sinne falsch sein. Denn so richtig Taine die dämonische Natur Napoleons erkannt hat, Lavisse hat trotz seines sorgfältigen Studiums Friedrichs Charakter nicht völlig erfaßt und ein wesentliches Moment nicht genügend betont. Friedrich lebte seinem eigenen Ich doch nur insoweit, als dies Ich wirklich mit seinem Staate identisch war. Das Eine, durch das all sein Denken und Handeln bestimmt wurde, war nicht so der persönliche Ehrgeiz als sein Königthum, seine Herrscherpflicht. Schon als Kronprinz stellte er die Forderung, daß ein Fürst sich selbst vergessen und sich ganz dem Wohle seines Landes aufopfern müsse, und bei seiner Thronbesteigung sprach er zu seinen Ministern die denkwürdigen Worte: „Ich denke, daß das Interesse des Landes auch mein eigenes ist, daß ich kein Interesse haben kann, welches nicht zugleich das des Landes wäre. Sollten sich beide nicht miteinander vertragen, so soll der Vortheil des Landes den Vorzug haben." Diesem Grundsatz ist Friedrich allzeit treu geblieben. Der Ruhm und das Glück des preußischen Staates galten ihm das Höchste, das Bewußtsein der Verantwortlichkeit für das Wohl und Wehe seiner Unterthanen, das Gefühl seiner landesherrlichen Pflichten blieben die Triebfedern seines Handelns.

Ganz anders Napoleon. Er gehörte durch seine Geburt dem italienischen Volke an, er war in seiner Jugend von glühendem Haß gegen alles Französische beseelt, er sah jederzeit in Frankreich nur ein Werkzeug zur Befriedigung seines persönlichen Ehrgeizes. Napoleon bietet in der That das Beispiel eines rücksichtslosen Egoisten, wie es die Weltgeschichte kaum zum zweiten Male aufzuweisen hat. Nicht so Friedrich. Dieser ging im Gegentheil ganz in den preußischen Staatsgedanken auf. In dem Bewußtsein der Pflicht gegen sein Vaterland liegt der Gegensatz zu dem Korsen. Sehr richtig betont daher Koser das wunderbare Pflichtgefühl Friedrichs, „den kategorischen Imperativ der Königspflicht". Das war das Element, welches die auseinanderstrebenden Neigungen der unendlich vielseitig veranlagten und von den schärfsten Gegensätzen erfüllten Persönlichkeit vereinte, das ihr inneren Halt und eine feste Richtung verlieh. Damit hat Koser den Charakter des Königs zutreffender gekennzeichnet, als es die minutiöse Detailarbeit von Lavisse vermochte. Trotzdem aber sei die Lektüre von Lavisse warm empfohlen, sie wird Jedem reichen Genuß gewähren.

Solche biographischen Darstellungen, wie sie Koser und Lavisse versucht haben, wären nicht möglich gewesen, wenn nicht zahlreiche Hände seit Langem das Quellenmaterial gesichtet und aus der Fülle das Wichtigste in Publikationen zur Benutzung vorbereitet, wenn nicht andere den neu gewonnenen Stoff in kleineren Schriften und Untersuchungen verwerthet und dem Biographen vorgearbeitet hätten. Bislang dunkle Partien sind auf diese Weise bereits

aufgehellt, ältere Streitfragen geschlichtet worden, freilich auch neue Kontroversen sind entstanden. Betrachten wir in kurzem Ueberblick, was in dieser Art in den letzten Jahren geleistet ist, welche Fortschritte gemacht sind und welche Lücken noch bleiben.

Am eifrigsten ist für die Aufklärung der politischen und militärischen Ereignisse bis zum Ende des siebenjährigen Krieges gearbeitet worden. Die große Publikation der „Politischen Correspondenz Friedrichs des Großen" ist mit dem 21. Bande bis zum Juni des Jahres 1762 vorgeschritten; sie umfaßt jetzt nicht weniger als 13 815 Nummern, eine überaus werthvolle und noch keineswegs erschöpfte Quelle. Für die Kriegsjahre ist auch die militärische Correspondenz des Königs in weitem Umfang darin aufgenommen; andere wichtige militärische Akten enthält das von der Historischen Abtheilung des Großen Generalstabes begonnene Werk: „Die Kriege Friedrichs des Großen", auf welches wir später noch zurückkommen werden. In der Sammlung der „Preußischen Staatsschriften aus der Regierungszeit König Friedrichs II." sind die offiziellen, von Preußen der Oeffentlichkeit übergebenen Schriften, wie Manifeste, Deklarationen u. dergl., ebenso die von der Regierung verbreiteten Flugschriften abgedruckt, alle mit sorgfältigen Einleitungen versehen, die über Entstehung, Zweck und Wirkung jedes einzelnen Schriftstückes Auskunft geben. Es ist dadurch erst recht offenbar geworden, welches Gewicht der König auf die publizistische Vertretung seiner Politik gelegt hat und wie sehr er stets bemüht war, seine Maßnahmen vor der Oeffentlichkeit zu rechtfertigen. Trotz seiner großen Arbeitslast fand er selbst noch Zeit für eine umfangreiche publizistische Thätigkeit, und solche Bedeutung maß er diesen Kundgebungen bei, daß er auch zuweilen eine fünf- bis sechsmalige Umarbeitung seiner Entwürfe nicht scheute. Der dritte und einstweilen letzte Band dieser Sammlung führt bis ins erste Jahr des siebenjährigen Krieges.

Durch diese Publikationen ist eine Reihe von kleineren Untersuchungen angeregt worden, auf die wir im Einzelnen nicht eingehen wollen. Nur zwei Streitfragen, die in letzter Zeit lebhaft behandelt wurden, seien genauer besprochen.

Vor Kurzem hat Professor Lehmann in Göttingen, bekannt durch seine Biographie Scharnhorsts, eine Schrift veröffentlicht unter dem Titel: „Friedrich der Große und der Ursprung des siebenjährigen Krieges." Der Verfasser rühmt sich darin, an die Stelle des unechten Friedrich der preußischen Legende den echten Friedrich der Geschichte gesetzt zu haben. Er bekämpft die Ansicht, die seit einigen Jahren fast allgemein, auch von österreichischen Forschern, angenommen ist, daß König Friedrich den Krieg aus Nothwehr begonnen habe, um dem von Oesterreich und Rußland geplanten Ueberfall zuvorzukommen. Nach seiner Meinung hat Friedrich der Große sich vielmehr seit Langem mit dem Gedanken der Eroberung Sachsens getragen und zu diesem Zweck den Krieg im Sommer 1756 angefangen. Hauptsächlich auf österreichische Akten gestützt, versucht Lehmann nachzuweisen, daß im Juni 1756 von Oesterreich noch keine Rüstungen vorgenommen wurden, während Friedrich dagegen bereits seit dem 17. Juni kriegerische Maßregeln wie Instandsetzung der Festungen, Einziehung der Beurlaubten, Formirung von Grenadier-Bataillonen u. dergl. anordnete. Seiner sachlichen Darlegung hat Lehmann heftige persönliche Angriffe gegen einen der sogenannten Vertreter der preußischen Legende, Professor Naudé, angefügt, die dem Verfasser wenig Ehre machen, um so mehr, als die schwersten Anklagen durch eine Erklärung des Angegriffenen bereits als hinfällig erwiesen sind. Die einzelnen Behauptungen Lehmanns auf ihre Richtigkeit hin zu untersuchen, ist hier nicht der Platz. Wohl aber sei auf einige Hauptpunkte hingewiesen, die seine Ansicht widerlegen.

Zunächst bleibt die Thatsache bestehen, daß Oesterreich und Rußland einen gemeinsamen Angriff auf Preußen verabredet hatten; ja hätte Rußland seinen Willen durchsetzen können, so wäre der Krieg gegen Preußen 1756 auch wirklich begonnen worden. Da der Wiener Hof sich aber erst der Hülfe Frankreichs für einen Offensivkrieg versichern wollte, so wurde die Eröffnung der Feindseligkeiten bis zum Frühjahr 1757 verschoben. Dies stellt auch Lehmann nirgends in Abrede. Mitte Juni erhielt der König von den gegen Preußen gerichteten kriegerischen Absichten Rußlands Nachricht und am 22. Juni hörte er aus guter Quelle, daß die beiden Kaiserhöfe eine Vereinbarung getroffen hätten und daß die Zarin heimlich rüste, um nach Vollendung der Vorbereitungen über den König herzufallen. Irgend einen Rüstungsbefehl Friedrichs vor dem 17. Juni, d. h. vor dem Tage, wo Friedrichs Argwohn erregt wurde, hat Lehmann nicht herausgefunden, und das ist für die Hauptfrage entscheidend. Der König begann mit kriegerischen Vorbereitungen erst in dem Augenblick, als beunruhigende Meldungen über ein Offensivbündniß der Kaiserhöfe und Nachrichten über Rüstungen in Rußland und Oesterreich ein-

liefen. Einen Monat später, am 20. und 21. Juli, erhielt der König über die Pläne seiner Gegner Gewißheit. Jetzt erfuhr er, daß der Krieg gegen Preußen in Wien und Petersburg für das nächste Frühjahr in Aussicht genommen war; jetzt entschloß er sich, seinen Gegnern zuvorzukommen, um den doch unvermeidlichen Kampf mit günstigen Chancen führen zu können. Eben jener Zusammenhang zwischen den Meldungen, die Friedrich empfing, und den Maßregeln, die er traf, ist von Lehmann nicht berücksichtigt worden, und doch hat gerade der Historiker, den Lehmann in so unqualifizirbarer Weise angreift, diesen Zusammenhang klargelegt. Die preußischen Rüstungen wurden durch die Nachrichten über österreichische und russische Kriegsvorbereitungen hervorgerufen. Ob nun damals im Juni die Oesterreicher wirklich noch so wenig an Rüstungen dachten, wie Lehmann angiebt, oder nicht, das ist ziemlich gleichgültig. Darauf kommt es an, daß Friedrich von seinem Gesandten Meldungen über kriegerische Maßnahmen empfing; diese konnte er nimmermehr unbeachtet lassen, seitdem er von den Verhandlungen zwischen Wien und Petersburg wußte. Auch daß Friedrich zuweilen, so 1752, 1768 und später nochmals den Besitz Sachsens als nothwendig für Preußen bezeichnete und im Kriege 1759 den Gewinn Sachsens als Friedensbedingung hinstellte, beweist gar nichts für die Frage nach den Motiven, aus denen heraus der König 1756 den Kampf eröffnete. Lehmann hat nicht einen einzigen positiven Belag für die angeblichen Eroberungsgelüste Friedrichs im Sommer 1756 beigebracht, dagegen alle seiner Anschauung widersprechenden Zeugnisse einfach ignorirt. Die wenigen Quellenstellen, auf die er sich beruft, besagen, wenn man sie nur ohne Voreingenommenheit prüft und nicht tendenziös verwerthet, ganz etwas Anderes, als Lehmann herauslieſt. Die Ansicht Lehmanns ist durchaus unhaltbar; berufene Kritiker haben sie auch bereits abgelehnt.

Ein anderes vielumstrittenes Thema ist die Strategie Friedrichs des Großen. Seitdem im Jahre 1881 Theodor v. Bernhardi in seinem geistvollen Buche: „Friedrich der Große als Feldherr" die Gleichheit der Strategie Friedrichs und Napoleons verfochten hat und seitdem dagegen Hans Delbrück eine tiefgehende Verschiedenheit der Fridericianischen und Napoleonischen Strategie behauptete, ist diese Frage immer wieder erörtert worden. Sie wurde besonders lebhaft diskutirt als 1892 der Sohn des obengenannten Bernhardi die Delbrück'sche Auffassung in überaus scharfer Polemik als ganz verfehlt nachzuweisen suchte. Bernhardi vermochte jedoch die Hauptthese seines Gegners nicht zu widerlegen. Es bleibt Delbrücks Verdienst, zuerst erkannt und hervorgehoben zu haben, daß Friedrichs Strategie in dem alten Systeme wurzelte, welches nicht wie Napoleon und die moderne Kriegslehre in der Schlacht allein die Entscheidung suchte, sondern sich ebenso des Manövers bediente. Aber Friedrich hielt sich – wir folgen hier der trefflichen Darlegung Kosers in seinem oben besprochenen Buche – von der Verbildung dieses Systems, der einseitigen Ueberschätzung des Manövers, fern, er kam vielmehr vermöge seines Temperaments wie durch die Eigenart seines Staates und Heeres dazu, innerhalb des überlieferten Systems der Schlacht vor dem Manöver den Vorzug zu geben. Er mußte jedoch bald erkennen, daß eine solche auf schnelle blutige Entscheidung drängende Strategie für ihn nur in gewissem Maße durchführbar war. Qualität und Quantität seines Heeres, die damals herrschende Lineartaktik und die Magazinverpflegung machten es unmöglich, Kriege in der Art Napoleons zu führen.

Mit dem Streite um die Fridericianische Strategie sind die Kontroversen über die Feldzugspläne des Königs eng verknüpft. Zahlreiche Arbeiten haben sich mit den Angriffsplänen Friedrichs beschäftigt, aber erst vor Kurzem hat Professor Naudé durch sorgfältige Prüfung der vorhandenen Akten mit gleichzeitiger Berücksichtigung der theoretischen Schriften Friedrichs die wirklichen Absichten des königlichen Feldherrn erkannt. In seiner Schrift, einem Marburger Universitätsprogramm, behandelt Naudé zunächst nur den Feldzug von 1757, der am meisten zu Erörterungen Anlaß gegeben hat. Er weist nach, daß Friedrich weder eine sofortige Offensive beabsichtigte, noch auch sich rein auf die Defensive beschränken wollte. Beide Behauptungen sind falsch. Des Königs Feldzugsplan war vielmehr eine Vereinigung von Defensive und Offensive. Friedrich wollte die Operationen seiner Gegner abwarten, dann, sobald ein feindliches Korps in das von Preußen besetzte Gebiet einrückte, es angreifen und zurückwerfen; erst nach einem solchen Erfolge sollte die strategische Offensive beginnen und zwar gegen Mähren, nicht gegen Böhmen, das man bislang als Ziel annahm. Dieser Plan kam damals nicht zur Ausführung, doch nahm der König im folgenden Jahre nach den Schlachten von Roßbach und Leuthen den früheren Gedanken

wieder auf. Auch dieser Zusammenhang der Feldzugspläne von 1757 und 1758 war bisher nicht erkannt worden.

Dies eine Beispiel zeigt zur Genüge, wie unzureichend oft die wichtigsten Probleme aus der Fridericianischen Kriegsgeschichte behandelt worden sind. Unsere Kenntniß ist noch jetzt sehr lückenhaft. Speziell die traditionelle Ueberlieferung von den einzelnen Schlachten ist vielfach mehr Dichtung als Wahrheit. Gründliche Einzeluntersuchungen mit allen Mitteln der historischen Kritik thun sehr noth. Immerhin ist in den letzten Jahren nach dieser Richtung viel geleistet worden. Theils sind wichtige Quellen wie Tagebücher und Memoiren auf ihre Glaubwürdigkeit hin geprüft, theils einzelne Begebenheiten für sich bearbeitet worden. Alle in dieser Weise geführten Untersuchungen haben wichtige neue Ergebnisse gebracht. Die Schlachten von Lobositz, Prag, Zorndorf, die verhängnißvolle Expedition des Generals von Finck nach Maxen, sie alle haben erst jetzt eine sachgemäße Behandlung erfahren und sind des Beiwerkes entkleidet worden, mit dem patriotischer Uebereifer und dilettantische Schreibseligkeit sie ausgeschmückt hatten. Sehr wichtig ist auch ein dreibändiges russisches Werk. Oberst Masslowski hat die Leistungen der russischen Armee im siebenjährigen Kriege behandelt, die bisher noch nicht die verdiente Beachtung gefunden hatten.[1] Zum ersten Male hat er russische Quellen in ausgedehntem Maße benutzt, und damit ist eine sehr fühlbare Lücke ausgefüllt worden. Das oben schon erwähnte vom preußischen Großen Generalstab begonnene Werk: „Die Kriege Friedrichs des Großen", entspricht leider in den bisher erschienenen drei Bänden nicht den Anforderungen, die man heut zu stellen berechtigt ist. Es läßt, wie Otto Herrmann im siebenten Bande der Forschungen nachgewiesen hat, die für solche Arbeiten unbedingt nothwendige Akkuratesse und Sorgfalt vermissen. Die Schilderung der Schlacht von Mollwitz im Generalstabswerk steht der Darstellung Kosers ganz entschieden nach.

Einen Rückschritt bezeichnet auch das Buch von Gaedertz: „Friedrich der Große und General Chasot." Der Verfasser entlehnt einer handschriftlichen Quelle von sehr geringem Werthe allerlei Geschichten, die der kritisch und methodisch geschulte Historiker sofort als Phantasiegebilde erkennt. Die von Gaedertz aufgefundene Handschrift ist alles Andere als ein historisches Denkmal ersten Ranges, wie ihr Herausgeber meint. Durch ihre Publikation ist nur die Zahl der Fabeleien, an denen die herkömmliche Erzählung der Fridericianischen Kriege so reich ist, noch vermehrt worden. Dies ist sehr zu bedauern, weil es schon schwer genug hält, die einmal festgewurzelten Anekdoten zu beseitigen. So war es längst bekannt, daß die Geschichte vom Rittmeister von Wackenitz, der die schon fast verlorene Schlacht bei Zorndorf durch eine Attacke des Regiments Gardes du Corps gewonnen haben sollte, historisch nicht begründet ist. Trotzdem wurde vor einigen Jahren der Ruhm des angeblichen Siegers in alle Welt verkündet und durch ein Denkmal verewigt, das sogar die in der Schlacht gesprochenen prahlerischen Worte des Helden enthält. Obwohl jetzt von Neuem die Haltlosigkeit der ganzen Wackenitz-Erzählung erwiesen ist, wird sie voraussichtlich doch in populären Geschichtsbüchern ruhig fortleben. Nicht anders steht es mit der bekannten Schilderung des Abends nach der Schlacht bei Leuthen, wo König Friedrich im Schloß zu Lissa sich nur durch seine Geistesgegenwart vor der Gefangennahme durch die versammelten österreichischen Generale gerettet haben soll. Schon vor Jahren hat Koser überzeugend dargelegt, daß ein solches Vorkommniß gar nicht stattgefunden haben kann, und doch wird die Geschichte immer von Neuem aufgetischt.

Anschauliche Bilder aus dem Soldatenleben des siebenjährigen Krieges und einen Einblick in die inneren Zustände der Armee Friedrichs gewähren uns zwei kürzlich publizirte kleine Schriften. Sie sind um so willkommener, als das Urtheil über die moralische Beschaffenheit der Fridericianischen Soldaten in einseitiger Weise beeinflußt ist durch die Erzählungen des Toggenburgers Ulrich Bräcker, die Gustav Freytag in seinen Bildern deutscher Vergangenheit weiten Kreisen bekannt gemacht hat. Es waren doch nicht nur der Stock und die Furcht, die die Mannschaften zusammenhielten, im Heere Friedrichs gab es neben Elementen so zweifelhaften Werthes wie dem Toggenburger andere wackere Männer, die ehrenfest und tapfer von Liebe zu ihrem Monarchen und ihrem Vaterlande erfüllt und gehoben von starkem religiösen Bewußtsein die schwere Last des Soldatenberufes willig ertrugen. Das zeigen uns die Aufzeichnungen des wackeren Musketiers Dominikus,[1] der fünfundzwanzig

[1] Der siebenjährige Krieg nach russischer Darstellung. Deutsch übersetzt von A. v. Drygalski.

[1] Tagebuch des preußischen Musketiers Dominikus, herausgegeben von Kesler.

Jahre ehrenvoll seinem König diente, von seinen Vorgesetzten als ein Muster gerühmt und gefeiert. (Schluß folgt.)

E. Th. A. Hoffmann und die Berolinensien des Hafftiz.

Der genial-lüderliche Kammergerichtsrath Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, bekannt als phantastischer Dichter und als jahrelanger Zechgenosse Ludwig Devrients, hat zu der „Die Brautwahl" überschriebenen Erzählung der Serapionsbrüder (Gesammelte Schriften, Berlin 1872, Bd. 3 S. 21 ff.) das Mikrochronikon des Peter Hafftiz benutzt, wie er auch selbst angiebt. In jener Erzählung treten ein Goldschmied Leonhard und ein alter Jude Manasse als Bewohner Berlins am Anfange dieses Jahrhunderts, welche bereits im 16. Jahrhundert hier als Leonhard Thurneysser und Münzjude Lippold ihre Rolle gespielt, gespenstig weiterlebend auf. Beide unterhalten sich, treu nach der Ueberlieferung bei Hafftiz, über Zustände Berlins zur Zeit Johann Georgs, namentlich über das Ende des Münzjuden und die Hoffestlichkeiten bei der Taufe des Markgrafen Christian. Da Hoffmann in seiner Stellung die bequemste Gelegenheit hatte, die in der Bibliothek des Kammergerichts befindliche Handschrift des Mikrochronikon zu benutzen, so ist es höchst wahrscheinlich, daß er dies gethan und also genau aus derselben Quelle geschöpft hat, welche den von unserem Vereine herausgegebenen Berolinensien des Hafftiz (Schriften, Heft 31, S. 1 ff.) zu Grunde gelegt ist. Die Lektüre der „Brautwahl" sei unseren Mitgliedern hiermit empfohlen; sie werden daraus ein treffliches Bild Berliner Zustände vor 75 Jahren empfangen. F. H.

Besprechung von Büchern etc.

Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. Von Ludwig Geiger. Band II. 1786—1840 (Gebrüder Paetel).

In diesem zweiten Bande seiner Geschichte des geistigen Lebens in Berlin, dessen Abfassung offenbar eine große Sorgfalt gewidmet wurde, hat der Verfasser den interessanten Stoff in drei Haupttheilen bearbeitet, die sich in die Zeit des Niedergangs (1786—1808), in diejenige der Wiedergeburt und Befreiung (1808 bis 1815) und in die Friedensjahre (1815—1840) gliedern. Im Eingange wird Friedrich Wilhelm II. als Mensch gerechter als gewöhnlich charakterisirt und auch seiner nationalen Bestrebungen gedacht. Das Kapitel über die damals erscheinenden zahlreichen Blätter und Flugschriften, das die größeren Zeitungen nur streift, bietet manches Neue. Bei der Behandlung des Unterrichts wird neben der weniger wichtigen Berufung Böttigers aus Weimar u. A. auch die Charité erwähnt und die traurige Lage der märkischen Schulmeister, von denen mehr als 20 unter 10 Thaler Einnahme hatten; Bellermann, Eschke und Plamann sind ebenfalls kurz beachtet, ferner Nicolais Streit gegen Kant, in welchen Kiesewetter zu Gunsten seines Lehrers eingriff. — Die Romantiker und ihre Gegner, das Theater, die Gesellschaften und Klubs werden in besonderen Kapiteln behandelt, bei denen Geiger, der Verfasser einer „Geschichte der Juden in Berlin" seine besondere Spezialkenntniß zur Geltung bringt, übrigens aber in anerkennenswerther Weise neben Henriette Herz und Rahel Levin anderen Orts auch die Sander, Stägemann und andere Frauen zeichnet. — In der Franzosenzeit, für deren Eindrücke hauptsächlich die Tagesblätter benutzt sind, wird der Mangel an Patriotismus und Festigkeit in Berlin in kurzen Zügen freimüthig dargestellt, die Stimmung aber gegen die abtrünnigen J. v. Müller und K. J. Lange (Davison) näher geschildert.

Das zweite Kapitel beachtet zunächst die Thätigkeit von Männern wie Fichte, Wolff und Schleiermacher, die patriotische Gesinnung von 1809, die Gründung der Universität (Beyme, Niebuhr, Schmalz), die Zeit vor dem Sturme und die eigentlichen Befreiungskämpfe mit der Betheiligung der Berliner am Landsturm, und die Berliner zeitgenössischen Dichtungen von Müchler und anderen Poeten. — Auch Jahns verdienstvolles Wirken kommt hier mehr in den Vordergrund.

Die Zeit der Friedensjahre beginnt mit den Beziehungen Goethes zu Berlin und seinen schöngeistigen Kreisen, insbesondere auch zu Dorothea Veit, Rahel Levin, Mendelssohn u. s. w.; es folgt die Charakterisirung der einseitigen deutschthümelnden Reaktion, die u. A. die Einführung besonderer Abzeichen für die Juden verlangte. Das war die rechte Zeit für die jüngere Romantik mit Chamisso, Fouqué und Hoffmann und für das spätere litterarische Leben, das zum Theil in der Mittwochsgesellschaft, in dem Tunnel unter der Spree und sonst zur Geltung kam. Eingehender sind die Schlußkapitel, die dem Theater, dem Berliner Witz und dem wissenschaftlichen Leben gewidmet sind.

Großer Fleiß und Belesenheit auf allen Gebieten haben ein reiches Material in diesem litterarisch-historischen Bande zusammengebracht, der allerdings der bildenden Kunst und den Naturwissenschaften eine geringere Stellung anweist, obschon sie gerade in den Friedensjahren das größte Interesse in ganz Berlin gefunden haben. Der Verfasser begründet das aber mit der Reichhaltigkeit des Stoffes, der thatsächlich ja zum Vortheil des Ganzen irgendwo eine feste Grenze haben muß. Auch ist damit der Gefahr ausgewichen, auf die Kompetenz Anderer hin Urtheile von zweifelhaftem Werthe fällen zu müssen. Die Benutzung des anregend geschriebenen Buches ist durch ein Register für beide Bände angenehm erleichtert.

p—r.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Brendicke in Berlin W35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Prolog*)

zu den Quadrillen der Patrizier und der Fischer am 28. Januar 1895 (im Hôtel Impérial, Unter den Linden 44)

von **M. Gritzner.**

Tiefe Nacht; die Wolken jagen, wilder Sturmwind wühlt die Welle,
Bleichen Mondes letzte Sichel spendet ungewisse Helle,
Auf dem Werder, in den Föhren braut der Nebel Spukgestalten,
Und es kämpfen, wie im Lande, hier auch tobend die Gewalten.

Alle Sinne zum Zerreißen spannt am Uferrand der Wende,
Um den Schaft des wucht'gen Speeres krampft er seine nerv'gen Hände,
Lugt aus seinem Waldesdickicht in der Wogen Kommen, Gehen,
Doch auch sein geübtes Auge nicht Verdächt'ges kann erspähen;
Da gedenkt er alter Zeiten, wilder Winter, lauer Lenze,
Als noch unbeschränkt die Herrschaft, weithinaus war Wendlands Grenze;
Und es zieht ein grimmes Grollen allgemach ihm durch die Seele
Und es dringt wie Donnerrollen aus der rauhen Manneskehle:
„Zorn'ger Czernebog da droben, öffne deine grause Lippe,
Speie siedend heiße Flammen auf die freche Christensippe,
Auf die Hunde, die dir stürzen deine Tempel und Altäre,
Hebe deine Faust, zerschmett're und vernichte ihre Heere! —
Lebten wir nicht einst zufrieden, wohlernährt und wohlgeborgen
Unter Jaczo's mächt'gem Zepter, ohne Noth und ohne Sorgen?
Brachten Euch, allmächt'ge Götter, wir nicht reichlich Opferlagen?
Warum zürnt Ihr Euren Kindern? Sprecht, wie mögt Ihr es ertragen,
Daß der weiße Gott der Christen, jenes Kreuz, — Fluch seinem Bilde, —
Uns're Speere uns zersplittert und zerbersten läßt die Schilde?
Schon erlag die mächt'ge Veste Brennibor der Feinde Schaaren,
Schon umringen unser Kollne und Borlyne die Gefahren,
Ja vielleicht" — Ein greller Aufschrei unterbricht des Wenden Worte,
Denn ein Pfeil durchbohrt die Kehle, schließend ihm des Mundes Pforte.
Lautlos taumelt er zur Erde; an das Ohr des Todesmatten,
Dessen Auge schon verdüstern nahen Endes schwarze Schatten,
Gellt das Kriegsgeschrei der Christen; Alles stürmt zur Wendenfeste,
Wall und Graben wird genommen, in der Hütten Holzgeäste
Fliegt die rothe Gluth der Fackel; heiß entbrennt ein wildes Ringen,
Blitzend kreuzen sich die Schwerter mit den krummen Säbelklingen.
„Mord und Tod" nur heißt die Losung, bis zum Wahnsinn wird gestritten;
Weiber selbst und Kinder kämpfen, Flehen hört man nicht, noch Bitten;
Schwächer wird der Ueberraschten Widerstand; — die letzten Krieger
Schaut die blut'ge Morgenröthe in der Hand der blut'gen Sieger!

Längst entschwunden sind die Zeiten, da Fürst Jaczo sich ergeben
Auf dem blutgetränkten Schildhorn; bald erblühte neues Leben
Und wo einst die Menschenopfer qualmten nach des Feindes Hetze,
Schaut man nun ein friedlich Völkchen munter werfen seine Netze;
Barsche zappeln frisch und Hechte, Karpfen, Aale, bunte Schleie
In den wohlgeschlung'nen Maschen, untermischt dem — Uekeleye;
Bei Gesang und heit'ren Tänzen finden sich der Fischer Schaaren
Nach des Tages Last und Hitze von Berlin und Coelln zu Paaren.

Wiederum nach langen Jahren schaut man Wälle hier und Gräben;
Zwischen festen Mauern dräuend runde Thürme sich erheben;
Hinter jenen, Pracht und Reichthum bergend, stolzer Herr'n Paläste
Und das hohe Schloß der Zollern, selbsten eine eigne Feste,
Die des zweiten Friedrich Meister auferbaut nach hartem Ringen
Mit den widerhaar'gen Städten, ihren Starrsinn zu bezwingen.
Zwar den Trotz hat er gebrochen, doch die Lust blieb unverdrossen,
Ob auch mancher saec'la Ströme in der Zeiten Meer geflossen;
Heit're Lieder, frohe Tänze hielten sich in Bürgerkreisen,
Nur der Mode ew'ger Wechsel ändert' hier auch Art und Weisen.
Laßt darum, wie einst man tanzte, Euren Blicken jetzt sich zeigen,
Ernst voran dem Tanz der Fischer schling' sich der Patrizierreigen;
Dann, wie heut'gen Tag's es Sitte, dreht Euch selbst im lust'gen Tanze.
Ewig möge uns're Hauptstadt sich erfreu'n am Jugendglanze!

---

*) Für diejenigen Mitglieder, welche der Feier des 30. Stiftungsfestes nicht beiwohnen konnten, geben wir hier den (leider nur in verkürzter Form zum Vortrag gelangten) Prolog und die beiden Tafellieder wieder. Dr. Br.

Nordischer Kaisersang.

Weise: König Christian steht am hohen Mast. Dänisches Nationallied.

Für Hohenzollern gilt das Wort:
Vom Fels zum Meer;
Und gern vom Throne geht an Bord
Der Kaiser und zum fernsten Port,
Wie Otto, der am Dänen-Fjord
Einst warf den Speer.
Dann singt dem Herrn zum Wogenspiel
:,: Von Nordlands Größe Lieder viel :,:
Das Meer!

2. Wo üppig das Apul'sche Land
In Schönheit prangt,
Erschlafft das Volk in Glanz und Tand,
Da fliegt mit Nord'scher Kraft bemannt
Das Wikingschiff zum heißen Strand,
Der zagend bangt:
Nichts kann den Helden widerstehn,
:,: Im Kampfe jeder Gold und Lehn :,:
Erlangt.

3. Dem Norden Luther Freiheit schenkt
Und Glaubensmuth,
Doch Rom nur auf Vernichtung denkt,
Und Tillys Grimm den Mordstahl lenkt
Auf Magdeburg, vom Glanz versenkt
In Schutt und Glut!
Da stürmt des Nordens Leu zum Krieg,
:,: Die Feinde fliehn, es strömt im Sieg :,:
Sein Blut.

4. Es war in trüber Zeiten Zwang
Die Kunst verflacht;
Da tönt in Weimar Goethes Sang,
Und Wagner weckt der Sphären Klang:
Stolz hebt sich der Erkenntniß Drang
Von Macht zu Macht,
Seit Siemens kühn vom Göttersitz,
:,: Prometheus gleichend, uns den Blitz :,:
Gebracht.

5. Gen Norden weist in Schiffers Hand
Stets der Magnet!
Vom Norden her und Märker Sand
Das Deutsche Reich uns neu erstand,
Und heut ruht in des Kaisers Hand
Der Weltmagnet!
Vom Fels zum Meer dem Zollern-Aar
:,: Alldeutschland Segen immerdar :,:
Erfleht!

Dr. F. Holtze.

Einst und Jetzt.

Weise: Die Hussiten zogen vor Naumburg.

Hört, was ich Euch will berichten:
Lauter herrliche Geschichten
Von dem kleinen Fischerdorf
Mitten einst in Sumpf und Torf
Bis zur Reicheshauptstadt.

2. Schon seit altersgrauen Zeiten
Eilt die stolze Spree auf weiten
Grünen Auen flugs hierher,
Grüßt im Laufe kreuz und quer
Fischersleut' und Schiffsvolk.

3. Gern bespült sie sand'ge Höhen,
Die wir von dem Kreuzberg sehen,
Wo den Waldsaum sie beleckt
Und sich langsam dehnt und streckt
Zwischen Roll- und Rehberg.

4. Munter sprangen Hasen, Rehe,
Wo ich heut nur Pflaster sehe,
In der Haide hockt kein Has',
Auf dem Rehberg raubt kein Rab'
Fürder Räuberleichen.

5. Rechter Hand St. Nicolaus
Und manch groß Patrizierhaus,
Links erglänzt St. Petri Thurm,
Der noch heut' trotz Drang und Sturm
Schützt den Kölln'schen Fischmarkt.

6. Auf dem Kreuzberg die Cascaden
Bei den glänzendsten Paraden
Und in W der Grunewald,
Wo die „Holzauktion" erschallt
Und am See das Echo.

7. Rings umschlingt jetzt immer fester
Alle kleinen Vorortsnester
Wie im Norden so im Süd
Unsre Stadtbahn, wo man zieht
Schnell am Automaten.

8. Bald wird man auf Treptows Auen
Der Gewerbe Wirken schauen.
Und am flachen Mühlendamm,
Wo der „Mann" saß „mit dem Schwamm",
Thront jetzt Markgraf Albrecht.

9. In dem dunklen Rathhauskeller
Werden erst die Köpfe heller,
Was man in dem Bürgersaal
Halb gehört, wird allzumal
Unten erst zur Klarheit.

10. In dem Zimmer 63
Seht, wie alles froh da regt sich:
Urnen, Bücher, allerlei
Alte Sachen schleppt herbei
Der getreue Ullrich.

11. In dem Deutschen Dom berathen
Würd'ge Domherrn Wanderfahrten,
Treiben hier Vereinskritik
Oder hohe Politik,
Nebenbei Geschichte.

12. Heut nun Unter (grünen) Linden,
Wo wir uns zusammenfinden,
Rufet: Grünen und gedeih'n
Soll Berlins Geschichtsverein
Noch an tausend Jahre!

Dr. H. Brendicke.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68—70.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 3. | Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. | 1895.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

596. Versammlung.

5. (3. Arbeits-) Sitzung des XXXI. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 9. März 1895, Abends 7 Uhr,
im
Rathhause, Zimmer Nr. 63.
Eingang von der Jüdenstraße.

Vortrag des Herrn Privatdozenten Dr. Georg Voß über die Wandgemälde der Kirche zu Dahlem bei Berlin (nebst Vorlegung einiger Aufnahmen).

---

597. Versammlung.

6. (2. öffentliche) Sitzung des XXXI. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 23. März 1895, Abends 7 Uhr
im
Bürgersaale des Rathhauses.
Eingang von der Königstraße.

Vortrag.

Redner und Thema werden auf besonderer Einladungskarte bekannt gegeben werden.

Für die Mitglieder und deren Damen werden die ersten Reihen der Mittelplätze bis zum Beginne des Vortrages freigehalten. Um pünktliches Erscheinen wird gebeten.

An jedem Sonnabend, an welchem weder eine öffentliche noch eine Arbeitssitzung stattfindet, treffen die Mitglieder in dem zur ebenen Erde belegenen Vereins-Zimmer im Deutschen Dome auf dem Gendarmenmarkte (Aufgang von der Taubenstr.) Nachmittags von 6 bis 8 Uhr gesellig zusammen. Bibliothek und Archiv, welche sich gleichfalls im Deutschen Dome befinden, sind ebenda durch Vermittelung des Archivars und Bibliothekars zugänglich. Die Herren H. Guiard und Rektor Bonnell sind meist schon von 5 Uhr ab dort anwesend.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Karl Wichmann, Kaufmann, Schöneberg, Hauptstraße 107.

" Hugo Hoffmann, Fabrikbesitzer i. F. Hoffmann & Tiede, SW. Bellealliancestraße 81.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Joh. Paul Guthmann, Kaufmann, SW. Markgrafenstr. 49. Einf.: Herr Geh. Archiv-Rath B. Reuter.

" Edwin Schröder, SW. Charlottenstr. 19 II. Einf.: Herr Konsul P. Kahle.

" Hubert Heck, Kaufmann, W. 57 Potsdamerstraße 86a. III. Einf.: Herr C. Gerold.

" Karl Hoffacker, Baumeister, Lehrer an der Königl. Kunstschule, W. Hardenbergstr. 4/5. Einf.: Herr Geh. Archiv-Rath Reuter.

" J. J. C. Waal, Direktor der Mutua Confidentia SW. Charlottenstr. 81 II. Einf. Herr H. Foekel.

" Karl Fr. Le Fèvre cand. theol. SW. Krausenstraße 39. Einf. Herr Ernst Winterfeld.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

In der Arbeitssitzung des „Vereins für die Geschichte Berlins“, die am Sonnabend, den 9. Februar unter der Leitung des 2. Vorsitzenden Herrn Amtsrichter Dr. Fr. Holtze im Rathhause stattfand, sprach zunächst Herr Rektor W. Bonnell über die neueste Erwerbung der Vereinsbibliothek: „Nützliches und unterhaltendes Berlinisches Wochenblatt, herausgegeben von dem Professor und Bibliothekar Friedrich Wadzeck.“ Berlin 1809 bis 1817. 9 Bände. Wadzeck, der Begründer der nach ihm benannten wohlthätigen Anstalt, gehörte von Hause aus der böhmischen Kolonie an; er studirte 1781 bis 1784 in Halle Theologie, beschäftigte sich aber nebenbei mit Naturwissenschaften und ward königlicher Bibliothekar und Professor der Physik am Kadettenkorps. Das „Berliner Wochenblatt“ war seinem Titel gemäß „für den gebildeten Bürger und den denkenden Landmann“ bestimmt und brachte hauptsächlich gemeinnützige Beiträge in Fragen des Gewerbes und der Landwirthschaft, allgemein verständliche längere Abhandlungen und Wetterberichte, die durch Gronau bearbeitet wurden. Angelegenheiten des Haushalts und kleine vaterländische Geschichten vervollständigten den Inhalt des Blattes, das die Politik ausschloß. Hin und wieder werden auch Tagesvorgänge berührt, so die patriotischen Sammlungen der Frauen und Jungfrauen im Jahre 1813, die Explosion in dem Artillerieschuppen auf der Neustadt am 29. Januar 1814 und Aehnliches. In den folgenden Jahren traten noch Nekrologe hinzu, Wasserstandsangaben, vermischte Nachrichten, Räthsel und ein Kurszettel, der freilich meist nur sechs Zeilen lang war. 1817 brachte Wadzeck einen Aufsatz gegen das übertriebene Turnen, das dem Körper eher nachtheilig als zuträglich sei, eine Ansicht, mit der er sich den heftigsten Zorn aller Turner zuzog. Er verlor infolgedessen sogar eine Anzahl seiner Privatschüler in der Physik, die Turner sangen Spottverse auf ihn, und die Stimmung gegen sein Blatt führte zu einem noch nicht völlig aufgeklärten Zwiste, der im Jahre 1818 sein Ausscheiden aus dem Dienste zur Folge hatte. Von da ab widmete er sich ausschließlich der Wohlthätigkeit, begründete 1819 eine Kinderwarteschule, aus der sich die Wadzecksanstalt entwickelte, und starb schon bald nachher am 2. März 1823. In der nachfolgenden Besprechung regte Dr. Holtze zu weiteren Untersuchungen über den wahren Grund der Pensionirung Wadzecks an, und im Anschluß an die „Turnfehde“ bemerkte Herr Dr. Brendicke, daß der durch mehrere Nummern gehende Artikel von F. Wadzeck „Ueber das Turnen unserer Jugend“ für die Turngeschichte besonders werthvoll sei. Professor Friedrich Wadzeck (der Name ist böhmischen Ursprungs) und der Privatlehrer Wilh. Scheerer verdächtigten das Turnen, bekämpften es vom sittlichen und gesundheitlichen Standpunkt und traten besonders gegen das 7. der 8 allgemeinen Turngesetze Jahns auf, weswegen Jahns Jünger zum Turnfest am 30. März 1817 die Reime machten:

Und alle Welt in Ehren,
Hält fortan unsern Brauch,
Nicht zecken und nicht scheeren
Soll uns ein fauler Bauch.

An zweiter Stelle sprach Architekt P. Wallé über den Weißen Saal im Schlosse, wozu mehrere große Pläne sowie die Innenansichten des neuen in diesem Jahre zum ersten Male benutzten Festraumes, zusammen mit älteren Darstellungen zur Vorlage kamen. Der seit dem vorigen Jahre ausgebaute sogenannte Weiße Saal an der Schloßfreiheit hatte bei größeren Festen den Mangel einer zu geringen Verbindung, die sich nach den Paradekammern hin auf die Thüröffnung nach dem Königingemach beschränkte. Ein anderer Fehler bestand darin, daß von der Bildergallerie her die Kapelle über dem Eosanderportal nur durch den Weißen Saal zu erreichen ist, der deshalb bei großen Anläßen, wie z. B. beim Ordensfest, von der Hofgesellschaft zu durchschreiten war, obschon dort die Tafeln für das Festmahl aufgestellt waren. Man hat deshalb früher schon in Vorschlag gebracht, am Höllenportal eine größere Eckgallerie anzulegen, wodurch man von dem Königingemach aus einen zweiten Eingang an der Kapellenseite des Saales gewonnen hätte. Ziller, Raschdorff, Bohnstedt und andere Architekten haben sich mehrfach mit der Lösung der Frage beschäftigt; schließlich brachte Baurath Heyden, dem einige Aenderungen in der kaiserlichen Wohnung übertragen waren, den Gedanken auf, in der ganzen Länge des Weißen Saales eine breite Gallerie nach dem Innenhofe vorzubauen und diese Gallerie auch über das Eosanderportal hinaus längs der Kapelle bis zum Flügel am Schloßplatz fortzusetzen. — Dieser Vorschlag, der naturgemäß weitgehende Aenderungen und Umbauten bedingt, liegt auch der jetzigen durch Hofbaurath Ihne bewerkstelligten Ein-

richtung des Saales zu Grunde, der zunächst an der Hofseite die erwähnte acht Meter breite Gallerie erhalten und dadurch eine für den Verkehr bei hohen Festen werthvolle Verbesserung erfahren hat.

Nach Beschreibung der jetzigen dekorativen Ausgestaltung folgten eingehende historische Notizen über den alten Weißen Saal, wobei Stülers Verdienste besonders hervorgehoben wurden. In dem durch Eosander entworfenen Bau des Flügels an der Schloßfreiheit sollte, wie man aus älteren Zeichnungen ersieht, der an der großen Freitreppe liegende Raum des Hauptgeschosses als Kapelle eingerichtet werden. Indeß unterblieb das vorläufig, und Friedrich Wilhelm I. gab 1728 Befehl, diesen Theil zu einem Festsaal zu gestalten, in welchem bei der Vermählung der zweiten Prinzessin mit dem Markgrafen von Ansbach der Fackeltanz aufgeführt werden sollte. Bei dieser Gelegenheit wurden die Statuen der zwölf brandenburgischen Kurfürsten von Friedrich I. bis zu Friedrich III., die früher im Alabastersaal (des Querflügels) angebracht waren, als Schmuck aufgestellt und danach auch die Benennung des Saales als des „Weißen" beibehalten. Jene Statuen, eine Arbeit des berühmten Bartholomäus Eggers in Amsterdam, standen zusammen mit vier Kaiserfiguren im Alabastersaal seit 1695 und erregten damals große Bewunderung. Merkwürdigerweise standen sie, wie durch Abbildungen aus jener Zeit nachgewiesen wurde, genau so wie die Statuen des jetzigen Saales in Kopfhöhe etwa in halbrund geschlossenen Nischen zwischen den Pilastern der Wände. Unter Friedrich dem Großen diente der Saal zur Aufnahme hervorragender Porträts, unter denen u. A. diejenigen der Königinnen Sophie Charlotte und Sophie Dorothea, des großen Kurfürsten und seiner Gemahlin, Peters des Großen, König Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. zu sehen waren. Die übrigen stellten dar: den Großvater Friedrichs II. Georg I. von England und dessen Gemahlin, August I. und August II. von Polen, den Herzog Karl Alexander von Württemberg (von Pesne) und das lebensgroße Bildniß einer weiteren Kurfürstin. –

Neben dem Weißen Saale, der nach der Kapellentreppe eine nicht zu öffnende Spiegelthüre hatte, lagen nach dem Lustgarten hin zwei Bilderkabinette, von denen das einfenstrige Eckzimmer (nach Westen) ehemals das berühmte Bernsteinkabinet enthielt. Dieses ging 1716 als Geschenk an den Zaren, und das Zimmer wurde mit holländischen Kacheln ausgekleidet, dort befand sich noch 1786 das Willkommbuch Friedrich Wilhelms I. sowie die riesengroße Silberkanne, aus welcher bei den Tabakskollegien das Bier gezapft wurde.

Der Weiße Saal, der nachher lange vernachlässigt wurde, erfuhr seine Umgestaltung unter Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1844 und war schon zum Ordensfest 1845 für den Gebrauch fertiggestellt. Er wurde damals mit der Kapellentreppe in bessere Verbindung gebracht und durch den Ersatz der Kabinette an der Nordseite des Saales durch eine Tribünenanlage erweitert. Bei dem jetzigen Neubau sind die Tribünen verschwunden, wodurch der Saal an freier Länge gewonnen hat. Vortreffliche Aufnahmen des Stülerschen Saales finden sich im Besitz des Photographen Max Ziegra, solche des jetzigen Zustandes in demjenigen des Hofphotographen Hermann Rückwardt, wonach Reproduktionen in verschiedenen Blättern erschienen sind.

Zum Schlusse machte Herr Wallé noch einige interessante Angaben über den mit Cranachschen Gemälden geschmückten Festsaal in dem Renaissanceschloß Joachims II., der nach dem Schloßplatz hin eine Länge von über 200 Fuß (rund 70 Meter) hatte. Durch diese gewaltige Ausdehnung gab er den bankettirenden Herren bequeme Gelegenheit, von den zahlreichen Fenstern aus dem Ringel-Rennen, dem Feuerwerk, maskirten Aufzügen und ähnlichen Belustigungen zuzuschauen. Jener „lange Saal" hatte die Ausdehnung der Schlüterschen Bildergallerie am Lustgarten und eine Fläche von rund 700 Quadratmetern, während der Alabastersaal (der als „ehemaliger Theatersaal" jetzt noch besteht) und der „Weiße Saal" 400 und 500 Quadratmeter in runden Zahlen enthalten.

In der öffentlichen Sitzung vom 23. Februar gab Herr Archivrath Dr. Bailleu in längerem Vortrage ein fesselndes Lebensbild des Prinzen Louis Ferdinand, das in seinen wesentlichen Zügen auf den im Besitze des verstorbenen Kaisers Friedrich befindlich gewesenen Briefen der königlichen Familie sowie auf anderen unbenutzten Quellen beruhte. Prinz Louis, geboren in Friedrichsfelde bei Berlin im November 1772, trat am 1. März 1789 als Kapitän in das Regiment Möllendorff ein, machte bereits die Feldzüge von 1790 bis 1792 mit, zog sich aber im folgenden Jahre trotz seiner vor Mainz bewiesenen Tapferkeit einen Verweis Möllendorffs zu, der ihn zur Rückkehr nach Berlin ver-

anlaßte. 1794 war er wieder in der Pfalz bei der Armee und nahm an der blutigen Schlacht von Kaiserslautern hervorragend theil. Fouquet, der damals als Kornet diente, nennt ihn in einem Briefe den „Achilles des preußischen Heeres". Infolge des unrühmlichen Friedensschlusses von Basel kehrte der Prinz mit dem ihm verliehenen Regiment 1795 sehr verstimmt nach Magdeburg zurück, wo er in lustigen Trinkgelagen und in allerlei Abenteuern Abwechselung suchte. In den folgenden Jahren brachte ihn der Dienst nach Braunschweig und Westfalen, doch flüchtete er in dieser langweiligen Zeit oft von Hoya und Lemgo nach Berlin zu seiner einzigen Schwester, der Prinzessin Radziwill. Sein ritterliches Wesen gefiel dem damaligen französischen Gesandten dermaßen, daß er ihn zum König von Polen in Vorschlag bringen wollte. Von seiner Garnison aus fuhr der Prinz oft nach Hamburg, um dort im Kreise der Emigranten und im Verkehr mit schönen Frauen sich zu zerstreuen. Als alle Mahnungen an den Dienst bei ihm erfolglos blieben, sandte der König 1800 den Obersten Massenbach ab, der ihn auf strengen Befehl nach Magdeburg zurückbrachte. Dieser Schritt verfehlte nicht seine Wirkung; Louis Ferdinand widmete sich nun ernsten Studien und lieferte militärwissenschaftliche Arbeiten, denen Scharnhorst die größte Anerkennung spendete. Bald nachher versöhnte er sich mit seinen Eltern und kam 1803 dauernd nach Berlin, um in seinem Hause an der Weidendammer Brücke eine schöngeistige und musikliebende Gesellschaft um sich zu versammeln. Alle, die dort ihn sahen, Metternich, Arndt, v. d. Marwitz, die Frau v. Staël, Joh. Müller und Andere, waren von seinem Wesen und seinen Gaben hochentzückt. In diesem Kreise entwickelte sich zuerst eine Art öffentlicher Meinung, die das Gefühl der Demüthigung des Vaterlands durch Napoleon offen zum Ausdruck brachte und den Haß gegen den Eroberer pflegte. Hier wurde die Idee besprochen, Preußen mit Oesterreich gegen Frankreich zu verbünden, ein Plan, zu dessen Ausführung Prinz Louis 1804 zu den österreichischen Manövern in Mähren und von da nach Wien fuhr. Die Erzherzöge und der Kaiser nahmen ihn sympathisch auf, doch scheiterte nachher Alles an der Zaghaftigkeit Friedrich Wilhelms III. Im Frühjahr 1805 folgte eine Reise nach Italien; im Herbst die Uebernahme des Befehls über ein größeres Korps bei Wittstock, das eine Landung der Russen verhindern sollte. Nach der unerwarteten Ueberschreitung der Grenze von Ansbach-Baireuth durch französische Truppen unter Bernadotte bildete der Prinz in Berlin den Mittelpunkt der Kriegspartei, der vor Allem auch die Königin Louise angehörte. Wir finden ihn dann bei Erfurt, wo er unter Hohenlohe die Avantgarde befehligen sollte, nachher aber im Thüringischen bei Weimar mit Goethe und Karl August zu einem fröhlichen Gelage vereinigt. Seine Briefe aus jener Zeit an seine Schwester athmen wenig Vertrauen in die Zukunft und sagen prophetisch die folgenden Unglücksjahre vorher. In den Briefen an Rahel Levin spricht er die bestimmte Absicht aus, sein Leben für das Vaterland hinzugeben. Während eines kurzen Aufenthalts in Berlin bildete er mit Stein, Hardenberg und Pfuhl eine Art Verschwörung gegen Haugwitz, Lombard und Beyme und veranlaßte im August 1806 eine auf Entlassung dieser Männer gerichtete Eingabe an den König. Er wurde zur Strafe sehr ungnädig zu seinem Regiment geschickt und empfahl sich (5. September) der Königin schriftlich vom Schloß Bellevue aus, wo bald nachher (18. September) der König von dem alten Prinzen Ferdinand sich vor seiner Reise verabschiedete. Drei Wochen später hatte den Prinzen Louis Ferdinand sein Schicksal erreicht; in der Meinung, unter allen Umständen das Hohenlohesche Korps decken zu müssen, hatte er sich gegen einen doppelt überlegenen Feind bei Saalfeld in einen Kampf eingelassen, der von ihm nicht früh genug abgebrochen wurde. Er fiel unter den Hieben der Feinde. Die Leiche kam über Rudolstadt nach Berlin und wurde hier im Dom feierlich beigesetzt.

Neuere Werke zur Geschichte Friedrichs des Großen.

(Schluß.)

Anziehender noch als die trockenen, eintönigen Berichte des Dominikus sind die Memoiren von Karl Wilhelm v. Hülsen.[1] Leider sind sie mit allerlei fremden Zuthaten vermischt, die dem bekannten Werk von Archenholtz über den siebenjährigen Krieg entlehnt sind. Der wissenschaftliche Werth des Buches ist dadurch sehr beeinträchtigt worden. Ungern aber würden wir doch die Veröffentlichung vermissen. Die reizvollen Schilderungen aus dem kameradschaftlichen Leben,

[1] Unter Friedrich dem Großen, herausgegeben von Helene v. Hülsen.

die Mittheilungen persönlicher Erlebnisse sind von hohem Interesse. Auch Hülsen zeichnete sich durch tiefe Frömmigkeit, anspruchslose Schlichtheit, treue Pflichterfüllung aus. Es wäre sehr zu wünschen, daß noch mehr solcher tagebuch- oder memoirenartigen Aufzeichnungen veröffentlicht würden; im Zusammenhang mit anderen gewinnt auch der unscheinbarste Beitrag Bedeutung.

Ueber die zweite Hälfte der Regierung Friedrichs liegen keine wichtigen neuen Erscheinungen vor. Es genügt, eines Aufsatzes von Hüffer und Arnheim zu gedenken, der die Stellung Friedrichs zu seiner Schwester Ulrike, der Königin von Schweden, und seinem Neffen Gustav zum Gegenstand hat.[1]) Der im schwedischen Königshause ausgebrochene Zwist berührte Friedrich äußerst unangenehm. Der König empfand es schmerzlich, daß er seiner Schwester, zu der er stets herzliche Zuneigung fühlte, keine wirksame Unterstützung angedeihen lassen konnte. Friedrichs Politik in der verwickelten nordischen Frage hat Arnheim in der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" (Bd. 2, 5, 8) ausführlich dargelegt.

Nicht minder eifrig als die politischen und militärischen Ereignisse sind in neuerer Zeit auch die inneren Zustände des Fridericianischen Staates durchforscht worden, nachdem sie lange Zeit äußerst stiefmütterlich behandelt waren. Das Verdienst, die Aufmerksamkeit auf dieses Gebiet gelenkt zu haben, gebührt Professor Schmoller, der sowohl selbst bahnbrechende Aufsätze über innere Verwaltung, Finanzen, Beamtenthum, Volkswirthschaft und Handelspolitik geliefert, als auch Andere zur Bearbeitung solcher Themata veranlaßt hat. Schmoller verdanken wir ferner die Anregung zu der Herausgabe der „Acta Borussica, Denkmäler der preußischen Staatsverwaltung des XVIII. Jahrhunderts". Dieses groß angelegte Unternehmen der Berliner Akademie der Wissenschaften wird in einer Hauptabtheilung die Organisation der Staatsbehörden behandeln, in einer zweiten die einzelnen Zweige der Verwaltung, Militär- und Münzwesen, Zoll und Accise, Handel und Industrie. Die zweite Abtheilung ist zuerst eröffnet worden mit der hervorragenden Publikation: Die preußische Seidenindustrie des XVIII. Jahrhunderts und ihre Begründung durch Friedrich den Großen. Zwei Bände, von Schmoller und Hintze bearbeitet, bringen eine Anzahl der wichtigsten Aktenstücke, ein dritter Band enthält eine ausgezeichnete Darstellung aus der Feder von Otto Hintze.[1]) Hintze ist den Lesern dieser Mittheilungen durch seinen vortrefflichen Aufsatz über den Berliner Kaufmann Gotzkowsky im 30. Band der Schriften des Vereins bereits rühmlichst bekannt. Nach seinen Ausführungen ist die Einführung der Seidenindustrie in Preußen das persönliche Verdienst des Königs. Friedrich rief gelernte Weber ins Land, hielt die Kaufleute zur Uebernahme des Verlags von Seidenwaaren an und ermunterte zur Anpflanzung von Maulbeerbäumen. Er belebte den noch wenig entwickelten Unternehmungsgeist durch Vergünstigungen und Belohnungen, beschränkte durch Zölle und Einfuhrverbote die Konkurrenz des Auslandes, beförderte durch Prämien den Export der im Lande verfertigten Waaren. Glänzend war der Erfolg trotz der schweren Kriegsnöthe, die jahrelang auf dem Lande lasteten. Gegen Ende des Jahrhunderts stieg die jährliche Produktion auf fast 3½ Millionen Thaler, Berlin war eine bedeutende Industriestadt geworden, Preußen stand im Begriff, den Vorsprung einzuholen, den wirthschaftlich die Westmächte seit Langem vor ihm behaupteten. Freilich folgte auf diese Blüthe ein jäher Rückschlag zu Anfang des 19. Jahrhunderts, und heute ist die Seidenindustrie fast ganz aus der Mark verschwunden. Unrecht aber wäre es, deshalb das Unternehmen Friedrichs als verfehlt zu bezeichnen. Hintze legt überzeugend dar, daß die Schöpfung Friedrichs einging, „nicht weil sie ein Werk wider die Naturgesetze menschlicher Wirthschaft gewesen, sondern weil die Voraussetzungen, auf denen sie begründet wurde, sich schneller geändert haben, als ihr Urheber ahnen konnte". Nicht zu unterschätzen ist auch der bleibende Gewinn, der dem preußischen Staate durch die Heranbildung einer technisch geschulten fähigen Arbeiterschaft und durch die Entstehung eines geschäftsgewandten, unternehmungslustigen Kaufmannsstandes erwuchs.

Die günstige Beurtheilung, welche Hintze der Fridericianischen Seidenindustrie zu Theil werden läßt, entspricht der Anschauung, die sich neuerdings über die gesammte Wirthschaftspolitik Friedrichs gebildet hat. Die Verdienste des Königs auf diesem Gebiete sind, wie die Leistungen des Merkantilsystems überhaupt, unter dem herrschenden

[1]) Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte VI.

[1]) Vergl. hierzu die Aufsätze Hintzes im „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft" (Bd. 17) und Schmollers in der Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung (1892 Nr. 117 u. 120).

Einfluß freihändlerischer Ideen lange Zeit hindurch verkannt worden. Heute, wo wir uns gewöhnt haben, den Werth volkswirthschaftlicher Maßnahmen nicht danach zu bestimmen, ob sie in das eine oder andere System hineinpassen, sondern unbefangen fragen, was wirthschaftlich zu der Zeit und unter den gegebenen Bedingungen erreicht werden konnte, und welche Erfolge thatsächlich errungen wurden, heute können wir von diesem historisch allein richtigen Standpunkt aus die Fridericianische Wirthschafts- und Handelspolitik gerechter beurtheilen. Doch gehen auch jetzt noch zuweilen die Ansichten scharf auseinander. So ist vor Kurzem von dem bekannten Nationalökonomen Professor Brentano Friedrich für die Entstehung und Zunahme der Webernoth in Schlesien verantwortlich gemacht worden. Brentanos Behauptung hat lebhaften Widerspruch erfahren.[1] Augenblicklich steht die aufgeworfene Frage noch zu sehr inmitten der Diskussion, als daß hier ein endgültiges Urtheil gesprochen werden könnte. Sie sei nur erwähnt, weil gerade jetzt die schlesischen Weberzustände durch die Aufführung des Hauptmannschen Schauspiels allgemeines Interesse erregt haben. Auf die anderen zahlreichen Arbeiten zur inneren Geschichte des Fridericianischen Staates kann hier nicht eingegangen werden. Die meisten sind zudem von Koser in den betreffenden Abschnitten seines Buches schon verwerthet worden. Trotz der rührigen Thätigkeit auf diesem Gebiete giebt es noch manche Lücken auszufüllen, gilt es unsere Kenntniß in Einzelnen zu erweitern. Das allgemeine Urtheil über die gesammte Staatsverwaltung steht indeß heute schon wissenschaftlich fest und wird kaum eine wesentliche Aenderung erfahren. Friedrich baute überall auf dem sicheren Fundamente weiter, das sein Vater mit seiner seltenen praktischen Begabung und mit seinem wunderbaren Geschick gelegt hatte. Die Grundlagen dieser Organisation hat der Sohn nirgends angetastet. Friedrich ist überhaupt in seiner inneren Politik nicht über die Grundsätze seiner Zeit hinausgegangen. Was seine Regierung so unendlich segensreich wirken ließ, war die unermüdliche Sorgfalt, die er all und jedem, auch den kleinsten Dingen zuwandte, die unerbittliche Härte, mit der er Mißbräuchen steuerte, war die peinliche Gewissenhaftigkeit, zu der er sein Beamtenthum anhielt. Gewiß, leicht und angenehm war das Regiment des Alles sehenden Königs nicht, und Mancher seufzte über den Druck der Regierung. Zweifellos haben auch einzelne Maßregeln nicht den erhofften Erfolg gehabt und dem König bittere Enttäuschung eingebracht. Nicht immer verfuhr er gerecht und billig. Bekannt ist sein willkürliches Eingreifen in den Prozeß des Müllers Arnold. Aus den edelsten Motiven ging die ungerechteste That seines Lebens hervor, so urtheilt Stölzel über Friedrichs Verfahren, und man wird Stölzels Ansicht zustimmen müssen. Neuerdings hat Dickel in einer besonderen Schrift über diesen Prozeß den König vertheidigt und ihn als Hort der sozialen Gerechtigkeit, als Schützer der sittlichen Seite des Rechtes gefeiert, doch diese Auffassung dürfte schwerlich gerechtfertigt sein.

Mit Staunen sehen wir heute, was die Arbeitskraft Friedrichs bewältigt hat. Auf ihn paßt der Wahlspruch der ersten preußischen Königin, Sophie Charlotte: »Mon devoir est mon plaisir.« Und doch wußte er noch Stunden der Muße zu erübrigen, die den schönen Künsten, der Musik, der Litteratur geweiht waren. In einem überaus anziehenden Kapitel seiner Geschichte Friedrichs hat Koser die künstlerischen Neigungen des großen Königs behandelt. Leider hat er die verdienstvollen Arbeiten Paul Seidels dazu noch nicht verwerthen können, auf die wir daher besonders aufmerksam machen wollen.[1] Die eifrige Fürsorge, welche Friedrich auf die Ausschmückung seiner Schlösser verwendete, das künstlerische Verständniß und der feine Geschmack, mit dem er bei der Auswahl der Kunstwerke verfuhr, haben erst durch Seidel die gebührende Würdigung gefunden. Der König ging auch hierin seinem Volke mit leuchtendem Beispiel voran. Seiner Gründung eines Bildhauerateliers im ehemaligen Gartenhause des Lustgartens, wo Tassaert, der Lehrmeister Schadows, die Denkmäler von Keith und Seydlitz schuf, verdankte Berlin die hohe Blüthe der Bildhauerkunst seit Ende des vorigen Jahrhunderts. Auch das Kunsthandwerk machte beachtenswerthe Fortschritte; die Berufung fremder Künstler war von segensreichen Folgen für die Ausbildung des Kunstsinnes in der preußischen Hauptstadt. In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts verfügte Berlin über eine Anzahl ausgezeichneter Gold- und Silberschmiede sowie Kunsttischler, die ihren guten Ruf vollauf verdienten. Viele der Schätze dieser Zeit sind in den schweren Nothjahren

[1] Zeitschrift für Sozial- und Wirthschaftsgeschichte, Bd. 1 und 2.

[1] Friedrich der Große und die französische Malerei seiner Zeit. Ferner einige Abhandlungen im „Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen“, Bd. 13 und 14.

nach dem Zusammenbruch des alten Staates zu Grunde gegangen, manches Prachtstück hat sich aber noch in den Sammlungen der königlichen Schlösser und in Privatbesitz erhalten. Die Ausstellung von Kunstwerken aus Friedrichs Zeit, welche im Frühjahr 1892 in Berlin stattfand, ließ eine ungefähre Vorstellung von den künstlerischen Leistungen jener Epoche gewinnen.

Das prophetische Wort Friedrichs von den gelehrten Benediktinern, die im 19. Jahrhundert kommen würden, um die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, ist in Erfüllung gegangen. Von den verschiedensten Seiten hat die Forschung eingesetzt, unaufhörlich bringt sie Neues zu Tage, ergänzt und vertieft sie unsere Kenntniß. Die Zahl der alljährlich erscheinenden Bücher und Aufsätze zur Geschichte Friedrichs hat eine fast beängstigende Höhe erreicht. Schon droht die Gefahr eines Uebermaßes der Produktion, einer Publikationslust, die vor der Anhäufung nebensächlichen Kleinkrams nicht zurückschreckt und deren Erzeugnisse sich mehr durch den guten Willen und den Fleiß ihrer Verfasser als durch wissenschaftlichen Werth auszeichnen. Doch das sind wohl unvermeidliche Uebelstände, die man ruhig in Kauf nehmen kann. Sie sind doch wiederum ein Beweis für das außerordentliche Interesse und die unausgesetzte Bewunderung, die heute der Person unseres größten Herrschers entgegengebracht werden. Und auf der anderen Seite werden diese Nachtheile vollständig aufgewogen durch die wirklich hervorragenden Werke, die uns die letzten Jahre bescheert haben, auf die hinzuweisen der Zweck dieser Uebersicht war. Es ist die begründete Hoffnung vorhanden, daß ihre Zahl sich noch weiter vermehren wird. Der Aufschwung, den die Erforschung der Fridericianischen Zeit genommen hat, muß Jeden mit Genugthuung erfüllen. Um so bedauerlicher wäre es, wenn die Besorgnisse gerechtfertigt würden, die hier und da und nicht mit Unrecht laut geworden sind. Mit der verstärkten Intensität der Forschung, mit der gesteigerten liebevollen Hingabe der Historiker an den erwählten Gegenstand ist auch die Gefahr einer Ueberschätzung des Helden, eines Verkennens der Schattenseiten, einer ungerechten Beurtheilung der Gegner gewachsen. Möchten alle Autoren darum des Satzes eingedenk bleiben, den Friedrich selbst einst an die Spitze seiner »histoire de mon temps« als eine beherzigenswerthe Mahnung gestellt hat: »Beaucoup de personnes ont écrit l'histoire, mais bien peu ont dit la vérité.«

M. Immich.

Die ältesten märkischen Kanzler in ihren Beziehungen zu Berlin.

Der Verein für Geschichte der Mark Brandenburg hat dem Verein „Herold" zu dessen Jubelfeste am 3. November 1894 einen von F. Holtze verfaßten Aufsatz „Die ältesten märkischen Kanzler und ihre Familien" als Festgabe überreichen lassen, der seitdem auch in den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte Bd. VII S. 479 bis 531 veröffentlicht worden ist. Da unser Verein die der Schwestergesellschaft gehörigen Clichés der Bildnisse der Kanzler Sesselmann, v. Kettwig, v. Breitenbach und Weinleben seitdem erworben



hat, so besitzt er nunmehr die vollständige Reihe der Kanzlerbilder bis auf Weinleben, und es erscheint nun angezeigt, dieselben an dieser Stelle mit einigen Notizen, aus denen sich die Beziehungen dieser Männer zu Berlin ergeben, zum Abdruck zu bringen. Bezüglich weiterer Einzelheiten sei auf vorgedachten Aufsatz verwiesen.

1. Heintze v. Kracht

Kanzler von 1440 bis 1444.

Aus der kurzen Zeit der Amtsführung v. Krachts als Kanzler ist sehr wenig überliefert. Nach seiner Entlassung aus diesem Amte, die offenbar in bestem Einvernehmen mit ihm erfolgt ist, blieb er als

Rath im Dienste und im Vertrauen des Kurfürsten Friedrich II. Als solcher war er namentlich bei der folgenreichen Unterwerfung der Städte Berlin-Cölln im Jahre 1448 betheiligt. (Urkundenbuch zur Berlinischen Chronik S. 400.) Das Bildniß v. Krachts ist einer früher im Besitze des bekannten Sammlers M. F. Seidel (1621 bis 1693), heute auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin in Band B. 26 der libri picturati befindlichen Tuschzeichnung nachgebildet. (Fortsetzung folgt.)

Besprechung von Büchern etc.

Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Vereins für Wappen-, Siegel- und Familien-Kunde „Herold", herausgegeben vom Verein Herold, redigirt von Ad. M. Hildebrandt, herzoglich sächsischem Professor. 236 S. Berlin 1894. Auftragweiser Verlag von J. A. Stargardt. Gedruckt bei Julius Sittenfeld. 15 M.

Zur Feier des am 2. November 1894 stattgehabten Stiftungsfestes des Vereins „Herold" ist außer dem eingehenden „Bericht über die Thätigkeit des Vereins Herold in den ersten 25 Jahren seines Bestehens 1869 bis 1894 von dem derzeitigen Schriftführer Gustav A. Seyler", der unentgeltlich während der Festtage ausgegeben wurde, eine umfangreiche Festschrift erschienen, ein Prachtwerk, würdig des hochangesehenen Berliner Vereins „Herold", der jetzt nahezu 900 Mitglieder hat. In der That sind recht zeitgemäße Themata hier zur Behandlung gelangt, die ein weitgehenderes Interesse zu erwecken geeignet sind und nicht in dürftige Detailkrämerei sich verlieren, wozu genealogische Fragen mitunter Veranlassung geben.

„Das Wappen der Kurfürsten zu Brandenburg von 1417 bis 1701" nach archivalischen Quellen von M. Gritzner mit 54 scharf skizzirten Abbildungen wird von allen Siegel-, Wappen- und Münzsammlern mit großer Freude begrüßt werden und findet später seine Fortsetzung in den Wappen der Kurfürsten und Markgrafen, sowie der Könige als Band III der »Heraldica Zollerana« desselben Verfassers. „Ueber den Ahnenverlust in den oberen Generationen mit besonderer Rücksicht auf die Ahnentafel Kaiser Wilhelms II." handelt Professor Ottokar Lorenz. „Markgraf Georg von Brandenburg in Ungarn" von Dr. M. Wertner ist ein Beitrag zur hohenzollernschen Genealogie. Fünf Vorschläge zu einem „Wappen der Stadt Berlin als Hauptstadt des Deutschen Reiches" führt Dr. R. Béringuier vor, der zugleich die geschichtliche Entwickelung des Berliner Wappens bringt. Für die einfachste und schönste Lösung halten wir die Darstellung in Figur 5: Der Reichsadler auf goldenem Grunde, belegt mit dem Brustschild, dem Bären, die Mauerkrone auf dem Schild ruhend. Mit Interesse entnehmen wir der Abhandlung, daß auch die einzelnen Stadttheile Wappen hatten, daß Fidicin die erste Anregung zu einem Wappen der neuen Reichshauptstadt 1871 gegeben hat, und daß 1875 und 1884 die Frage von Neuem durch den Verein in Fluß gebracht wurde. Von anderen Abhandlungen nennen wir noch „19 Original-Siegelstempel des 16. und 17. Jahrhunderts" von F. Warnecke, „Heraldische Sitten und Unsitten" von K. E. Grafen zu Leiningen-Westerburg, gleichsam ein Leitfaden für Laien, den „Kaiserlichen Ehren-Herold Caspar Sturm 1521" von Ad. M. Hildebrandt und „Die Wappen und Siegelbilder der 19 Bezirke von Wien" von Hugo G. Ströhl.

Dem befreundeten Verein wünschen wir Glück zu der stattlichen, inhaltreichen Festschrift, die ein Stolz jedes Mitgliedes sein kann und für Fernstehende ein Beweis der rührigen und erfolgreichen Thätigkeit eines zielbewußten Vereins ist.

Dr. Br.

Berliner Auskunftsbuch, Wegweiser für den Verkehr mit den Staats-, kommunalen und privaten Behörden. Nachschlagebuch für öffentliche Anstalten und Einrichtungen sowie ihre Benutzung. Nebst den in Berlin giltigen Steuergesetzen, den Gesetzen über Unfall-, Alters- und Invaliditäts-Versicherung und anderen wichtigen Gesetzen von allgemeiner Bedeutung. Zum Theil amtlich bearbeitet. Herausgegeben auf Grund amtlicher Angaben und Originalquellen. 736 S. 2. Jahrgang. Verlag von Karl Siegismund in Berlin W., Mauerstr. 68. Preis 3 Mk.

Das Buch ist ein Wegweiser für jeden, der den mannigfachen Behörden Berlins rathlos gegenübersteht, zugleich ein Nachschlagebuch von großer Vielseitigkeit, ein unentbehrliches Hilfsmittel für Geschäft, Haus und Familie. Um die Reichhaltigkeit des in ihm verarbeiteten Stoffs anzudeuten, genüge folgende Inhaltsübersicht: Geschichte der Reichshauptstadt, die Genealogie und Behörden des Königlichen Hauses, sämmtliche Reichs-, Staats- bezw. sonstigen Behörden, die ihren Sitz in Berlin haben, die Kirchen sämmtlicher Konfessionen mit Angabe der Gebühren und Begräbnißplätze, die staatlichen, städtischen und privaten höheren, mittleren und Spezial-Schulen, wie auch die Angabe der Berechtigungen, die durch den Besuch höherer Schulen erworben werden. Das Militär-, Rechts-, Polizei-, Verkehrs- und Steuerwesen wie auch Handel und Gewerbe sind eingehend behandelt. Die staatlichen, städtischen wie privaten Wohlfahrtseinrichtungen, die Stiftungen, Legate, Logen, Archive, Bibliotheken, Sehenswürdigkeiten, Theater sind sorgfältig berücksichtigt. Endlich sind noch eine große Zahl gemeinnütziger Angaben in dem Buche enthalten, wie die gelesensten Berliner Zeitungen, das Verzeichniß der Straßen und Plätze Berlins mit Angabe der Himmelsrichtung, Postanstalten, Standesämter, Stadtbezirke und Polizeireviere. Ein ausführliches Sachregister erhöht den Werth des Buches und erleichtert seine Benutzung. Der Aufforderung der Verlagshandlung im Vorwort des I. Jahrganges, der Redaktion Wünsche und Vorschläge zur Vervollkommnung der ferneren Jahrgänge zukommen zu lassen, sind Staats- und kommunale Behörden bereitwilligst nachgekommen, denn dieser zweite Jahrgang übersteigt den vorhergehenden um etwa 200 Seiten.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Brendicke in Berlin W35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 4. | Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. | 1895.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

598. Versammlung.

7. (4. Arbeits-) Sitzung des XXXI. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 6. April 1895, Abends 7 Uhr,
im
Rathhause, Zimmer Nr. 63.
Eingang von der Jüdenstraße.

Vortrag des Herrn H. Busse: „Geschichtliche und vorgeschichtliche Forschungen in der Umgebung Berlins mit Vorlage von Thongefäßen, Bronze- und Steingeräthen."

Mittheilungen des Herrn Rektor W. Bonnell: Aus dem Leben K. F. v. Kloedens (Uebungen des Landsturmes in Berlin 1813).

---

599. Versammlung.

8. (2. außerordtl.) Sitzung des XXXI. Vereinsjahres:

Mittwoch, den 17. April 1895.

Besichtigung des Reichstagsgebäudes.

Die Mitglieder versammeln sich mit ihren Damen um 2½ Uhr Nachmittags vor dem Portal 5 an der Sinderſinstraße.

Nach der Besichtigung Erfrischung in den Restaurations-Räumen.

Zur Vorbereitung der diesjährigen Wanderfahrten und Besichtigungen ist ein **Ausschuß** vom Vorstand gewählt worden, bestehend aus den Herren:

Ferd. Lindenberg, S. Prinzenstr. 85, Vorsitzender.
O. v. Kesteloott, stellv. Vorsitzender, W. Französische Straße 49.
Dr. H. Brendicke, W. Kurfürstenstr. 41, Schriftführer.
Hoflieferant Ph. Leo, SW. Planufer 34, Schatzmeister.
Dr. Fr. Weinitz, SW. Dessauerstr. 17.
E. Marquardt, S. Plan-Ufer 55.
Ing. Charles Clément, SW. Johanniterstr. 20.

In diesen Tagen wird durch den Vereinsboten Ullrich den verehrlichen Mitgliedern das neue Verzeichniß der Mitglieder für 1895 übereicht und zugleich der Halbjahrs-Beitrag erhoben werden. Nicht nur Wohnungs- und Standes-Veränderungen sind regelmäßig dem Hauptschriftwart zu melden, sondern es sind demselben auch nach Möglichkeit baldige und sichere Nachrichten über den Todesfall von Mitgliedern zu übermitteln.

Statuten, Mitgliedskarten, Anmeldeformulare für neue Mitglieder sind jederzeit vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke, Berlin W. 35, Kurfürstenstraße 41 I, zu beziehen. Die Anmeldeformulare sind deutlich und vor allen Dingen vollständig auszufüllen, sonst verzögert sich die Aufnahme und die Zusendung der Vereinsschriften.

Den neu eintretenden Mitgliedern wird das von einer Liederbuch-Kommission herausgegebene „Berlinische Liederbuch" hierdurch bestens zur Anschaffung empfohlen. Es enthält eine Fülle von Vereins- und Festliedern echt berlinischen Gepräges, zum Theil von Mitgliedern verfaßt, und ist für 60 Pf. vom Vereinsboten Ullrich zu beziehen.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Joh. Paul Guthmann, Kaufmann, SW. Markgrafenstr. 49.
- " Edwin Schröder, Zahnkünstler, SW. Charlottenstr. 19 II.
- " Hubert Heck, Kaufmann, W. 57 Potsdamerstraße 86a. III.
- " Karl Hoffacker, Baumeister, Lehrer an der Königl. Kunstschule, W. Hardenbergstr. 4/5.
- " J. J. C. Waal, Direktor der Mutua Confidentia, SW. Charlottenstr. 81 II.
- " Karl Fr. Le Fèvre, cand. theol., SW. Krausenstraße 39.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Otto Schmiedicke, Kaufmann, SO. Michaelkirchstr. 5. Einf.: Herr Rud. Damköhler.
- " Charlot Cabanis, Königl. Regierungs-Bauführer, S. Bärwaldstr. 15. Einf.: Herr Rud. Damköhler.
- " Rudolph Jung, Kaufmann, SW. Yorkstr. 58. Einf.: Herr Carl Ohse.

Wohnungsveränderungen:

Herr Ed. Bertz, Potsdam, Gr. Weinmeisterstr. 28.
- " P. Kahle, Charlottenburg, Uhlandstr. 180 (Station Zoologischer Garten).
- " Oskar Trempler, Gr. Lichterfelde, Augustastraße 21.
- " Theodor Eichler, S. Blücherstr. 10.
- " Müller, Modelleur, SO. Köpenickerstr. 56/57.
- " Dr. Fr. Meinecke, W. Elsholzstr. 5.
- " H. Pieper, Oberlehrer, NW. Luisenstr. 4 III.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

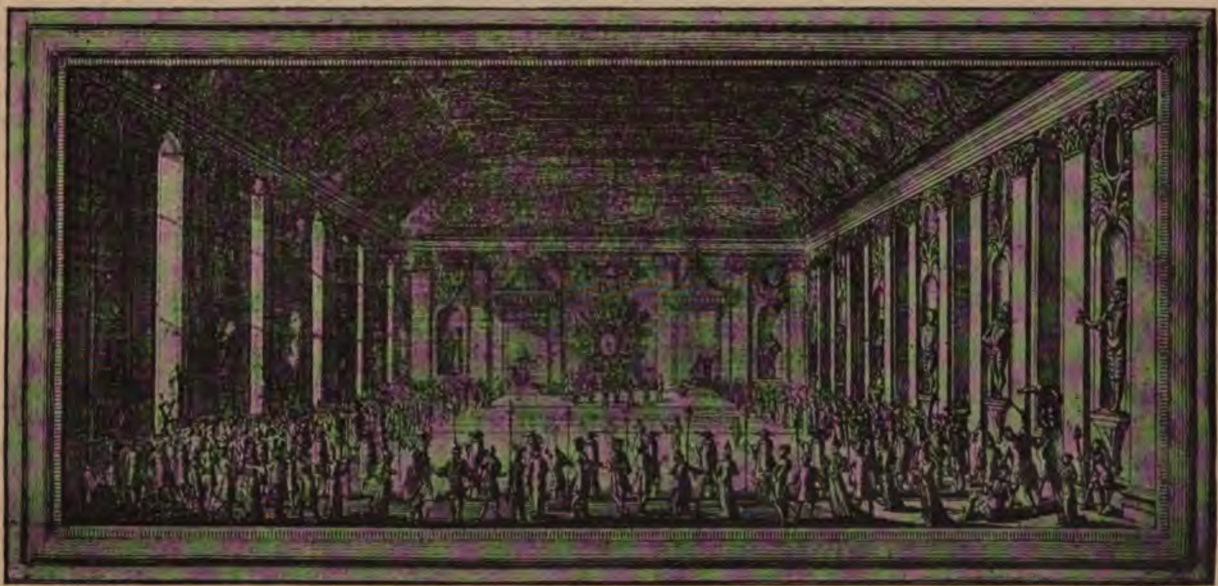
In der Arbeitssitzung vom 9. März, die unter dem Vorsitz des Geh. Archivrathes B. Reuter im Zimmer Nr. 63 des Rathhauses stattfand, sprach Herr Privatdozent Dr. Georg Voß über die mittelalterlichen Wandmalereien in den Kirchen der Mark, deren über zweihundert von ihm in der letzten Zeit besucht worden sind. Aus einer von ihm gegebenen Zusammenstellung ging hervor, daß in etwa 40 Kirchen mehr oder minder bemerkenswerthe Reste von Malereien vorhanden oder Spuren einer früheren Ausschmückung nachzuweisen sind. Aus den eigenen Untersuchungen, aus den durch Prof. Bergau gemachten Angaben in dem Kunstinventar der Mark und aus sonstigen Nachrichten ist leicht nachzuweisen, daß vom 13. bis 15. Jahrhundert die mittelalterliche Malerei in der Mark eine gewisse Blüthe zeigte. Die Statistik der noch erhaltenen Malereien ist nach mehr als einer Richtung hin nicht besonders erfreulich, indem es sich zeigt, daß selbst seit Errichtung staatlicher Aufsichtsorgane in manchen Kirchen, die zu Anfang dieses Jahrhunderts noch Malereien aufwiesen, diese durch Mangel an Verständniß bei der Gemeinde oder bei den Geistlichen beseitigt und übertüncht worden sind. Die in der letzten Zeit oft erwähnten, sehr bemerkenswerthen Gemälde in der Kirche zu Dahlem wurden in einer Reihe von Aufnahmen vorgelegt und erläutert, wobei Dr. Voß die Hauptgestalt — in Uebereinstimmung mit dem figürlichen Schnitzwerk des Altars — für die heilige Anna erklärte. Diese Wandmalereien gehören zu den ältesten und ausgedehntesten der Mark und rühren vermuthlich von einem eingewanderten Maler des 13. Jahrhunderts her. In fesselnder Weise wurde in großen Zügen die Entwickelung der kirchlichen Kunst in der Mark beleuchtet und die Beziehungen zwischen Brandenburg, Magdeburg, Havelberg und anderen Städten eingehender geschildert. Das Altarbild der bescheidenen Kirche zu Dahlem hält Dr. Voß für eine gute Arbeit der Cranachschen Werkstatt, die einer baldigen Auffrischung bedürftig ist.

Buchbindermeister Paul Richter, der mit einer Geschichte der Berliner Buchbinderinnung beschäftigt ist, legte hierauf das Gesellenbuch der Pergamenter vom Jahre 1717 vor, das damals durch

den Meister J. F. Thomas gestiftet wurde. Das interessante Buch hat auf dem Titelblatt einen von Ornamenten umrahmten, seltenen Kupferstich mit der Darstellung eines Pergamenters, der die Häute zu Trommeln, Urkunden und anderen Dingen verarbeitet. Der Einband zeigt in eigenartiger Technik die Verbindung gefärbten Pergaments mit ganz vorzüglicher Handvergoldung.

Zum Schluß besprach Herr Geheimrath **Reuter** den „Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen" (von A. v. Opperman), sowie zwei die älteren Kirchengebräuche in Berlin betreffende Predigten des Propstes zu St. Nikolai Roloff aus den Jahren 1736 und 1740, die Prof. Dr. **Jentsch** in Guben der Vereinsbibliothek als Geschenk überwiesen hat.

In der öffentlichen Sitzung des Vereins vom 23 März sprach Herr Archivar Dr. F. **Meinecke** über das **Landsturmgesetz von 1813**. Der Vortragende ging aus von dem den Reformen Steins, Hardenbergs und Scharnhorsts zu Grunde liegenden Prinzip der Verschmelzung von staats- und geistbildender Macht, der Versöhnung von Nation und Staatswesen. Auf diesem Prinzipe beruht die Reorganisation des Heeres, die in dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht gipfelte. Scharnhorst und seine Genossen wollten aber mehr, sie wollten eine Bewaffnung des ganzen Volkes. Das Vorbild der spanischen Erhebung von 1808 und die Aussicht auf einen Kampf um die Existenz und die Ehre des Vaterlandes beflügelten diese Pläne, die Gestalt gewannen in dem denkwürdigen Landsturmedikt vom 21. April 1813. Ein Kampf der Nothwehr, der alle Mittel heiligt, wurde hier verlangt, das Volk sollte in freier, wilder, grausamer Selbsthülfe auflodern. Aber so grandios das Ganze gedacht war, so mangelte es doch zu seiner Durchführung der psychologischen Voraussetzungen. Es versagte der Volkscharakter und es blieb die zu einem Volkskriege durchaus nothwendige Initiative von unten her aus. So entwickelte sich sehr bald und namentlich in Berlin eine lebhafte Opposition gegen das Gesetz, deren Argumente der Vortragende im Einzelnen darstellte und prüfte. Der Geisterkampf, der hier sich erhob, war insofern vorbildlich für die spätere preußische Entwickelung, die Zeit der Karlsbader Beschlüsse und der Demagogenverfolgungen, als es sich hier wesentlich mit um die Frage handelte, ob die Vertreter und Freunde des Gesetzes revolutionäre und antimonarchische Tendenzen verfolgten. Daran war natürlich nicht zu denken, aber die Gegner des Gesetzes, unter denen der Justizminister v. Kirch-



Stecher: Joh. Carl Schott.

Der Alabastersaal im Querflügel des Schlosses zu Berlin.

Nach der Zeichnung des Conft. Friedr. Blesendorf (1695).

eisen, der Staatsrath Scharnweber und der Berliner Polizeipräsident v. Lecoq namentlich sich bemerkbar machte, vermochten es doch, die Besorgniß des Königs wie des Staatskanzlers von Hardenberg zu erregen. So wurde im Juli 1813 das Landsturmgesetz stark modifizirt, — und namentlich wurden die demokratischen Elemente desselben stark beschnitten. — War der Gedanke des Landsturms auch ein undurchführbares Ideal, so verstärkte doch auch ein solches immer die Waagschale der geistigen Gewichte Preußens. — Der Vortrag bildet ein Kapitel aus der Biographie des Kriegsministers v. Boyen, von welcher der erste Band im Laufe dieses Jahres noch erscheinen wird.

Der ehemalige Alabastersaal im Schlosse zu Berlin.

(Hierzu die Abbildung auf Seite 33.)

Aus Anlaß der Mittheilungen über den Weißen Saal des Königlichen Schlosses zu Berlin in der Arbeitssitzung vom 9. Februar d. J. gelangte auch die Vergrößerung einer interessanten alten Innenperspektive des sogenannten Alabastersaales (nachherigen Theatersaales) zur Vorlage. Dieser prächtige Raum, der nur wenig kleiner ist als der jetzige „Weiße Saal" an der Schloßfreiheit, wurde noch unter dem großen Kurfürsten als Audienz- und Speisesaal eingerichtet und ist in der Zeit zwischen 1685 und 1725 Zeuge bedeutsamer Vorgänge und Festlichkeiten am brandenburgisch-preußischen Hofe gewesen. Der Anlaß zu diesem Prunksaal ist in den politischen Verhältnissen zu suchen, da der Kurfürst Friedrich Wilhelm nach dem Frieden zu Saint-Germain (Juli 1679) auf längere Zeit Ruhe für sein Land erhoffte und nun dem Schloßbau, dem er auch früher nach dem Frieden von Oliva sich zugewandt, aufs Neue seine Aufmerksamkeit schenkte. Nach Nicolais Angabe wurde schon 1681 der Küchenbau an dem Nordende des Querbaues zwischen den beiden Schloßhöfen erhöht und der große mit korinthischen Wandpfeilern geschmückte Saal bis zum Jahre 1685 vollendet. Nachher, als in den Nischen des Saales die sechzehn marmornen Statuen von B. Eggers aus Amsterdam zur Aufstellung gekommen (1694), soll dieser Festraum der Alabastersaal, auch der „Weiße Saal" genannt worden sein.

Auf der Bernh. Schultzschen Darstellung der Stadt Berlin im Jahre 1688 sieht man schon die neue Saalanlage, die 1690 auch von Joh. Stridbeck gezeichnet und wenige Jahre später durch den vielseitigen Architekten Christoph Pitzler aus Weißenfels besucht wurde. Dieser, der den Saal — wohl im Gegensatz zu dem langen Bankettsaal im Theißschen Bau am Schloßplatz — den „Neuen Saal" nennt, meldet, daß derselbe al fresco schön gemalt und die Decke mit Laubgewinden und Kindlein (Putten) von Stuck hergestellt sei. Der Saal hatte vier Doppelthüren; an den Seiten Pilaster mit Nischen, in denen die Kurfürsten aus „Alabaster" standen. Abgebildet an der Decke waren in den Hauptfeldern nach der noch vorhandenen Skizze Pitzlers die Architektur mit einer Ansicht von Potsdam, die Malerei mit dem Porträt des großen Kurfürsten, die Festungskunst mit einer Ansicht von Berlin, die Skulptur mit einem Relief des großen Kurfürsten. Der Grund der Decke war braun, der Stuck leicht gelblich getönt. Der Fußboden bestand aus schwarzen und weißen Marmorplatten von anderthalb Fuß im Geviert.

Die Abbildung (S. 33) giebt eine gute Ansicht des Saales, woraus man erkennt, daß die alten Kurfürsten von Friedrich I. bis einschließlich Friedrich III. in Rüstung dargestellt sind. Außerdem standen im Saale noch vier andere Statuen: Julius Cäsar, Konstantin (oder Justinian?), Karl der Große und Rudolf II. Der Raum hatte bei einer Länge von 25 m und einer Breite von rund 16 m eine Höhe von 10 m, also in jeder Hinsicht recht stattliche Abmessungen. Aus anderen Angaben ist es bekannt, daß der jetzige Weiße Saal des Schlosses, der an die Bildergalerie anstößt, um 1728 für Festlichkeiten hergerichtet und zu diesem Zweck mit den Statuen des Alabastersaales geschmückt wurde. Der so seiner charakteristischen Hauptzierde beraubte Saal ist alsdann, wie wir mit älteren Schriftstellern anzunehmen geneigt sind, wahrscheinlich schon 1733 zur Aufführung von Pantomimen vor dem Könige Friedrich Wilhelm I. durch Eckenberg benutzt worden. Die Einbauung eines vollständigen Hoftheaters nach dem Vorbild von Versailles für die Aufführung von italienischen Opern erfolgte während der Errichtung des Opernhauses im Jahre 1741; sie blieb mit mancherlei Veränderungen bis zum Jahre 1805 bestehen. Die Dekorationen malte damals der Venetianer Giacomo Fabris; der ersten hier auftretenden Truppe gehörten an: die Damen Farinella und Lorio, Maria Camal und Giov. Gasparini, ferner die Mitglieder: Santorelli, Triulzi, Mariotto, Pinetti, Mazzati und der Dichter Bottarelli.

Die hier wieder gegebene Zeichnung des Saales aus dem Jahre 1695 rührt von dem Maler Constantin Friedrich Blesendorf her, der 1707 Hofkupferstecher wurde und für Schlüter architektonische Blätter ausführte; der Stich ist insofern eine Seltenheit, als er von dem Königlichen Rath Johann Carl Schott, einem Neffen des Antiquars Lorenz Beger stammt, welch letzterer das interessante Bild in den ersten Band seines berühmten Thesaurus Brandenburgicus als Kopfvignette aufnahm.

In Anbetracht der besonderen Aufgabe des Geschichtsvereins ist hier vielleicht die Anregung gestattet, die zwölf Kurfürstenstatuen, die vorläufig ohne besondere Bestimmung in einem Bauschuppen aufbewahrt werden, womöglich an ihren alten Platz zurückzubringen, da der ehemalige Theatersaal nur untergeordneten Zwecken dient und von den Einbauten leicht zu befreien sein wird. P. Wallé.

Die ältesten märkischen Kanzler in ihren Beziehungen zu Berlin.

2. Friedrich Sesselmann,

Kanzler von 1445 bis 1483.

Der aus Culmbach gebürtige Franke Sesselmann war seit dem Anfange des Jahres 1445 als Nachfolger v. Krachts im Kanzleramt thätig. Mit diesem wirkte er bei den Verhandlungen mit, welche der Niederwerfung der Städte Berlin und Kölln folgten. Im Jahre 1455 verschaffte ihm der Einfluß des ihm sehr gewogenen Kurfürsten Friedrich II. den Bischofsstab von Lebus. Er behielt indeß neben dieser Würde die Stellung als Kanzler und erwarb, da ihn letztere zur häufigen Anwesenheit in der Residenz nöthigte, im Jahre 1462 für 24 Schock märkischer Groschen ein umfangreiches Gebäude in der Klosterstraße zu Berlin, welches bis zur Reformation im Besitze des Domkapitels von Lebus geblieben ist und den Bischöfen als Absteigequartier gedient hat.[1]) Als Friedrich II. im Jahre 1470 auf die Regierung der Mark zu Gunsten seines Bruders Albrecht Achill verzichtet hatte, leistete Sesselmann dem neuen Herrscher die wesentlichsten Dienste, welche indeß auch nicht unbelohnt blieben; so mußte ihm z. B. auf Veranlassung Albrechts neben anderen märkischen Städten auch Berlin für die Konfirmation der Stadtprivilegien bei Gelegenheit der Huldigung im Jahre 1472 die hohe Summe von 40 Rheinischen Gulden (20 Schock Groschen) zahlen, also beinahe ebenso viel, als Sesselmann 10 Jahre früher für ein umfangreiches Gebäude im damals besten Theile der Stadt zu entrichten gehabt hatte. Vom 9. März 1473 bis zum 21. September 1483, seinem Todestage, war Sesselmann als erster Beirath des seinen in Franken lebenden Vater Albrecht in der Regierung der Mark vertretenden Kurprinzen Johann thatsächlich der Regent der Mark, denn der im Jahre 1473 erst 18jährige Prinz (der spätere Kurfürst Johann Cicero) war in allen Landesangelegenheiten an den Beirath,



ja man kann sagen, an die Anordnung des geschäftskundigen Bischofs und Kanzlers gewiesen.

Sesselmann wurde in der von ihm mannigfach geschmückten und renovirten Domkirche zu Fürstenwalde, der Lebuser Residenz, beigesetzt. In derselben ist noch heute sein wohlerhaltener Grabstein vorhanden, von dem eine Abbildung beigegeben ist, da sie den verdienten Staatsmann im Bischofsornate zeigt und uns ein anderes Bild desselben nicht erhalten ist.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Die Häuser Klosterstraße 86—89 stehen heute an der Stelle der ehemaligen Lebuser Bischofsresidenz.

Elwin Paetel-Jubiläum.

Am 14. März 1895 konnte der Besitzer der weltbekannten Verlagsbuchhandlung „Gebrüder Paetel", unser Mitglied Elwin Paetel, auf eine 25-jährige, selbständige Thätigkeit im Buchhandel zurückblicken. Zur Feier dieses Tages erschien ein „Verlags-Katalog von Gebrüder Paetel in Berlin 1837 bis 1895", 232 Seiten stark, in geschmackvollster Ausstattung, der auch für unsere Mitglieder ein besonderes Interesse hat, da viele Berliner Litteraturgrößen und litterarische Erscheinungen in diesem Verlage Schutz und Schirm, ein liebevolles Unterkommen und eine behagliche Stätte gefunden haben, selbst wenn der finanzielle Erfolg hinter den Erwartungen mitunter stark zurückblieb. Wir finden hier zeitweise den „Bär" domizilirt (unter P. Wallé), der dann an H. Schon (unter H. Brendicke) und an Fr. Zillessen (unter O. Schwebel, jetzt unter R. George) überging, ferner die hochinteressanten „Berliner Neudrucke" von Prof. L. Geiger, Prof. B. A. Wagner und G. Ellinger, die bis zum 2. Bande der 3. Serie gediehen sind.

Ein Unikum für Autographensammler ist das Album, welches, in der Kunstwerkstatt von G. Kollin angefertigt, am 14. März in der Villa des Herrn Elwin Paetel (in der Kielganstraße) diesem durch Dr. Julius Rosenberg in Gegenwarrt der vornehmsten Dichter und Schriftsteller Berlins überreicht worden ist.

Es enthält Originalschriften von 150 der angesehensten lebenden Schriftsteller, unter denen sich u. A. Paul Heyse, Wilhelm Jensen, Fontane, v. Sybel, E. du Bois-Reymond, Curtius, Bunsen, Max Müller (Oxford) und Georg Ebers befinden. Von Mitarbeiterinnen der „Deutschen Rundschau" und weiblichen hervorragenden Autoren sind in das Album eingetragen: Frau v. Hillern, M. Ebner-Eschenbach, Ossip Schubin (Lola Kirschner), Villamaria (M. Timme), Marie v. Olfers, Frau v. Bunsen, G. v. Gizycki u. s. w. —

Elwin Paetel, ein Sohn des als Kondylien-sammler bekannten Stadtraths Friedrich Paetel, ist ein geborener Berliner. Er besuchte zuerst das Wilhelmsgymnasium und trat dann bei Borstell & Reimarus ein, um nach beendeter Lehre mit seinem Bruder Dr. Hermann Paetel im März 1870 den Verlag der Gebrüder Paetel zu begründen. Dieser Verlag wurde durch die seit 1874 durch Rodenberg herausgegebene „Deutsche Rundschau" ein Hort der vornehmsten Litteratur der Gegenwart, begünstigte aber auch durch die „Geschichte des Berliner Geisteslebens" von L. Geiger und andere Werke besonders die Berliner Litteratur und Stadtgeschichte. — Seit dem Ausscheiden des Dr. Herm. Paetel im Jahre 1884 ist Herr Elwin Paetel der einzige Inhaber der hochangesehenen Firma.

Aus den Eintragungen des für jeden Sammler und Litteraturfreund interessanten Albums seien in Folgendem einige der kürzeren mitgetheilt:

> Eine fruchtbare Behandlung der sozialen Frage wird nur demjenigen gelingen, der sie mit der Erkenntniß der Unlösbarkeit des Problems beginnt.
>
> Heinrich v. Sybel.

> Ein Buch sei ein Gefäß
> Das für sich selbst nicht gilt,
> Doch seinem Werth gemäß
> Bewahrt, was drin gefüllt.
>
> Ernst Wichert.

> Die beste Unsterblichkeit ist die im Herzen unserer Freunde.
>
> Villamaria.

> Um die Einsamkeit ist's eine schöne Sache, wenn man mit sich selbst im Frieden lebt und was Bestimmtes zu thun hat.
>
> Prof. Dr. Strauch (Halle).

> Die Kunst zu leben ist so schwer, wie die zu sterben, sagt Marx.
>
> Gerhard Rohlfs.

> Dum spiro spero.
>
> Prof. v. Pierson.

> Wahrheit ist Licht und Leben,
> Irrthum Finsterniß und Tod.
>
> Georg v. Gizycki.

Aus der Jugendzeit des Fürsten v. Bismarck.

Angesichts des Ehrentages des Fürsten v. Bismarck, den das deutsche Volk mit Begeisterung feiert, treten uns besonders Erinnerungen aus der in Berlin verlebten Schulzeit des späteren Staatsmannes deutlich vor Augen. In den Jahren 1822 bis 1827 war Otto v. Bismarck Schüler der im Jahre 1805 gegründeten und 1812 hier nach Pestalozzischen Grundsätzen eingerichteten Plamannschen Erziehungsanstalt, an der seiner Zeit Männer wie F. L. Jahn, Friedrich Friesen, Chr. Wilh. Harnisch, Zernial, später E. W. B. Eiselen, Hellwig u. A.[1]) als Lehrer thätig waren.

Am 1. April hat nun die Bismarcktafel am Hause Königgrätzerstraße 88 einen würdigen Schmuck erhalten. Dieses Haus bildet die Rückseite der ehemaligen

[1]) Vergl. Dr. Franz Bredow, Joh. Ernst Plamann, mit Porträt, Breslau 1836 und „Jugenderinnerungen Karl Friedrich v. Klödens", Direktors der Gewerbeschule zu Berlin und Geschichtschreibers der Mark Brandenburg. F. W. Grunow, Leipzig. 1874.

Königlichen Blinden-Anstalt, deren Vorgänger auf diesem Grundstück die Plamannsche Erziehungsanstalt war. In dem Garten, hart am Zaune nach der früheren Halleschen Kommunikation zu, der jetzigen Königgrätzerstraße, stand eine vierfach getheilte Linde, auf welcher der Zögling Otto v. Bismarck mit Vorliebe zu sitzen, den Mitschülern den trojanischen Krieg vorzulesen und Vokabeln zu lernen pflegte. Die duftigen Gärten, welche selbst die alten, halbverfallenen Zäune malerisch machten, sind verschwunden. Ihr letzter Rest war der erwähnte Garten. Ursprünglich wollte man die Stelle der ehemaligen Bismarck-Linde durch ein Mosaikwappen des Fürsten auf dem Bürgersteig bezeichnen. Statt dessen prangt eine schwarze Marmortafel über der Hausthür mit der goldenen Inschrift: „Hier stand die Bismarcklinde, im Garten der Plamannschen Erziehungsanstalt, deren Zögling der Fürst 1822 bis 1827 war." — Den Besuchern des Deutschen Doms wird es bekannt sein, daß unser Verein ein Stück vom Stamm dieser Bismarcklinde als Geschenk des Besitzers jenes Grundstückes besitzt. Dr. Br.

Historischer Verein für Heimathkunde zu Frankfurt a. O.

In der Sitzung vom 16. Januar schilderte nach geschäftlichen Mittheilungen Professor Schwarze die Anfänge des städtischen Lebens in Frankfurt a. O und die Entwickelung seiner Verfassung. Um das Jahr 1250 überließ der Herzog von Liegnitz Boleslav II., der Kahle, von seinen Feinden bedrängt, die Hälfte des Landes Lebus den Askanischen Markgrafen von Brandenburg, Johann I. und Otto III. Diese Brüder beschlossen alsbald, an der Stelle, wo schon wegen der Furt über die Oder slavische Niederlassungen (Kieze, in der jetzigen Fischerstraße und in der Lebuser Vorstadt, auch mit einer Kirche) entstanden waren, eine deutsche Stadt zu gründen. In der Stiftungsurkunde, die in lateinischer und deutscher etwas verschiedener Fassung vom 14. und 12. Juli 1253 erhalten ist, verleiht Markgraf Johann der neuen Stadt 124 Hufen Wiesen- und Ackerlandes am linken Oderufer und 60 Hufen am rechten, und bewidmet sie mit demselben Recht, wie es Berlin von Magdeburg über Brandenburg erhalten hatte, daher sich denn Frankfurt noch in demselben Jahre von Berlin eine Rechtsbelehnung erbittet und sie auch erhält. Zum Schultheiß ernennt der Markgraf seine Getreuen Gottfried von Herzberg (d. i. wohl aus Hirschberg), dem ein Drittel vom Ruthen- und Hufenzins, sowie von den Gerichtsgefällen zugewiesen werden. Als nächste Aufgabe wird der Brückenbau hingestellt, und der Stadt das wichtigste und einträgliche Niederlagsrecht gewährt. So kommen, gelockt durch sieben Freijahre, deutsche Zuwanderer von nah und fern und erbauen lange Häuserreihen parallel der Oder von Nord nach Süd zwischen breiten Hauptstraßen und durchschnitten von schmaleren Quergassen. Schon um 1300 ist auf einem neuen Marktplatz das Rathhaus und unweit davon die stattliche Marienkirche theils vollendet, theils in Angriff genommen. Die Besitzer der Grundstücke, durch Handel die Oder stromauf- und abwärts zu Wohlstand gekommen, bilden die Patrizier-Familien der Stadt und treten in die Kollegien der Schöffen und des Raths, denen die Pflege des Rechts und die Verwaltung der Stadt oblag. Eine Liste der Rathmannen, aus den Urkunden bei Riedel, Beckmanns Beschreibung und anderen Quellen, wenn auch nicht lückenlos, zusammengestellt, wurde vorgelegt. Sie reicht zurück bis 1294 und weist zunächst einen Rath von 12 Mitgliedern auf, welche für die Dauer eines Jahres gewählt wurden und dann wieder ihre Nachfolger ernennen. Wähler und Gewählte schwuren, nach Herkommen und Recht ihres Amtes zu warten. Am Tage der „Rathsversetzung" am 16. Oktober, dem Gallus-Tage, übergab der „alte" Rath dem „neuen" das städtische Inventar im Rathhause (Geld, Stadtbücher, Siegel u. a.) und auf dem Stadthof (etwa auf dem Grund und Boden des jetzigen Regierungsgebäudes und dem dahinter liegenden Platz, wo Pferde, Wagen, Ochsen, Korn, Bauhölzer u. a. untergebracht waren), worauf dann ein feierliches Mahl folgte, dessen Speisekarte gelegentlich aufbewahrt ist. Zuerst in der Urkunde über die Stiftung der Karthause 1396 werden die vier ersten Rathmänner als Bürgermeister bezeichnet, von 1429 aber tritt die eigenthümliche, gewiß durch die wachsenden Geschäfte des Rathes veranlaßte Erscheinung ein, daß auch der alte Rath neben dem neuen ein Jahr im Amte bleibt, wohl als berathende Behörde neben der ausführenden, welche nun als der „sitzende" Rath bezeichnet wird. Ja, diese 24 Rathmannen, aus denen Kommissionen für die einzelnen Verwaltungszweige gebildet werden, ziehen zur Verstärkung noch Vertreter der vier Gewerke (Tuchmacher, Bäcker, Schlächter, Schuster) und der vier Stadtviertel hinzu. Zum Theil mag es diesem Verfahren zuzuschreiben sein, daß, trotzdem sich hier früh, bei den eigenthümlichen Wahlverhältnissen, eine Anzahl Geschlechter (Patrizier) im Besitz der städtischen Aemter behaupteten, Frankfurt nicht, wie oft die Städte im Mittelalter, von inneren Kämpfen um das „Regiment"

heimgesucht worden ist. Einzelne Unzuträglichkeiten jedoch veranlaßten im Jahre 1686 den Großen Kurfürsten, anzuordnen, daß für die jährlich gewählten Rathsherren seine Bestätigung nachgesucht werden müsse. Und 1719 ordnete König Friedrich Wilhelm I. statt der jährlichen Rathsversetzung ein beständiges Kollegium an, bei dem auch die Zwölfzahl mehrfach durch „Anwärter" überschritten wurde. Die Städteordnung von 1809 schuf bekanntlich die noch jetzt bestehenden Verhältnisse für die städtischen Körperschaften. Der am 31. Dezember v. J. in sein Amt eingeführte Oberbürgermeister ist seit jenem Jahre der achte, der demnächst zu wählende zweite Bürgermeister wird in dieser Würde ebenfalls der achte sein.

In der General-Versammlung am 20. März legte, an Stelle des durch eine Geschäftsreise am Erscheinen verhinderten Direktors Progasky, Professor Schwarze den Kassenbericht von 1894/95 vor, welcher, nachdem er vom Amtmann Dittmann und Zeichenlehrer Mühle geprüft worden, entlastet wurde. Da Direktor Progasky gewünscht hatte, die Kassenführung, der er sich während einer Reihe von Jahren freundlichst unterzogen hatte, niederzulegen, wurde beschlossen, durch eine Adresse demselben den Dank des Vereins auszusprechen. An seine Stelle wurde einstimmig Buchhändler Frommann gewählt, welcher sich bereit erklärte, als Schatzmeister in den Vorstand einzutreten. Nach einigen geschäftlichen Fragen wurden die zum Druck für das demnächst erscheinende Heft bestimmten Mittheilungen festgesetzt und über die Ausführung der Illustrationen verhandelt. — Oberkontroleur Berndes übergab als Geschenk des Verfassers für die Bibliothek: Die Geschichte der nordwestlichen Neumark, aus amtlichen Quellen bearbeitet vom Bürgermeister E. Melcher in Zehden a. O., und erschienen in der Hofbuchdruckerei Trowitzsch u. Sohn hierselbst. — Soweit die Zeit es gestattete, ergänzte Rektor Bieder noch die in der vorigen Sitzung geschilderten Anfänge des städtischen Lebens in Frankfurt, mit Hinweis auf einige Urkunden, besonders auf die wohl schon 1253 von Berlin aus hierher ergangenen Mittheilungen über die Bestimmungen des brandenburgischen Rechtes in einer noch durch das älteste Berliner Siegel mit dem Adler bemerkenswerthen Urkunde. Sie konnte in einer Photographie vorgelegt werden, welche auch in dem Sitzungssaale des hiesigen Rathhauses eingerahmt zu sehen und mehrfach abgedruckt worden ist, z. B. in der Fidicinschen Chronik Berlins.

Besprechung von Büchern etc.

Deutsche Rundschau, herausgegeben von Julius Rodenberg. Jahrg. XXI. Verlag von Gebrüder Paetel. Berlin W. 35, Lützowstr. 7.

Der Idee einer Weltreligion, die auf einen einheitlichen Gottesglauben abzielt, spricht im Märzheft der Sanskritforscher Max Müller das Wort, indem er über das im vergangenen Jahre veranstaltete „Religionsparlament in Chicago" berichtet. Zu diesem Aufsatze gesellen sich einige weitere, die ebenfalls auf allgemeines Interesse rechnen dürfen: so führt Herman Grimm seine Erklärungen der Ilias weiter, die dieses Mal dem 16. und 17. Gesange des Epos, dem „Tod des Patroklos", zu gute kommen; so setzt Eduard Strasburger seine „Botanischen Streifzüge an der Riviera" fort, bei denen er von wissenswerthen Details der Parfümfabrikation plaudert; ferner giebt Albrecht Wirth eine fesselnde Darstellung von dem „Aufschwung Südafrikas", die zu einer knapp gehaltenen Geschichte Südafrikas sich ausgestaltet; schließlich bringt Wilhelm Lang eine Reihe neuer Beiträge zur Beurtheilung des Lebens „Am Hofe König Jeromes" durch seine Mittheilungen „Aus Karl Friedrich Reinhards Leben". Die Zeitgeschichte wird in einer „Politischen Rundschau", neue litterarische Erscheinungen werden in der „Litterarischen Rundschau" behandelt. Die Belletristik ist durch Theodor Fontanes nunmehr zum Abschluß gelangten Roman „Effi Briest" vertreten.

Straubes Spezialplan von Berlin-Südost mit Treptow und angrenzenden Ortschaften (Verh. 1 : 17777). Fünffarbig mit Text 1 *M.* Verlag des Geographischen Institutes von Jul. Straube, Berlin SW, Gitschinerstraße 109.

Als Vorläufer weiterer Karten ist für die Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896 eine Spezialkarte erschienen. Der deutliche Plan umfaßt das weite Gebiet von der Friedrichstraße bis hinter Schönweide an der Oberspree und von Lichtenberg bis Britz, den Park von Treptow mit der künftigen Bebauung für die Ausstellung 1896 als Mittelpunkt. Die ausführliche Bearbeitung, der große Maßstab und die saubere Ausführung in fünf Farben dieses Spezialplanes bedingen eine große Uebersichtlichkeit und gestatten die mannigfachste Verwendung desselben zu Einzeichnungen, Projektlinien 2c. Ein Nebenkärtchen veranschaulicht das Eisenbahnnetz mit Bahnhöfen in und um Berlin und die Verbindungen mit dem Ausstellungsgelände auf dem Schienenwege. Der Plan Berlin-Südost bildet die Fortsetzung zu dem in gleichem Maßstabe bearbeiteten „Straubes Großer Plan von Berlin", der seit Jahren dem Berliner Adreßbuch beigegeben wurde.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Brendicke in Berlin W 35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

Professor Ad. M. Hildebrandt del.

No. 5. — 1895.

Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

600. Versammlung.

9. (3. außerordtl.) Sitzung des XXXI. Vereinsjahres:

Mittwoch, den 8. Mai 1895.

Besichtigung der Wandgemälde in der Kirche zu Dahlem.

Die Mitglieder mit ihren Damen und Gästen versammeln sich gegen 4 Uhr im Schloßpark-Restaurant zu Steglitz (Wrangelstraße) und nehmen dort den Kaffee ein.

4½ Uhr Aufbruch nach Dahlem (durch die Kaiser-Wilhelmstraße).

5 Uhr Besichtigung der Kirche in Dahlem. Erläuterungen des Herrn Dr. Georg Voß. 7 Uhr Rückkehr nach Steglitz. Abendessen nach der Karte im Albrechtshof.

Die Rückfahrt nach Berlin kann alle 20 Minuten erfolgen.

---

601. Versammlung.

10. (4. außerordtl.) Sitzung des XXXI. Vereinsjahres:

Sonntag, den 26. Mai 1895.

Wanderfahrt nach Ukro-Luckau.

Die Mitglieder mit ihren Damen und Gästen versammeln sich um 7^{30} Uhr auf dem Anhalter Bahnhof; daselbst werden die Fahrkarten durch den Vereinsboten Ullrich überreicht. Abfahrt 7^{55} Uhr nach Ukro, Ankunft 9^{9} Uhr. Von dort Wagenfahrt nach Luckau. Frühstück um 10 Uhr im Hotel Hanisch. 11 Uhr Gang auf die Schanze, durch die Grüne Gasse nach der Kirche (unter Führung des Herrn Baurath A. Lipschitz); Besichtigung der Kirche (mit gütiger Erlaubniß des Oberpredigers Herrn Schippel), des Marktplatzes und sehenswerther Baulichkeiten. Wanderung um den Wall nach dem Schloßberg.

12½ Uhr Vortrag des Herrn Bürgermeisters Hptm. a. D. Schlesier im Schloßberg-Restaurant. 1½ Uhr Mittagessen.

Gegen 4 Uhr: Spaziergang nach dem Hein, dort Konzert und Kaffee.

6½ Uhr Wanderung um die Stadt nach dem Schützenhause, woselbst das Abendessen nach der Karte eingenommen werden kann.

Für Freunde prähistorischer Ausgrabungen erbietet sich Herr Sanitätsrath Dr. Rob. Behla, einen Gang nach dem Rundwall bei Freesdorf zu unternehmen, und zwar in der Zeit von 4 bis 6½ Uhr.

9 Uhr Rückfahrt auf Wagen.

Theilnehmerkarten à 6,50 M. (einschließlich Eisenbahnfahrt sowie Mittagessen) sind bei unserem Vorstandsmitgliede Herrn Hoflieferanten Karl Gerold, Unter den Linden 24 (Cigarrengeschäft), zu haben und zwar, gegen Vorzeigung der

Mitgliedskarte, bis zum Freitag den 24. Mai, abends 6 Uhr. Später können nur noch so viel Karten ausgegeben werden, als die bestimmte Begrenzung der Zahl der Theilnehmer an der Fahrt zuläßt.

Etwaige Wünsche bezüglich der Plätze an der Mittagstafel sind bei der Entnahme der Karten bekannt zu geben. Auch wird gebeten, das „Berlinische Liederbuch" des Vereins, das für 60 Pf. vom Vereinsboten Ullrich, Alte Schönhauserstraße 5, bezogen werden kann, mitzunehmen.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Otto Schmiedicke, Kaufmann, SO. Michaelkirchstr. 5.
- „ Charlot Cabanis, Königl. Regierungs-Bauführer, S. Bärwaldstr. 15.
- „ Rudolph Jung, Kaufmann, SW. Yorkstr. 58.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Ernst Schaffert, Bankier, NW. Klopstockstraße 13. Einf.: Herr Paul Roesner.
- „ J. Rackow, Ober-Roßarzt a. D., N. Brunnenstraße 110. Einf.: Herr Paul Roesner.
- „ Carl Becker, Gerichts-Kalkulator, Melanchthonstr. 20. Einf.: Herr O. v. Kesteloott.
- „ Bruno Lange, Kaufmann, S. Oranienstr. 32. Einf.: Herr O. v. Kesteloott.
- „ Albert Satow, Buchdruckereibesitzer, NW. Paulstr. 33. Einf.: Herr O. v. Kesteloott.
- „ Leopold Beutler, Apothekenbesitzer (St. Markus-Apotheke), O. Markusstr. 1. Einf.: Herr Franz Diebner.

Wohnungsveränderungen:

Herr Emil Schöbel, Kaufmann, S. Bärwaldstraße 1.
- „ Heinrich Kortkampf, bei Herrn J. A. Lutze in Hamburg, Hafenstr. 83a.
- „ Dr. E. Albrecht, Oberlehrer, N. Tieckstr. 29.
- „ Franz Diebner, Rentner (nicht Fabrikant), O. Grüner Weg 108.
- „ Leop. Salinger, vereid. Fonds-Makler, W. Burggrafenstr. 14.
- „ Hans Schulze, Baumaterialien-Handlung, S. Brandenburgstr. 10 III.
- „ Karl Kaufmann, Bankier, W. Französischestraße 22/23.
- „ Ignaz Holz, Rechtsanwalt, C. Kaiser Wilhelmstr. 44.
- „ Professor Dr. Karl Kehrbach, Charlottenburg, Schillerstr. 4.
- „ Dr. Ernst Berner, Königlicher Hausarchivar, W. Augsburgerstr. 25.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

In der Sitzung des Vereins für die Geschichte Berlins vom 6. April kam zunächst das im Verlage von J. A. Stargardt erschienene und in der heutigen Nummer der „Mittheilungen" eingehend behandelte Prachtwerk von Fr. Sarre über die Berliner Goldschmiedezunft zur Vorlage, das u. A. mit den Bildnissen des mit Schlüter befreundeten älteren D. Männlich († 1701), sowie der Goldschmiede Jordan (1712 bis 1759), Reclam und Lieberkühn geschmückt ist. In der Behandlung der älteren Arbeiten von 1555 bis 1800 werden solche von Bernh. Quippe, Pintsch und Sandrart (um 1740) wiedergegeben. Auch ein berühmter Berliner Münzbecher aus dem Jahre 1690, ein Kunstwerk des Daniel Männlich ist dem Werke in Lichtdruck beigefügt.

Den Vortrag des Abends hielt Herr Hermann Busse über geschichtliche und vorgeschichtliche Forschungen und Untersuchungen in der Umgebung Berlins, deren Ergebnisse durch Steinbeile, Thongefäße, Pfeilspitzen und andere Früchte neuerer Ausgrabungen in fesselnder Weise erläutert wurden. Der Vortrag ging auf die ältesten Zeiten zurück, da der Barnim mit dem Teltow den Spreegau bildete, der schon in der Stiftungsurkunde des Bisthums Brandenburg erwähnt wird und in welchem Berlin liegt (halb in Teltow, halb in Barnim). Die älteste Verbindungsstelle war der Mühlendamm, wo seit dem 5. Februar d. Js. die beiden Markgrafendenkmäler von Max Unger und Joh. Boese sich den Blicken der Bürger zeigen. In dem Register des märkischen Landschosses von 1451 wird der Nieder-Barnim (mit der Gegend um Berlin) und der Hohen-Barnim (nachher Oberbarnim) unterschieden. Die Grenzen dieser Gebiete bilden seit alter Zeit die Havel, die Oder, das sog. Lebuser Land und die Spree. Nach eingehender Erklärung zahlreicher Ortsnamen,[1]) die zum Theil einer weit älteren Zeit als der wendischen zugewiesen wurden, gab der Vortragende eine umfangreiche Uebersicht über die ältesten Besitzungen Berliner Bürger außerhalb der Stadt, die in ihrem Zusammenhang auf eine verhältnißmäßige Wohlhabenheit in früher Zeit schließen lassen. Zu eigenen Arbeiten übergehend, schilderte Herr Busse seine Ausflüge nach dem

[1]) Vergl. Dr. W. Hammer, Die Ortsnamen der Provinz Brandenburg I. Die Red.

Liepnitzsee und erwähnte den alten Besitz der durch ein wohlschmeckendes Bier berühmt gewordenen Stadt Bernau[1]) an Kugeln und Waffen aus der Hussitenzeit. Dort bewahrte man noch um 1736 nicht weniger als 30 Harnische, 16 Kragen zu Kürassen, 8 Sturmhauben, 3 Sättel, 5 geharnischte Pferderüstungen u. s. w., doch ist dieser Bestand seitdem erheblich vermindert worden. Die Meinung, daß Reste einer Ansiedelung südlich des Liepnitzsees auf eine alte Ortschaft Woltersdorf hindeuten, wurde als irrthümlich bezeichnet und alsdann die große Insel näher beschrieben, welche 1882 Kronprinz Friedrich Wilhelm besuchte. Die Funde vorgeschichtlicher Gegenstände deuten auf eine sehr alte Ansiedelung. Hier wie auch an anderen Stellen hat der Forscher noch vielfach mit altem Aberglauben zu kämpfen, was die Untersuchungen alter Grabstätten oft fast unmöglich macht oder doch recht erschwert. Die Sage von versunkenen Glocken kehrt hier, wie an vielen Orten wieder. Nach Erwähnung einiger neuerer Ausgrabungen bei Wandlitz, Stolzenhagen, Wensickendorf, Lancke rc., deren Ergebnisse dem Völker-Museum und dem Märkischen Provinzial-Museum zugewiesen wurden, erinnerte Herr Busse noch an den einfach und schmucklos auf niedrigem Sockel von Feldsteinpackung im Prinzen-Gestell errichteten, 5 Fuß hohen „Kaiserstein" bei Lancke, auf jener Stelle, da Kaiser Wilhelm I. (16. Dezember 1819) bei einer Treibjagd eine starke Verletzung am rechten Zeigefinger sich zuzog.



Der Vortragende hob zum Schluß hervor, daß der Verein für die Geschichte Berlins nicht auf den Stadtkreis seine Thätigkeit beschränken dürfe, sondern auch auf die Umgebung ein Augenmerk richten solle, die noch reich sei an prähistorischen Fundstätten, an Aberglauben, Volksglauben, Sitten und Gebräuchen im Leben der Bewohner wie in der Bauart der Häuser, und empfahl das Studium der älteren Geschichtschreiber der Mark Brandenburg. Die Abbildung zeigt eine Urne von großer Seltenheit, nämlich mit doppeltem Fingerhenkel.[1])

[1]) Chronik der Stadt Bernau vom Stadtverordneten-Vorsteher Warnicke.

[1]) Vergl. Dr. M. Much, „Die Kupferzeit in Europa." Jena 1893.

Der Verein für die Geschichte Berlins unternahm am 17. April Nachm. 3 Uhr unter der überaus zahlreichen Betheiligung seiner Mitglieder mit deren Damen und Gästen eine Besichtigung des Reichstagsgebäudes. Von dem nach der Hindersinstraße gelegenen Nord-Portal aus begann der Rundgang unter Vorantritt des 1. Vorsitzenden Herrn Geheimen Archivrathes B. Reuter. In der großen Oberlichtrotunde, deren Mitte der am 5. Dezember 1894 von Kaiser Wilhelm II. geweihte Schlußstein schmückt, hielt der 2. Vorsitzende Herr Regierungs- und Baurath P. Küster einen längeren Vortrag, in welchem er die Entstehung, die Platzfrage und die allmähliche Entwickelung des großartigen Baues erörterte.

Der Redner führte aus, wie die an Wechselfällen reiche Geschichte des Reichstagshauses den Zeitraum von 24 Jahren umfaßt, beginnend mit dem Augenblicke, als der erste Gedanke zu seiner Errichtung entstand, und bis zu der weihevollen Stunde reichend, als dasselbe seiner Bestimmung übergeben wurde.

Nachdem am denkwürdigen 18. Januar 1871 durch Kaiser Wilhelm I. im Schlosse zu Versailles die Gründung des neuen Deutschen Reiches ausgesprochen worden war, trat der erste Reichstag am 21. März in den Räumen des Preußischen Abgeordnetenhauses in Berlin zusammen. Schon in der Sitzung vom 19. April desselben Jahres fand der von dem Abgeordneten v. Bernuth gestellte Antrag einmüthige Zustimmung, daß der Bau eines Reichstagshauses „entsprechend den

Aufgaben des Reichstages und würdig der Vertretung des Deutschen Reiches" ins Auge zu fassen sei. Gleich von Beginn an bestand überall die Ueberzeugung, daß das neue Haus ein rechtes Denkmal deutscher Baukunst und von der Bedeutung sein müsse, wie solche einst die Propyläen für Athen und das Kapitol für das alte Rom besessen hatten. Kein Geringerer als der Fürst Bismarck war es, der in jener Sitzung warm für eine angemessene Stätte der Wirksamkeit des Reichstags eintrat, die Bereitwilligkeit des Bundesraths, zur Schaffung derselben beizutragen, ausdrücklich erklärte und zugleich die Mittel und Wege anzeigte, wie die Schwierigkeiten zu überwinden seien, welche sich der Verwirklichung dieser Absicht entgegenstellen würden. Fürst Bismarck berührte in seiner Rede auch die Platzfrage und kam u. A. schon auf diejenige Stelle, auf welcher heute das Reichstagshaus steht, zu sprechen, jedoch nur nebenher und ziemlich erst zum Schluß seiner Ausführungen.

Die vom Reichstage mit der Vorbereitung der Angelegenheit betraute Kommission unterbreitete bald darauf den vom Plenum angenommenen Vorschlag, einerseits sogleich für ein angemessenes Provisorium Sorge zu tragen und andererseits auf Grund eines von ihr ausgearbeiteten Bauprogramms einen öffentlichen Wettbewerb zur Erlangung von Plänen für ein endgültiges Reichstagsgebäude auszuschreiben. Das Provisorium wurde, wie bekannt, daraufhin auf dem Grundstücke und in den Baulichkeiten der Königlichen Porzellan Manufaktur, Leipzigerstr. 4, eingerichtet. Fürst Bismarck drängte zu größter Eile und setzte es durch, daß der Geh. Regierungsrath Hitzig den Entwurf in wenigen Tagen ausarbeitete, und daß der Bau selbst durch die Baumeister Gropius und Schmieden binnen 4½ Monaten vollendet werden mußte. Man arbeitete daran ununterbrochen bei Tage mit 500 Arbeitern und während der Nacht bei elektrischem Lichte mit 400 Arbeitern. Schon im Oktober 1871 konnte das Haus bezogen werden, in welchem der Reichstag fast ein Vierteljahrhundert lang Unterkunft finden sollte. An Baukosten waren ungefähr 1½ Millionen Mark entstanden, nachdem man auf das Hauptgebäude an der Straße später noch ein Stockwerk aufgesetzt hatte

Inzwischen war gegen Ende November 1871 der erwähnte Wettbewerb ausgeschrieben worden. Er stellte das Terrain auf der Ostseite des Königsplatzes. (des ehemals Raczinskyschen Palastes), also dasselbe, auf dem der heutige Bau steht, in einer Ausdehnung von 150 m Länge und 115 m Tiefe zur Verfügung, ordnete auch an, daß alle Architekten, gleichgültig welcher Nation, sich betheiligen dürften. Eine solche internationale Aufforderung geschah wohl mit Rücksicht darauf, daß man den deutschen Baumeistern, denen eine Aufgabe so bedeutenden Umfangs bis dahin noch nicht vorgelegen hatte, die glückliche Bewältigung derselben allein nicht recht zutraute.

Die Pläne gingen ungefähr sechs Monate nach der Ausschreibung des Wettbewerbes ein. Man zählte 102 Entwürfe auf 835 Blättern, eingesandt hauptsächlich von deutschen, dann auch von englischen und österreichischen Architekten; selbst zwei Italiener und drei Franzosen hatten sich betheiligt. Das Preisgericht, dem vier Mitglieder des Bundesraths, acht Reichstags-Abgeordnete, sechs Architekten und ein Bildhauer (Drake) angehörten, verkündete am 7. Juni 1872 das Ergebniß seiner Prüfung und ertheilte den ersten Preis von 1000 Friedrichsdors dem Entwurfe von Professor Ludwig Bohnstedt in Gotha sowie vier weitere Preise von je 200 Friedrichsdors den Baumeistern Ende & Böckmann, Kayser & v. Großheim, Mylius & Bluntschli und den beiden Scott in London.

So vortreffliche Pläne unter den der öffentlichen Besichtigung ausgestellten Arbeiten auch anzutreffen waren, so hatte der Wettbewerb doch keinen Entwurf geliefert, welcher als unmittelbare Grundlage für die Behandlung der Bauausführung hätte dienen können. Die Schuld hieran fällt keineswegs den Architekten zur Last; sie ist vielmehr in zahlreichen Umständen zu suchen, die in der Ungewöhnlichkeit und Neuheit der ganzen Aufgabe begründet lagen. Da mit den Bedürfnissen, die ein Reichstagsgebäude bedingt, noch nicht genügende Vertrautheit herrschte, so waren in das Bauprogramm mancherlei Unsicherheiten in Bezug auf dasjenige, was sich in dem Rahmen der gestellten Bedingungen überhaupt erfüllen ließ, hineingelangt. Vor Allem aber zeigte sich, daß der zur Verfügung gestellte Platz nicht ausreichte, um in dem darauf zu errichtenden Gebäude die verlangten Räumlichkeiten unterbringen zu können. Es wurde daher nothwendig, in erster Linie die Platzfrage einer gründlichen Behandlung zu unterwerfen.

Nicht weniger wie 10 Jahre lang blieb diese Frage auf der Tagesordnung. Zu ihrer Lösung sind viele Kommissionen des innerhalb desselben Zeitraums mehrfach gewechselten Reichstags sowie zahlreiche Behörden thätig gewesen. Von allen Seiten gingen fortdauernd neue Vorschläge ein, von denen behauptet werden kann, daß ein jeder die eingehendste Erwägung erfahren hat. Das Schlußergebniß war, daß man zu der alten Stelle auf der Ostseite des Königsplatzes zurückkehrte: nicht weil man diesen Platz für einen allseitig befriedigenden erachtete, sondern lediglich deswegen, weil kein anderer aufzufinden war,

der weniger erhebliche Mängel aufgewiesen hätte. In der That läßt sich heute wie früher Mancherlei gegen die Stelle, auf welcher das Reichstagsgebäude nunmehr steht, einwenden. In erster Linie fehlt dem Platze jede erkennbare axiale Lage zur Reichshauptstadt. Wer die wichtige und vornehmste Verkehrsader von Berlin, die Straße Unter den Linden, passirt und zum Brandenburger Thore hinaustritt, erblickt das Reichstagshaus seitlich gegen die Spree hin gleichsam in einen Winkel geschoben. Da dessen Hauptfront nicht wohl anders als nach dem Königsplatze hin angeordnet werden konnte, so liegt diese nun der Stadt abgekehrt, und der vom Thore herkommende Beschauer ist gezwungen, erst um das Gebäude herum zu wandern, wenn er dessen vornehmste Außenseite zu Gesicht bekommen will.

Nachdem die Platzwahl endlich getroffen, trat die Angelegenheit des Reichstagsbaues in ein neues Stadium, das nun wieder die lange Zeit vermißte Beschleunigung erfuhr. Unter dem 2. Februar 1882 erging der Aufruf zu einem zweiten Wettbewerb, jetzt aber nur an die Architekten deutscher Zunge gerichtet, allerdings gleichgültig, zu welcher Nation dieselben gehörten. Letztere Maßnahme geschah, um auch den in Oesterreich und in der Schweiz lebenden, deutsch-redenden Baumeistern Gelegenheit zur Mitarbeit an dem geplanten Bauwerk zu gewähren. Die Betheiligung war eine überraschend große. Von mehr als 800 Stellen wurden die Programm-Bedingungen eingefordert; und als mit dem 10. Juni 1882 der letzte Einlieferungstermin herangekommen war, zählte man 189 eingegangene Projekte auf ungefähr 3000 Blättern; das weitaus größte Kontingent an Bewerbern hatte die Berliner Architektenwelt gestellt. Wiederum trat das Preisgericht, jetzt bestehend aus fünf Mitgliedern des Bundesraths, acht Reichstagsabgeordneten, sieben Architekten und einem Maler (Anton v. Werner), zusammen, um die beiden ersten Preise von je 15 000 Mark den Entwürfen mit dem Kennwort „Für Staat und Stadt" (Verfasser Paul Wallot in Frankfurt a. M.) und »Voluntas regum labia justa« (Verfasser Prof. Friedrich Thiersch in München) zuzusprechen. Außerdem kamen noch drei zweite Preise von je 10 000 Mark und fünf dritte Preise zu 3000 Mark zur Vertheilung. Darüber hinaus wurden weitere 10 Projekte für je 2000 Mark angekauft.

Das nunmehr erzielte Ergebniß stellte sich als ein in jeder Beziehung erfolgreiches dar. Vor Allem durfte man sagen, man habe jetzt den „Baumeister des Reichstagshauses" gefunden. In der That wurde als solcher von der Beurtheilungs-Kommission mit 19 gegen nur 2 Stimmen der Sieger Paul Wallot bezeichnet, der den Auftrag erhielt, seinen Bauplan für die endgültige Ausführung zu überarbeiten. Dazu war allerdings immer noch ein Zeitraum von fast zwei Jahren erforderlich, weil, wie nicht anders zu erwarten, noch eine ganze Reihe neuer Forderungen auftrat, über deren Nothwendigkeit sich erst im Verlaufe der Feststellung des Spezial-Projekts genaue Grundlagen gewinnen ließen. Unter dem 5. Dezember 1883 genehmigte Kaiser Wilhelm I. die Ausführung der Pläne und übertrug die künstlerische Oberleitung an Wallot, dem für die Erledigung der finanziellen und rein technischen Fragen der Baurath Haeger an die Seite gestellt wurde. Darauf begann die eigentliche Ausführung im Frühjahr 1883, während die Grundsteinlegung erst am 9. Juni 1884 erfolgte, und zwar durch den Kaiser selbst, welcher die ersten drei Hammerschläge mit dem Weihespruche: „Im Namen Gottes! Zum Gedeihen und zur Ehre des deutschen Vaterlandes" vollzog. In den Grundstein, welcher sich in der Hauptaxe des Gebäudes unterhalb der Ostmauer der großen Rotunde der Wandelhalle befindet, wurden eingelegt

1. der aus Versailles unter dem 17. Januar 1871 datirte, die Gründung von Neu-Deutschland verkündende, Allerhöchste Erlaß „An Mein Volk";
2. die Verfassung des Deutschen Reiches;
3. das Handbuch für das Deutsche Reich vom Jahre 1884;
4. die Baugeschichte des Reichstagsgebäudes;
5. Pläne von der Stadt Berlin und deren Weichbild, und
6. ein vollständiger Satz deutscher Reichsmünzen aus allen deutschen Münz-Prägestätten.

Die mit großem Gepränge gefeierte Grundsteinlegung endete mit dem Lobgesange „Nun danket Alle Gott!" Als darauf die Musik nach dem Segenspruche des Geistlichen die Nationalhymne „Heil Dir im Siegerkranz" anstimmte, trat der greise Monarch entblößten Hauptes noch einmal aus dem vor dem Grundstein errichteten Prachtzelte, um bewegten Herzens dem ihm zujubelnden Volke zu danken. Vielleicht durchzog die Ahnung sein Gemüth, daß es ihm nicht vergönnt sein werde, das Bauwerk vollendet zu sehen, dessen Fundament zu gründen das Hauptwerk seines Lebens gewesen war.

Ebenso wenig wie die verschiedenen Wandlungen, welche der Wallotsche Bauplan durchgemacht hat, bevor er die für die unmittelbare Ausführung brauchbare Gestalt gewann, vermochte der Redner an dieser Stelle die einzelnen Entwickelungsstufen der Thätigkeit der

Bauleute verfolgen. Wiederum waren 10 Jahre emsiger und fleißiger Arbeit nothwendig, um den Bauplan zur Verwirklichung zu bringen. Mit Glück, wenn auch oftmals erst nach schweren Kämpfen, wurden die noch aufgetretenen Schwierigkeiten überwunden; ja dieselben trugen vielfach dazu bei, das große Werk für die beabsichtigten Zwecke nur noch brauchbarer und vortheilhafter zu gestalten. Mit Recht ist das neue Reichstagshaus das vornehmste Baudenkmal der neuesten Zeit genannt worden. Gleich mustergültig in künstlerischer Auffassung wie in technischer Behandlung, wird es für die Entwickelung der deutschen Baukunst der Zukunft von maßgebendem Einfluß sein. Wie jedes echte Kunstwerk trägt es den eigenartigen Charakter, den ihm der Künstler vermöge seiner eigenen Individualität aufgedrückt hat.

Das Gebäude ist heute wohl in seinen technischen Einrichtungen nicht aber auch in seiner künstlerischen Ausschmückung gänzlich vollendet. Bei Fortführung der letzteren, welche noch manches Jahr beanspruchen wird, verbleibt die Oberleitung in den Händen Wallots, der bekanntlich inzwischen nach Dresden übergesiedelt ist. Genaue Angaben über die Höhe der Kosten des Hauses nach seiner vollständigen Herstellung sind augenblicklich noch nicht zu machen. Bis gegenwärtig werden ungefähr 29½ Millionen Mark Ausgaben erwachsen sein aus dem Fonds, welcher gelegentlich der gesetzlichen Regelung der Frage über die Verwendung des letzten Theils der französischen Kriegsentschädigung im Jahre 1873 mit dem Betrage von 8 Millionen Thaler als Reichstagsbau-Fonds festgelegt worden ist. Zu dieser Summe sind bis 1877 die aufgelaufenen Zinsen hinzugetreten, so daß jetzt 29 593 573 Mark zur Verfügung stehen. Für die innere Ausschmückung wird der Reichstag aber jährlich noch besondere Gelder in Einzelraten darüber hinaus zu bewilligen haben.

Die Schlußsteinlegung und die Weihe des Hauses hat am 5. Dezember 1894 stattgefunden. Der Stein liegt im Centrum der großen Wandelhalle, und über ihm soll sich demnächst ein Standbild Kaiser Wilhelms I. erheben. Die Verlegung erfolgte durch den Enkel des Heldenkaisers, der sich dazu derselben Kelle bediente, welche sein Großvater bei der Grundsteinlegung gebrauchte. Kaiser Wilhelm II. vollführte die Hammerschläge mit dem Weihespruche »Pro gloria et patria!« und ehrte den genialen Erbauer des Hauses, indem er ihn zum Kaiserlichen Geheimen Baurathe ernannte.

Den vortrefflichsten Wunsch spendete der Präsident des Reichstags v. Levetzow, als er dem Kaiser den Hammer überreichte, dem neuen Reichstagsgebäude mit den Worten: „Seine Grundmauern sind fest, seine Hallen weit und seine Zinnen hoch. Und fest in Treue, weit in Voraussicht und hoch in Gedanken sei immerdar das, was je und je in diesem Hause möge berathen und beschlossen werden." Bleiben die Vertreter des deutschen Volkes sich so hoher Aufgabe stets bewußt, so wird auch alle Zeit „des deutschen Reiches neues Rathhaus ein rechtes Sinnbild deutscher Einigkeit" sein. Das walte Gott!

Unter den ausgelegten Zeichnungen waren u. A. auch die Skizzen für die geplante Ausmalung der Vorhalle für den Bundesrath ausgehängt, die erkennen lassen, wie Manches noch im Innern des gewaltigen Bauwerks geschehen kann, ehe der von dem Architekten angestrebte künstlerische Eindruck überall erreicht ist. Bei dem dem Vortrage folgenden Rundgang durch die Haupträume wurden im Sitzungssaale, wo die Arbeiten zur Verbesserung der Hörverhältnisse der Journalistentribüne im Gange waren, noch weitere Erläuterungen gegeben, worauf man sich in den schönen Erfrischungsräumen am Königsplatz niederließ. Bei dem Verlassen des Hauses durch das Südportal wurden in der Eintrittshalle die ersten Versuchsmodelle für die Bronzebilder der deutschen Kaiser bemerkt, die demnächst hier zur Aufstellung gelangen sollen. Diese verschiedenen Modelle sind anscheinend zur Bestimmung der Höhenverhältnisse für Sockel und Kaiserfiguren gewählt, da sie sich in ganz allgemeinen Umrissen halten und Herrschergestalten in voller Rüstung mit langen Schwertern darstellen. Hiernach scheint es, daß man für die nächste Zeit noch weitergehende Vorschläge für die Verschönerung der Innengestaltuug zur Ausführung bringen wird.

Zur Kenntniß des Berliner Wochenmarktes.

Von Dr. D. Joseph, Baumeister.

In unserem gewaltig und mächtig pulsirenden Weltstadtgetriebe giebt es keinen, auch nicht den entferntest gelegenen öffentlichen Platz für die Abhaltung von Wochenmärkten. Hochaufragende, eisenüberspannte Hallen haben wie in anderen Städten von größerer Ausdehnung so auch bei uns die wochenmärktlichen Funktionen übernommen, ja dehnen dieselben auf die alltägliche Benutzung aus, und die sorgsame Hausfrau (oft auch der Hausherr) hat nun nicht mehr nöthig, ihre beabsichtigten Einkäufe auf bestimmte Tage zu beschränken. Die Errichtung von Markthallen war aber nicht nur im Interesse des Verkehrs geboten, sondern wurde auch in sanitärer Hinsicht von weit-

ausschauender Bedeutung. Wohl Mancher wird sich des unbeschreiblichen Zustandes entsinnen, in dem sich ein Wochenmarktplatz befand, wenn seine Buden eben abgetragen waren, und nun Hunde, Katzen und Vögel, wozu sich nicht selten Ratten und Mäuse gesellten, sich die elenden Ueberreste, die einer chaotischen Urmasse nicht unähnlich waren, gegenseitig streitig machten. Unübertroffen in dieser Hinsicht war der Neue Markt, für den jetzt durch Aufnahme des Luther-Denkmals eine bessere Zeit gekommen ist, und wenn wir demnächst auf die kraftvolle und markige Gestalt des großen Reformators hinblicken, so wird es uns wie Versöhnung entgegenklingen bei dem Gedanken, daß auf demselben Platz ehedem das Blut schuldiger aber auch unschuldiger Menschen in Strömen floß.

Der älteste Marktplatz Berlins ist der Molkenmarkt und auf der kölnischen Seite der Fischmarkt und der Schloßplatz. Mit der Erweiterung der alten Städte und der Hinzufügung neuer, entstanden auch eine Reihe neuer Plätze. Am kräftigsten entwickelte sich die 1688 von Kurfürst Friedrich III. gegründete Friedrichsstadt, deren Erweiterung sich besonders König Friedrich Wilhelm I. angelegen sein ließ. Er unterstützte die Neuanbauenden durch Gewährung von freien Baustellen, Geld und Baumaterialien und brachte so zu Wege, daß der neue Stadttheil sich überaus schnell bevölkerte. Nun mußte auch für die leichtere Beschaffung von Lebensmitteln Sorge getragen werden, und zu diesem Behuf wurden neue Wochenmärkte eingerichtet. Die betreffende gedruckte Verfügung des Magistrats lautet:[1])

Demnach Se. Königliche Majestät, in Gnaden resolviret, daß zur Commodität derer auf der Friedrichs-Stadt von Tage zu Tage sich mehrenden Einwohner, daselbst nicht nur annoch mehrere ordentliche Wochen- und Korn-Märkte, nebst Fleisch- und Brodt-Scharnen, sondern auch noch ein Fisch- und ein Holzmarkt angelegt werden sollen; Als wird dem Publico hiermit bekannt gemachet, daß was

I.

Die ordentlichen Wochen-Märckte, und die dazu zu nehmende Plätze betrifft, fürs künfftige in der Neustadt und auf der Friederichsstadt 4 Haupt-Märckte gehalten werden, zu welchem Ende

a) Der Wochen-Marckt, welcher bishero unter denen Linden, ohnweit der Potsdammer-Brücke, und in der Strasse nach dem Weyden-Damm herauf gewesen, weiter herunter, auf den Ort, wo sonst die Wache und Thor-Schreiberey gestanden, verleget, und daselbst, was vorhin auf dem vorigen Platz verkauffet worden, nunmehr an beyden Seiten des Geländers, und im Durchgange an dem daselbst vorhandenen Canal, allwo die Fischer mit ihrem Fisch-Krahm zu placiren, auf gleiche Weise zum Verkauff angestellet werden soll.
b) Wird künfftig der zweyte Wochen-Marckt in der Wilhelms-Strasse, wo die Juden das Eckhaus bauen, gehalten, und dahin alles, ausser Fischen zum Verkauf gebracht werden, was auf vorbemeldten Platz zu bekommen ist.
c) Der dritte Wochenmarckt aber soll in seiner Ordnung und Verfassung, so wie es bishero auf dem Platz an der Gens d'Armes-Wache gehalten worden, verbleiben.
d) Darzu wird annoch der vierte Wochen-Marckt bey und um der Jerusalemschen Kirche angeleget, und darauf alles dasjenige verkauffet werden, was sonsten, ausser Fischen, auf denen übrigen Märckten zu erhalten ist.

II.

Anlangend die Korn-Märckte, sollen derselben künftig drey gehalten werden und zwar einer im Roundèl, einer im künfftigen Acht-Eck und einer im Quarré am Brandenburger-Thor. Damit nun ein jeder wissen möge, welchergestalt auf allen vorbemeldten Wochen- und Korn-Märckten die Vivres und Zufuhren aufzubringen: So sollen alle zu Marckt kommende Wagen und Leute gehalten seyn Mittewochs und Sonnabends, und zwar die zum Hallischen Thore herein passiren, auf dem Marckt-Platz bey und um der Jerusalemschen Kirche, die zum Potsdamer Thore hereinkommen, auf den Marckt-Platz in der Wilhelms-Strasse, und den bisherigen ordentlichen Marckt an der Gens d'Armes-Wache, die aber zum Brandenburger und Oranienburgischen Thore an kommenden, auf Anfangs erwehnten Marckt-Platz in der Neustadt in der Gegend, wo die Wache gestanden, aufzufahren und daselbst ihre Waaren auszustellen. Das ankommende Getrayde hingegen, imgleichen Heu, Stroh und Hexel, Vieh und Bauer-Fuder-Holtz muß auf die vorhin angemerckte 3 Korn-Märckte, was nemlich zum Hallischen Thor auf das Roundèl, was zum Potsdammer Thor in das künfftige Acht-Eck, und was zum Brandenburger und Oranienburger Thor hereinkommt in das Quarré gebracht, und aldort zum Verkauff ausgestellet werden; Jedoch solchergestalt, daß die Verkäuffere mit allen sothanen Victualien und Denrées, und zwar in denen Sommer-Tagen bis 9 Uhr, in denen Winter-Tagen aber bis 10 Uhr Vormittages auf gedachten Plätzen ohnfehlbar halten, selbige denen Einwohnern zum Verkauff darstellen, auch bey 1 bis

---

[1]) Geh. Staatsarchiv R. 21. n. 195.

5 Thlr. Straffe bey wiederholten Contraventions-Fällen, worauf die Policey-Meister acht zu haben, nicht eher auf andere in den alten Residentzien befindliche Märckte, mit dem, was sie nicht verkauffen können, fahren müssen. Wie dann des Endes ein gewisses Marckt-Zeichen wird ausgehangen werden, welches, sobald es weggenommen worden, denen ankommenden Leuten sodann allererst die Freyheit geben soll, weiter zu fahren, wohin sie wollen.

III.

Sollen die Brodt- und Fleisch-Scharnen auf der Neustadt und Friedrichsstadt, an den Orten, wo sie bishero gewesen, ferner verbleiben, ausser diesen aber wird noch eine Fleisch- und Brodt-Scharne in der Zimmer-Straße angeleget werden, damit in dieser Gegend herumwohnende Einwohner sich mit Fleisch und Brodt versehen können.

IV.

Wird zu denen bisherigen Fischmarkten noch einer im Roundèl vor dem Schlächter-Hause angeleget, wohin die Fischer von Strahlow, Cöpenik, Schmöckewitz und Ziethen ihre Fische in kleinen Kahnen auf den ohnweit davon vor dem Hallischen Thore belegenen Canal bis an dieses Thor und so weiter auf dem Platz vor ietztgedachtem Schlächter-Hause bringen und verkaufen müssen.

V.

Damit es auch denen dasigen Einwohnern, sonderlich denen Dürfftigen, nicht an nöthigen Brenn-Holtze fehle, so wird ein Holtz-Marckt nächst dem Hallischen Thor lincker Seits innerhalb der Stadt-Mauer und des Grabens angeleget, und darauf allemahl ein guter Vorrath von Holtz zum eintzeln Verkauff gehalten werden. Endlich und

VI.

Sollen die zweene grosse Jahr-Märkte fernerhin auf Walpurgis und Johannis verbleiben, jedoch selbige hinfüro nicht mehr auf dem Marckt-Platze an der Gens-d'Armes-Wache, sondern an andern Oertern, nemlich in der Mitte der Friederichs-Stadt und zwar in der Gegend von der Jerusalemschen Straſſe, und so weiter herunter, wo unterschiedene Straſſen zusammen stoſſen, gehalten werden. Wornach also jedermänniglich, sonderlich der Landmann sich zu achten hat.

Gegeben Berlin den 12. Julii, 1735.

Magistrat alhier.

Wie idyllisch lag doch das Berlin vor anderthalb Jahrhunderten da, zu einer Zeit, wo es möglich sein konnte, daß unter den Linden und auf dem Wilhelmsplatze Wochenmarkt, auf dem Pariser Platz und an dem Potsdamer Thor (dem heutigen!) Kornmärkte abgehalten werden konnten, ohne dem Verkehr ein Hinderniß zu bieten, die sogar ein Mittel bildeten, den Verkehr zu heben, gerade wie das noch heute in mittleren und kleinen Städten geschieht. Was in der Stadt des Soldatenkönigs geboten erschien, ist heute verboten, was heute uns als eisernes Gesetz einleuchtet, verwandelt sich den veränderten kulturellen Verhältnissen Rechnung tragend für unsere Nachfahren in eine lächerliche Schranke, deren man nicht mehr bedürfen wird, die durch ein Gegengesetz aufgehoben werden muß.

Rudolph Lepkes 1000. Katalog.

Am 7. Mai 1895 findet im Berliner Kunst-Auktions-Hause die 1000. Versteigerung nach Katalog statt, die der einstige Begründer des Instituts, Herr Rudolph Lepke, persönlich zu leiten gedenkt. Wer, wie wir es infolge unserer engeren Beziehungen zu der Sammler- und Künstlerwelt bisher thun konnten, seit Jahren fast alle in dem Lepkeschen Institut abgehaltenen Auktionen verfolgt hat, muß staunen über die Fülle der Leistungen, welche die Beschaffung des Materials, die Bearbeitung, die Illustrirung und geeignete Verbreitung der Kataloge, die Ausstellung und Besichtigung der Gegenstände, die schließliche Abrechnung verursacht. Es gehört in der That zur Bewältigung solcher Arbeit ein vortrefflich geleitetes, wohlgeschultes Personal, kunstgebildet und arbeitsfreudig, wie es das Kunst-Auktions-Haus besitzt.

Bei Gelegenheit der 1000. Versteigerung gedenken wir gern der Persönlichkeit desjenigen, der dieses gemeinnützige Institut ins Leben rief. Wir thun dies um so lieber, als der leutselige Verkehr und die stete Bereitschaft des Herrn R. Lepke zu Rath und Hülfe ihm die Sympathien der weitesten Kreise gewonnen haben.

Rudolph Lepke ist ein geborener Berliner, und zwar erblickte er das Licht der Welt im alten Königs-Palais, nachmals Kaiser Friedrichs Palais, was er oft gern erzählte, weil die Eindrücke seiner frühesten Kindheit hauptsächlich die Freude an der Kunst bei ihm hervorriefen und mit diesem Hause eng verwachsen sind. Neben den schlichten Zimmern des Königs Friedrich Wilhelm III. waren dort die geheiligten Räume der Königin Luise, die dem großen Publikum unzugänglich waren; in der Wohnung seiner Eltern lag das mit Cedernholz ausgelegte Zimmer,[1]) in welchem der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. und die Prin-

[1]) Die Bekleidung des Zimmers ist jetzt in die Vorderfront verlegt, wie den Besuchern des Palais bekannt ist.

zessin Charlotte (später Kaiserin von Rußland) als Kinder ihren Unterricht genossen und die Wände noch die kindlichen Inschriften trugen. Da wohnte noch eine Hofdame der hochseligen Königin Luise, der der Kaiser Friedrich als Knabe seine regelmäßigen Besuche machte. Viele Hofbeamte hatten in demselben Hause ihre Dienstwohnung und nur wenige Wochen später, als unser Lepke wurde daselbst der für die Kunst und seine vielen Verehrer zu früh verstorbene Robert Dohme geboren, dem Lepke im Leben viel praktischen Rath verdankte und dessen Vater noch heute thatkräftig das Hohenzollern-Museum leitet. Hier in diesem Hause, wo noch die alten Schloßdiener lauter Helden der Freiheitskriege waren, die den aufwachsenden Kindern ihre Kriegserlebnisse erzählten, lebte auch der livreetragende Bohner, der bekannte Kupferstich- und Bildersammler Gieram[1]), der seine Sammlungen dem Hohenzollern-Museum hinterließ. Dort athmete Alles Kunst und Patriotismus, und dies sind auch die Grundzüge, die sich dem Lepkeschen Charakter einprägten.



Rudolph Lepke.

Die Nähe der Königlichen Sammlungen und der Schlösser, das Geschäft seines Vaters, des Hofkunsthändlers L. E. Lepke (Gemälde alter Meister und Kupferstiche hauptsächlich) gaben ihm früh Gelegenheit, sich Kenntnisse fast spielend anzueignen, wenn ihm auch äußere Verhältnisse es später nicht gestatteten, die Reisen zu machen und Galerien zu studiren, welche ihn in seinem Berufe sehr gefördert hätten. Doch er wollte ja auch kein Kunstgelehrter, sondern ein Auktionator für Kunstsachen werden, und dies hat er voll und ganz erreicht; denn seine Kenntnisse sind so vielseitige, wie sie dieser Beruf verlangt. Wünschen wir, nachdem das Kunst-Auktions-Haus nun von anderen bewährten Kräften mitgeleitet wird, daß es ihm noch lange vergönnt sein möge, sich seines Werkes zu freuen.

Wir führen unseren Lesern das wohlgetroffene Portrait des weltbekannten Berliner Auktionators heut vor.

Noch sei uns auf Grund des Vorwortes zu Katalog Nr. 1000 ein kurzer Rückblick auf die verflossenen Jahre der Thätigkeit des Begründers und die verschiedenen Phasen der Entwickelung des Kunst-Auktions-Hauses gestattet. Der erste Auktionskatalog verzeichnete die Pannebergsche Gemäldesammlung, welche am 17. und 18. Mai 1865 zur Versteigerung kam, während die Numerirung der Kataloge erst mit der Begründung des eigentlichen Kunst-Institutes im Jahre 1869 begann. Der Katalog Nr. 100, welcher Kupferstiche verzeichnete, erschien für die Versteigerung am 24. März 1873; Katalog Nr. 200, der gleichfalls Kupferstiche enthielt, für die Auktion am 17. November 1876; Katalog Nr. 300 für die am 9. Dezember 1879 stattgehabte Versteigerung umfaßte Gemälde und Aquarelle; Katalog Nr. 400, dessen Auktion am 26. Oktober 1882 stattfand, war wiederum ein Kupferstichverzeichniß, während der Katalog Nr. 500 die bekannte Antiquitäten-Sammlung des Herrn Kolbow beschrieb und den 16. Dezember 1884 als Auktionstermin hatte.

Innerhalb der ersten 500 Kataloge — abgerechnet die fast zwölfmonatliche Pause während der Kriegszeit 1870/71 — kamen auf drei Jahre immer 100 Kataloge zur Ausgabe, doch wurden außerdem noch einige Versteigerungen ohne Katalog abgehalten, während in späterer Zeit durchschnittlich 50 Katalogauktionen jährlich

[1]) Max Schasler in „Berlins Kunstschätze" nennt den Gieram mit dem Titel „Frotteur" mehrfach als bedeutenden Sammler.

stattfanden. Es wäre dem Begründer nicht möglich gewesen, den Kunstmarkt auf dem Gebiete des Kunstauktionsverkehrs derartig zu heben, wenn er nicht auch das Wohlwollen der königlichen und städtischen Behörden genossen hätte.

Das Kunst-Auktions-Haus hat jetzt so ausgebreitete Verbindungen mit öffentlichen Instituten, Kunstfreunden und Händlern des In- und Auslandes angebahnt, daß fast jedem Auftrag auf Versteigerung von Kunstgegenständen irgend einer Richtung nicht nur hinsichtlich der fachgemäßen Katalogisirung, sondern auch insbesondere in Bezug auf die möglichst günstige Verwerthung derselben vollkommen entsprochen werden kann.

Von den im Katalog Nr. 1000 verzeichneten Kunstgegenständen umfaßt der erste Auktionstag Oelgemälde neuerer Künstler, bei denen diejenigen, welche aus dem Stadtgerichtsrath Friedländerschen Nachlasse in Breslau herrühren, besondere Beachtung verdienen, unter den übrigen aber die Meisternamen gleichfalls für die Qualität der Bilder bürgen. Der zweite Auktionstag umfaßt Aquarelle und Zeichnungen, unter denen viele erste Künstler vorzüglich vertreten sind. Der dritte Auktionstag bringt Gemälde alter Meister und antike Kunstsachen, wobei viele aus der Sammlung des bekannten Kunstfreundes Adam Gottlieb Thiermann herrühren.

Dem Vorworte entnehmen wir noch eine treffliche Schilderung von Thiermann, die gerade für unsere Leser von besonderem Interesse sein wird.

Aelteren Kunstfreunden ist Thiermann — der immerhin zu den Berliner Originalen zu zählen ist — und seine Sammlung noch wohlbekannt; er war einst Lehrling im Geschäfte des Italienerwaarenhändlers Jean Morino, der mit seinen südländischen Waaren auch Kunstsachen nach unserer Hauptstadt brachte, zuletzt ein vollkommenes Kunstgeschäft nebenher errichtete, selbst Verleger war und namentlich auch mit Daniel Chodowiecki in regen Beziehungen stand. Thiermann als Lehrling wurde oft zu Chodowiecki gesandt und mußte nicht selten im Chodowieckischen Garten in der Behrenstraße warten, bis der Meister bestellte Zeichnungen vollendete; dies geschah gewöhnlich im Sommer in den allerfrühesten Morgenstunden, und Thiermann brachte schon die fertige Zeichnung mit, wenn um 7 Uhr der Detailverkauf im Morinoschen Geschäft eröffnet wurde. Hier gewann Thiermann die erste Vorliebe für Kunst und besonders für den Meister Chodowiecki, welchen er auch als ersten Stecher sammelte. Er etablirte sich später selbst als Italienerwaarenhändler in der Jägerstraße, und hinter seinem Verkaufslokal war die bekannte Wein- und Austernstube, in der auch Prinz Louis Ferdinand mit seinen Freunden viel und gern verkehrte. In der oberen Etage des Hauses befanden sich eine Gemäldegalerie und die reichen Kupferstich- und Mineralien-Sammlungen, die ja, mit Ausnahme dessen, was die Königlichen Museen nach seinem Tode erwarben, meist durch die ganze Welt zerstreut wurden. Thiermann gehörte auch zu den bekannten Berliner Persönlichkeiten, die anläßlich des großen Huldigungsbildes Franz Krüger nach dem Leben zeichnete und seinem großen Werke einverleibte.

Möge dem Institut und seinem Begründer noch eine glückliche Zukunft bevorstehen.

Dr. H. Brendicke.

Berliner Goldschmiede.

Die moderne Abneigung gegen Alles, was zünftig ist, hat wahrscheinlich viel mit dazu beigetragen, daß die Kunstschriftsteller im Allgemeinen sich weniger, als zu erwarten wäre, mit den älteren Verhältnissen des edlen Kunsthandwerks befaßten. In Berlin im Besonderen hat man neuerdings mit rühmlichem Eifer begonnen, die Kleinkunst zum Gegenstand eingehender Spezialstudien zu machen in einer Art, die die Kenntniß der älteren Kunst und Kultur recht wesentlich zu ergänzen vermag. Was die Kunst der Goldschmiede betrifft, so wissen wir beispielsweise aus Nicolai, daß in verschiedenen Perioden u. A. aus Süddeutschland, aus Frankreich und Spanien tüchtige Kräfte hierher gezogen wurden, doch hat man sich nicht die Mühe genommen, die Leistung der einzelnen Meister zu würdigen und über den Verbleib der Hauptwerke nachzuforschen. Zum Theil hängt dies wohl mit der Reformation zusammen, die in Norddeutschland der kirchlichen Kunst auf Jahrhunderte hinaus die kräftigste Ader unterbunden hat; zum anderen Theil waren es die langwierigen Kriege des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, die das Vorhandene gefährdeten und neue Schöpfungen nicht begünstigten. Eine soeben erschienene vornehme Arbeit von Friedrich Sarre ist aber nun den wirklichen Zuständen im Fach der Goldschmiede auf den Grund gegangen und hat dabei erfreulicherweise ein Material zu Tage gefördert, woran das, was früher in Berlin selbst geleistet wurde, in Zukunft doch ganz erheblich höher geschätzt werden muß. (Die Berliner Goldschmiedezunft von Friedrich Sarre. Berlin 1895. J. A. Stargardt. Preis 20 Mk.)


Jean Louis Jordan
Né le 6 Octobre
Mort le 4 Aoust
Peint par J. M. Falbe

In einem stattlichen Quartband von mehr als 200 Seiten erhalten wir zunächst Nachrichten über die Organisation des Berliner Goldschmiedeamts von 1555 bis 1800, wobei neben der Stellung der Altmeister, der Gerichtsbarkeit und dem Arbeitslohn u. A. auch die staatliche Fürsorge für die Regelung des Handels mit Edelmetall berücksichtigt ist. Bei der geschichtlichen Entwickelung findet sich in Faksimile die sehr interessante Urkunde des Goldschmiedehandwerks von 1555 mitgetheilt, die von den sämmtlichen 23 Meistern eigenhändig unter Beigabe ihrer Stempel unterschrieben ist. Es begegnen uns dabei Namen wie: Urban Bier († 1581), Joachim Sommer, Andreas Diebes, Hans Eggers, Dominicus Wissen, Moritz Liedicke, u. s. w. Diese sind aber keineswegs die ältesten der hier sässig gewesenen Goldschmiede, das sind vielmehr nach den Berliner Bürgerbüchern und dem Geheimen Staatsarchiv Peter Volker (1462), Brosius Basebart (1497) und Peter Konß (1499) sowie Mathias Meller (von Nürnberg 1520).

Die Liste der von Sarre ermittelten Namen von Berliner Goldschmieden (bis zum Jahre 1800) umfaßt deren nicht weniger als 641, die der Hofgoldschmiede und Hofjuweliere 66. Die hervorragendsten derselben, D. Männlich, J. C. Lieberkühn, Jean François Reclam und Jean Louis Jordan, sind in Porträts abgebildet.[1])

Den kurzen Nachrichten über die einzelnen Meister sind dann 15 der seit 1555 üblichen „Beschauzeichen“ der Stadt (mit dem Berliner Bär), sowie die Zeichen für den Feingehalt (seit 1714) und die Zeichen der Altmeister beigefügt. Interessanter noch sind die eigentlichen Meisterzeichen, von denen über 40 an noch vorhandenen Arbeiten nachgewiesen werden. Dieselben bestehen oft nur in den Anfangsbuchstaben, oft auch aus dem ganzen Namen und sind (vielfach nach Marc Rosenberg) auf Stücken im Berliner Schloß, in Petersburg, Breslau, Hamburg sowie im Privatbesitz aufgefunden. Hoffentlich trägt diese mühsame Uebersicht dazu bei, einen Hauptzweck des Werkes zu erreichen, nämlich noch weitere bisher gar nicht oder falsch bestimmte ältere Werke der Edelmetallindustrie als Berliner Arbeit erkennen zu lassen. Von 1671 bis 1799 werden 18 Altmeister aufgeführt, unter ihnen Männlich, Sandrart, Lieberkühn und andere von bekannten Namen.

[1]) Jean Louis Jordan (dessen Bild uns durch Güte der Verlagsbuchhandlung J. A. Stargardt überlassen wurde), geb. 1712, † 1759, arbeitete lange Jahre viel für den Hof. Sein Bild rührt von dem berühmten Falbe her und wurde 1762 durch Chevillet in Paris gestochen.

Die kunstgeschichtliche Würdigung der Berliner Arbeiten berücksichtigt mit Kritik die vorhandenen Abbildungen, Beschreibungen und Studien in Borrmann, Lessing, Bergau, Seidel u. s. w., glaubt aber, etwaige Werke des 13. Jahrhunderts nicht als einheimische Arbeiten ansprechen zu sollen. Doch wird mit Recht gesagt, daß die spätere Zeit, vor Allem das 17. und 18. Jahrhundert, hier manche Arbeit zur Reife brachten, die mit allen ähnlichen anderswo gefertigten aus derselben Periode ruhig in Wettbewerb treten können. Den Beweis dafür liefern die Abbildungen älterer Berliner Werke, wie die des schönen Nautilusbechers im grünen Gewölbe zu Dresden von Bernh. Quippe (1700) und mehrerer Münzbecher im Schloß von Joachim Ast, Bernh. Wiedemann und Daniel Männlich dem Aelteren, einem Freunde Andreas Schlüters. Eine Schüssel von wuchtiger Umrahmung (im Besitz des Grafen W. v. Wedel in Berlin) ist eine Arbeit des Joachim Stein (1680), eine Terrine im Schlosse und ein zierliches Tablett solche des Christian Lieberkühn. Auch eine Terrine von Sandrart und Anderes ist abgebildet.

Die überall mit Urkunden belegte Schrift von Sarre ist in jeder Hinsicht ein wichtiger Beitrag zur älteren Geschichte Berlins und in hohem Grade dankenswerth. Würde der Raum reichen, so ließe sich Manches noch anführen von den alten Gebräuchen bei der Lade und bei der Morgensprache, von den merkwürdigen Meisterstücken der Goldschmiede in drei Jahrhunderten und von den „Bönhasen“, die den echten Juwelieren ins Handwerk pfuschten. Und nicht minder verlockend wäre es, von den alten Filigranarbeiten zu sprechen, von den Beziehungen Friedrichs des Großen zu seinen Juwelieren und von seinem Bestreben, die kostbaren sonst aus Frankreich bezogenen Galanteriewaaren im eigenen Lande, ja die Tabatieren für seine Günstlinge und Anderes nach eigener Zeichnung fertigen zu lassen. Hunderttausende und Millionen sind hier früher vom Hofe für goldene Services und ähnliche Dinge verausgabt worden, die nach echter preußischer Tradition leider den Weg zum Schmelzofen wandern mußten, wenn es wie 1808 hieß: „Das Vaterland ist in Gefahr.“ — Diese Geschichte der Berliner Goldschmiedezunft ist interessant, dabei aber nicht minder gewissenhaft und zuverlässig und in mancher Hinsicht auch sehr lehrreich geschrieben.

P. Wallé.

Die ältesten märkischen Kanzler in ihren Beziehungen zu Berlin.

3. Sigismund Zerer,
Kanzler von 1483 bis 1509.

Nach dem Tode Sesselmanns wurde der aus der Burggrafschaft Nürnberg oberhalb des Gebirges stammende Franke Sigismund Zerer, der bis dahin zu den fränkischen Räthen Albrecht Achills gehört hatte, zum Kanzler in der Mark ernannt. Der im Jahre 1444 geborene Mann, welcher nicht annähernd die Bedeutung seines bischöflichen Vorgängers erlangte, scheint eine Berlinerin geheirathet zu haben; jedenfalls besaß seine Gattin einen Garten (Landhaus) vor Berlin, und die Berliner Bürgermeister Hans Blankenfelde und Hieronymus Reiche waren seit 1543 die Vormünder seiner damals verwaisten Enkel. Leicht möglich, daß die Gattin des Kanzlers einem dieser vornehmen Patriziergeschlechter angehört hat.



Sigismund Zerer.

So ungenügend wir über die Beziehungen des Kanzlers zu Berlin unterrichtet sind, desto deutlichere Spuren haben seine Descendenten hier zurückgelassen. Sein Sohn Joachim, 1521 kurfürstlicher Sekretär, flüchtete 12 Jahre später aus der Mark, da er wegen seiner ausgesprochenen Hinneigung zur Reformation beim Kurfürsten in Ungnade gefallen war. Nach dem Regierungswechsel erscheint Joachim Zerer in ganz besonderer Vertrauensstellung beim jungen Kurfürsten, erhielt alsbald den Rathstitel und 1537 das Amt des Berliner Hofrichters mit 40 Gulden Besoldung und mannigfachen Nebeneinkünften, welches er, als letzter in dieser Stellung, bis zu seinem am 13. Januar 1543 erfolgten Tode bekleidet hat. Joachim fand seine letzte Ruhestätte in der Berliner Marienkirche, ebenso sein 10 Jahre später im Knabenalter gestorbener jüngster Sohn Hans, beide Grabmäler sind noch heute erhalten und oft beschrieben worden (siehe z. B.: Küster „Altes und Neues Berlin" Abth. 2, S. 476 und 479). Auch zwei andere Söhne des Hofrichters, Sigismund und Arndt, sind jung und unvermählt gestorben, der älteste Joachim wurde dagegen, wie sein Vater, kurfürstlicher Rath, heirathete Anna Weinleben, die zweite Tochter des Kanzlers, zog dann aber aus Berlin nach Frankfurt a. O. auf das ihm gehörige Burglehn vor dem Lebuser Thore. Mit seinem Sohne Joachim scheint die Familie in der Mark erloschen zu sein. Auch ein Neffe des Kanzlers, Nikolaus Zerer, war in den letzten Regierungsjahren Joachims I. als kurfürstlicher Sekretär in Berlin und, wie sein Vetter Joachim, ein warmer Anhänger der Reformation. So bemühte er sich, den Thürhüter Joachim v. Goetze, welcher wegen Begünstigung der am 25. März 1528 erfolgten Flucht der Kurfürstin Elisabeth in den Felonieprozeß verwickelt war, durch Hinschleppen der Sache vor den Folgen jener Handlung zu schützen. Für Heraldiker, welche mit der unklaren Wappenfigur auf dem Kanzlerbilde nichts anzufangen wissen, sei bemerkt, daß die Zerer nach dem Werniger oder Wappen-Manuskript von etwa 1480, im längs getheilten roth und gelben Schilde einen blauen Pelzhandschuh, Helmdecken roth und gelb und als Helmfigur einen wachsenden Mohren führten. (Gütige Mittheilung des Herrn Kanzleiraths Seyler.)

(Fortsetzung folgt.)

Achim v. Arnim als Geschichtsschreiber des Berliner Theaters.

Mitgetheilt von L. Geiger.

Wer alte Berliner Zeitschriften der drei ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts durchmustert, findet in vielen Achim v. Arnim als fleißigen Mitarbeiter. Da diese Journalaufsätze von den gesammelten Schriften Arnims ausgeschlossen, aber zur völligen Kenntniß des fleißigen Schriftstellers durchaus nöthig sind, so schien

mir ein Versuch, sie zu sammeln, angebracht. Die von mir gegebene Zusammenstellung (Berliner Neudrucke III, 1, Berlin 1892) beschränkte sich zunächst auf Gubitz' „Gesellschafter" 1817 bis 1819; einzelne Nachträge dazu, meist aus den späteren Jahrgängen derselben Zeitschrift gab R. Steig (Nat. Ztg. 19. Juli 1892). Unter diesen Beiträgen befand sich auch ein auf das Berliner Theater unter Ifflands Leitung bezüglicher, der aber aus bestimmten Gründen von dem Neudruck ausgeschlossen wurde. Nun finde ich aber,[1]) daß über die Geschichte des Berliner Theaters eine große Arbeit Arnims in K. v. Holteis seltener Zeitschrift (ein Exemplar in der Berl. K. B. Xa. 4196) „Monatliche Beiträge zur Geschichte dramatischer Kunst und Litteratur" Berlin 1818 Bd. II. S. 1 bis 42 u. d. T. „Sammlungen zur Theatergeschichte" gedruckt ist. Dieser seltsame Titel ist allerdings nicht geeignet, den Inhalt zu verrathen und schon aus diesem Grunde scheint die Abhandlung bisher völlig unbenutzt geblieben zu sein. Nur L. Schneider, Geschichte der Königlichen Oper zu Berlin (1857), hat sie wohl gekannt, sie aber infolge einer Unterlassungssünde nicht citirt und nur halb benutzt.

Die Wichtigkeit der Arnimschen Arbeit ist eine doppelte. Sie besteht zunächst in sehr hübschen allgemeinen Bemerkungen über Theaterwesen überhaupt und in besonderen Betrachtungen über das Berliner Theater und das Verhältniß Friedrichs des Großen zu letzterem; sie besteht sodann in der Mittheilung einer großen Zahl von Handschreiben des Königs an Arnims Vater und dessen Vorgänger in der Leitung der Theaterangelegenheiten, den Grafen Zierotin. Diese Schreiben, nebst einzelnen anderen auf Theaterangelegenheiten bezüglichen Briefen an den alten Arnim, sind von Schneider größtentheils abgedruckt; die bisher ungedruckten sollen an anderen Orten publicirt werden. Arnim beginnt seine Mittheilungen mit folgenden allgemeinen Betrachtungen:[2])

Die vielbestrittene doppelte Bestimmung der Hierodulen wird in gewissem Sinne von allen Theaterverwaltungen gefordert; sie lassen sich alle nach einer Richtung einem Tempeldienste, nach der anderen einer Schenkwirthschaft vergleichen. Sollen die Musen im Tempel durch ernste Opfer befriedigt und gefeiert, jedes Talent, das versteckte noch mehr wie das laute, aufgesucht und zur öffentlichen Anerkennung gebracht werden, so müssen die Gäste angelockt, nach ihrem Wunsche bedient sein, um mit dem Gewinne Opfer und Talente bezahlen zu können. Hier finden sich alle Schwierigkeiten der größten Staatsverwaltung; die Anstalten sind in voraus gemacht, ehe noch der Gewinn eingegangen, die Ausgabe muß nach der Einnahme wieder neu erwogen, das Rechnungswesen strenge geordnet, ja gewissermaßen ein kaufmännisches Talent zugezogen werden, welches das Glück zu benutzen und Unglück auszugleichen versteht. Wir sehen also zwei seltene Gaben, den freiesten Kunstaufschwung des Geistes und den ängstlichen rechnenden ordnenden ökonomischen Verstand bei einem Theaterdirektor vorausgesetzt, von ihm ohne Nachsicht gefordert; er soll alle beglücken und sich selbst nie ärgern, — so wird es klar, warum es zu allen Zeiten nur wenig gute Theaterdirektionen gegeben hat. Das Eine dieser Talente, im Bemühen auch das andere zu erlangen, resignirt sich meist vergebens, das Eigne wird aufgeopfert, ohne das Versagte zu erreichen, der Stoff wächst inzwischen von der poetischen oder der wirthschaftlichen Seite über den Kopf, so daß nach einer Reihe von Jahren, ungeachtet aller Vorsätze, aller Begeisterung, aller Anstrengung weniger als nichts geleistet wird.

Soll aber noch ein drittes Talent zur obersten Verwaltung hinzutreten, wie in vielen Staaten, wo das Kunsttreiben der Theater zugleich einer Hofstelle die Entstehung gegeben hat, soll nämlich der schon um doppeltes Talent angesprochene Direktor auch noch als gewandter Hofmann sich zeigen, die eigene Ueberzeugung verschließen und doch danach handeln, fremde Leidenschaft scheinbar begünstigen, um sie aufzuheben, hohe einander bestreitende Bestimmungen versöhnen und ruhig die mühsamste Arbeit durch einen Wink wie durch ein Erdbeben zerstört sehen, da wollen wir eingestehen, daß ein solcher dreifach Begabter auch allenfalls die getrennten Glaubensauslegungen der Völker zusammenschmelzen, kombinirte Armeen kommandiren, die Quadratur des Zirkels erfinden und dabei zur Zufriedenheit aller Schmecker mehr als sechs Schüsseln bereiten könnte.

Bis jetzt ist wohl noch nie ein solcher dreiartiger, dreieiniger und dreibeiniger Musenvorsitzer gefunden worden, weswegen zuweilen regierende Herren auf den Gedanken kamen, ohne im mindesten die Theaterlust Neros zu hegen, die Sache selbst zu übernehmen, und den Direktor der Schauspiele eigentlich zum Regisseur des höchsten Willens herunter zu setzen. Das

[1]) Freunde Arnimscher Prosa seien darauf hingewiesen, daß das Berliner Conversationsblatt Jahrg. 1826 einen Aufsatz über Hölderlin enthält.

[2]) Zur Erklärung des gleich am Anfang gebrauchten Wortes „Hierodulen" sei auf den gelehrten Streit zwischen Hirt und den Berlinern einerseits, Böttger andrerseits bei Gelegenheit eines Berliner Maskenfestes 1818 hingewiesen, den ich nach den Quellen, Nat. Ztg. 1893 dargestellt habe.

Talent des Hofmannes wird dann gleich erspart, niemand hat eine Pflicht, gegen sich selbst höflich zu sein, die Oekonomie ist auch nicht nöthig, insofern die Einnahme aus anderen Kassen ersetzt werden kann, das Kunsttalent endlich kann Niemand bestreiten oder beweisen, die Kritik verstummt, jeder fühlt die Pflicht der Begeisterung, und das Ganze verwandelt sich in eine Privatkomödie, wo es doch höchst unverschämt wäre, würdige Leute zu tadeln, die sich ohne allen Eigennutz anstrengen, sogar noch eine köstliche Bewirthung aus ihren Mitteln hinzufügen. Während hier nun höchste Kunstblüthe ans Theaterlicht gefördert zu werden scheint, drückt ein doppeltes Ungewitter gewöhnlich alles nieder; die Kraft übt sich nicht am Widerstande, sie verbreitet sich bis zum Ueberdruß und sucht sich Aerger in Kleinigkeiten und Nebensachen; endlich ist in der Kunst etwas Ausschließendes, sie nimmt gern den ganzen Menschen in Besitz, und so fühlt der Herrschende bald mit Verdruß, daß die vermeinte Spielstunde seinen Tag einnimmt, und wirft das Spielzeug mit Verachtung fort.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Abhandlungen und Notizen.

Wir geben einen brauchbaren Vorschlag wieder, den die „Deutsche Warte" VI Nr. 116b vom 29. April d. J. macht: Da an allen Denkmälern historisch interessanter Personen die Namen angebracht sind, so schreibe man an die Sockel der beiden gewappneten Hüter der Mühlendammbrücke, obwohl die Figuren keine Porträts, sondern nur Idealfiguren in historischer Drapirung sind:

Albrecht der Bär
1134—1170
Begründer der Mark Brandenburg
(Johannes Boese)

und:

Waldemar, Markgraf von Brandenburg,
regierte von 1309—1319
(Max Unger)

Statuten, Mitgliedskarten, Anmeldeformulare für neue Mitglieder sind jederzeit vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke, Berlin W. 35, Kurfürstenstraße 4 I, zu beziehen. Die Anmeldeformulare sind deutlich und vor allen Dingen vollständig auszufüllen, sonst verzögert sich die Aufnahme und die Zusendung der Vereinsschriften.

Besprechung von Büchern etc.

Verzeichniß der Kunst-Sammlung im Hause Raussendorff. Zusammengestellt von Dr. Franz Weinitz.

Dieser eigenartige, luxuriös ausgestattete Katalog der Oelgemälde, Handzeichnungen und sonstigen Kunstwerke im Hause des Herrn Hugo Raussendorff, Kurfürstendamm 91, der Schöpfung des Baumeisters Hans Grisebach, ist eine Geburtstagsgabe, dargebracht von dem Sohne Herrn Assessor Dr. Hugo Raussendorff und dem Freunde des Hauses Herrn Dr. Franz Weinitz, unserem eifrigen Mitgliede. Das Verzeichniß, nur in 100 Exemplaren hergestellt, ist mit einer Radirung von Bernhard Mannfeld geschmückt, der seit seiner „Ausstellung der Radirungen" (Berlin 1890, erläutert von Professor Dr. Lionel v. Donop) in der Königlichen National-Gallerie bei uns als Meister seines Faches eingeführt und in den weitesten Kreisen der Kunstfreunde bekannt geworden ist. Das auf dem Titelblatt gegebene Raussendorffsche Familienwappen ist nach einer älteren Vorlage von Professor Emil Doepler d. J. gezeichnet.

Dr. Weinitz schickt dem sorgfältig im Einzelnen bearbeiteten Gemälde-Kataloge eine kunstgeschichtliche Einleitung voraus, welche den Antheil der Berliner Kaufmannschaft an den Bestrebungen zur Förderung der bildenden Künste seit 1740 schildert. Gern hätten wir gesehen, wenn dieser interessante Abschnitt auch die neueste Zeit seit 1870 umfaßte.

Der vorliegende Katalog ist ein Muster für ähnliche Verzeichnisse und sollte ein Vorbild werden für Kataloge von Privat-Sammlungen, wie es der vom Oberlehrer Münzer bearbeitete Katalog der Autographen-Sammlung unseres Mitgliedes Herrn Alexander Meyer-Cohn unleugbar geworden ist.

Dr. Br.

Der Touristen-Club für die Mark Brandenburg zu Berlin gab jüngst seinen elften Jahresbericht heraus, aus dem besonders die Bethätigung des Wanderinteresses durch die Herausgabe von „Fontanes Führer durch die Umgegend Berlins" I. Osten, II. Norden, III. Westen und Süden, IV. Grunewald hervorzuheben ist. Der V. Theil (Stadt- und Ringbahn) ist in Vorbereitung. Die monatlich erscheinenden Mittheilungen sind durch Aufnahme von Artikeln geschichtlichen und allgemein touristischen Inhalts mehr und mehr ausgebaut worden und gelangen seit dem 1. Januar 1895 durch den Verlag von F. Fontane & Co., Lützowstr. 84b in buchhändlerischen Vertrieb. Förderer des Vereins zahlen 3 Mark und erhalten das Cluborgan unentgeltlich. Das 10. Stiftungsfest verlief besonders glanzvoll. Nr. 4 der „Mittheilungen" (Jahrg. IV.) enthält den Plan für die Wanderfahrten im Sommer-Halbjahr 1895. Wir wünschen dem rührigen Verein ein fröhliches Gedeihen. Dr. Br.

Herr Sanitätsrath Dr. Rob. Behla hat dem Verein seine im Jahre 1884 erschienene Broschüre geschenkt: „Die Gesundheitsverhältnisse des Kreises Luckau", in der u. A. auf die schon von Pistor 1881 besprochene hohe Tuberkulosensterblichkeit in den Kreisen der Niederlausitz hingewiesen wird, die wohl auf den feuchten Untergrund und das wiesige Terrain oder auf die Tuchindustrie und die dürftige Ernährung hier und da zurückzuführen sein dürfte.

Von demselben Verfasser wurden herausgegeben: Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland. Eine vergleichend archäologische Studie. 6,50 Mark (bei A. Asher & Co. Berlin, Unter den Linden 5); ferner: Die Urnenfriedhöfe mit Thongefäßen des Lausitzer Typus. Mit 75 Abb. 2,50 Mark, bei Fr. Meißner in Luckau (C. F. Kutzschers Buchhandlung). Dr. Br.

Deutsche Sonntags-Post. Wochenzeitung für Deutschland.

Unser langjähriges Mitglied, Herr Geheimer Kommissionsrath E. F. Pindter, der jahrelange Chef-Redakteur der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, giebt seit dem 1. April dieses Jahres unter vorstehendem Titel eine reichhaltige Wochenschrift heraus. Wenn wir die Mitglieder an dieser Stelle auf dieselbe aufmerksam machen, so hat dies darin seine Veranlassung, daß eine sorgsam redigirte Rubrik „Aus Berlin" alles zur Tagesgeschichte unserer Residenz Wissenswerthe (Jubiläen, Todesfälle 2c.) enthält. Eine Sammlung dieser regelmäßig erscheinenden Berichte dient somit denselben Zwecken, welche früher in unseren Mittheilungen verfolgt, in den letzten Jahren aber fallen gelassen worden sind, da eine monatlich erscheinende Schrift zu bald überholt ist, was bei einer Wochenschrift nicht der Fall ist. Unsere Mitglieder, bei denen das Interesse für die heimathliche Stadtgeschichte als selbstverständlich vorauszusetzen ist, seien daher auf obige, auch sonst werthvolle Wochenschrift hiermit hingewiesen. F. H.

Von „Kießlings Berliner Verkehr", dem bewährten rothen Westentaschen-Kursbuch sämmtlicher Berliner Verkehrsmittel, erschien pünktlich die Sommer-Ausgabe (50 Pf.). Die übersichtlich nach Bahnen geordneten Eisenbahnfahrpläne sind in der neuen Ausgabe derartig erweitert, daß sie für Touren in der Mark Brandenburg und den angrenzenden Gebieten vollkommen ausreichen; die Pferdebahnfahrpläne weisen auf 12 Linien ganz bedeutende Kurs- und Tarifänderungen nach, ebenso die der Omnibus, Dampfstraßen- und elektrischen Bahnen; erschöpfend sind die Dampferlinien behandelt. Der Stundenplan der Sehenswürdigkeiten ist dem Büchlein wieder einverleibt worden. Alles in Allem verdient der praktisch und gewissenhaft bearbeitete „Kleine Kießling" nebst seiner Ergänzung „Taschenplan von Berlin" (20 Pf.) die beste Empfehlung.

Karte der Umgegend von Berlin mit den Vorschlägen zur Einverleibung der Vororte. Im Auftrage des Magistrats der Stadt Berlin nach amtlichem Material graphisch dargestellt von Jul. Straube. Preis 3 M.

Die Vorschläge des Magistrats von Berlin zur Einverleibung der Vororte sind soeben durch das Geographische Institut und Landkarten-Verlag Jul. Straube, Berlin SW, 61, zur Ausgabe gelangt. Auf Grundlage einer ausführlich bearbeiteten 72×92 cm großen Straube'schen Karte der Umgegend von Berlin im Verhältniß 1 : 50000, welche von Köpenick bis Spandau, von Marienfelde bis Franz. Buchholz reicht und alle Chausseen, Wege, alle Straßen in den Ortschaften, öffentlichen Gebäude mit ihren Namen enthält, sind durch eine größere Anzahl Farben die verschiedenen Vorschläge, Abänderungsvorschläge, sowie die zuerst in Aussicht genommene Weichbilderweiterung in übersichtlicher Weise zur Anschauung gebracht.

Von den vielgesuchten humoristisch-satirischen Schriften: „Berlin wie es ißt und - trinkt" von Adolf Glaßbrenner Brennglaß, hat das Antiquariat unseres Mitgliedes Max Harrwitz (Berlin, Potsdamerstraße 41a) die Restbestände gekauft. Leider sind einige Hefte ganz vergriffen und selten geworden; zu haben sind nur noch 29 (von 32). Jedes Heft ist in sich abgeschlossen und mit einer Kupfertafel geziert. Auch andere Glaßbrenner'sche Schriften sind dort zur Ansicht und Auswahl bereit; Berolinensien besitzt das Antiquariat in großer Zahl.

Im Monat Mai wird weiter durch den Vereinsboten Ullrich den verehrlichen Mitgliedern das neue Verzeichniß der Mitglieder für 1893 überreicht und zugleich der Halbjahrs-Beitrag erhoben werden. Nicht nur Wohnungs- und Standes-Veränderungen sind regelmäßig dem Hauptschriftwart zu melden, sondern es sind demselben auch nach Möglichkeit baldige und sichere Nachrichten über den Todesfall von Mitgliedern zu übermitteln.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Brendicke in Berlin W 35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 6. | Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. | 1895.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

602. Versammlung.

11. (5. außerordtl.) Sitzung des XXXI. Vereinsjahres:

Mittwoch, den 12. Juni 1895.

Ausflug nach Oranienburg und dem Lehnitz-See.

Die Mitglieder mit ihren Damen und Gästen versammeln sich um 1[10] Uhr in der Vorhalle des Stettiner Bahnhofes; daselbst werden die Fahrkarten durch den Vereinsboten Ullrich überreicht. Abfahrt 1[25] Uhr nach Oranienburg. Ankunft 2[27] Uhr. Besichtigung des Waisenhauses (unter gütiger Führung des Herrn Inspektors Arendsee), des Krieger-Denkmals, des Luisen-Denkmals (Luise Henriette von Oranien), Gang durch den Park bis zur ehemaligen Orangerie (Turnhalle). 4 Uhr Kaffee im Rathskeller am Luisenplatz (Eilers Hotel).

5 Uhr Besichtigung des Schlosses (seit 1861 Königliches Lehrer-Seminar), Ansprache des Herrn Seminardirektors Dr. Schneider in der Aula.

6½ Uhr Gang nach dem Hasengarten und Ueberfahrt über den Lehnitz-See bis zum Wirthshaus „Zum Seelöwen" (Grütter); dort wird um 8 Uhr das Abendessen eingenommen.

Marschlustige Mitglieder wandern bei günstigem Wetter vom Seminar unmittelbar über das Schützenhaus um den Lehnitz-See zum Seelöwen unter der Führung von Herrn Dr. Brendicke.

9[43] Rückkehr von der Station Lehnitz nach Berlin.

Theilnehmerkarten à 3 *M.* (einschließlich Eisenbahnfahrt sowie Kaffee, Kuchen und Abendessen) sind bei unserem Vorstandsmitgliede Herrn Hoflieferanten Karl Gerold, Unter den Linden 24 (Cigarrengeschäft), zu haben und zwar, gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte, bis zum Dienstag den 11. Juni, abends 6 Uhr.

Zu der für Sonntag, den 23. Juni in Aussicht genommenen Wanderfahrt nach Kloster Lehnin wird, vorbehaltlich anderweitiger Festsetzungen, durch besondere Karten eingeladen werden.

Die für Mitte Juni geplante Besichtigung des Bruchsturzes in den Rüdersdorfer Kalkbergen ist bis zum August verschoben worden.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr **Ernst Schaffert**, Bankier, NW. Klopstockstraße 13.
- **J. Rackow**, Ober-Roßarzt a. D., N. Brunnenstraße 110.
- **Carl Becker**, Gerichts-Kalkulator, NW. Melanchthonstr. 20.
- **Bruno Lange**, Kaufmann, S. Oranienstr. 32.
- **Albert Satow**, Buchdruckereibesitzer, NW. Paulstr. 33.
- **Leopold Beutler**, Apothekenbesitzer (St. Markus-Apotheke), O. Markusstr. 1.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr **M. Immich**, Privatdocent, Berlin C, Klosterstraße 28 I. Einf.: Herr Dr. Fr. Holtze.
- Dr **Ludwig Wrede**, W. Thiergartenstraße 8c.
- **Edwin Huldschinsky**, W. Thiergartenstr. 8d.
- **Julius Model**, W. Thiergartenstraße 6b.
- **A. H. Hadra**, W. Lichtenstein Allee 2a.
- **Joseph Huldschinsky**, W. Französischestr. 51.
- **Emil Salomon**, W. Rauchstraße 9.
- **Hugo Baruch**, W. Kurfürstendamm 109.
- **Julius Kaufmann**, Handelsrichter, W. Thiergartenstraße 8b. Einf.: Der Vorstand.

Wohnungsveränderungen:

Herr **J. Hensel**, Kaufmann, Schöneberg, Herbertstraße 11.
- **P. Sasse**, Regier. Rath, NW. Calvinstr. 26.
- **Eugen Blumberg**, Charlottenburg, Kantstraße 25.
- **Paul Kersten**, Rentier, C. Königsgraben 8.
- **Hugo Lubliner**, Schriftsteller, W. Bendlerstraße 36.
- **Müller**, Gymnasiallehrer, SO. Köpenickerstraße 56/57.
- **Reinhold Seelig**, W. Bellevuestr. 13.
- **v. Großheim**, Königl. Baurath, W. Hildebrandtstraße 25.

Das **Bibliographische Büreau** in Berlin C., Alexanderstraße 2, stellt den Mitgliedern von dem in den „Mittheilungen" 1894 S. 50 und 59 eingehend besprochenen Werke: „**Die Parochialkirche zu Berlin** 1694—1894" von unserem Mitgliede Herrn Baumeister Dr. phil. D. **Joseph** (mit elf Holzschnitten, 176 S. 2,50 Mk. Ladenpreis) einige Exemplare zur Verfügung, die für 2 Mk. durch den Hauptschriftwart Dr. **Brendicke** zu beziehen sind.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

Der Verein für die Geschichte Berlins unternahm am Mittwoch, den 8. Mai, einen Ausflug nach dem Dominium **Dahlem**, um in dem dortigen Kirchlein die neu entdeckten Reste mittelalterlicher Wandmalereien zu besichtigen.

Unser Mitglied, Herr Privatdocent Dr. **Georg Voß**, der die stark beschädigten Bilder durch den Photographen **Karl Niemeyer** in **Steglitz** hat aufnehmen lassen, erklärte auf Grund eigener wiederholter Untersuchung, wie er bereits in der Arbeitssitzung vom 9. März d. J. gethan hatte, nunmehr angesichts der Bildwerke selbst die Hauptfiguren, als welche Christus und die heil. Anna noch zu erkennen sind. Die Malereien, die nach dem Vergleich mit anderen Arbeiten, sowie nach der baulichen Sicherstellung des Gotteshauses zu den ältesten der Mark Brandenburg gehören, verdienen eine Erhaltung in möglichst vollkommener Wiedergabe, die denn auch seitens der Kommission für die Denkmalspflege bereits ins Auge gefaßt sein soll. Die erwähnten Darstellungen haben in ihrem Gedankenkreise den engsten Zusammenhang mit dem Hochaltar, dessen späterer Aufbau mit reichem durchbrochenen Ornament ein gutes geschnitztes Tafelwerk von älterer Arbeit umschließt. Auch hier kehrt die Gestalt der heil. Anna als Hauptfigur wieder, während vier seitlich angebrachte kleinere Heiligendarstellungen mangels charakteristischen Beiwerks noch nicht erklärt sind. Wichtiger aber sind die auf den Außenflächen aufgemalten Bilder der Katharina (mit dem Schwerte) und der heil. Barbara (mit dem Kelche) zu Seiten der Verkündigung des Engels Gabriel an Maria. In ihnen erkennt man unschwer eine Arbeit der Cranachschen Schule, welcher bekanntlich zahlreiche Altarbilder der Mark entstammen. Dr. **Voß** gab die Anregung, daß die Denkmalkommission sich dieses Werkes annehmen möge, das lediglich der Auffrischung durch einen geschickten Restaurator bedürftig sei. An der Empore der Orgel findet sich eine Tafel mit der Widmung »Soli Deo Gloria« aus dem Jahre 1679, also gleichzeitig etwa mit der Erbauung des Gutshauses auf Dahlem, das mit dem Wappen des Landraths Cuno Hans v. Wilmersdorf und seiner Gattin, einer Gräfen Katharina Elisabeth v. Haacke aus dem Hause Machnow, geschmückt ist. Hinter dem Altar finden sich mehrere Grabsteine der Familie v. Wilmersdorf in die Mauer eingelassen, darunter derjenige des Georg

Friedrich v. Wilmersdorf, Kanonikus zu Brandenburg und Landrath des Kreises Teltow, ein Mann, der in Ungarn, Brabant und anderwärts zehn Campagnen mitgemacht hatte. Er starb 1714. Im Uebrigen enthält die Kirche noch gute Spuren alter Glasmalereien in einem der Chorfenster, einige reicher gestaltete Konsolsteine für die Grate der Gewölbe sowie eine stark beschädigte Ahnentafel mit den Wappen der Schlabrendorf, Haacke, Steinsdorf u. s. w. Für eingehendere Studien verweisen wir unsere Leser auf den Sonder-Abdruck aus dem „Jahrbuch der Königl. Preuß. Kunstsammlungen“ 1894, Heft IV, enthaltend den Aufsatz des Vortragenden „Die Wandgemälde der Kirche zu Dahlem bei Berlin“ (14 S.) und freuen uns, aus der Fülle von Aufnahmen, die Herr Photograph R. Niemeyer der Vereinsbibliothek übermittelt hat, einen gelungenen Blick in das Innere der Kirche hier wiedergeben zu können.

Die erste diesjährige Wanderfahrt unternahm der Verein für die Geschichte Berlins mit seinen Mitgliedern, deren Damen und Gästen am Sonntag, den 26. Mai, nach dem stillen Ackerstädtchen Luckau, der Hauptstadt der Niederlausitz seit 1492. Gegen 100 Theilnehmer führte der erste Schnellzug nach Uckro, von wo aus man auf maiengeschmückten Leiterwagen bei dem herrlichsten Wetter das Ziel der Wanderfahrt erreichte. Im Wirthshause von Hanisch begrüßten die Vertreter der Stadt, die Herren Bürgermeister Schlesier, Gymnasial-Direktor Dr. Ebinger, Sanitätsrath Dr. Behla die Erschienenen, und es folgte einer wohlbesetzten Frühstückstafel nun die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Luckaus unter der Führung des Herrn Bauraths A. Lipschitz. Ein Gang durch die Stadt führte zum Marktplatz hin, wo das Kriegerdenkmal (6. Brandenburg. Inf.-Reg. Nr. 52 stark vertreten), die Georgenkirche mit dem „Hausmannsthurm“ und



Das Innere der Kirche zu Dahlem bei Berlin.
(Nach einer Aufnahme des Photographen R. Niemeyer in Steglitz.)

einige guterhaltene Renaissancehäuser die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich lenken. In der mächtigen, seit 1671 aus einem Brande neu erstandenen Stadtkirche erläuterte Herr Oberprediger **Schippel** die einzelnen Ueberreste der Vergangenheit, den hohen Taufstein, die Sandsteinkanzel (enthaltend Scenen aus der biblischen Geschichte), das ziemlich dürftige Altargemälde, die Gemälde der Herren v. **Treitschke**, v. **Passerini**, v. **Brescius** u. A. auf Grund der 1871 von Professor Dr. **Vetter** herausgegebenen „Chronik der Kreisstadt Luckau". Von der Orgel herab (von Lütkemüller in Wittstock 1873 erbaut) erschollen feierliche Klänge. In der Kirche befinden sich auch die Grabdenkmäler der Konsuln von Luckau, deren die Stadt früher drei besaß; hinter dem Altar erblickt man die Grabmäler der Luckauer Pastoren.

Durch die Güte des Herrn Baurathes Lipschitz ist dem Verein eine bisher nicht veröffentlichte Photographie, das Innere der Kirche von Luckau darstellend, übergeben worden, die wir als besondern Schmuck und als ein Zeichen freundlichsten Entgegenkommens hier reproduziren.

Die Promenade längs der Stadtmauer fand am Schloßberge zunächst ihren Abschluß. Hier entrollte Herr Bürgermeister Hauptmann a. D. **Schlesier** in längerem Vortrage ein Bild der Entwickelung der Stadt von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Des Längeren verweilte der Vortragende bei der Besetzung der Kalauer Vorstadt durch die Franzosen im Jahre 1813.

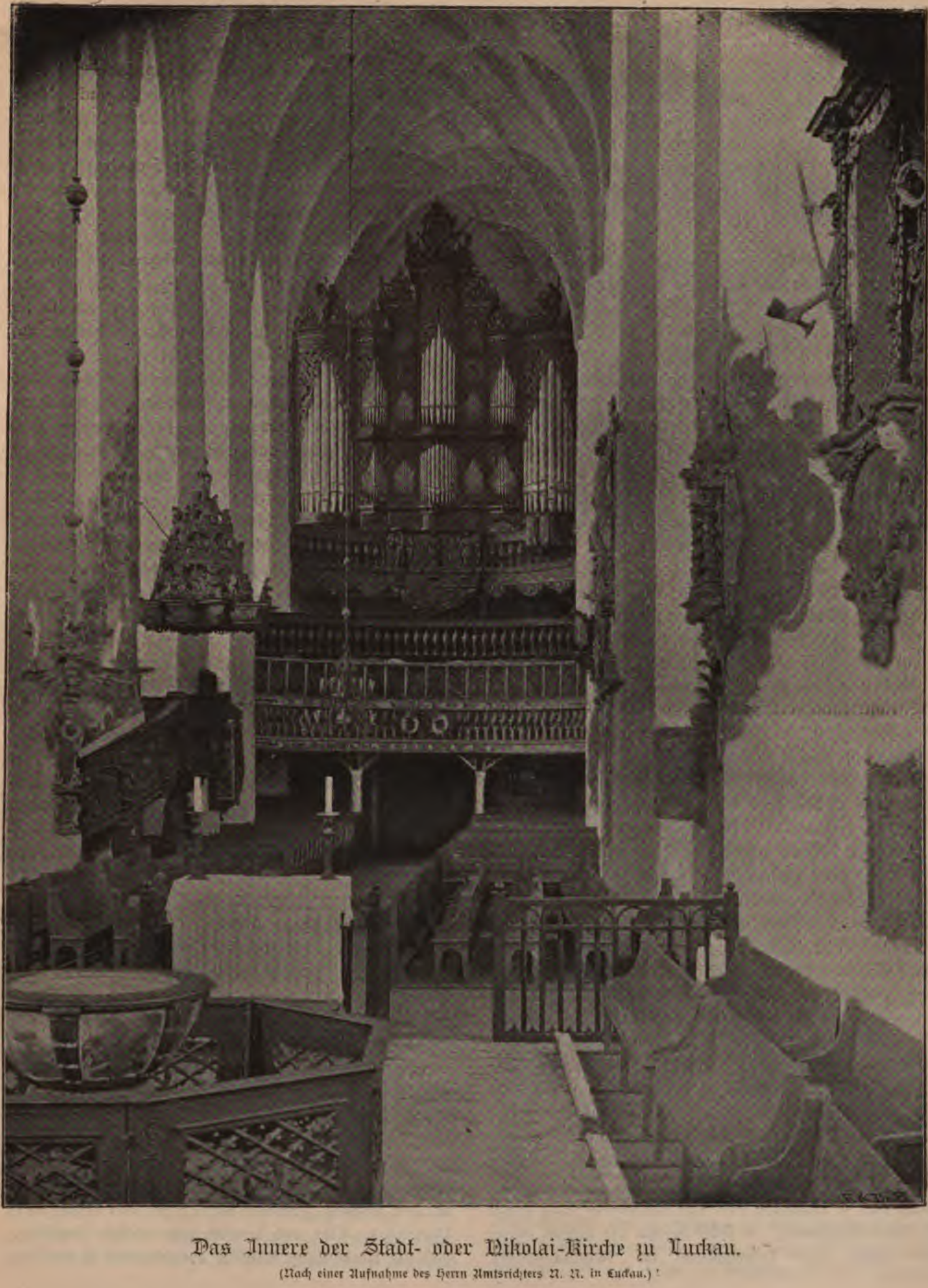
Die Stadt Luckau, ursprünglich Luckowe d. h. sumpfige Wiese benannt, ist zweifellos ein altes wendisches Fischerdorf, auf einer Insel zwischen ausgedehnten Wasserflächen, dem sogenannten heutigen Busch, erbaut. Man findet bis zur Tiefe von 4 Metern eine Kulturschicht, enthaltend Knochen von Hausthieren, Holzsubstruktionen, auf denen die Hütten standen, und Scherben von Gebrauchsgefäßen mit den bekannten slavischen Wellen-Ornamenten. Wann die Deutschen von Luckau Besitz ergriffen haben, ist nicht bekannt; wahrscheinlich unter Markgraf Gero 960, welcher, gegen die Wenden kämpfend bei Luckau ein Heereslager gehabt haben soll, oder unter König Heinrich II um 1005. Die Befestigung der Stadt, welche anfangs nur mit Planken umgeben war, schreiben Einige dem Markgrafen Albrecht dem Bären um 1143, andere dem Markgrafen von Meißen Heinrich dem Erlauchten zu. Wahrscheinlich hat Ersterer die Burg (hier wo wir uns befinden) erbaut und Heinrich die Stadt mit Mauer und Wall umgeben. Die Aufsicht über das Schloß hatte ein Burgvogt, dem auch die Rechtspflege in der Stadt übertragen war. Seit 1329 wurde dies Amt in der Familie v. Passerini erblich, die aus Italien eingewandert war, das Dorf Passerin gründete, und denen die Stadt Vieles zu verdanken hat. Die Grabkapelle ist noch heut in der Hauptkirche erhalten. Die Letzte aus der Familie war an den Bürgermeister Baumgasten verheirathet. Die älteste Urkunde, in welcher die Stadt erwähnt wird, datirt von 1276. Mit dem Cistercienser-Kloster Dobrilugk stand Luckau in enger Verbindung, die auch auf dem sogenannten Mönchhofe eine Niederlassung gründeten. Erst später sind die beiden Vorstädte entstanden, und zwar siedelten sich in der Sandoer-Vorstadt, die zum Theil noch heut das Töpferende heißt, wendische Töpfer an. Die älteste Kirche ist die Georgenkirche auf dem Markte, die heut als Wachtlokal und Spritzenhaus dient. Erwähnt wird sie in der Stiftungsurkunde des Schuhmachergewerks 1384.

Die Hauptkirche wird 1281 zuerst erwähnt; durch große Spenden und Stiftungen kam sie bald zu großem Ansehen, namentlich nachdem Luckau 1368 durch Karl IV. an die Krone Böhmen kam und dieser der Hauptkirche das Haupt des heiligen Paulinus schenkte.

Im Jahre 1291 wurde durch die Herren v. Drauschwitz das Dominikaner-Kloster (die heutige Königl. Strafanstalt) gegründet, welche die Cistercienser allmählich verdrängten. König Wenzel verlieh der Stadt 1382 die Erlaubniß einer großen Waarenniederlage und das Münzrecht. König Wladislaus erhob 1492 Luckau zur Hauptstadt der Niederlausitz mit dem Rechte, mit rothem Wachs zu siegeln.

Mit dem Papste Bonifazius IX. scheint die Bürgerschaft 1402 in Konflikt gerathen zu sein. Dafür spricht eine noch jetzt erhaltene Bulle. Die Hussitenkämpfe, welche 1416 begannen, brachten der Stadt große Gefahr, doch hielten die starken Befestigungen die Horden, die die Umgegend verwüsteten, fern.

Seit 1525 hatten die Lehren Luthers und Melanchthons Eingang gefunden, und 1533 wurde die päpstliche Messe abgeschafft. Das Dominikaner-Kloster, welches die Mönche freiwillig verließen, wurde durch Kaiser Maximilian II. der Stadt zugesprochen. In die Zeit um 1539 fällt auch die Gründung des Gymnasiums, indem als erster evangelischer Pfarrer an der Nikolai-Kirche und Rektor an der Gelehrtenschule ein Kaspar **Reuling** von Luther selbst ordinirt wurde. Böse Tage brachte das 17. Jahrhundert. Im Jahre 1604 brach die Pest aus und dezimirte die Einwohnerschaft. Sie kehrte öfters wieder, namentlich 1637, wo über



Das Innere der Stadt- oder Nikolai-Kirche zu Luckau.

(Nach einer Aufnahme des Herrn Amtsrichters N. N. in Luckau.)

1000 Einwohner starben. Großes Leid brachte auch der dreißigjährige Krieg. Am Himmelfahrtstage den 8. Mai 1637 beschoß der schwedische Oberst Leslie mit 17 schweren Geschützen von der Viehweide aus das Schloß und die Stadt, bis der sächsische Befehlshaber kapitulirte. 1642 beschoß der schwedische Feldmarschall Torstenson die Stadt und zwang sie zur Uebergabe.

Am schlimmsten aber erging es der Stadt bei einer neuen Belagerung durch die Sachsen. Durch Unvorsichtigkeit eines Troßknechtes des Schottischen Kommandanten Cuningham brach Feuer aus, durch welches die halbe innere Stadt, die Nikolai-Kirche, das Rathhaus und der Hausmannsthurm auf dem Markte vernichtet wurden. Am Ende der Belagerung waren nur noch 40 Familien in der Stadt. Das Schloß wurde durch Minen gesprengt und die Festungswerke geschleift.

Nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges war die Stadt rasch wieder aufgebaut worden. Da brach 1652 eine neue Feuersbrunst aus. Bei dem gleichzeitig herrschenden Sturme brannte die Stadt bis auf 11 Häuser herunter, 30 Einwohner, darunter zwei Rathsherren, fanden in den Flammen ihren Tod.

1711 zog der Czar Peter der Große, mit zahlreichem Gefolge von Torgau kommend, durch die Stadt. 1732 trafen 450 vertriebene Salzburger hier ein, um Rasttag zu halten. Sie wurden von der Bürgerschaft, dem Rath und dem P. pr. Graupner feierlich empfangen und gut bewirthet.

Der siebenjährige Krieg brachte der Stadt zwar auch viele Leiden, doch kam sie noch so leidlich davon.

Im Jahre 1813 sollten aber die Luckauer die Leiden des Krieges wieder gründlich kennen lernen.

Als der preußische General v. Bülow am 28. Mai bei Hoyerswerda der Uebermacht des Marschalls Oudinot hatte weichen müssen, zog er sich auf Kottbus zurück und detachirte die Brigade v. Oppen nach Guben. Am 2. Juni kam ihm die Nachricht zu, daß Oudinot auf Berlin marschiren und sich als Stützpunkt der festen Stadt Luckau bemächtigen wolle. Um dem zuvorzukommen, brach er mit den Brigaden v. Thümen und Hessen-Homburg und der Brigade v. Harpe am 3. morgens im Eilmarsche auf und wies auch die Brigade v. Oppen in Guben an, ihm sofort zu folgen. Bei Calau traf er schon auf die Avantgarde der Franzosen, er ließ sich aber auf kein Gefecht ein und traf abends in Luckau ein. In der Stadt blieb das 4. Bataillon des Leib-Regiments (das jetzige 2. Garde-Regiment), er selbst besetzte die Höhen hinter der Stadt von Wierigsdorf bis Wittmannsdorf, woselbst die russische Brigade la Harpe eine Hakenstellung nach Süden einnahm. Der Kosacken-Pulk Dozengow wurde auf der Sonnewalder Straße vorgeschoben. In der Nacht traf auch noch die Brigade v. Oppen ein und nahm vor der Stadt und Cahnsdorf Stellung. Am nächsten Morgen meldeten die Patrouillen das Anrücken der Franzosen. Marschall Oudinot besaß 4 Divisionen und zwar Pacthod, L. Ragl, Reumont. Um 9 Uhr begann die Division Pacthod den Angriff mit heftigem Geschützfeuer. Oppen zog sich, nachdem die Franzosen den tapfer vertheidigten Calauer Kirchhof gestürmt hatten, auf die Hauptstellung hinter der Stadt zurück, und nur die freiwilligen Jäger-Detachements leisteten noch hinter der Berste zähen Widerstand. Nachdem sie aber in der Flanke umgangen waren, mußten auch sie den Widerstand aufgeben und sich zurückziehen. Die Franzosen besetzten nun die ganze Calauer Vorstadt, und es gelang ihnen sogar, durch das schlecht verwahrte Calauer Thor in die Stadt einzudringen. Hier warf sich ihnen aber der Rittmeister v. Burstini mit der auf dem Markte aufgestellten Reserve entgegen und trieb sie mit blanker Waffe wieder zum Thore hinaus.

Bei der Mittagstafel brachte sodann der erste Vorsitzende Herr Geheimrath B. Reuter den Trinkspruch auf den Protektor des Vereins Se. Majestät den Kaiser aus und Herr Dr. H. Brendicke sprach den liebenswürdigen Führern den schuldigen Dank aus, während Herr Dr. R. Béringuier dem vorbereitenden Ausschuß gelegentlich der 601. Vereinssitzung seine Rede widmete. Aus der Stadt Luckau ergriffen der Herr Bürgermeister und der als Prähistoriker bekannte Sanitätsrath Herr Dr. Behla das Wort.

Gegen 4½ Uhr fuhr ein für Funde und Ausgrabungen sich interessirender Theil der Mitglieder auf einem Land-Omnibus nach dem sogenannten Freesdorfer Borchelt, welcher in einer Stunde Entfernung südlich von Luckau inmitten von Wiesen gelegen ist. Die Fahrt ging durch das Luckauer Moor am Rande der Berste entlang. Bald war der Borchelt erreicht. Derselbe, früher vollständig rund von 300 Schritt Umfang, ist jetzt auf der Westseite zu einem Drittel abgetragen. Er ist insofern sehr interessant, als der Wall an zwei Enden und außerdem an der südlichen Seite frei zu Tage liegt, ohne von Rasen bedeckt zu sein. Die Wallhöhe beträgt etwa 15 Fuß; an der Ostseite bemerkt man noch den Rest eines Vorwalles. Klar und deutlich zeigt die freie Wallfläche, daß die Umwallung künstlich aufgeschüttet ist und daß

dabei in bunter Reihe Moorerde, Ackererde, Sand, Lehmerde, Wiesenkalk, Kohlenstücke, geformte Lehmklumpen übereinander gelagert sind. Mehr nach der Wallkrone zu, am Westende, zeigt eine Schicht in kurzer Ausdehnung Geröll, das aus regellosen, Strohabdrücke darbietenden, zerbrochenen Lehmklumpen besteht. Es sind keine gebrannten Steine, sondern nur sogenannte Luftsteine. Alles liegt wirr durcheinander. Niemand von den Anwesenden konnte die Ueberzeugung gewinnen, daß hier etwa der Einsturz eines Gebäudes einer Lehmhütte vorliegt. Es waren sonder Zweifel Brandschuttmassen, die von anderswo zur Aufschüttung verwendet worden waren. In der Mitte des Kessels wurde eine Ausgrabung veranstaltet; sehr bald kamen zum Vorschein Knochenstücke von Rind, Schwein 2c., Kohlenstückchen von Fichtenholz und Eichenholz, geschlagene Steine, und in größerer Zahl grobe, mit Kiesbrocken versehene, graue, henkellose Topfscherben, mit flachen Topfböden und umgelegtem Rand, wie sie für die slavische Zeit der Gegend charakteristisch sind. Auch diesmal konnten, obwohl bis zu dem gewachsenen Boden des Walles eingegraben wurde, keine mit Henkel versehene, dem Lausitzer Typus ähnliche Topffragmente konstatirt werden, woraus der rein slavische Charakter dieser Stätte hervorgeht. Dieser Borchelt gehört nicht zu den Rundwällen in der Lausitz, die aus germanischer Zeit stammen und nachher von den Wenden weiter benutzt worden sind. An den rasenentblößten Wänden wurden auch eine Reihe von Burgwallschnecken gesammelt, von Landschnecken z. B. Helix fruticum, von Süßwasserkonchylien z. B. Planorbis marginatus, Planorbis nitidus. Dr. Behla gab im Anschluß an die Ausgrabungsresultate eine kurze Erklärung der Rundwälle, ihrer Erbauer und Zeitstellung. Dieser Freesdorfer Borchelt gehört der wendischen Periode der Niederlausitz an. Redner gab einen Ueberblick über die früher gemachten Funde und die bei Gelegenheit der Exkursion der Berliner anthropologischen Gesellschaft i. J. 1878 zu Tage geförderten Gegenstände. Er legte auch die Abbildung eines von ihm in diesem Walle ausgegrabenen ganzen Wendentopfes vor, wie nur wenige erhalten sind. Dieser Topf, etwa 17 cm hoch, ohne Henkel mit weiter Mündung, zeigt am Bauch eine charakteristisch horizontal verlaufende Wellenlinie. Außerdem hat er unter dem Rand ein mit einem mehrzinkigen Geräth senkrecht gezogenes Ornament, das sich neunmal im Umfang wiederholt. Herr H. Busse, welcher der Rundwallforschung ein besonderes Interesse entgegenbringt, konnte bestätigen, dasselbe Ornament auch auf anderen Rundwällen gefunden zu haben. Herr Dr. Behla gab schließlich eine Orientirung auf der Rundwallskarte im Anschluß an sein Buch: „Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland“, welches wir in den „Mittheilungen“ Nr. 5 bereits lobend erwähnt hatten.

Den vom schönsten Wetter begünstigten Abend verbrachten die Theilnehmer im Schützenhause, das man gegen 9 Uhr auf Leiterwagen, gefolgt von der munteren Jugend und begrüßt von den Bürgern der Stadt, unter Gesang verließ.

Achim v. Arnim als Geschichtschreiber des Berliner Theaters.

Mitgetheilt von L. Geiger.

(Fortsetzung.)

„Soll nun ein Schauspiel etwas Untergeordnetes sein und bleiben wie eine Whistpartie, soll es wie eine Spieluhr das Wohlbekannte ableiern, ohne durch neue Strebungen Herz und Geist zu beunruhigen, dergestalt, daß etwa in jedem neuen Stücke nur die Umkleidung eines bekannten Aelteren zu erkennen, so daß die Direktion also nur darauf zu sehen hat, daß diese Umkleidungen regelmäßig zu nöthiger Abwechselung erfolgen, o wie leicht wird da auf einmal die Theaterverwaltung, mag sie der Herrschende selbst führen oder anderen überlassen. Wie aber, wenn in dem eigenen Lande, in der eigenen Sprache erst wenig Fertiges, Vollendetes vorhanden, wenn jeder Versuch eine Entdeckung wird und zum Streit regt? Nun wohl, da wird zum Fremden gegriffen, und so stehen wir auf einmal bei dem Punkte, wo etwa vor funfzig Jahren die Theaterliebhaberei vieler deutscher Fürsten sich befand und französische Schauspieler, italienische Sänger nach Deutschland zog, das Fertige und Abgetragene jener Länder einführte, um damit etwas sehr Großes, den Geist der Langeweile zu beschwören. Daß dieser Geist in viel gebieterischerer Art daraus hervorgehen, daß jene fremde Richtung eigenen Geschmack und Sprache verderben, großen Talenten den Raum zu ihrer Entwickelung verschließen konnte, war jener Zeit fremd, jene Fürsten meinten wohlwollend, gute Vorbilder zu eigener Entwickelung aufgestellt zu haben. Daß die unbedeutendste eigene Entwickelung folgereicher als alles Eingelernte sei, diese schmerzliche Erfahrung drängte sich erst sehr viel später auf, als jene Fürsten ihre fremden Schauspielhäuser einrichteten. Die Fürsten irrten mit ihrer Zeit, ihre Umgebungen dachten wie sie, legten den Schauspielkünsten keinen höheren Werth bei, als bei der Versetzung in eine fremde Sprache übrig bleibt. Ja vielen war es wie eine Nachschule, um sich fest und sicher zu erhalten, in der fremden

Sprache des höheren Bedürfnisses, andern war es eine Reiseerinnerung an Venedig, lebendiger als die meisten Reisebeschreibungen, nicht weniger eine geistreichere Manier von Ausschweifungen, weil diese vielgewanderten Fremden allerdings eine reichere Unterhaltung gewähren konnten, als an den ärmlichen Schauspielerinnen zu finden, die im Vaterlande kaum ihr Leben fristeten. Diese französischen Schauspieler und italienischen Sänger, Tänzer bildeten aber damals förmliche Handelsgesellschaften durch Europa, setzten sich rasch miteinander in Verbindung, hatten ihre Mäkler, die sich mit der Anwerbung abgaben, und, wie die reiche vor mir liegende Korrespondenz zeigt, eine sehr gründliche und genaue Kenntniß aller Talente, ohne daß solche theatralische Zeitungsartikel, wie später in Gebrauch kamen, ihnen die Sache erleichtert hätten. Die einheimische deutsche Musik mit ihrer allgemeinen Sprache schloß sich den Fremden sehr bald an, zog oft sogar mit ihnen in die Fremde, Komponisten und Instrumentalisten aus Deutschland wurden in Paris berühmt, zwei Deutsche, Gluck und Mozart, erhoben französische und italienische Opern zu einer Höhe, zu der nur Wenige ihnen nachgekommen sind. Auch einzelne deutsche Stimmen verherrlichten die italienische Bühne, von denen die berühmteste, die Schmeling-Mara, zuerst unter Friedrichs des Großen Augen auftrat.

Friedrich der Große gehörte allerdings auch zu der großen Zahl deutscher Fürsten, die nur das ausländische Theater unter seiner eigenen Aufsicht mit Gunst und Geld unterstützen ließ, doch weil eben in seiner Regierung, durch seine Siege über die Franzosen, das Gefühl eigenen Werthes in den Deutschen wieder erweckt worden, so geschah unter seinen Augen durch kräftige Opposition eben jene Entwickelung großer deutscher dramatischer Talente, welche die Vertreibung der Fremden zur Folge hatte, ohne daß er selbst oder irgend einer, der mit jenen Geschäften beauftragt war, die mindeste Ahnung davon gehabt zu haben scheint: so leise ist der Auftritt großer Geister, wo sich etwas Bedeutendes auf der großen Weltbühne ereignen soll. Nachher läßt sich solche Veränderung historisch belegen, und vielleicht dient die vorhabende Untersuchung zur Geschichte jener fremden Theater Friedrichs, uns jene heimliche Wirkung des deutschen Genius deutlich zu machen."

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen beleuchtet Arnim das Verfahren des Königs in Theaterangelegenheiten im Einzelnen, seine Stellung zu den Direktoren und Künstlern und fährt dann fort: „Der Graf Zierotin übersandte den 3. August 1771 dem Könige einen Plan zur neuen französischen Bühne, dessen Wesentliches darauf beruhte, daß von den 10 000 Rthlr. jährlich, welche der König für die Vorstellungen am Hofe bewilligt, die fünf ersten Schauspieler und die fünf ersten Schauspielerinnen besoldet werden, solidarisch sich aber verpflichten, die vier übrigen noch nöthigen untergeordneten Schauspieler, Dekorationen und Kleider von der Einnahme des Berliner Schauspiels zu bestreiten, den Gewinn aber untereinander nach Verhältniß zu theilen. Er glaubt sie dadurch, indem ihr Geschäft zugleich einen steigenden Vortheil gewähren kann, insofern sie gut zusammen wirken, auf einmal von kleinlicher Eifersucht, von schlechten Sitten befreit, er hofft, daß alles schon damals unter Schauspielern realisirt, was neuerlich Enthusiasten von dem Albertschen Wirthschaftsplane verkündeten. Freilich giebt er auch einen sehr soliden Grund für das Bestehen dieser Gesellschaft, wie nämlich die jährliche Einnahme bisher zu Berlin zwischen 16 bis 17 000 Thaler betragen habe, eine Summe, die nach den Theaterübersichten bei den unbedeutenden Ausgaben für das Aeußere mehr als hinreichend war, um ein ausgezeichnetes Schauspiel zu unterhalten. Der König ist ergriffen von diesem Plane, er schreibt eigenhändig an den Rand der Eingabe: Le plan de la Comedie est on ne peut pas mieux imaginé. Ferner sagt er bei Erwähnung der damaligen von Fierville dirigirten Truppe: Il faut renvoyer toute cette troupe qui ne vaut rien et en former une nouvelle comme nous sommes convenus hier. Wahrscheinlich gehen auch gegen jenen Regisseur Fierville die einleitenden Worte des Plans, wie die meisten Bühnen durch Unternehmer, die zugleich Schauspieler, zu Grunde gegangen sind, weil ihre Eitelkeit kein anderes Talent neben sich geduldet, ihr Geiz sie darin bestärkt habe, nur Mittelmäßigkeit zu besolden. Wird aber dieser Knoten dadurch gelöst, daß nun alle mitherrschen, die gleiche Eitelkeit, gleichen Geiz befriedigen wollen? Die Bühne ist kein Staat, der das ganze Dasein umschließt, und Jeder fühlt, daß wenn auch seine Partei unterläge, ihm doch noch überall ein Fortkommen bliebe, so lange sein Talent und die vielen kleinen französischen Bühnen bestehen. Ob es diese oder andere Gründe waren, läßt sich jetzt nicht bestimmen, aber in der am 21. Oktober 1771 besiegelten und vom Könige unterzeichneten Stiftungsurkunde ist gerade das Wesentliche des Projektes, die Mitwirkung der Schauspieler zu dem gemeinsamen Zwecke, ausgelassen, alles dem Königlichen Direktor hingegeben, nachdem das Privilegium des Fierville (vom 25. September 1768), weil er seine Versprechen nicht erfüllt, annullirt worden. Der König verspricht die Reisegelder und 10 000 Thlr., doch soll ein Tausend

von diesen jährlich abgenommen werden, um davon ein neues großes Haus zu erbauen. Der König erlaubt, insofern die Gesellschaft nicht für ihn beschäftigt ist, Aufführungen für Geld in Berlin zu geben, die Wahl der Stücke hängt dabei aber gleichfalls vom Grafen ab, ebenso die Verwendung der Theater-Einnahmen zum Besten der Gesellschaft. Nach dieser Urkunde steht nun Alles höchst zweifelhaft, wenn, wie bei allen menschlichen Unternehmungen, Verlust statt Gewinn eintreten sollte. Die Gesellschaft konnte jetzt nicht mehr zu dessen Tragung verpflichtet werden, der Direktor wird kein Thor sein, den Verlust zu übernehmen, ohne Theilnahme am Gewinn und der König erklärt sich wiederholt, daß er nichts als das Versprochene leisten wolle, ja er nimmt sogar später in einem Kabinetsschreiben das Versprechen der Reisekosten zurück und befiehlt, daß diese von der Einnahme vorweg genommen werden sollen.

„Jene Stiftungsurkunde hätte, wenn sie damals gehörig beachtet worden, den Direktor von jeder Unternehmung zurückhalten, die Bühne kreditlos machen müssen, insofern sich jener nicht namentlich verbürgte. Aber keins von beiden geschah, der Direktor gab feierlich die Bestallungen in seinem Namen, worin nichts als En vertu des ordres et des lettres patentes de Sa Majesté erwähnt, noch besonders aber bemerkt wird, sans qu'aucune raison, ni aucune espèce du dedit puisse l'annuller; er lud also juristisch alle Verantwortlichkeit auf seine Schultern, ohne in irgend einer Art vom Könige sichergestellt zu sein. Leichtsinnig ist mit dem Unternehmen der Bau eines neuen Hauses in Verbindung gesetzt, ohne daß irgend ein Ueberschlag zu finden, woher der größere Aufwand für Dekorationen, Beleuchtung zu bestreiten, alles in der festen Ueberzeugung, daß ein größeres Haus auch mehr Zuschauer anlocken müsse. War auch das erste Projekt großen Stürmen ausgesetzt, insofern der Direktor nicht große Weisheit zeigte, so war es dem Erwerbe doch schon darin günstiger, weil die Resultate sehr bald zum Vorschein kommen mußten, weil endlich alle störenden Einflüsse von außen gehemmt waren. Aber ein Direktor, der selbst ein Mitglied des Hofes, sieht sich von allen höchsten Personen um Vorstellungen und Einrichtungen angesprochen, die gegen den Vortheil des Ganzen, die er aber doch nicht ablehnen kann; mittelmäßige Schauspieler und Musiker werden ihm empfohlen, sogar Juden für die Geldbesorgungen; wegen eines Abendessens bei der Königin wünscht sogar eine Prinzessin, daß das Schauspiel eine Stunde früher angehe; Niemand denkt daran, daß der Verlust endlich von diesem Direktor allein getragen werden soll, denn Niemand durchschaut sein Verhältniß, er selbst hält sich für vollkommen gesichert."

(Fortsetzung folgt.)

Vom Brustbild Friedrichs I. am Zeughause in Berlin.

Von Dr. phil. Dagobert Joseph.

Ueber die Grundsteinlegung unseres prächtigen Zeughauses, welche vor nunmehr zweihundert Jahren, in feierlicher Weise unter persönlicher Theilnahme des Kurfürsten Friedrich III., nachmals König Friedrich I. vor sich gegangen ist, habe ich anderer Stelle berichtet.[1]) Man hat gewiß damals nicht vermuthet, daß bis zur völligen Fertigstellung etwa 36 Jahre vergehen würden. Diese lange Dauer bezieht sich jedoch in der Hauptsache auf den oft unterbrochenen inneren Ausbau, woran vor Allem dauernder Geldmangel schuld war, während die äußere Erscheinung des ebenmäßigen Bauwerks in der Art, wie uns dasselbe noch heute entgegentritt, bei Weitem früher, wenn auch immerhin an sich noch spät genug ihrer Vollendung entgegengegangen war.

Als den Zeitpunkt für die Fertigstellung der Façade kann man mit gewisser Sicherheit das Jahr 1706, und zwar das Ende desselben, annehmen. Der General de Bodt, der seit Schlüters im Jahre 1699 erfolgtem Rücktritt von der Leitung des Zeughauses dessen ausführender Baumeister war, konnte sehr wohl mit dem Gelingen seines Werkes zufrieden sein. Gewissermaßen als Schlußplatte wurde das eherne Brustbild des Königs über dem Hauptportal eingelassen und zwar an der Stelle, wo de Bodt das vom Louvre entlehnte Motiv der in die obere Etage hineingezogenen Halbkreisarchivolte angebracht hatte. Dieser Platz eignet sich denn auch in der That ganz ausgezeichnet für den angegebenen Zweck.

Wir sehen das von zwei Adlern umgebene Reliefbrustbild des Königs, dessen Haupt mit einem Lorbeerkranz umwunden ist, darüber eine reich dekorirte Wappenkartusche mit der Königskrone. An die Kartusche lehnen sich zwei auf der Archivolte lagernde Frauengestalten, die sich von dem mit Trophäen und Fahnen glänzend verzierten Hintergrund abheben. Modelleur des Bronzereliefs war der mit de Bodt befreundete französische Bildhauer Guillaume Hülot, der es verstand, sich neben dem zugleich in Berlin wirkenden Schlüterschen Genie einen Platz zu sichern. Der gute Stern des letztgenannten Meisters war aber bereits

[1]) National-Zeitung, Wissenschaftliches Beiblatt vom 26. Mai 1895.

damals (1706) im Sinken begriffen, der Münzthurm drohte einzustürzen, und die peinlichen Verhöre begannen; dieser Umstand mochte dem allbereiten und nicht unfähigen Hülot zu statten gekommen sein, als es sich darum handelte das Werk zu vergeben, das einen so vornehmen Platz einnehmen sollte. Doch muß ich darauf hinweisen, wie auch hier der wohlthuende Einfluß des Schlüterschen Vorbildes sich offenkundig geltend macht, man braucht zu diesem Behuf nur unser Brustbild mit der von Gurlitt[1]) recht gewürdigten Statue Friedrichs I., die sich jetzt in meiner Vaterstadt Königsberg i. Pr. befindet, zu vergleichen. Hier wie dort eine ähnliche, wenn nicht gleiche Auffassung in Form und Ausdruck.

Der Guß des Reliefs war dem bekannten Erzgießer Johann Jacobi übertragen worden, während, wie eine Handschrift berichtet,[2]) man das Werk durch den Goldschmied Thile „mit Dukatengold vergülden" ließ. Bei der Spärlichkeit, mit welcher die archivalischen Quellen aus dem ersten Jahrzehnt des Zeughausbaues fließen, muß jede neue Nachricht dankbar begrüßt werden, die auf die damaligen Verhältnisse irgendwie Licht zu verbreiten in der Lage zu sein scheint.

Schon Borrmann[3]) hat in dankenswerther Weise auf ein Postskriptum auszugsweise hingewiesen, das von Friedrich I. an den Markgrafen Philipp Wilhelm gerichtet wurde und worin von unserem Reliefbild die Rede ist. Das betreffende Aktenstück, in dessen abschriftlichen Besitz ich mich schon seit 10 Jahren befinde, lautet im Zusammenhange: „Wegen ausarbeitung des am Neuen Arsenal kommenden Portraits, weshalb mehrgemelter Jacobi in seinem Memorial meldung thuet, ist unsere intention, daß derselbe solch Portrait aus dem gröbesten bringen undt ausarbeithen, nachher aber es an den sculpteur Hileton, demhe wir solcherweg bereits 200 Thlr. auszahlen lassen, zur ferneren und völligen auspolyrung einliefern solle." Die Urkunde rührt her vom 26. Juli 1706, es wird in ihr die überlieferte Nachricht von Hülot als Bildhauer und Jacobi als Gießer entsprechend bestätigt. Die Nachricht Beckmanns im Manuskript des Rathhauses, wonach das Werk „ein Kunststück von dem berühmten Medailleur Falz" sei, das Schlüter in Erz habe gießen lassen, ist demgemäß unrichtig.

Ein zweites Postskriptum, das neben anderen auch von dem Hülotschen Brustbild berichtet, habe ich gleichfalls im Geheimen Staatsarchiv[1]) gefunden, es heißt dort de dato den 6. August 1706: „Also geruhen Ew. Königl. Majestät auf des genandten Jacobi, hierbey gefügten Memorial Ihro unterthst. vortragen zu lassen, waß derselbe wegen der ausarbeitung vorerwähnten Portraits demüthigst vorstellet; Ich habe solches für einige Tage Selbst in augenschein genommen und befunden, daß er mit der ausarbeitung fast über die Hälfte bereits avanciret auch in weniger Zeit und noch vor Ew. Königl. Majestät höchsterfreulicher zurückkunft fertig zu sein vermeinet; jedoch lasse Ew. Königl. Maj. in tiefster submission anheimgestellet seyn, wie weit Sie auf deßen allerunterthst. vorstellung reflexion machen, und waß Sie deßhalb zu befehlen gndst. geruhen wollen, welchem unterthst. gehorsam nachgelobet werden soll."

Wir haben es hier also mit dem Antwortschreiben des Prinzen Philipp Wilhelm an den König auf die oben erwähnte Weisung, das Werk „aus dem gröbesten zu bringen", zu thun. Was es jedoch für eine Bewandtniß mit dem Memorial Jacobis hat, ist aus den Akten nicht ersichtlich, ich vermuthe, daß es sich wie in anderen Fällen[2]) um Gewährung von weiteren Mitteln zur Förderung des Werkes gehandelt hat, denn es ist bekannt, wie Jacobi in dieser Hinsicht durchaus nicht blöde war, vielmehr mit Energie seinen Vortheil wahrzunehmen verstand.

Nachdem der König vom Rhein in seine Residenz zurückgekehrt war und in der Schlacht von Turin (7. September 1706) die preußischen Waffen sich mit glänzendem Ruhm bedeckt hatten, da mochte wohl auch als Abschluß der ersten großen Bauepoche des Zeughauses das Bild Friedrichs am Waffenmuseum seiner Bestimmung übergeben worden sein.

Die ältesten märkischen Kanzler in ihren Beziehungen zu Berlin.

4. Sebastian Stublinger, Kanzler von 1509 bis 1529.

Seit dem 2. November 1509 erscheint der um 1475 geborene Sebastian Stublinger, der, wie Sesselmann, aus Kulmbach stammte, als märkischer Kanzler, nachdem er bereits einige Jahre früher als Rath des ersten Joachim thätig gewesen war. Obgleich er ein Menschenalter hindurch in Berlin-Kölln gelebt hat, hat er hier doch fast gar keine Spuren seines Lebens

[1]) Corn. Gurlitt, Andreas Schlüter, Berlin 1891. S. 74. ff.

[2]) Beckmann, Chronik von Berlin. Bd. III.

[3]) Borrmann, Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin, 1893. S. 381.

[1]) Geh. Staatsarchiv. Rep. 21. 191 a.

[2]) Joseph, Die Parochialkirche in Berlin, 1894. S. 111 ff.

und Wirkens zurückgelassen, was um so auffälliger ist, als eine ganze Reihe der wichtigsten juristischen und politischen Vorgänge in die Zeit seines Kanzleramtes fällt, so die Judenverfolgung von 1510, die Neuordnung des Kammergerichts und das Umsichgreifen der Lehre Luthers in der Mark. Da indeß der Entwurf einer Kammergerichts-Ordnung von 1516 in vielen Punkten zur Ausführung gelangt ist, dies aber ohne Mitwirkung des Kanzlers, dem dabei eine bedeutende Rolle zugedacht war, nicht geschehen konnte, so muß man annehmen, daß Stublinger an diesen für das märkische Rechtswesen hochwichtigen gesetzgeberischen Plänen in hervorragender Weise betheiligt gewesen ist. Diese Annahme wird durch die Thatsache unterstützt, daß der Kurfürst ihm in den Jahren 1516 und 1517, also unmittelbar nach Fertigstellung jenes Entwurfs, eine Reihe von Gnadenbeweisen zu Theil werden ließ, welche sich auch auf seine Gattin Anna, mit welcher der Kanzler in kinderloser Ehe lebte, erstreckten. Noch an einen anderen Punkt sei hier erinnert: Der Kanzler sollte nach dem in dieser Beziehung ausgeführten Entwurfe der Kammergerichts-Ordnung beständig in Berlin-Kölln anwesend sein, um die in den Zwischenzeiten während der vier Jahressitzungen des Gerichtshofes eingehenden Anträge zu den Akten zu bringen und die für die nächste Sitzungsperiode zur Verhandlung kommenden Sachen aktenmäßig vorzubereiten. Ihm unterstand somit das ganze Kanzleiwesen des Gerichtshofes, und wir können einen weiteren Beweis für die Ausführung des Entwurfs von 1516/1517 daraus entnehmen, daß der Kurfürst damals das Haus des Kanzlers zu Kölln ankaufte. Denn dieses Haus, auf welches Joachim I. am 12. Dezember 1518 an Stublinger 100 Gulden zahlen ließ, ist offenbar das Haus Breitestraße 32 (heute der südlichste Theil des Marstallgebäudes), welches so lange zur Kanzlei für das Kammergericht benutzt worden ist, bis dieselbe nach Vollendung des Joachimschen Schloßbaues in den zur Schloßfront rechtwinkligen Anbau zwischen dieser und der Stiftskirche zur heiligen Dreifaltigkeit (dem 1747 abgebrochenen alten Dome auf dem Schloßplatze) verlegt wurde. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts befand sich das Haus in der Breitenstraße, welches noch lange als Kanzlei bezeichnet wurde, wieder zeitweise im Privatbesitze des Ewald v. Kleist. (1660.)



Sebastian Stublinger.

Stublinger war, wie auch sein Bild zeigt, frühzeitig gealtert; schon 1515, als er kaum 40 Jahre zählte, wurde ihm sein späterer Nachfolger Ketwig als Adlatus beigegeben; im Frühjahr 1529 wurde er wegen Schwäche seines Amtes entlassen, scheint indeß erst 1532 gestorben zu sein, da am 2. Dezember 1532 seine Wittwe Anna über 50 Gulden Gehaltsrückstände ihres Mannes dem Kurfürsten Quittung ertheilte. Wo das kinderlose Ehepaar Stublinger seine letzte Ruhestätte gefunden hat, ist unbekannt. (Petrikirche?)

(Fortsetzung folgt.)

„Alt Berlin“ von W. Wendlandt.

Am 19. Mai fand im hiesigen Königl. Schauspielhause die erste Aufführung des vaterländischen Schauspiels „Alt Berlin“ von unserem Mitgliede Dr. Wilhelm Wendlandt statt und erzielte einen ungewöhnlich lebhaften Beifall des ausverkauften Hauses. Warum die General-Intendantur das bei aller historischen Ausrüstung so zündende dramatische Werk, das für eingeborene Berliner und insbesondere für unseren Verein von ganz eigenartigem Interesse ist, erst zum Schluß der Spielzeit zur Aufführung brachte, bleibt unverständlich,

zumal die Ausstattung eine geradezu glänzende genannt werden muß. Es will uns scheinen, als ob durch die verspätete Première einem Theil der Berliner Kritik — abgesehen von politischen und persönlichen Beweggründen — die Parole zur Geringschätzung des Stückes gegeben sei, und zwar gerade im Gegensatz zum Publikum, das den Verfasser neunmal begeistert vor den Vorhang rief und bei jeder Wiederholung den gleichen Beifall kundgab. Da die Hofbühnen bereits am 30. Mai geschlossen wurden, kann erst die nächste Spielzeit entscheiden, ob das Publikum dem interessanten und hochdramatischen Werke — wie dem ebenfalls von der Kritik meist ungünstig aufgenommenen historischen Lustspiel „Wie die Alten sungen" — treu bleiben wird.

Wilhelm Wendlandt hat sich bereits als vaterländischer Dramatiker in den Jahren 1889 und 1892 durch die oft wiederholten Aufführungen seines den gleichen Stoff wie „Die Quitzows" behandelnden Schauspiels „Friedrich von Hohenzollern" hervorgethan. Er schreitet auf diesem bereits vor Ernst v. Wildenbruch betretenen Wege unbeirrt vorwärts und dramatisirte zunächst die Jugendgeschichte Friedrichs des Eisernen in dem poesievollen Trauerspiel „Hedwig von Polen", während er in „Alt Berlin" das Lebenswerk dieses durch Leid zu höchster sittlicher Reife gelangten Kurfürsten in streng realistisch gehaltenen historischen Bildern vor Augen führt. Der Verfasser hat offenbar die Absicht verfolgt, ein dramatisches Gegenstück zu dem bekannten Alexisschen Roman „Der Roland von Berlin" zu liefern, und sich wie Alexis einen eigenen Stil geschaffen, der neben den gewaltigen Höhepunkten der Handlung im Ganzen als ein genrebildlicher im Stile der Zeit bezeichnet werden kann. Eben dieses Genrebildliche kam bei der etwas lauten Mitwirkung der Volksmassen und dem Uebereifer einzelner Darsteller in der Première nicht gebührend zur Geltung. Während die Regie durch meisterhafte Anwendung des Meininger Stils glänzende Triumphe feierte, ging von der durchweg folgerichtigen Charakteristik des Verfassers und ihrer Innerlichkeit Manches verloren.

Wir sehen gleich zu Anfang den alten Berliner Rathskeller, angefüllt von den erregten Parteien der Rathsgeschlechter, der Viergewerke und der „gemeinen Bürgerschaft"; dann erscheint das berühmte gemeinsame Rathhaus auf der Langen Brücke, ein Schauplatz wildester Gerichtsscenen und schließlicher Empörung des Volkes. In wohlthuendem Gegensatz führt uns der Verfasser alsdann in die Stille der Ritterkapelle auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg, woselbst uns die Stiftung des Schwanenordens unter Begleitung einer von Ferdinand Hummel im alten Kirchenstil komponirten Musik mit ergreifender Feierlichkeit vorgeführt wird; wir sehen ferner den siegreichen Einzug des Kurfürsten in Berlin, der, gefolgt von anderen Reitern, auf die Bühne sprengt und ein neues Regiment einsetzt. Den Kernpunkt der Handlung bildet der Gegensatz zwischen dem Bürgermeister von Berlin und seinem Sohn. Wiederum führt uns der Verfasser aus dem Gedränge des Volkes in eine intime Auseinandersetzung Beider in dem noch heute sehenswerthen Krögel am Molkenmarkt; die wendische Fischerhütte am Wasserthor der Spree ist ein Meisterstück der historischen Malkunst des Herrn Quaglio. Hier kommt auch die dichterische Begabung Wendlandts zur vollen Entfaltung. Zum Schluß erscheint der alte Thurm an der Schleusenbrücke, genannt „Zwingkölln", sowie die bekannte „Mauerbresche". Dahinter tauchen die malerischen Ufer der Spree und die uralte Marienkirche auf. Vor der Mauerbresche vollzieht sich die Grundsteinlegung des späteren Königlichen Schlosses, nachdem der Ausgleich der harten Gegensätze innerhalb der Bürgerschaft durch die überlegene Menschlichkeit des Kurfürsten ermöglicht worden ist.

Der Verfasser ist mit unermüdlichem Fleiß bis zu sämmtlichen Geschichtsquellen jener Tage selbständig vorgedrungen und hat die zwischen den Jahren 1442 und 1448 zerstreut liegenden Ereignisse mit dichterischer Hand auf das Jahr 1448 zusammengefaßt. Seine Auffassung, daß die Gründung der Residenz Berlin auf Veranlassung der von der Tyrannei der Rathsgeschlechter durch den Kurfürsten befreiten Masse des Volkes erfolgt sei, ist nicht unbestritten geblieben. Man muß jedoch zugeben, daß die innere Psychologie der Vorgänge seiner Darstellung die Wahrscheinlichkeit verleiht. Und er befindet sich darin nicht nur in Uebereinstimmung mit Ranke und Droysen, sondern auch mit dem Nestor der Berliner Geschichtschreibung, Adolf Streckfuß, mit dem er, wie wir hören, wiederholt über diesen Punkt verhandelt hat. Außerdem geht seine Darstellung auf Küster, Gundling, Nikolai, Schwebel und vor Allem auf Fidicin zurück.

Abgesehen von der fesselnden Handlung, die Wendlandt unabhängig von Alexis und auch unabhängig von Wildenbruch und Wichert („Aus eigenem Recht"), deren gleichartige Werke sämmtlich nach seinem ersten Entwurf (1888) bekannt geworden sind, mit starker Phantasie erfunden hat, bietet das Schauspiel für den Kenner jener denkwürdigen Tage des „Berliner Unwillens" eine Fülle historischen, durchweg in lebendige Gegenwart umgesetzten Materials. — Das Werk wird jedenfalls in der nächsten Saison wieder auf dem Spielplan des Königl. Schauspielhauses erscheinen und gelangt in diesen Tagen durch die Verlagsfirma A. Entsch auch in den Buchhandel.

Br.

Mit Bezug auf den in den „Mittheilungen" Nr. 5 S. 53 ausgesprochenen Wunsch nach Bezeichnung der Mühlendamm-Denkmäler erhielten wir folgende originelle Zuschrift:

Der **Albrecht** und der **Waldemar**, das weiß schon jedes Kind,
Von **Boese** und von **Unger** jetzt am Mühlendamme sind,
Doch hoff', o Bürger, nicht zu stark, die Namen dort zu schau'n,
Denn beide Künstler haben sie vergessen einzuhaun.
Drum, stehst Du auf dem Denkmalsplatz, ist Dir gewiß nicht klar,
Ob links steht Albrecht der Bär und rechts der Waldemar.
Willst lösen Du Dein Zweifeln schier, merk' diese Regel schön:
Zur Fischerbrücke mußt Du stets nur Deine Nase dreh'n.
Der rechte Mann von *Boese* ist, heißt Alberecht der *Bär*.
Der linke aber *Waldemar* der kommt von *Unger* her.
Kommst von der Fischerbrücke Du, dann sei auch so belehrt,
Da ist die Sache ebenso, doch grade umgekehrt.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Brendicke in Berlin W 35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 7. Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. 1895.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

603. Versammlung.

12. (6. außerordtl.) Sitzung des XXXI. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 14. Juli und Sonntag, den 15. Juli 1895.

Herrenpartie nach Fürstenberg i. M. und Lychen.

Die Mitglieder mit ihren Gästen versammeln sich am Sonnabend, den 13. Juli abends 5^{45} Uhr in der Vorhalle des Stettiner Bahnhofes; daselbst werden die Fahrkarten durch den Vereinsboten Ullrich überreicht. Abfahrt 6^{5} Uhr nach Fürstenberg i. M. Ankunft 8^{10} Uhr. Nachtquartier in Tiburtius Hôtel am Markt.

Sonntag, den 14. Juli früh 7 Uhr Aufbruch zur Wagenfahrt nach Lychen. Ankunft gegen 9 Uhr. Besichtigung der Stadt und Umgebung. Wanderung um den See, nach dem Schützenhause und nach prähistorischen Fundstätten.

1 Uhr Mittagstisch in Lilienfelds Hôtel am Markt. Wasserfahrt über den großen Lychen-See durch die Woblitz nach Himmelpfort (Ruinen des Cisterzienserklosters). Rückmarsch nach Fürstenberg (auf Wunsch Wagenfahrt). Rückfahrt von Fürstenberg nach Berlin.

Theilnehmerkarten à 10 ℳ (einschließlich Eisenbahnfahrt, Wagenfahrt, Wasserfahrt, Nachtquartier nebst Kaffee, Mittagessen) sind bei unserem Vorstandsmitgliede Herrn Hoflieferanten Karl Gerold, Unter den Linden 24 (Cigarrengeschäft), zu haben und zwar, gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte, bis zum Donnerstag, den 11. Juli, Abends 6 Uhr.

An jedem Sonnabend, an welchem weder eine öffentliche noch eine Arbeitssitzung stattfindet, treffen die Mitglieder in dem zur ebenen Erde belegenen Vereins-Zimmer im Deutschen Dome auf dem Gendarmenmarkte (Aufgang von der Taubenstr.) Nachmittags von 6 bis 8 Uhr gesellig zusammen. Bibliothek und Archiv, welche sich gleichfalls im Deutschen Dome befinden, sind ebenda durch Vermittelung des Archivars und Bibliothekars zugänglich.

Es ist seitens der regelmäßigen Dombesucher der Wunsch ausgesprochen worden, während der Sommermonate an bestimmten Sonnabenden in einem Gartenlokal der Umgebung Berlins (nebst den Damen des Vereins) zusammenzukommen. Bis auf Weiteres werden daher folgende Zusammenkünfte festgesetzt:

Sonnabend, den 6. Juli, Abends 6 Uhr, im Steglitzer Schloßpark,

Sonnabend, den 20. Juli, Abends 6 Uhr auf dem Spandauer Bock bei Westend.

Die sonstigen Zusammenkünfte im Deutschen Dom bleiben, wie bisher, bestehen.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Max Immich, Dr. phil., Berlin C., Klosterstraße 28 I.
- " Dr. Ludwig Wrede, W. Thiergartenstraße 8c.
- " Edwin Huldschinsky, W. Thiergartenstr. 8d.
- " Julius Model, W. Thiergartenstraße 6b.
- " A. H. Hadra, W. Lichtenstein-Allee 2a.
- " Joseph Goldschmidt, W. Französischestraße 57/58 (nicht Joseph Huldschinsky).
- " Emil Salomon, W. Rauchstraße 9.
- " Hugo Baruch, W. Kurfürstendamm 109.
- " Julius Kaufmann, Handelsrichter, W. Thiergartenstraße 8b.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr A. Hinze, Kaufmann, Dragonerstr. 49a. Einf.: R. Bohmhammel.
- " Wilh. Kuchenmeister, Kaufmann, Charlottenburg, Carmerstr. 7. Einf.: F. K. Heise.

Wohnungsveränderungen:

Herr Willy Müller, Architekt, Friedenau, Hauffstraße 19.
- " Oskar Trempler, Groß-Lichterfelde 3, Holbeinstr. 47,
- " R. F. Le Fèvre, cand. theol., W. Französischestraße 28 IV.

Im Verlage der Königlichen Hofbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstraße 68–71, erscheint im Laufe des Monats Juli eine von unserem Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke (weil. Einjährig-Freiwilliger im Infanterie-Regiment von Alvensleben, 6. Brandenburgischen Nr. 52 in Cottbus) verfaßte Broschüre:

Aus meinem Tagebuche,
Erlebnisse und Schilderungen aus dem Kriege gegen Frankreich 1870/71.

Angesichts der 25jährigen Wiederkehr der Gedenktage des siebenmonatigen Krieges darf als Nachklang der Begeisterung und nationalen Erhebung des deutschen Volkes ein Interesse für die damalige weltgeschichtliche Bewegung und wohl auch für persönliche Erinnerungen, die einer solchen Bewegung entstammen, bei unseren Mitgliedern erwartet werden.

Das zierlich ausgestattete Werk ist sowohl von der genannten Buchhandlung als auch von dem Verfasser für 1 Mk., geb. 1,50 Mk. zu beziehen.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

Am Mittwoch, den 12. Juni 1895 unternahm der Verein, trotz des drohenden Gewitters, einen Nachmittagsausflug nach Oranienburg und dem Lehnitzsee. Man benutzte einen der wenigen Züge, die vom Stettiner Bahnhof aus die Nordbahnstationen berühren, und traf gegen 3 Uhr in dem alten Havelstädtchen ein. Der Rundgang durch die Stadt begann mit der Besichtigung des im Jahre 1668 von Luise Henriette gestifteten, nach dem Brande von 1775 neu aufgeführten Waisenhauses. In dem Versammlungszimmer begrüßte Herr Inspektor Arendsee die erschienenen Damen und Herren, gab einen Ueberblick über die Geschichte der Entstehung und Entwickelung des Waisenhauses und hob aus den Statuten hervor, daß 18 Knaben und 20 Mädchen, vaterlose Waisen aus guter Familie, aus allen Provinzen der Monarchie stammend, hier untergebracht und erzogen werden. Turnen, Schwimmen und Handfertigkeiten erlernen die Kinder in der Anstalt, im Uebrigen besuchen sie die Königliche Seminarschule. Durch eins unserer verehrten Mitglieder erfahren wir, daß der erste dort aufgenommene Knabe den seltenen Namen Johannes Müller führte. Derselbe wurde später, weil er der erste Zögling gewesen, auf Grund Kurfürstlicher Ordre vom 27. April 1697 außer der Reihe in das damals geschlossene Berliner Buchbinder-Gewerk als Meister aufgenommen. Besondere Aufmerksamkeit erregte ein Gemälde von Terwesten: „Gründung von Oranienburg", angelehnt an diejenige Karthagos durch Dido, auf dem man noch einzelne Persönlichkeiten, wie Graf Blumenthal, Oberjägermeister v. Hertefeld und den Künstler selbst, erkennen will. Von den drei ursprünglichen Exemplaren der Stiftsurkunde von 1665, die sich im Staatsarchiv, in Potsdam und im Waisenhaus befanden, sind nur noch zwei vorhanden. Die Anstalt wird vierteljährlich revidirt und befindet sich materiell und finanziell in bestem Zustande. Eine kleine gelbe Fahne, die als Zimmerschmuck dient, zeigt das brandenburg-oranische Wappen und den Namenszug CL. (Kurfürstin Luise), der in Oranienburg mehrfach im Park, am Denkmal und im Schlosse wiederkehrt. In der rechten Ecke sind die Worte eingestickt: „Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 1850."

Das Denkmal der Kurfürstin Luise Henriette, von Fr. Wolff 1858 auf Kosten der Stadt errichtet, blickt zur Havelbrücke und zum Kriegerdenkmal hinüber. Nachdem der herrliche, im Blüthenschmuck prangende Schloßpark bis nahe an den Oranienburger Kanal, der hier hauptsächlich den Schifffahrtsverkehr vermittelt, durchschritten war, wurde im Rathskeller der Kaffee eingenommen und ein kurzer, erfrischender Regenschauer abgewartet.

Herr Seminardirektor Dr. Schneider führte darauf die Mitglieder zum Schlosse hinüber in die im zweiten Stock gelegene Aula und gab dort in längerem anschaulichen Vortrage unter Vorlegung einiger alter holländischer Pläne und Kupferstiche einen Ueberblick über die Geschichte der Burg Bötzow und des Schlosses, das bekanntlich für die Gemahlin des Großen Kurfürsten 1651 von J. G. Meinhard in Form eines H erbaut war. Die Kurfürstin Luise Henriette zog niederländische Kolonisten herbei, richtete eine Meierei ein und ließ sich selbst auf Reisen (z. B. kurz vor der Schlacht bei Warschau nach Preußen) die eingehendsten Berichte über den Zustand der Wirthschaft erstatten. Der alte Bau wurde unter Friedrich III. von Eosander Goethe 1698 bis 1704 durch einen Prachtbau ersetzt, wie die am Hause befindliche, nicht gemalte, sondern aus einzelnen freistehenden Lettern gebildete Inschrift besagt. Im Jahre 1758 starb, ein Jahr nach der unglücklichen Schlacht bei Kolin, hier Prinz August Wilhelm, der Bruder Friedrichs des Großen, und in den Sommern 1794 und 1795 wurde das Schloß von der Kronprinzessin, späteren Königin Luise und ihrem Gemahl bewohnt. Im Anfange dieses Jahrhunderts wurde das Schloß zur Kattunfabrik, während der Franzosenzeit zum Lazareth und später zur chemischen Fabrik. In dieser Zeit brannten das Mittelgebäude aus und der nördliche Vorderflügel nieder. Interessant ist es, hier zwischen zwei Fenstern des Erdgeschosses die Tafel zu sehen, welche die Erinnerung an die Erfindungen des Chemikers F. F. Runge († 1861) wach erhält, der hier den Kohlentheer untersuchte, die Anilinfarben und die Karbolsäure fand. Leidlich erhalten sind im ersten Stockwerk einige Reliefs mythologischen Inhalts aus der Zeit vor dem Brande und in den Sälen des westlichen Flügels die Deckengemälde, welche die „Verpflanzung des Thees nach Europa" versinnbildlichen. Die alte Kapelle ist heute Orgelsaal. Von der früheren Herrlichkeit, von dem Altar mit goldenen Adlern, von dem Deckengemälde, der Darstellung der Apostel, den Sprüchen rc. ist keine Spur mehr vorhanden. Dagegen ist in dem entsprechenden Saale des anderen Flügels, der alten Porzellangallerie noch das Deckengemälde, erhalten. Der Wand- und Deckenschmuck zeigt überall neben dem Kurhut die Abzeichen des englischen Hosenbandordens, der Friedrich III. verliehen war. Ein eisernes Schild im Speisesaale und eine Sandsteinkrönung, die jetzt im Garten aufgestellt ist, stellen dieselben Embleme dar. Einige Mittheilungen über das seit 1861 hier errichtete Lehrerseminar bildeten den Schluß des inhaltreichen Vortrages, dem die Besichtigung der luftigen, gesunden Räumlichkeiten, die an Schloß Rheinsberg erinnern, im Einzelnen folgte.

Ein neugebahnter Weg führte einige wanderlustige Mitglieder um den lieblichen Lehnitzsee, während ein anderer Theil der Gesellschaft von der Liebesinsel aus in schwankem Nachen zum „Seelöwen" übersetzte.

Achim v. Arnim als Geschichtschreiber des Berliner Theaters.

Mitgetheilt von L. Geiger.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hat sich unter dem Lumpenstaate der ziehenden deutschen Bühnen ein Feind des französischen Theaters entpuppt, zieht aus und zieht das erwachte Nationalgefühl der Deutschen unwiderstehlich empor; mehrere Theaterdichter arbeiten voll Eifer bei geringem Lohne für diese neuen darstellenden Talente, eine liebevolle Kritik muntert auf, zeigt die Schwächen der französischen Bühne, den Reichthum der Engländer; es ist das alte Deutschland nicht mehr, welches blindlings allem Französischen nachlief, der Geist der Opposition ist erwacht. Bei der französischen Bühne ist davon keine Ahnung, auch der König vermuthet wohl schwerlich diesen Einfluß, als er am 23. März 1775 das interessante Generalprivilegium des Döbbelin unterzeichnet, vielmehr ist er darin eifrig bemüht, dies Theater von den ärgsten Mißbräuchen zu befreien, wodurch die bisherige Kochische Gesellschaft ruinirt worden war. Gerade wie im französischen Schauspiele sollen jährlich 1000 Rthlr. zurückgelegt werden, aber nicht von königlichen Zuschüssen, denn der König giebt nichts als das Privilegium, auch nicht zu einem neuen Hause, sondern um die Schulden des alten Hauses zu bezahlen, dagegen ist strenge geboten, weder den Creditoren, noch obrigkeitlichen Personen Frei-

billete zu geben, ferner sich der Anleitung einsichtsvoller Gelehrten zur Verbesserung der Schauspielertalente zu bedienen, nur solche Vorstellungen aufzuführen, welche der Sittlichkeit und dem guten Geschmacke unanstößig sind, beständig eine gute und vollständige Gesellschaft zu unterhalten, nicht ohne Erlaubniß des General-Direktoriums Berlin zu verlassen, endlich, gleich der französischen Gesellschaft, von jeder Aufführung einen Thaler zur Armenkasse zu zahlen.

Wir sehen, daß die Lasten beiden Schauspielen gleich zugemessen sind, daß aber das deutsche Schauspiel aller Unterstützung entbehrt, und noch mit einer großen Schuldenlast (14 000 Rthlr.) sich fortbewegen, nicht bloß Trauerspiel und Schauspiel, sondern auch Singspiel und Ballet geben soll.

Um dies zu begreifen, müssen wir aus dem vorliegenden Verzeichnisse der deutschen Schauspieler die höchst mannigfaltige Anwendung derselben mit ihrem geringen Gehalt beachten. Die erste Liebhaberin Jungfer Huber ist auch zugleich Solotänzerin und erhält mit ihrem Vater, der ebenfalls tanzt und Bedientenrollen macht, und ihrer Mutter, die tanzt, aber nur selten spielt, 22 Rthlr. wöchentliches Gehalt, während die erste Liebhaberin des französischen Theaters Mamsell Fleury allein über 33 Rthlr. wöchentlich erhält. Doch ist das Gehalt bei den Männern weniger verschieden, obgleich auch etwas geringer als bei dem französischen Theater. Alles erklärt aber der steigende Zulauf beim deutschen Theater, während das französische nur von denen besucht wird, die mit dem Hofe leben, von Fremden, von Mitgliedern der französischen Kolonie. Während das deutsche Theater über 21 000 Rthlr. jährlich einnimmt und viel mehr noch einnehmen konnte, wenn das Haus Raum gewährte, sinkt die Einnahme im neuen französischen Schauspielhause von 17 000 Rthlr. auf 11 000 Rthlr., und doch muß jeder eingestehen, daß es nie so wohl besetzt mit ausgezeichneten Talenten, so dekorirt, so bekleidet erschienen sei, ja im letzten Jahre sinkt die Einnahme auf 10 000 Rthlr., obgleich alle Kunst angewendet wird, durch Verkauf von Logen und einzelnen Billeten im Dutzend den täglichen Besuch zu fördern. Das deutsche Theater leidet an dem unerträglichen Dünkel Döbbelins, das französische hat einen höchst thätigen, einsichtsvollen, gewandten Regisseur an Herrn Le Bauld, der seinem Vorgänger St. Huberti in aller Art überlegen ist, der, mit allen Theatern Frankreichs wohlbekannt, unermüdlich zur Annahme tüchtiger Schauspieler hinwirkt. Der Direktor des deutschen Theaters hat das Recht, mit dem Erworbenen nach Gefallen zu schalten, und benutzt dieses Recht, der Direktor des französischen Theaters zieht seine Besoldung aus einer fremden Kasse für die in Gesandtschaften geleisteten Dienste, alle Einnahme fließt der Gesellschaft zu, er benutzt den Kredit des Unternehmens, das neue Haus glänzend einzurichten, er weiß Schauspieler zu billigerem Preise anzuwerben, indem er ihnen längere Kontrakte gewährt, und folgt darin einem Kabinetsschreiben vom 12. April 1776, welches wir im Original, wegen mancher Eigenthümlichkeit, hier mittheilen:

„Was das Engagement der französischen Komödianten anbetrifft, so müssen die Leute nicht auf ein Jahr, sondern gleich auf vier, fünf oder sechs Jahre engagirt werden, das macht nicht so viele Kosten und Depensen, denn wenn die Leute auf einige Jahre angenommen sind, so braucht es nur einmal Reisegeld, werden hingegen alle Jahre neue Leute verschrieben, so erfordert es auch alle Jahre neue Reisegelder, welches eine unnöthige Depense ist, die man füglich ersparen kann. Ihr könnt das schlechte Krop, so jetzt noch bei dem französischen Theater ist, nur gleich und je eher je besser wegschaffen und euch bemühen, dafür recht gute, ordentliche und geschickte Leute wieder zu engagiren, jedoch wie gesagt, nicht auf ein Jahr, sondern auf fünf bis sechs Jahre, um die vielfachen Reisekosten zu menagiren." [1])

Doch Alles das hilft nicht gegen die siegende Gewalt nationaler Bildung unter den Deutschen, Alles hat sich umher verwandelt, nur nicht der König, der strenge bei seinem Satze bleibt, nicht mehr zu geben, ja, wie wir oben lasen, die ganze Schauspielergesellschaft für schlecht erklärt, wenn sie nicht einmal das Uebrige zum Lebensunterhalt erwerben kann. Wir können eine Nebenursache seines Verdrusses nicht unerwähnt lassen, es ist die Vorliebe hoher Personen an einigen Schauspielerinnen des Theaters; obgleich er die Franzosen liebte, so kannte und haßte er doch auch ihre Neigung, solchen Verbindungen einen politischen Einfluß zu geben. Der kleine Krieg unter den Schauspielern, die Fehde zwischen den beiden Regisseuren St. Huberti und le Bauld, wobei auch das weibliche Personal mit Stöcken drohte und schimpfte, konnte ihm diese Abneigung nicht hervorbringen, er hatte dem italienischen Theater viel größere Irrungen vergeben, die Aergernisse mit Mara, mit Porporino. Selten besuchte noch der König das französische Theater, obgleich es an Auswahl der Stücke, wenn wir das Repertorium mustern, an Schauspielern, an Musikern,

[1]) Schon Zierotien erhielt dieselbe Vorschrift: „Potsdam am 27. Januar 1772. Au lieu d'engagements de la durée de six à huit ans vous faites venir a tout moment des nouveaux sujets.

welche von dem nachmals als deutscher Liederkomponist so berühmten Schulz angeführt wurden, in seiner schönsten Blüthe stand und sich eines so angenehmen Theaters erfreuten, wie damals keine Stadt außerhalb Frankreichs aufzuweisen hatte. Aber der König fühlte, ohne den Grund zu ahnen, den inneren Ueberdruß des französischen Theaters, dieser Ueberdruß gegen die Schauspieler wuchs mit den Jahren; auf einen Vorschlag des Direktors, durch Pantomimen Zuschauer anzulocken, antwortete der König: Non je saurois agreer les pantomimes, il y a deja trop de Spectacles a Berlin et plus qu'il n'en faut pour un amusement raisonable. (Schluß folgt.)

Die ältesten märkischen Kanzler in ihren Beziehungen zu Berlin.

5. Wolfgang v. Ketwig
Kanzler von 1529 bis 1540.

Der aus Leipzig stammende Wolfgang Ketwig war zuerst im Dienste der Stadt Breslau gewesen und hatte sich hier mit der sehr wohlhabenden Hedwig Utmann aus dem bekannten Breslauer Patriziergeschlechte etwa im Jahre 1505 verheirathet. Neun Jahre später war er bereits Rath am Hofe des ersten Joachim und wurde am 29. Juli 1515 von demselben auf Lebenszeit in Dienst genommen. Er war dazu bestimmt, den kränklichen Stublinger (siehe daselbst) zu entlasten und ihm später im Kanzleramte zu folgen; indeß überließ ihn der Kurfürst im Januar 1526 auf vier Jahre seinem Schwiegersohne, dem Herzoge Albrecht von Mecklenburg, der ihn als Kanzler anstellte. Vor dem Ablauf dieser Zeit, nämlich schon am 7. Juni 1529, erbat ihn Joachim aber aus dem Mecklenburgischen Dienste zurück, setzte ihn an die Stelle des damals aus dem Kanzleramte geschiedenen Stublinger und verschaffte ihm im Jahre darauf den Reichsadel. Ketwig, der in Religionssachen von sehr vorsichtiger Haltung war und seine Hinneigung zur Lehre Luthers bei Lebzeiten Joachims I. niemals in einer den Kurfürsten verletzenden Weise zu erkennen gab, ist von dem Tadel nicht freizusprechen, daß er die von seinem Landesherrn erstrebte Gebietsauftheilung unter seine beiden Söhne nicht thatkräftig bekämpft und so wenigstens erschwert hat. Dies schadete ihm beim jungen Kurfürsten, der ihm persönlich recht wohlgeneigt war. Außerdem stellte die seit dem Regierungsantritte Joachims II. heranbrechende neue Zeit auch den Kanzler vor eine Reihe neuer Aufgaben, denen der inzwischen gealterte Ketwig wohl nicht mehr gewachsen war. Er trat deshalb 1540 vom Kanzleramte zurück, blieb noch einige Zeit als Rath im Kurfürstlichen Dienste und verstarb im Jahre 1551. Das auf dem Bilde angegebene Todesjahr (1541) ist unrichtig.

In Berlin bewohnte Ketwig das ihm vom Kurfürsten wiederkäuflich überlassene Freihaus in der Poststraße Nr. 6, welches später wieder in den Kurfürstlichen Besitz überging und einige Jahre als Münze benutzt wurde. Seine letzte Ruhestätte fand er in der



v. Ketwig.

Nikolaikirche vor dem hohen Altar; das ihm zu Ehren errichtete sehr stattliche Grabdenkmal fiel im Jahre 1641 altersmorsch zusammen und wurde nicht wieder hergestellt. Dagegen erinnert in dieser Kirche noch heute das mit der Jahreszahl 1526 versehene, die Geburt des Heilands darstellende Gemälde an seine damals unvermählt gestorbenen Söhne Wolfgang und Jobst, die im Jahre zuvor auf der Universität zu Frankfurt immatrikulirt worden waren. Die Wittwe des Kanzlers, welche ihren Gatten um mindestens 11 Jahre überlebt hat und eine Zeit lang im Hofdienste der Kurfürstin Hedwig von Brandenburg

gewesen, war mit ihren Söhnen Bernd und Joachim sowie ihrem Enkel Wolf (dem Sohn des bereits verstorbenen Jakob v. Ketwig) nach dem Tode des Kanzlers aus Berlin auf den umfangreichen Lehnbesitz gezogen, den ihr Gatte im Kreise Sternberg und bei Frankfurt a. O. für seine Familie zu erwerben verstanden hatte. Im Kreise Sternberg ist vor etwa hundert Jahren der Mannesstamm des Kanzlers in dürftigen Vermögensverhältnissen erloschen, ohne jemals wieder ein Mitglied hervorgebracht zu haben, welches sich in etwas über das Durchschnittsmaß erhoben hätte. (Fortsetzung folgt.)

Historischer Verein für Heimathkunde zu Frankfurt a. O.

In der Sitzung vom 15. Mai wurde zunächst die Abhandlung des Oberlehrers Dr. Gurnick „über das städtische Archiv" in Abdrücken aus dem Programm des Realgymnasiums vertheilt, deren Anfertigung für die Vereinsmitglieder gütigst gestattet war. Sie enthält zunächst eine Uebersicht über die 1891 in der Unterkirche über der Sakristei aufgestellten Archivalien, deren Verwaltung dem Dr. Gurnick übertragen und deren Einsicht an Ort und Stelle nach den vorhandenen Repertorien zu bestimmten Stunden (vorläufig des Mittwochs) durch Einrichtung eines Lesezimmers ermöglicht worden ist. Weiter bietet sie mit einem Verzeichniß der ältesten 137 Frankfurter Urkunden von 1253 bis 1373 — sie bilden etwa ein Fünftel des gesammten Urkundenvorrathes — Inhaltsangaben in Regestenform und unter Berücksichtigung der Siegel, eine dankenswerthe Vorarbeit zu einem Frankfurter Urkundenbuch. — Weiter ergänzte Prof. Schwarze die in früheren Sitzungen gegebenen Schilderungen der Zustände Frankfurts im ersten Jahrhundert nach seiner Gründung durch die im 6. Heft der „Mittheilungen" des Vereins (1867) vom Reichsgerichtsrath Langerhans abgedruckten lateinischen Bruchstücke der Gerichts-Protokolle aus der Zeit von 1300 bis 1342. Sie betreffen Erbschaften, Vermächtnisse, Verkäufe und dergleichen und bringen etwa 150 Personennamen, bei welchen zu dem Taufnamen gewöhnlich noch entweder die Herkunft oder das Gewerbe u. A. hinzugefügt ist. So lassen sie das allmähliche Wachsen der Stadt durch Zuzug nicht bloß aus der nächsten Umgegend, sondern auch aus benachbarten Landstrichen: die Mark, Schlesien, die Lausitz und selbst entfernteren Gegenden, wie Bayern, Brabant, Sachsen 2c. erkennen; sie zeigen ferner das Vorhandensein einer großen Zahl von Gewerben, z. B. der später für die Stadt charakteristischen Schiffer, Gewandschneider, Winzer, oder bezeugen das hohe Alter gewisser Einrichtungen, denn 1325 wird der Kirchhof sowie der Küster bei St. Marien erwähnt, desgleichen die Brücke, noch früher die Badestube bei St. Nikolai (daher der Name der Badergasse), der Garten am Steindamm (der frühere Name der Gubenerstraße) u. A. — Die Erwähnung der von den Frankfurtern dem Markgrafen Ludwig dem Baiern bewiesenen Treue und wirksamen Unterstützung beim Auftreten des „wieder erschienenen" Waldemar (1348) veranlaßte eine längere Debatte. Denn die von Klöden und Wilibald Alexis noch festgehaltene Ansicht, dies sei der frühere Markgraf gewesen, dürfte zwar unter den Historikern keine Anhänger mehr finden, da glaubwürdige Nachrichten über Waldemars letzte Tage in Bärwalde und seine Beisetzung in Chorin vorhanden sind, auch seine Wittwe Agnes nach kurzer Zeit zu einer neuen Ehe schritt, ja selbst der Kaiser Karl IV. ihn zuletzt für einen Betrüger erklären ließ. Aber freilich wird man über die Frage, wer denn die Rolle des „falschen" Waldemar gespielt habe, nur Vermuthungen aufstellen können; sicher aber war es nicht der oft genannte Müller „Jakob Rehbock". Dieser hätte seine schwierige Stellung nicht ohne höhere Bildung und genaue Kenntniß der politischen Verhältnisse auch nur kurze Zeit behaupten können. Vielmehr, da der angeblich „aus dem Orient nach 29 Jahren Zurückgekehrte" sich zuerst bei dem Erzbischof von Magdeburg — dem größten Feinde des Markgrafen Ludwig nächst dem Kaiser — meldete und sich durch seinen in den Pokal geworfenen Ring zu erkennen gab (eine beliebte Form ähnlicher Erkennungssagen), so weist dies genugsam auf die Kreise, aus denen er hervorgegangen und deren Pläne geschickt zu fördern er berufen war.

Alt-Berlin

G. m. b. H.

(Berliner Gewerbeausstellung 1896.)

Unter dem Protektorate
des Vereins für die Geschichte Berlins.

Die Pläne des Unternehmens „Alt-Berlin" sind unter Mitwirkung einer Kommission aus dem Verein für die Geschichte Berlins von dem Architekten Herrn Hoffacker festgestellt und werden allseitig durch die geschickte Ausnutzung des zur Verfügung stehenden Terrains und mit Rücksicht auf

die historische Treue befriedigen. Am Karpfenteiche, im Herzen der Ausstellung, wird sich die Zeit um die Mitte des 17. Jahrhunderts herum abspielen, und die Gesellschaft Alt-Berlin scheut keine Kosten, um durch Unterhaltung des Publikums etwas Großartiges zu bieten. Alle Angestellten, über 500, werden in der kleidsamen Tracht der damaligen Zeit erscheinen, und das Musikkorps wird mit den zur Zeit gebrauchten Instrumenten alte Weisen ertönen lassen. Jeden Tag sollen von 1 bis 11 Uhr abwechselnd Chor und Musik, Aufzüge und Turniere den Beschauern die Zeit vertreiben, so daß sie sich wirklich in das 17. Jahrhundert versetzt glauben.

Den Mitgliedern des Vereins für die Geschichte Berlins werden besondere Vortheile zum Besuche Alt-Berlins geboten werden, worüber spätere Mittheilungen erfolgen.

Aus dem Pachtvertrag, welcher zwischen dem Arbeits-Ausschuß der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896, bestehend aus den Herren Kommerzienrath Fritz Kühnemann, Baumeister Bernhard Felisch, Geheimen Kommerzienrath L. M. Goldberger, einerseits und der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Alt-Berlin", vertreten durch ihren Geschäftsführer Herrn Julius Kaufmann andererseits, abgeschlossen worden ist, teilen wir unsern Mitgliedern als den wichtigsten den § 3 mit.

§ 3.

Pächter verpflichten sich, die Entwürfe der auf ihre Kosten zu errichtenden Baulichkeiten von Alt-Berlin unter Aufsicht des Vorstandes des Vereins für die Geschichte Berlins ausführen zu lassen.

Pächter verpflichten sich, den Vorstand des Vereins für die Geschichte Berlins zu bestimmen, daß dieser die maßgebende Oberleitung der Herstellung und Betriebsorganisation von Alt-Berlin, soweit solche mit den geschäftlichen Interessen der Pächter vereinbar ist, übernimmt und bis zum Schlusse der Ausstellung behält, daß der Vereinsvorstand seine Befugniß durch eine aus den Herren 1. Geh. Archivrath Reuter, 2. Regierungs- und Baurath Küster, 3. Stadtarchivar Dr. Clauswitz, 4. Professor Dr. Brecher, 5. Bankier Alex. Meyer-Cohn, 6. Architekt Hoffacker bestehende Kommission[1]) ausübt, die mit Stimmenmehrheit event. durch die Stimme des Vorsitzenden Geh. Archivrath Reuter entscheidet, und in welcher die Pächter sich durch zwei mitbeschließende Mitglieder vertreten lassen dürfen. Dieser Kommission kommt die Feststellung des Gesammtplanes und die Ueberwachung der künstlerischen Ausgestaltung der geplanten Anlagen im Einzelnen, die Bestimmung über die künstlerische Gestaltung der zuzulassenden Restaurationen und Verkaufsstellen sowie die künstlerische Ausgestaltung aller in „Alt-Berlin" vorzunehmenden festlichen Veranstaltungen und Darstellungen, auch hinsichtlich der Einzelheiten, wie Kostüme ꝛc. zu, endlich die Herstellung des Führers durch „Alt-Berlin" in seinem litterarisch-wissenschaftlichen Theil. Die Herstellungskosten tragen die Pächter, die auch den Vertrieb übernehmen und auch die Nutzung erhalten. Der Führer darf keine Inserate und Reklamen enthalten.

Der Vorstand des Vereins für die Geschichte Berlins erkennt durch Mitunterzeichnung dieses Vertrages an, daß er die in diesem Paragraphen gedachte Oberleitung übernimmt.

[1]) Der zweite Vorsitzende war durch Zeitmangel behindert, dieser Kommission beizutreten.

In der Domsitzung am 29. Juni legte unser Mitglied Herr Ernst Winterfeld eine eigenartige, die Geschichte Berlins betreffende, reichhaltige Sammlung vor: Der Bär im Wappen der Stadt Berlin. Es wurden gezeigt: 1. offizielle Bären (aus amtlichen Akten, Urkunden, Steuerzetteln, Publikationen ꝛc.), 2. Industrie-Bären (aus Zeitungen, Vereinsberichten, Geschäftsanzeigen ꝛc.), 3. künstlerische Bären (Entwürfe von Professor Ad. M. Hildebrandt, E. Doepler d. j., Fortong u. A. für Vereins-, heraldische und Ausstellungs-Zwecke). Es war hochintereſſant, Bären zu sehen, die Mücken und Ratten glichen oder Löwen ohne Schweif, sowie heraldische Auffassungen zu entdecken, die jedem Geschmack Hohn sprechen, aber auch Entwürfe vor Augen zu haben, die sich für eine einheitliche Behandlung des Berliner Stadtwappens durchaus empfehlen. Weitere Beiträge sind erwünscht und werden nach dem Deutschen Dom erbeten.

Der „Touristen-Klub für die Mark Brandenburg", der durch die Herausgabe von Fontanes Führer durch die Mark Brandenburg den Ausflüglern und Sommerfrischlern innerhalb des Berliner Vororts-Gebietes ein schätzbares Material zur Verfügung stellte, versendet eine Zuschrift, die wir unseren Lesern mit Rücksicht auf die bevorstehenden Ferien zur Kenntniß bringen.

Vielen unserer Mitbürger ist es durch Geschäft und Beruf nicht gestattet, mit der Familie während der Sommerferien die See oder das Gebirge aufzusuchen. Von ihnen werden die Märkischen Sommerfrischen in Anspruch genommen, und je stärker die Abhängigkeit von der Erwerbsstätte ist, um so

mehr wird die Sommerwohnung in Berlins unmittelbarer Umgebung gewählt. Das ist die Ursache, weshalb Berlin mit einem dichten Kranze von Sommerfrischen umgeben ist; fast jeder Vorort hat seine Sommergäste. Von diesen wollen wir nicht sprechen, auch nicht von denjenigen Orten in der weiteren Umgebung, welche durch ihre bevorzugte Lage schon seit längerer Zeit den Erholungsbedürftigen bekannt sind, sondern wir wollen an der Hand der Erfahrung auf vieljährigen Wanderungen unseren Mitbürgern ein Verzeichniß von Orten übergeben, die sich wegen ihrer landschaftlichen Umgebung &c. als Sommerfrischen empfehlen. Es sind dies nicht etwa Plätze, die der Fuß eines Berliners noch nie berührt hat, — aber wir sind der Meinung, daß sie der Allgemeinheit noch nicht in dem Maße bekannt sind, wie sie es verdienen. Als solche Orte nennen wir zunächst: Alt- und Neu-Ruppin, Rheinsberg, Lychen, Templin, Joachimsthal, Schwedt, Woldenberg, Berlinchen, Gusicht, Krossen, Guben, Lübbenau, Lehnin und Lagow. In allen Orten sind die Bürger- und Verschönerungs-Vereine oder die Ortsbehörde zu näheren Mittheilungen auf Anfrage bereit; auch giebt der Touristen-Klub (NW.21 Bremerstr 54/55) auf Wunsch Auskunft und gestattet gern die Besichtigung seiner großen Sammlung Märkischer Bilder. (Die Sitzungen finden Mittwochs abends 8 1/2 Uhr im Restaurant Tettenborn, Wallstraße 91 statt.)

Besprechungen von Büchern etc.

Wanderbuch für die Mark Brandenburg und angrenzende Gebiete, bearbeitet von Dr. E. Albrecht und Dr. B. Graupe. Verlag von Alexius Kießling in Berlin, 1895. I. Theil: Nähere Umgegend Berlins. Dritte Auflage 1,50 Mk. II. und III. Theil: Weitere Umgegend Berlins (westliche und östliche Hälfte). Zweite Auflage 1,50 bezw. 2 Mk.[1])

Mit großer Liebe und Sorgfalt haben die Verfasser dieses vor drei Jahren zum ersten Male erschienenen Buches ihren Zweck verfolgt, die noch viel zu wenig geschätzte Mark Brandenburg den Märkern bekannter zu machen. Daß schon jetzt eine dritte bezw. zweite Auflage nöthig geworden ist, beweist, daß sie diesen Zweck bis zu einem gewissen Grade bereits erreicht haben. Wer eben heutzutage weiterschweift in die Gefilde der Mark, rüstet sich vernünftigerweise mit dem „Kießling“ ebenso aus wie der in die Ferne Reisende mit dem Baedeker oder Meyer. Die neue Auflage zeigt auf jeder Seite das Bemühen, das Gebotene möglichst zu vervollkommnen. Vor Allem sei hervorgehoben, daß sie die stattliche Anzahl von 42 Karten aufweist, Karten, die, wenn auch vielleicht nicht alle an Werth ganz gleich, doch zum allergrößten Theile vortrefflich ausgeführt sind. Kein wichtigeres Gebiet entbehrt ganz der Karten. Sehr groß ist die Zahl der neuen Touren, wobei man jedoch merkt, daß die Verfasser in der Auswahl derselben sehr kritisch verfahren und nur diejenigen aufnehmen, die aus dem einen oder anderen Grunde wirklich lohnend sind. Wie viele Wege mögen sie vergebens gemacht, wie viel Zeit umsonst aufgewendet haben! Gänzlich neu bearbeitet sind in der „Näheren Umgegend“, soweit wir sehen, besonders die Abschnitte über die Umgegend von Spandau, Tegel, Oranienburg, Erkner; auch bei Potsdam ist manches hinzugekommen, u. a. (wie auch bei der Oberspree) die Beschreibung der Dampferfahrten. Die „Weitere Umgegend“, die früher nur ein Band, ist jetzt entsprechend der vorgenommenen Erweiterung in zwei Theile zerlegt worden, gewiß eine sehr praktische Einrichtung. Fehlten hier in der ersten Auflage einige Gebiete noch ganz, so bietet das Buch nunmehr eine erschöpfende Darstellung der gesammten Provinz Brandenburg. Der Tourist wird seine Freude daran haben, so viele neue Gebiete erschlossen zu sehen — wir nennen nur die Waldgebiete bei Wiesenburg, an der mecklenburgischen Grenze, bei Berlinchen und bei Lagow. Aber auch jeder andere wird aus dem Buche reiche Belehrung in geschichtlicher und geographischer Hinsicht schöpfen und zwar nicht bloß aus der Einleitung, die werthvolle Bemerkungen über das Wandern, über die Bodenbeschaffenheit und die Kunstgeschichte der Mark und eine Uebersicht der wichtigsten Daten aus der Geschichte enthält. Daß die Verfasser mehrfach auch über die Grenzen der Mark hinausgegangen sind, daß sie nicht bloß Stendal, Tangermünde und Muskau, sondern auch Wittenberg und Dessau, Neustrelitz und Neubrandenburg eingehend behandelt haben, wird ihnen gewiß Niemand verübeln; wir kennen überhaupt keine oder keine besseren Darstellungen dieser Gebiete. Alles in Allem genommen, darf das Werk — mag immerhin noch Einzelnes eine Besserung zulassen — als ein recht gelungenes bezeichnet werden. Wir wünschen ihm auch fernerhin die weiteste Verbreitung und empfehlen es insonderheit unsern Mitgliedern als guten Rathgeber auf ihren privaten wie auf den Vereinsausflügen. Dr. Br.

[1]) 3 Theile (= 5 Mk.) können von den Mitgliedern für **4,50 Mk.** durch den Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke bezogen werden.

Nach Schluß der Redaktion ging uns die betrübende Nachricht zu, daß unser treues und langjähriges Mitglied,

Herr Postsekretär a. D. R. Bohmhammel

am 29. Juni nach kurzem Krankenlager an Lungenentzündung gestorben ist.

Der Verstorbene, seit 1867 Mitglied, gehörte mit seinen Freunden G. Zanck und Th. Eichler zu den regelmäßigsten Dombesuchern und das ihn ehrende Scherzwort, „er fehle erst, wenn er sterben würde“, wurde an ihm zur Wahrheit.

Am Dienstag, den 2. Juli Nachm. 3 Uhr gaben ihm Freunde und Mitglieder des Vereins auf dem alten Nikolaikirchhof das letzte Geleit und der Vorstand, der durch die Herren Geh. Rath Reuter und Dr. Brendicke vertreten war, wird sein Grab in geeigneter Weise schmücken.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Brendicke in Berlin W35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 8.

Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen.

1895.

Es ist seitens der regelmäßigen Dombesucher der Wunsch ausgesprochen worden, während der Sommermonate an bestimmten Sonnabenden in einem Gartenlokal der Umgebung Berlins (nebst den Damen des Vereins) zusammenzukommen. Bis auf Weiteres werden daher folgende Zusammenkünfte festgesetzt:

Sonnabend, den 10. August, Abends 6 Uhr in der Kolonie Hirschgarten bei Köpenick, Villa Wasserthurm.

Die sonstigen Zusammenkünfte im Deutschen Dom bleiben, wie bisher, bestehen.

An jedem Sonnabend, an welchem weder eine öffentliche noch eine Arbeitssitzung stattfindet, treffen die Mitglieder in dem zur ebenen Erde belegenen Vereins-Zimmer im Deutschen Dome auf dem Gendarmenmarkte (Aufgang von der Taubenstr.) Nachmittags von 6 bis 8 Uhr gesellig zusammen. Bibliothek und Archiv, welche sich gleichfalls im Deutschen Dome befinden, sind ebenda durch Vermittelung des Archivars und Bibliothekars zugänglich.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr A. Hintze, Kaufmann, Dragonerstr. 49a.
" Wilh. Kuchenmeister, Kaufmann, Charlottenburg, Carmerstr. 7.

Zum Eintritt ist angemeldet:

Herr Dr. jur. Wilhelm Bernstein, NW. Dorotheenstr. 63/65. Einf.: Herr Rechtsanwalt J. Holz, Berlin, C. Kaiser Wilhelmstr. 44.

Wohnungsveränderungen:

Herr Pattri, Wilhelm, Regierungs-Baumeister, Charlottenburg, Goethestr. 84.
" Baruch, Hugo, Charlottenburg, Kurfürstendamm 109.

Gestorben:

Herr Fonrobert, L. E. François, Fabrikbesitzer in Charlottenburg, Mitglied seit 1884.
" Feder, Bruno, Königlicher Polizei-Rath und stellvertretender Dirigent der zweiten Abtheilung des Königlichen Polizei-Präsidiums am 17. Juli d. J., Mitglied seit 1893. Die Beerdigung fand am Sonnabend, den 20. Juli, Nachmittags 6 Uhr, auf dem Dreifaltigkeits-Kirchhof in der Bergmannstraße statt.

Von unserem Mitgliede Herrn Th. Eichler, Schwager des verstorbenen Mitgliedes Herrn R. Bohmhammel, ist dem Vorstande ein Dankschreiben zugegangen für die Kranzspende und für die rege Betheiligung der Mitglieder bei der Beerdigung.

Von unserm Mitgliede Herrn Buchbindermeister Paul Richter ist im Auftrage des Innungs-Vorstandes eine Festschrift zur Jubelfeier des 300jährigen Bestehens der Innung „Geschichte der Berliner Buchbinder-Innung“ verfaßt und unserer Bibliothek überreicht worden. Das Werk, das schon äußerlich sich als ein geschmackvolles Erzeugniß der Buchbinderei darstellt (in fünf Farben gepreßter Kalikodeckel, Rothschnitt), behandelt die Geschichte der Innung in vier Abschnitten. 1. von 1595—1681; 2. von 1681—1734; 3. von 1735—1853; 4. von 1853 bis zur Gegenwart und in einem Anhange die Pergamentmacher in Berlin.

Im Verlage der Königlichen Hofbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstraße 68—71, erschien soeben eine von unserem Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke (ehemal. Einjährig-Freiwilliger im Infanterie-Regiment von Alvensleben, 6. Brandenburgischen Nr. 52 in Cottbus) verfaßte Broschüre:

Aus meinem Tagebuche,

Erlebnisse und Schilderungen aus dem Kriege gegen Frankreich 1870/71.

Angesichts der 25jährigen Wiederkehr der Gedenktage des siebenmonatigen Krieges darf als Nachklang der Begeisterung und nationalen Erhebung des deutschen Volkes ein Interesse für die damalige weltgeschichtliche Bewegung und wohl auch für persönliche Erinnerungen, die einer solchen Bewegung entstammen, bei unseren Mitgliedern erwartet werden.

Das zierlich ausgestattete Werk ist sowohl von der genannten Buchhandlung als auch von dem Verfasser für 1 Mk., geb. 1,50 Mk. zu beziehen.

Die Bibliothek des jüngst verstorbenen Polizei-Präsidenten von Berlin, des Herrn Freiherrn v. Richthofen, die vornehmlich staatswissenschaftliche und geschichtliche Werke enthält, ist durch Kauf in den Besitz der Antiquariats-Buchhandlung von S. Calvary & Co. in Berlin NW., Luisenstr. 31, übergegangen. Die in Vorbereitung befindlichen Kataloge werden Interessenten auf Wunsch kostenfrei zugesandt.

Statuten, Mitgliedskarten, Anmeldeformulare für neue Mitglieder sind jederzeit vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke, Berlin W. 35, Kurfürstenstraße 41 I, zu beziehen. Die Anmeldeformulare sind deutlich und vor allen Dingen vollständig auszufüllen, sonst verzögert sich die Aufnahme und die Zusendung der Vereinsschriften.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

Am Sonnabend den 13. Juli und Sonntag den 14. Juli veranstaltete der Verein für die Geschichte Berlins eine Herrenpartie nach Fürstenberg in M.-Strelitz und Lychen und nahm damit die früher eingebürgerte, seit längerer Zeit nicht gepflegte Sitte der anderthalbtägigen Wanderfahrten der Mitglieder ohne Damen wieder auf. Der Abendzug führte 29 Theilnehmer gegen 8 Uhr nach dem an den Havelseen (Baalen- und Röblinsee) gelegenen mecklenburgischen Städtchen Fürstenberg, wo ein vortreffliches Abendessen nebst Nachtisch von Hecht und Krebsen eingenommen und in dem allen Touristen bekannten Hôtel Tiburtius Quartier gemacht wurde. Das im Jahre 1848 nach dem Muster der St. Matthäikirche in Berlin im byzantinischen Stil nach Stülers Plan erbaute Gotteshaus und der Park des großherzoglichen Schlosses konnte des strömenden Regens wegen nur kurz berührt werden. Gesang und Vorträge ernster und heiterer Art hielten die Mitglieder hier länger beisammen.

In der Frühe des anbrechenden Sonntags standen zwei Leiterwagen und ein Omnibus bereit, auf denen man durch den duftenden, mit Wachholdersträuchern und Farrnkräutern besetzten Nadelwald gegen 9 Uhr über Ravensbrück, Pian und Bohmshof nach dem alten Burgflecken, dem preußischen Städtchen Lychen, gelangte. Herr Mühlenbesitzer Scherz, Pfleger des Märkischen Museums und wohlvertraut mit der Geschichte der Stadt, empfing die Ankömmlinge am Thor und übernahm die sachkundige Führung der Gesellschaft, in der sich u. A. die Herren Dr. Toeche-Mittler sen. und jun., Oberst v. Kleist, Rechtsanwalt Holz befanden. An geeigneten Stellen wurden landschaftlich und historisch hervorragende Stätten von Herrn Hofphotograph F. Albert Schwartz jun. aufgenommen. Ein Spaziergang in den großen städtischen Forst am Zensee entlang bis nach Sängerslust und zum Schützenhause dehnte sich bis gegen die Mittagsstunde aus. Sodann führte Herr Oberpfarrer Stobwasser die Mitglieder in die Johanniskirche, einen umfangreichen Granitquaderbau (Kastenbau ohne Grundmauern) aus dem 14. Jahrhundert. Der Altar von reicher Holzschnitzarbeit mit minder gelungener Oelmalerei, die messingenen Kronleuchter der vier haupt-

sächlichsten Gewerke (Schuhmacher, Schneider, Weber, Schlosser), der spätgothische, vergoldete Kelch, die hochinteressanten Gemälde an der Kanzel, deren Inschriften jüngst der Vortragende entziffert hatte, fesselten die Aufmerksamkeit der Beschauer.

Die drei gemalten Fenster an der Ostwand der Kirche sind jüngeren Datums. Entworfen von dem Konservator der Alterthümer v. Quast und angefertigt in dem Institut von Müller (1874) stellen sie in neun Bildern, welche durch farbenprächtige Teppiche voneinander getrennt sind, die Geschichte Jesu Christi dar. Fein erfunden ist besonders die Anordnung, welche links beginnt (Verkündigung, Geburt, Taufe), rechts fortfährt (Einsetzung des heiligen Abendmahls, Peinigung, Kreuzigung), in der Mitte schließt (Höllenfahrt oder Predigt vor den Geistern, Auferstehung, Himmelfahrt). Die Spitzen der drei Fenster deuten auf die Trinität hin bezw. stellen dieselbe dar. Ueber der Taufe zeigt sich eine hinabweisende Hand (des Vaters), offenbar auf Grund des Spruches Marc. 1, 11., über der Himmelfahrt Christus auf dem Throne und an der Spitze des dritten Fensters die Taube, das Symbol des heiligen Geistes.

An der Kanzeltreppe befinden sich folgende Bilder und Inschriften:

I. Ein stehendes Herz, darauf ein Kreuz, ringsherum weiße Rosen, über denen Dornen hervorragen. „Gleich wie die Rose nicht vom Dornenreiß ersticket, so wird der Christen Kreutz durch Christus Blut erquicket."

II. Ein Schmelzofen, auf demselben ein Herz und über diesem ein aufgeschlagenes Buch scripta sacra. „Gleich wie das harte Gold im Feuer wird gekochet, so wird im Kreutz ein Hertz durch Gottes Word gepochet."

III. Eine halb ausgelöschte mit hebräischen Schriftzeichen geschriebene Urkunde haftet am Kreuz. Ein Pinsel auf der Schrift, über dem Ganzen consummatum est. „Die Handschrift ist getilgt mit Christus Blut und Pinsel. Er hat die Last entlast, damt (sic!) schweige Heulgewinsel."

IV. Ein Pilger in braunem Wamse kniet an einem Berge, die Hände über der Brust gekreuzt. Eine gewappnete Hand hält einen Schild über ihm und schützt ihn vor herabzuckenden Blitzen. „Verberge deinen Zorn, mit deinem Schildt mich decke. Du bist mein einig Heil, durch Donner mich nicht schrecke."

Am Eingang zur Kanzel sind vier Bilder, zwei an der festen Wand, oben ein Herz auf einem Amboß, nach welchem von links ein Hammer schlägt, während von rechts eine Hand aus einer Flasche (in Karaffenform) eine rothe Flüssigkeit (Blut oder Freude) darüber ausgießt. Inschrift nur theilweise deutlich. Der Hammer schlägt das Hertz mit des Gesetzes Schlage. „Die Freude pocht? — — mit Macht? —."

Unten ein aufgeschlagenes Buch. *V. D. M. I. Æ.* (verbum dei manet in aeternum), darüber eine vierkantige Laterne mit brennendem Licht und Wolken, welche die Sonne verhüllen. „Des Herren Wort ist licht, wer dieses kann erreichen, für dem muß Sonnenschein und gutes Licht erbleichen." An der Verzierung der Kanzel findet sich anscheinend das Stadtwappen ganz ähnlich, wie es auf den Münzen der civitas Lychnensis geprägt ist. (Lychen hatte Münzrecht.)

Eine Pietà, welche in der Kirche noch aufbewahrt wird, als alte Holzschnitzarbeit Interesse erweckt, da sie auf dem Rücken noch nicht ausgearbeitet ist, hat anscheinend früher ihren Platz in der Nische über dem nördlichen Haupteingang gehabt. Ein Gemälde in der Sakristei zeigt einen Diakonus Wachnitz, der 1770 hier im Amt war, und ein anderes eine Edeldame, der Tracht nach aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Vermuthlich war dies eine Gönnerin (Donatorin) der Kirche, welche sich bei dem Ausbau 1698 bethätigte.

Ein Ueberblick über die Geschichte der Stadt, die das Stadtrecht seit 1248 besitzt, bildete den Schluß des Vortrages, durch den der Herr Oberpfarrer die Anwesenden erfreute. Die Stadt erhielt das Bürgerrecht durch Urkunde des Markgrafen Johann, von welchem es heißt: Den Brüdern Daniel und Eberhard v. Parwenitz »civitatem in terra nostra Glichen condendam tradimus« mit Steuer und Zehntrecht, dazu hundert Hufen Acker, fünfzig Hufen Weide nebst zwei Mühlen und mehreren Seen.

Im Namen des Vorstandes dankte bei dem darauf folgenden Mittagstisch Herr Dr. H. Brendicke den Vertretern der Stadt für das liebenswürdige Entgegenkommen und der Verein erhielt aus der Hand des Stadtverordneten Herrn Scherz ein in Berlin auf einem Grundstück nahe der alten Post ausgegrabenes Dolchmesser zum Geschenk. Ein Rundgang durch die Stadt, ein Blick von dem Dache des Scherzschen Mühlengrundstückes, die Besichtigung des mit einem Storchnest gekrönten, alten Stargarder Thores, des Rathhauses und anderer Baulichkeiten nahm einen Theil des Nachmittags in Anspruch. Trotzdem das

Wetter stark veränderlich war, wagte man sich in fünf Booten hinaus auf den großen Lychensee, passirte die liebliche, sorgfältig kanalisirte, spiegelklare Woblitz, den Haussee und gelangte gegen 5 Uhr zu den Ruinen des ehemaligen Cisterzienserklosters Himmelpfort, 1299 von Albrecht III von der salzwedelschen Linie „auf Rat und mit Hilfe Johannes des Abtes von Lenin gegründet". Der einschiffige Chor wird noch als Pfarrkirche benutzt. Die Rückfahrt über das preußische Dorf Ravensbrück nach Fürstenberg gestaltete sich nach dem Regen zu einem erfrischenden Genuß in einem noch viel zu wenig beachteten Theil der Mark Brandenburg.

Achim v. Arnim als Geschichtschreiber des Berliner Theaters.

Mitgetheilt von L. Geiger.

(Schluß.)

Zu spät kam der Direktor bei dem Mißvergnügen Vieler gegen Döbbelin auf den Gedanken, die deutsche Bühne mit der französischen in einem Hause zu vereinen und ebenso zu einer Kasse: In Hinsicht der Tage hätten sie sich verständig getheilt, keins hätte dem anderen geschadet, in Dekorationen, Kleidern, Musik wäre von beiden Seiten die Hälfte gespart worden, das deutsche Schauspiel hätte bei vier Tagen Spiel im großen Hause mehr eingebracht als bei sechs Tagen in dem engen Hause der Behrenstraße. Das deutsche Schauspiel hätte dort vielleicht allgemeine Anerkennung bei den höheren Ständen sich erworben, denn jugendliche Talente ohne Zahl, die wir nachher bewunderten, standen damals in erster Blüthe, Alle verlangten nach Berlin, das der König zum eigentlichen Mittelpunkte Deutschlands erhoben hatte.

Da schlug die Stunde einem neuen Kriege, der nach den ernsten Sorgen, welche er dem Könige (s. Mem. des Görz) machte, viel bedeutender zu werden drohte, als die schnelle Ausgleichung nachher zuließ, es war der bayerische Erbfolgekrieg. Ueberall wurden schon beschlossene Ausgaben vorläufig zurückgehalten, wie ist es zu verwundern, daß in Hinsicht eines bloßen Unterhaltungsstoffes alle Rücksichten schwiegen, der für den König alle Unterhaltung verloren hatte. Den 30. März 1778 schrieb der König aus Potsdam an Arnim: Les conjonctures actuelles preparant à des scenes plus serieuses, on peut très bien se passer de comique, et c'est pourquois je viens de retrancher à tous les acteurs et actrices françois leurs appointements et pension. Je vous ordonne en consequence de les congedier. Sur ce je prie Dieu qu'il vous ait en sa sainte et digne garde.

Frederic.

Nie war das Schlußgebet nöthiger. Die Anstellung auf längere Zeit war zwar im Allgemeinen durch wiederholte Kabinetsschreiben geboten, aber doch nicht bei den Einzelnen die Genehmigung des Königs eingeholt, weil dieser wohl bei der italienischen Oper auf so etwas sich noch einließ, aber alle Anfragen über die französische Bühne mit Ueberdruß zurückwies. Dazu kam die erste Einrichtung des neuen Hauses, über welche der König sich ausdrücklich erklärt, daß er nichts dazu gebe, daß diese aus den Einnahmen bestritten werden müsse. Für diese neue Einrichtung waren schon im ersten Jahre 2874 Thaler Schulden entstanden, welche bei längerer Dauer sehr leicht hätten bezahlt werden können, jetzt aber im zweiten mit jenen Entschädigungen der Schauspieler auf 18 757 Thaler genau berechnet anwuchsen. Auf den Direktor fiel die Verantwortlichkeit nach dem Ausspruche des Gerichts, da alle Anstellungen und Bestallungen auf seinen Namen gemacht worden, und als Entschädigung blieben ihm Dekorationen, Kleider, Partituren, Donner- und Regenmaschinen u. s. w.. Nach dem Verkauf dieser Vorräthe blieb der Verlust 16 000 Thaler. Der ausbrechende Krieg übertönte die Ereignisse, ja es freuten sich nicht Wenige, daß die Franzosen ausgetrieben, die Uebrigen entdeckten, daß das französische Schauspiel sehr leicht entbehrt werden könne. Seltsam ist's, wie so manche Unternehmungen dann ihren Untergang finden, wenn sie zu einer höheren Entwickelungsstufe übergehen wollen, gleichsam als dürfe nichts der allgemeinen Reife zuvoreilen. Acht Jahre später zog das deutsche Schauspiel als Staatsunternehmen in jenes neue Haus (unter dem Nachfolger), welches ihm schon damals zum Wechselgebrauche bestimmt war.

Aber noch eine andere Beobachtung können wir benutzen. Nichts vergessen Fürsten und Völker leichter, als was ihnen Vergnügen gewährt hat. In solchen Dingen muß rasch auf den Lohn, auf Sicherung des Lebens gedrungen werden. Mit Hohn wird von Schauspielern und Schriftstellern gesprochen, die im ersten Vergnügen vergöttert wurden. Dem liegt eine verzeihliche Täuschung zu Grunde, es meinen die Genießenden einestheils, sie könnten das Alles auch wohl selbst leisten, wann sie nur wollten, anderen Theils meinen sie, daß jene beim Schaffen eben das Vergnügen empfunden haben wie sie beim Anschauen und also ihren Preis sich selbst gewonnen hätten.

So ist es zu erklären, daß meist nur der Stoff aus zweiter Hand, das in sich Nöthige oder Langweilige

in quälender Form, dessen Widerwärtigkeit stets nachklingt, dauernde Auszeichnung, reichen Lohn empfängt, weil die Bearbeiter, wenig bekümmert um die Sache, gerade diesen äußeren Zweck unablässig vor Augen haben.

Ueber Friedrich den Großen als Stifter und als Vernichter des französischen Theaters waltete der gute Genius seines Volks wie über alle großen Führer der Völker, freilich auf anderem Wege, als man wünschen möchte. Sans souci steht als goldene Inschrift über den schmerzlich angestrengten Karyatiden, welche das Gebälk seines Lieblingsschlosses tragen. Freilich können wir ohne Sorge sein, wenn ein Hochbegabter etwas Verderbliches wie jene französische Bühne einrichtet, er selbst muß die Sorge der Unterwelt übernehmen, sein Werk wieder zu vernichten. Der Krieg war ihm nur ein Anlaß, seine verwandelte Ueberzeugung auszusprechen, es war kein leeres Wort, wenn er seinen Ueberdruß gegen die französische Bühne schon früher erklärt hatte, wie leicht wäre es ihm sonst gewesen, bei der raschen Endigung des Krieges die zerstreute Schauspielergesellschaft wieder zu versammeln. Nicht aus Liebe zum deutschen Theater, dessen Talente er wohl nie kennen lernte, schickte er die Fremden fort, nur die Lasten und das Einerlei der französischen Bühne entschied ihn; er aber mußte hier wie in so vielen Fällen thun und erfüllen, wozu er bestimmt war, ohne diese seine Bestimmung zu kennen.

Die ältesten märkischen Kanzler in ihren Beziehungen zu Berlin.

6. Georg v. Breitenbach.
(Kanzler im Jahre 1540.)

Der aus Leipzig stammende Georg v. Breitenbach war einer der Ersten gewesen, welche die neubegründete Universität zu Frankfurt a. O. bezogen hatten, später war er als angesehener Rechtslehrer an der Leipziger Universität thätig und im Vertrauen seines Landesherrn, des Herzogs Georg von Sachsen, der in Religionssachen etwa die gleiche Haltung wie Joachim I. einnahm. Georgs Tochter Magdalena war mit dem Kurprinzen Joachim II. vermählt; ein Hoffräulein der im Jahre 1524 in die Mark gekommenen Kurprinzessin, Magdalena v. Schleinitz, verheirathete sich zu Berlin im Jahre 1526 mit Wolf v. Breitenbach. Möglich, daß bei dieser Hochzeitsfeier die Verbindung eingeleitet wurde, welche den Verwandten Wolfs, den Leipziger Ordinarius, einst an die Mark knüpfen sollte. Jedenfalls bestellte ihn Joachim II. unmittelbar nach seinem Regierungsantritte zu seinem Rathe von Haus (Leipzig) aus und machte ihn im Frühjahr 1540 an Stelle des alternden v. Ketwig zum Kanzler. Georg v. Breitenbach hat sich in dieser Stellung die wesentlichsten Verdienste um die Einführung der Kammergerichts-Reformation vom 8. März 1540 erworben, wie das auf dem Geh. Staatsarchive zu Berlin befindliche älteste Rechtsspruchregister dieses Gerichtshofes vom Jahre 1540 beweist. Dem Kanzler war indeß nur eine überaus kurze Amtsdauer beschieden; bis zum Schlusse des Jahres ist seine Thätigkeit in Berlin aus jenem Register nachweisbar, in den ersten Tagen des



DOCTOR GEORGIUS A BREITENBACH ELECTORATUS BRANDENBURGENSIS CANCELLARIUS. FLORUIT CIRCA ANNUM 1542

folgenden Jahres ist er verstorben. Nicht habe ich feststellen können, wo er seine Wohnung gehabt, auch nicht, wo er seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Seine Wittwe zog sich nach Dresden zurück, und eine jetzt verschwundene Grabtafel in der dortigen Frauenkirche meldete, daß am 22. Januar 1546 Frau Barbara geb. v. Bernstein zu Ottendorf „Georgen v. Breitenbach Canzlern des Churfürsten zu Brandenburg nachgelassene Wittwe, im 38. Jahr ihres Alters christlich verstorben“.

Die kurze Amtsführung Breitenbachs hat es verursacht, daß er bei uns fast völlig in Vergessenheit gerathen ist; selbst namhafte Historiker

übergehen ihn bei der Aufzählung der märkischen Kanzler, ja der genaue Kenner unseres älteren Beamtenthums, M. F. Seidel, giebt auf dem beigefügten Bilde an, daß er um das Jahr 1542 gewirkt habe. Das oben links stehende Motto: „Das gefährlichste Geschöpf ist ein ungerechter Kanzler“ ist so überaus seltsam, daß man hier auf einen versteckten Sinn muthmaßen könnte. Vielleicht soll es statt »bestia« »belua« heißen, und würde dann der Spruch die Jahreszahl 1477 enthalten, die sehr wohl das Geburtsjahr des Kanzlers sein könnte. Daß hier ein Chronogramm vorliegt, ist nur eine Vermuthung, aber das wunderliche Motto fordert zu dergleichen Erklärungsversuchen heraus. (Schluß folgt.)

Besprechungen von Büchern etc.

Spreewaldsklänge. Gedichte von Robert Behla. E. Bruchmann, Spreewaldsbuchhandlung, Lübbenau 1895. 13 Bogen. 196 S. Eleganter Einband. Preis Mk. 2,40.

Wiederum strahlt der Spreewald in seinem Schmucke und wiederum strömen Touristen von nah und fern zu diesem ethnographisch und landschaftlich interessanten Erdenwinkel von eigenartiger Naturschönheit. Auch unser liebenswürdiger Führer in Luckau, der als ernster Forscher der Prähistorie bekannte Sanitätsrath Dr. Behla, bringt nun als Dichter allen Spreewaldfreunden eine willkommene Gabe Wohl ist schon mancher Sang zu Spreewalds Ruhm angestimmt worden. Behla giebt uns einen ganzen Kranz eigener Gedichte, einen Band von Spreewaldsgedichten. Er feiert den Wald als etwas Abgeschlossenes. Keiner hat das Wesen des Spreewalds so sinnig erfaßt; die ganze Naturschönheit sowie das Leben und Treiben, das Sinnen und Denken seiner Bewohner führt er uns in zahlreichen Liedern vor Augen. Ein Lausitzer Kind, mit der Vorgeschichte des Spreewalds genau vertraut, von großer Empfänglichkeit für die heimathliche Scholle und den Spreewald beseelt, bringt er uns Schilderungen von überraschender Naturtreue, besingt den lieblichen Waldeszauber der innigen Verbindung von Wasser, Wald und Wiese. In glühenden Farben schildert er die Reize des Spreewalds im Sommer und Winter, Frühling und Herbst, im Maiengrün und Erlengrün, im Schnee und Reif, bei Sonnenaufgang und -untergang, in der märchenhaften Pracht bei Mondenschein; er besingt die Naturgenüsse bei Gelegenheit einer Spreewaldpartie, Turnfahrt, Studiofahrt, Hochzeitsreise 2c., besingt die farbenleuchtenden Trachten der Bewohner, die epheuumrankten Blockhäuser, Lehde, das originelle Spreewaldsvenedig, das charakteristische Wasserleben, das Leben auf dem Kahn, die Sitten und Gebräuche, die wendischen Feste, Fastnachten, die wendische Hochzeit mit ihren Eigenthümlichkeiten; er besingt den sagenumwobenen Schloßberg, den Mittelpunkt der Wendenkönigssagen, den unheimlich düsteren Schauer in des Waldes Dickicht, die von Nixen, Elfen, Wasserjungfrauen bevölkerten Wassergräben, die Sagen von der Mittagsfrau, den Lütgen, dem Irrlicht, verborgenen Schätzen, dem Lübbenauer Schlangenkönig und anderem geisterhaften Spuk. Aber nicht Reimgeklingel tritt uns hier entgegen, des Dichters Lieder sind wahr, er zeigt sich nicht nur als großer Landschaftsmaler, er ist auch ein Seelenkenner, er hat sich in das Denken und Fühlen seiner Bewohner versenkt und bringt die Empfindungen des Spreewälders wahr zum Ausdruck. In formschönen Liedern führt er uns bäuerliche Typen vor Augen, wahrhafte Menschen, echtes Volksleben, oft von köstlichem Humor durchwürzt; in charakteristischen Strichen zeichnet er den Auszügler, die Waise, den Prozesser, das Heimweh, die todte Braut, des Spreewälders letzte Fahrt 2c. Eine urkomische Figur bietet uns der Heiraths-Lope. Viele dieser Lieder sind der Volksseele abgelauscht, oft von einem elegischen Hauch übergossen, wie er der slavischen Volksseele eigen ist. Kaum ist jemals das Heimweh so rührend geschildert worden, wie in dem Liede Spreewaldsblumen an der Wisianka. Aber nicht allein Spreewaldlieder bietet uns der Gedichtband dar, auch allgemeine Lieder hat der Dichter mit eingestreut, wie sie der stimmungsvolle Wald erzeugt, handelnd von dem Leben und Weben in der Natur. Behlas Lyrik ist volksmäßig. wir bewundern daran einen dichterischen Hauch, die schlichte Form, den bilderreichen Stil, die herzgewinnende Sprache, den Wohllaut der Verse, die durch Gedankenfülle ausgezeichnete Naturauffassung. Wie das Spreewaldsalbum für das Auge, so werden die Spreewaldklänge für den Geist eine schöne Mitgift bilden Jedem, der diesen herrlichen Erdenfleck besucht; aber auch denen, die ihn früher befuhren, werden sie ein Echo der Erinnerungen bilden. Das Gesehene wird beim Lesen dieser Gedichte in verklärtem Lichte wieder auftauchen. Lesen muß man sie unter Erlengrün, mitten im Walde, in weltentrückter Stille. Hier in abgelegener Waldesstille, abseits des lauten Verkehrs, im schattigen Laubdom zieht Frieden ein in das Herz des Menschen, hier ist der Mensch ganz sein eigen. Diese Saiten schlägt der Dichter wiederholt an. Man fühlt sich durch ihn fortgerissen. Zurück zur Natur, zur einheitlichen Naturauffassung. So mögen die Spreewaldklänge weiterklingen in die Herzen aller naturfreudigen Menschen. Dr. Br.

Briefkasten.

Auf die Anfrage des Herrn Dr. J. M. hier, ob es ein brauchbares Quellenbuch zur brandenburgisch-preußischen Geschichte gebe, erhalten wir folgende Antwort:

Unter dem Titel „Quellenbuch zur brandenburgisch-preußischen Geschichte. Denkwürdige Urkunden und Quellenberichte“ ist 1889 im Verlage der Nikolaischen Verlagsbuchhandlung von Dr. Zurbonsen in Arnsberg ein Buch erschienen, welches sich im Allgemeinen empfehlen läßt. Die eigentlich märkische Geschichte ist allerdings am wenigsten gut fortgekommen. So ist z. B. in der übersetzten Luxusordnung von 1334 für Berlin und Kölln der Satz „Auch darf niemand höher oder mehr schlagen oder dobbeln (spielen) als auf 5 Schillinge“ sicher keinem Leser verständlich (S. 23). Als Verfasser des Berichts über die märkischen Zustände unter Jobst (S. 59) hätte Wusterwitz genannt werden sollen und dafür an seiner Statt Hafftiz als derjenige der Notizen über das Fest der Belehnung mit Preußen von 1569 (S. 132) und über das im Jahre 1584 (S. 141). Denn Wusterwitz war bereits 1433 verstorben. Die Angaben über die Judenverfolgung von 1510 (S. 111) sind nicht zutreffend; auch hätte hier, wenn dieselbe überhaupt zu erwähnen war, statt der irrelevanten Urphede ein Auszug aus einem der zeitgenössischen Berichte gebracht werden müssen. Desgleichen sind die Bemerkungen über die Adelsumtriebe unter Joachim I. (S. 117 Anmerkungen) schief; Distelmeier (S. 133) ist erst 1588 gestorben. Es hätten auch nicht alle Druckfehler der abgeleiteten Quelle wiedergegeben werden dürfen. Immerhin ist das Buch für die spätere Zeit brauchbar und kann empfohlen werden; sollte indeß der Herr Fragesteller ein solches Quellenbuch herstellen wollen, so können wir ihm nur dazu rathen.

Die verehrlichen Mitglieder des Vereins für die Geschichte Berlins werden ergebenst ersucht, sich möglichst zahlreich an der vom 15. bis 18. September in Konstanz stattfindenden General-Versammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu betheiligen und ihre Geneigtheit dem Vorstand rechtzeitig bekannt zu geben.

Berlin, den 3. August 1895.

Der Vorstand
des Vereins für die Geschichte Berlins.
Reuter.

General-Versammlung

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Konstanz

in Verbindung mit der General-Versammlung des

Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung.

Vom 15. bis 18. September 1895.

Sonntag den 15. September von Abends 8 Uhr an:

Gesellige Vereinigung beider Vereine und ihrer Gäste im großen Saale des Insel-Hotels; Begrüßung der auswärtigen Theilnehmer durch den Präsidenten des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung.

In einem Nebenraume wird die Ausgabe der Theilnehmerkarten, Festzeichen und dergl. durch das Sekretariat stattfinden.

Montag den 16. September:

9 Uhr Morgens: Erste Hauptversammlung des Gesammtvereins, sowie Hauptversammlung des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung im Theatersaal, wo auch die übrigen Hauptsitzungen stattfinden.

Eröffnung durch den Vorsitzenden; Begrüßungsreden; Geschäftliche Berichte ꝛc. des Hauptvereins.

Vortrag 1. des Msgnr. Theod. Martin, fürstl. fürstenbergschen Hofkaplans in Heiligenberg: Ueber die Geschichte von Konstanz.

Vortrag 2. des Herrn Prof. Dr. Gerold Meyer von Knonau in Zürich: Ueber Bischof Gebhardt III. von Konstanz.

Hiernach: Delegirten- und Sektionssitzungen in Räumen des „Museums" am Pfalzgarten neben dem Münster.

Für diejenigen, welche an den Delegirten- und Sektionssitzungen nicht theilnehmen, findet sich Gelegenheit zur Besichtigung von Konstanz (und Kreuzlingen), als Kirchen, Rosgarten-Museum, Wessenberghaus, Archiv, Kaufhaus (Konziliumssaal), Insel-Hotel ꝛc.

2 Uhr: Gemeinschaftliches Festmahl im großen Saale des Insel-Hotels.

Abends etwa von 7½ Uhr an: Konzert im Stadtgarten oder Konziliumssaal unter gefälliger Mitwirkung hiesiger Vereine.

Dienstag den 17. September:

8 Uhr Morgens: Sektionssitzungen; Besichtigung von Konstanz (s. o.).

9½ Uhr: Zweite Hauptversammlung des Gesammtvereins.

Vortrag 1. des Herrn Prof. Dr. Brecher aus Berlin: Ueber die Hohenzollern und das Konstanzer Konzil.

Vortrag 2. des Herrn Dr. Ludwig Wilser aus Karlsruhe i. B.: Ueber Alter und Ursprung der Runenschrift.

Frühstück bezw. Mittagessen in den verschiedenen Absteigequartieren ꝛc.

Punkt 1 Uhr: Abfahrt vom Hafen mittelst eines zu miethenden Rheindampfbootes nach Reichenau-Mittelzell. Besichtigung und Erklärung des Münsters und seines Kirchenschatzes.

Punkt 3½ Uhr: Abfahrt nach Stein a. Rh.; Besichtigung dieses alterthümlichen Städtchens

und insbesondere der mittelalterlichen Ausstellung im Kloster St. Georgen daselbst.

Wer vorzieht, auf Reichenau die Kirche von St. Georgen in Oberzell mit ihren alten Fresken zu besuchen, hat Gelegenheit, mit den Kursschiffen 4 Uhr 40 oder 6 Uhr 5 nach Stein abzufahren und um 5 Uhr 50 oder 7 Uhr 15 daselbst anzukommen.

Abendessen in Stein; Rückfahrt nach Konstanz mit der Eisenbahn um 6 Uhr 34 oder 8 Uhr 58 und Ankunft in Konstanz um 7 Uhr 33 oder 9 Uhr 57.

Mittwoch den 18. September:

1. 8 Uhr Morgens: Sektionssitzungen.
   9 Uhr Morgens: Allgemeine Schlußsitzung. Bericht über das Ergebniß der Sektions- und Delegirtensitzungen.
2. Zu noch näher zu bestimmender Stunde: Festfahrt auf einem Salondampfer in den Ueberlinger See,
   Besuch der Insel Mainau und nach Umfahrt bis ans Ende des Sees (Bodman) der Stadt Ueberlingen.
   Daselbst gesellige Vereinigung im Badhotel.
3. Bei einbrechender Dunkelheit: Rückfahrt, Beleuchtung der Konstanzer Bucht.

Am Donnerstag den 19. September

ist den auswärtigen Festtheilnehmern Gelegenheit geboten, unter ortskundiger Führung entweder Lindau und Bregenz, wozu eine besondere Einladung der Stadt Lindau vorliegt, oder den Hohentwiel und Rheinfall zu besuchen.

Der Beitrag zu den Unkosten der Generalversammlung des Gesammtvereins ist für alle Theilnehmer auf 3 Mk. festgesetzt; die Herren Vereinsdelegirten haben außerdem noch für jeden von ihnen vertretenen Verein 3 Mk. zu entrichten.

Berlin-Konstanz im Juni 1895.

Für den Verwaltungs-Ausschuß
des Gesammtvereins
der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine:

Reuter, Geheimer Archivrath. — Dr. Holtze, Amtsrichter.

Für den Orts-Ausschuß:

Graf Zeppelin, Kgl. Kammerherr. — Weber, Oberbürgermeister.

Empfehlenswerthe Gasthöfe:

Insel-Hotel, Hecht, Halm, Krone, Schönebeck, Badischer Hof, Schnetzer, Falke, Barbarossa.

Für die Generalversammlung ist uns bisher nur die folgende, von dem I. Vorstand des Historischen Vereins für Oberbayern Herrn Domkapitular Dr. M. Stigloher uns übersandte, mit einer orientirenden Einleitung versehene Frage des II. Vorstandes des genannten Vereins, Königl. Konservators am bayerischen National-Museum Herrn Dr. Georg Hager, zugegangen:

Die Bewohner von Wessobrunn und Umgegend (im Bezirksamte Weilheim in Oberbayern, etwa 2 Stunden südwestlich vom Südende des Ammersees) entfalteten einst als Maurer und Baumeister, im 17. und 18. Jahrhundert vor Allem als Stuccatoren, eine ausgebreitete Thätigkeit, nicht nur in Bayern, sondern allenthalben in Deutschland und darüber hinaus. Sie erinnern in dieser Beziehung an die Comasken. Nicht bloß für die Kunstgeschichte, sondern auch für die Kulturgeschichte ist es von Interesse, das Wirken der Wessobrunner im Einzelnen zu erforschen. Insbesondere erscheint dies für die Geschichte des Barock und Rokoko von Werth, da ein großer Theil der Stuccaturen deutscher Bauten von Wessobrunnern herrührt. Bis jetzt ist die Thätigkeit der Wessobrunner Stuccatoren an folgenden deutschen Orten nachgewiesen: Amberg, Andechs, Augsburg, Berlin, Bernried, Beyharting, Birkland, St. Blasien im Schwarzwald, Breslau, Bruchsal, Bruck an der Amper, Büren, Dachau, Darmstadt, Diessen, Dietramszell, Dischingen, Ettal, Ettelried, Frankfurt, Friedrichshafen, Garmisch, Grafrath, Donauwörth, Heuwinkel, Iffeldorf, Indersdorf, Ingolstadt, Isny, Issing, Kaufering, Konstanz, Landsberg am Lech, Landshut, Landstetten, München, Münster in Westfalen, Neresheim, Nymphenburg, Oberammergau, Obermarchthal, Ochsenhausen, Oderting, Offenstetten, St. Ottilien bei Türkenfeld, Partenkirchen, Polling, Raitenbuch, Regensburg, Rott, Salem, Sanssouci, Scheyern, Schleißheim, Schlehdorf, Schliersee, Schussenried, Sießen, Steinbach im Allgäu, Steingaden, Steinhausen bei Schussenried, Tegernsee, Tölz, Unterwindach, Utting, Vilgertshofen, Waldsassen, Weilheim, Weingarten, Weissenau bei Ravensburg, Wettenhausen, Weyern, Wiblingen, Wies bei Steingaden, Wiesbaden. Ferner u. a. in Einsiedeln, St. Gallen. (Näheres siehe bei Georg Hager, Die Bauthätigkeit und Kunstpflege im Kloster Wessobrunn und die Wessobrunner Stuccatoren, Oberbayerisches Archiv Band 48, 1894 S. 347 ff.)

An welchen anderen Orten lassen sich die Wessobrunner nachweisen:

a) aus der gedruckten Lokal-Litteratur,
b) aus Archivalien?

(Konservator Dr. Georg Hager, München.)

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Brendicke in Berlin W 35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 9. | Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. | 1895.

Tagesordnung der nächsten Sitzung.

604. Versammlung.

13. (7. außerordtl.) Sitzung des XXXI. Vereinsjahres:

Donnerstag, den 5. September 1895.

Wanderfahrt nach Kloster Chorin.

Die Mitglieder mit ihren Damen und Gästen versammeln sich 1 Uhr 35 Min. in der Vorhalle des Stettiner Bahnhofes (Abfahrt 1 Uhr 50 Min.), wo die Fahrkarten durch den Vereinsboten Ullrich überreicht werden. Ankunft in Chorin 3 Uhr 3 Min. Nach dem Kaffee Vortrag in der Klosterruine. Erholung im Walde. Abendtisch.

Theilnehmerkarten à 4 *M.* (einschließlich Eisenbahnfahrt, Kaffee und Abendbrot) sind bei unserem Vorstandsmitgliede Herrn Hoflieferanten Karl Gerold, Unter den Linden 24 (Cigarrengeschäft), zu haben und zwar, gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte, bis zum Dienstag, den 3. September Abends 6 Uhr.

(Es empfiehlt sich, zum Kaffee Kuchen mitzubringen.)

Die diesjährige Generalversammlung des Gesammtvereins der Deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine findet in den Tagen vom 15. bis einschließlich 18. September d. J. in Konstanz statt. Um eine recht zahlreiche Betheiligung unserer Mitglieder wird gebeten. Ein ausführliches Programm war den „Mittheilungen" Nr. 8 beigefügt.

Die verehrlichen Vorstände von Vereinen, Gesellschaften und Museen, mit welchen der „Verein für die Geschichte Berlins" in Schriftenaustausch steht, werden hierdurch freundlichst ersucht, alle Jahresberichte, Mittheilungen und sonstigen Drucksachen nicht an die Expedition unserer Vereinsschriften, Königliche Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, nicht an einzelne Vorstandsmitglieder, auch nicht nach dem Vereinslokal, dem deutschen Dom, zu senden, sondern einzig und allein zu adressiren: Herrn Geh. Archivrath B. Reuter, 1. Vorsitzender des Vereins für die Geschichte Berlins, Berlin C., Klosterstraße 76.

Die Einziehung der Mitgliedsbeiträge für das 2. Halbjahr 1895 findet durch den Vereinsboten Ullrich in den Monaten September und Oktober nebst Uebermittelung des grünen Heftes für 1895 statt. Die Beiträge der Berliner Mitglieder werden durch den Vereinsboten gegen Quittung abgeholt; die der auswärtigen und in den Vororten wohnenden Mitglieder sind spätestens bis zum 1. Oktober durch Postanweisung nebst Bestellgeld an den Vereinsboten Ullrich, Berlin C., Alte Schönhauserstr. 5, zu senden (nicht an den Schatzmeister unmittelbar, auch nicht an sonstige Vorstandsmitglieder).

Das in den „Mittheilungen" 1895 Nr. 7 S. 74 eingehend besprochene „Wanderbuch für die Mark Brandenburg und angrenzende Gebiete" bearbeitet von Dr. E. Albrecht und Dr. B. Graupe (Verlag von Alexius Kießling in Berlin) ist in 3 Theilen erschienen: I. Nähere Umgegend Berlins, II. und III. Weitere Umgegend Berlins (westliche und östliche Hälfte) und kann von den Mit-

gliedern für 4,50 ℳ durch den Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke bezogen werden. Das Buch bewährt sich bei jeder Benutzung als ein sicherer und gewissenhafter Führer, belehrt durch die Reichhaltigkeit der historischen Daten und erfreut durch die Kürze und Klarheit der Darstellung. Wir hatten jüngst Gelegenheit, in Fürstenberg-Lychen und Schwedt a. Oder es auf die Genauigkeit der Angaben zu prüfen.

Demnächst gelangt das (grüne) Heft XXXII der „Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins" für 1895 zur Ausgabe.

Es enthält folgende Aufsätze:

1. Lampert Distelmeier, kurbrandenburgischer Kanzler. Von Dr. jur. Friedrich Holtze.
2. Zu einigen, angeblich von Herrn v. Bismarck-Schönhausen herrührenden Artikeln der Kreuzzeitung aus dem Jahre 1848. Von Dr. P. Clauswitz.
3. Der Berliner Volksdialekt. (Fortsetzung der Abhandlung aus dem Jahre 1892.) Von Dr. H. Brendicke.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neues Mitglied ist aufgenommen:

Herr Dr. jur. Wilhelm Bernstein, NW. Dorotheenstr. 63/65.

Zum Eintritt ist angemeldet:

Herr Paul Maluche, Büreauvorsteher, S. Simeonstraße 25 I., vom 1. Oktober ab Alte Jakobstraße 17 III. Einf.: Herr Dr. H. Brendicke.

Wohnungsveränderungen:

Herr Paul Richter, Hofbuchbindermeister, SO. Neanderstr. 14.

" Fedor Jung (Lejeune), Apothekenbesitzer, Charlottenburg, Joachimsthalerstr. 80.

In Nr. 8 S. 75 lies Wilh. Küchenmeister, Kaufmann, Charlottenburg, Carmerstr. 7.

Gestorben:

Herr Bernhardt, B., Kaufmann und Stadtverordneter, † am 7. Juni 1895, Mitglied seit 1890.

Heinrich v. Sybel †.

Einer der vielseitigsten Geister, als Mensch, Politiker, Beamter, akademischer Lehrer, Gelehrter und Schriftsteller gleich hervorragend, der Wirkliche Geheime Oberregierungsrath, Direktor des Preußischen Staatsarchivs, Professor Dr. Heinrich v. Sybel ist am 1. August früh 4 Uhr in Marburg im Hause seines Sohnes gestorben. Nach dem Tode Leopold v. Rankes war er der größte deutsche Geschichtsforscher der Gegenwart. An seinem Grabe stand trauernd die Hochschule, die Wissenschaft, der Kreis seiner zahlreichen Schüler, vor Allem aber der Staat, das Vaterland, welches in dem Dahingegangenen einen seiner verdienstvollsten Söhne verloren!

Heinrich v. Sybel wurde am 2. Dezember 1817 in Düsseldorf geboren und absolvirte in seiner Vaterstadt seine Gymnasialstudien. Er zählte damals zu seinen Mitschülern u. A. Eduard Bendemann, den später so berühmt gewordenen Maler, und Heinrich Windscheid, den nicht minder bekannten Pandektisten. Noch nicht 17 Jahre alt, bezog er bereits die Berliner Universität. Hier waren es Ranke und der große Jurist Savigny, welche den größten Einfluß auf seinen geistigen Entwickelungsgang ausübten. 1838 wurde er promovirt. Als Doktorthese vertheidigte er u. A. — bezeichnend für seinen Beruf als Geschichtsforscher — die folgende: „Der Geschichtsschreiber soll mit Leidenschaft und persönlichem Antheil schreiben. Nicht von den Einrichtungen, sondern von den Persönlichkeiten hängen die Geschicke der Völker ab." 1841 habilitirte er sich als Privatdozent für Geschichte in Bonn und erregte schon durch seine Erstlingsschrift: „Geschichte des ersten Kreuzzuges" (1841) das größte Aufsehen; denn der Verfasser brach mit alten Ueberlieferungen und zeigte sich als ein unerbittlicher Wahrheitsfreund. Gar manchem Heiligen, wie Peter dem Einsiedler und Gottfried von Bouillon, wurde die Maske schonungslos gelüftet! Sein zweites Werk, das Ergebniß der Berliner juristischen Studien, hieß: „Die Entstehung des deutschen Königthums" und behandelte die ursprüngliche Geschlechterverfassung und die ihr folgende Uebergangszeit, als aus den Sprengstücken Urgermaniens die Keime des mittelalterlichen Staates erwuchsen. Er gerieth darüber mit dem Historiker Waitz in eine heftige, litterarische Fehde. 1844 zum ordentlichen Professor ernannt, schrieb er noch im selben Jahre sein berühmt gewordenes Buch über „den heiligen Rock in Trier", welches eine Menge

Gegenschriften hervorrief. 1846 folgte er einem Rufe an die Marburger Universität; dort verlebte er elf Jahre. Er war dort so beliebt, daß er zum Abgeordneten in die hessische Kammer und zum Mitglied des Erfurter Parlaments gewählt wurde.

Seinen Weltruhm begründete Sybel durch sein großes, fünfbändiges Werk: „Geschichte der Revolutionszeit.“ Er arbeitete daran volle 27 Jahre; 1853 erschien der erste und 1880 der letzte Band. Dieses Buch bewirkte eine wahre Umwälzung in unseren Anschauungen über die „große“ Revolution. 1856 folgte er einem Rufe des Königs von Bayern nach München; dort gründete er die „Historische Zeitschrift und die chronistische Kommission bei der Akademie der Wissenschaften“. Seit 1861 Professor in Bonn, wurde er von 1862 bis 1864 Mitglied des preußischen Landtags, 1867 nationalliberales Mitglied des konstituirenden Reichstags des Norddeutschen Bundes, 1874 wieder Mitglied des Abgeordnetenhauses, in welchem er auf Grund seiner Erfahrungen am Rhein besonders die Ultramontanen bekämpfte; doch legte er 1880 sein Abgeordnetenmandat nieder.



Heinrich v. Sybel,
Dr. jur. et phil., Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrath, Direktor der Preußischen Staatsarchive und des Geheimen Staatsarchivs.
* 2. 12. 1817 in Düsseldorf. † 2. 8. 1895 in Marburg.

1875 folgte er dem an ihn ergangenen Rufe, die Leitung des preußischen Staatsarchivs zu übernehmen. Keiner eignete sich wohl so vorzüglich für dieses Amt wie er, welcher Jahrzehnte hindurch die verschiedensten Archive des In- und Auslandes, ihre guten Seiten sowohl wie ihre Schäden, aus eigener Erfahrung kannte. Mit der Engherzigkeit der Benutzung des Staatsarchivs, über die er bisher so oft geklagt hatte, war es nun vorbei. Er schloß sich dem erleichternden System an, welches Alfred von Arneth in Wien eingeführt hatte, nur daß er darin noch viel weiter ging, namentlich was die Versendung der Akten betraf. Die Aenderung der Verhältnisse stellte gesteigerte Anforderungen an die wissenschaftliche Bildung der Beamten. Auch hier entfaltete er eine großartige Wirksamkeit. Während seiner Verwaltung erhielten neue Bauten: die Archive von Posen, Wiesbaden, Stettin und Coblenz u. s. w. Die Früchte seiner archivalischen Thätigkeit kamen auch dem Publikum zu Statten. Gleich nach seiner Ernennung erschienen seine „Publikationen aus den Preußischen Staats-Archiven“. 1878 kam der erste und 1892 bereits der 49. Band derselben heraus. Der unermüdliche Direktor veranstaltete mit allerhöchster Genehmigung die Herausgabe der „Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen“, wovon bis jetzt bereits 19 Bände herausgegeben sind. Fernere Früchte sind: „Die Akten der preußischen Verwaltung im 18. Jahrhundert“, „Die Kaiser-Urkunden in Abbildungen“.

Von weittragenden Folgen begleitet war auch eine andere Neuschöpfung Sybels. Mit Waitz-säcker und Wattenbach begründete er eine historische Station in Rom, um sich dort an der Hebung der vatikanischen Urkundenschätze zu betheiligen; Sybel wurde 1888 Vorsitzender der akademischen Kommission, die das Historische Institut leitete. Dasselbe hat jetzt ein großes Unternehmen begonnen: die Herausgabe der Nuntiaturberichte aus Deutschland im 16. Jahrhundert; bis jetzt sind drei Bände erschienen.

Man sieht schon hieraus, daß seit Sybels Wirksamkeit in Berlin sein Name mit den meisten größeren geschichtlichen Unternehmungen aufs Engste verbunden ist; hierzu kam noch seine Wirksamkeit als Vorsitzender der historischen Kommission in München, als Mitglied der Zentral-Direktion der Monumenta Germaniae und vieles

Andere. Trotz alledem fand er noch Zeit, zahlreiche bedeutsame Werke zu schreiben, unter denen „Die Begründung des Deutschen Reiches unter Wilhelm I." besonders hervorragt.

Von jeher ein eifriger Patriot, erkannte er den Beruf Preußens, die Führerrolle in Deutschland zu übernehmen, schon zu einer Zeit, als er nur wenige politische Glaubensgenossen zählte. Gegen Ende 1861 sprach er bereits das berühmte Wort: „So sicher, wie die Ströme seewärts fließen, wird es zu einem Bunde der Deutschen unter Preußens Leitung kommen." In den Zeiten des Konfliktes hat er im preußischen Abgeordnetenhause zu den entschiedensten Gegnern Bismarcks gehört, über dessen politischen Zielen damals noch ein Schleier lag. Neben Gneist, der ihm nur wenige Tage früher in den Tod vorangegangen ist, gehörte Sybel zu den schärfsten und schneidigsten Rednern der Opposition. Nach dem Kriege von 1866 wurde er ein begeisterter Anhänger des Fürsten und trat in persönliche Freundschaftsbeziehungen zu ihm. In seiner „Begründung des Deutschen Reiches" hat er Deutschlands großem Kanzler ein seiner würdiges Denkmal aufgerichtet.

Von Sybels Werk „Begründung des Deutschen Reichs" soll ein Manuskript zum achten Bande vorliegen. Leider beruht diese Angabe auf Irrthum. Der Verstorbene hatte allerdings die Abfassung eines achten Bandes in Aussicht genommen und gegenüber anderen litterarischen Plänen als seine nächste Aufgabe betrachtet. Er hat auch im Geiste daran gearbeitet, vereinzelte Vorstudien gemacht, aber ein Manuskript hat er nicht hinterlassen. Doch darf hinzugefügt werden, daß Heinrich v. Sybel, wie er überhaupt befriedigt mit dem Leben abgeschlossen hatte, so auch der Möglichkeit, vor Ausarbeitung des achten Bandes abberufen zu werden, ruhig entgegensah und für diesen Fall den Schluß des siebenten Bandes als einen schönen Abschluß des ganzen Werkes betrachtete. Eine Ansicht, die ohne Zweifel durchaus zutreffend ist. Es ist etwas Fertiges, das wir vor uns haben. Der Moment der Erzählung, wo der Verfasser sagen konnte: „Und nun ging Frankreich für eine alte Ehrenstellung, Deutschland für sein junges Dasein in den Krieg", ist wirklich ein Abschluß. Jedenfalls bildet der siebente Band auch einen glänzenden Abschluß für die Thätigkeit des Verfassers. In diesem Bande zeigt v. Sybel sich ganz auf der Höhe wissenschaftlicher Kritik, staatsmännischen Denkens und historischer Darstellungskunst.

Die Erhaltung der Denkmäler

wird, wie aus dem Programm der Generalversammlung in Konstanz hervorgeht, auch diesmal in den Sektionssitzungen den Gesammtverein beschäftigen. Ein allgemeiner Bericht zu diesem Gegenstande wird von Archivrath Dr. Grotefend (Schwerin) und Architekt P. Wallé (Berlin) erstattet werden, wie dies auch in früheren Jahren geschehen ist. Man darf aus diesem Anlaß demnach Näheres über die gegenwärtige Lage des Denkmalschutzes, d. h. über den Stand der Inventarisation der Denkmäler und die Organisation der Ueberwachung in den verschiedenen Ländern, über bedeutende im Gange befindliche Renovationen und etwaige neue Bestimmungen und Vorschläge zum Schutze der Denkmäler erwarten. Aus den früheren hier gegebenen Mittheilungen über die Versammlungen in Stuttgart und Eisenach, die an die bezüglichen Vorarbeiten des Verbandes in Metz und Schwerin wieder anschlossen, war ja schon zu ersehen, wie Vieles in weiteren Kreisen im Sinne unserer Bestrebungen noch geschehen kann. Man wird also auch in Konstanz weitere Beiträge und Anregungen für die Bedeutung und den Werth der vaterländischen Denkmäler wie für ihren Schutz erhalten.

Bei dem Interesse, welches dieser Angelegenheit in allen vaterlandsfreundlichen Schichten entgegengebracht wird, sei auf zwei Thesen besonders aufmerksam gemacht, die sich mit den Vollmachten der Konservatoren und mit der Amtsthätigkeit derselben im Nebenamte befassen.

Der erste Punkt verlangt die Zusammenstellung aller Arten von Befugnissen, die in den verschiedenen Ländern den Konservatoren beigelegt sind, um im Nothfall die Zerstörung, die Beseitigung oder Veräußerung eines Denkmals wirksam zu verhindern. Diese Frage ist keineswegs leicht zu erledigen, da in den meisten Staaten partielle Schutzbestimmungen bestehen, wonach die Denkmäler wohl den besonderen Schutz der Beamten, Geistlichen u. A. jetzt schon genießen; doch gehen in vielen Fällen deren Funktionen nicht weit genug, zumal bei der Erhaltung von Gebäuden und Kunstwerken oft hohe Werthe in Betracht kommen. Jedenfalls ist es erwünscht, einen Ueberblick über das bisher Geschehene zu erlangen.

Die Thätigkeit der Konservatoren ist nach den in einzelnen Gebieten gemachten Erfahrungen eine so rege und vielseitige, daß man aus diesem Posten bei vorhandenen Mitteln thunlichst ein

besonderes Amt schaffen sollte. Die gegenwärtige Berücksichtigung von Provinzialbeamten für diese Stellen in erster Linie aus finanziellen Gründen war in vielen Fällen gewiß sehr zweckmäßig, wird aber in der Folge den Kreis der Berufenen viel zu sehr beschränken und bei anderweitiger Inanspruchnahme die Geschäfte des Konservators erschweren. P—r.

Die ältesten märkischen Kanzler in ihren Beziehungen zu Berlin.

7. Johann Weinleben.

(Kanzler von 1541 bis 1558.)

Johann Weinleben war ein geborener Märker im Gegensatze zu seinen fünf Vorgängern, welche aus Franken oder aus Sachsen stammten; ob er aber zu Treuenbrietzen, wie meist angegeben wird, geboren ist, habe ich nicht feststellen können. Nachdem er auf der Luther-Universität Wittenberg den Magistergrad erworben, stellte ihn Kurfürst Joachim II. im Jahre 1538 als Rath mit 80 Gulden Jahressold an und übertrug ihm nach dem Tode Breitenbachs (siehe daselbst) dessen Stellung, in der Weinleben sich das Lob eines pflichttreuen, uneigennützigen, arbeitsfreudigen Beamten erworben hat, dem unsere Mark für die Förderung der Reformation und für die Pflege von Kunst und Wissenschaft zu großem Danke verpflichtet ist; wie er sich denn auch um die Neuordnung des Kirchenwesens in Berlin hervorragende Verdienste errungen hat. Die gewaltige Arbeitslast erschöpfte frühzeitig die Kräfte Weinlebens, der zu verschiedenen Zeiten mit hartnäckigen Fieberanfällen zu kämpfen hatte; schon im Jahre 1551 wurde ihm sein großer Nachfolger Lampert Distelmeier als Adlatus cum spe succedendi beigeordnet. Beide Männer traten sich freundschaftlich näher, so hob z. B. Weinleben am 24. Mai 1552 den am Tage zuvor geborenen Sohn Lamperts, den späteren Kanzler Christian Distelmeier (1588 bis 1598), in der Domkirche zu Cölln aus der Taufe. Dieses gute Verhältniß zwischen den sehr verschiedenartig beanlagten Männern gereicht beiden zur Ehre. Seit dem Jahre 1548 hatte Weinleben das Burglehn Poststraße 11 erworben, dessen Schicksale in diesen Mittheilungen bereits im Jahrgang 9 S. 84 ff. ausführlich auf Grund der Akten erzählt sind, so daß hier auf diesen Aufsatz verwiesen werden kann. Weinleben starb am 10. Februar 1558 nach längerem Siechthum, seine Wittwe Margarethe, eine Tochter des Treuenbrietzeners Hans Ohne, überlebte ihn sechs Jahre. Beide wurden in der Nikolaikirche zu Berlin bestattet; die fünf aus ihrer etwa im Jahre 1530 geschlossenen Ehe entsprossenen Kinder ließen ihnen dort ein stattliches Grabdenkmal errichten, eine lateinische Inschrift in sechs Distichen feierte die Tugenden und Verdienste des Paares. Die Grabschrift ist häufig, z. B. bei Küster „M. F. Seidels Bildersammlung" S. 48, abgedruckt; das Alabasterdenkmal, Scenen aus der Geschichte des Tobias darstellend, beschreibt Ribbeck



IOHANNES WEINLÖBI, MARCHIÆ BRANDENBURG: CANCELLARI, ICTUS, PACIFICUS, ET VIR INGENIO PRUDENTIA, CONSILIO, AC FIDE IN PATRIAM, PRÆSTANTISSIMUS. MORITUR BERLINI ANNO 1558. CANCELLARIATUS. 20.

„Ueber die neue Einrichtung der St. Nikolaikirche in Berlin" S. 67, eine Abbildung desselben geben „Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin". — Der älteste Sohn des Kanzlers Namens Johann hatte sich im Jahre 1556 mit Anna Tempelhof, der ältesten Tochter des Bürgermeisters Hans Tempelhof des Jüngeren, verheirathet; das Hochzeitsfest scheint sehr fröhlich verlaufen zu sein, denn die Chronisten jener Zeit hielten die dabei vorgefallenen Ausschreitungen der jungen Berliner Patrizier für überlieferungswerth. Dieser Johann war im Kanzleidienste thätig und starb 1583 mit

Hinterlassung eines unmündigen Sohnes Johann, der im Jahre 1600 in Kaiserlichen Kriegsdiensten unvermählt in Mähren aus dem Leben schied. Der jüngere Sohn des Kanzlers, Joachim, war Domherr zu Havelberg, wo er einige Jahre nach seinem eben erwähnten Neffen gestorben ist. Das Burglehn in der Poststraße gelangte darauf in den Besitz eines Großneffen des Kanzlers, der ebenfalls Johann hieß und es bis zu seinem Tode (1619) bewohnte. Die Wittwe dieses völlig verarmten Mannes starb 1627 als letzte Trägerin des durch den Kanzler berühmt gewordenen Namens. Daß die mittlere Tochter Anna desselben mit dem Rathe Joachim Zerer, dem Enkel des Kanzlers, vermählt gewesen, ist bereits S. 51 erwähnt worden.

Nach dem Tode Weinlebens gewann das Kanzleramt eine andere Bedeutung; sein großer Nachfolger, Lampert Distelmeier, ist deshalb besonders im Heft 32 unserer Schriften von mir behandelt worden.

Auf vielfache Anfragen sei bemerkt, daß die Königliche Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn eine Anzahl Abdrücke der sieben Kanzlerbilder und des von Lampert Distelmeier hergestellt hat, welche von den sich dafür interessirenden Mitgliedern durch unsern Hauptschriftwart unentgeltlich bezogen werden können, solange der Vorrath reicht.

Friedrich Holtze.

Besprechung von Büchern etc.

Ueber den Reichstagsbau, der in diesem Sommer von dem Verein für die Geschichte Berlins besucht wurde, sind zahlreiche, mit Abbildungen versehene Veröffentlichungen erschienen, von denen hier diejenigen von Franz Jaffé (Sonderabdruck der „Zeitschrift für Innendekoration") und von R. Streiter (Sonderabdruck des „Zentralblattes der Bauverwaltung") erwähnt sein mögen. In geringerem Umfange bietet Max Rapsilber eine Darstellung und Geschichte des Reichstagshauses mit Ansicht und Grundriß und Wallots Portrait für den Preis von 1,50 Mk. (Verlag von Georg Siemens). — Das kleine Buch ist mit Liebe und Verständniß geschrieben und kann bestens empfohlen werden, da dem Verfasser ein sehr reichhaltiges und zuverlässiges Material zur Verfügung gestanden hat. Die Mappe von Jaffé berücksichtigt mehr das Kunstgewerbe, diejenige von Streiter die Architektur.

Für unsere Wanderfahrt nach Chorin machen wir auf die Gedichte aufmerksam, die sich in der anmuthigen Sammlung „Mark Brandenburg in Sage und Lied" von unserem Mitgliede Fritz Eichberg (Verlag von F. Fontane & Co. 1894) befinden. Der nachfolgende Gruß ist neu und läßt sich mit geringen Veränderungen singen nach der Weise: „Hier sind wir versammelt" u. s. w.

Gruß an Chorin.

Wir grüßen dich jubelnd, du herrlicher Bau,
Du schönste Ruine im märkischen Gau!
Wie ragst du, zerstört selbst, so frei in die Höh',
Wie schaust du so stolz auf den träumenden See.
Mit Pfeilern und Giebeln, vom üppigen Grün
Des Epheus umrankt, sei gegrüßt uns, Chorin!

Einst scholl hier Gebet und der Mönche Gesang,
Hell lockend zur Mette die Glocke erklang;
Und hatte dem Herrgott gedient man genug,
Dann griff man voll Eifer zum Spaten und Pflug.
Die Pater, im Beten und Arbeiten stark,
Sie trugen von hier die Kultur in die Mark. —

Statt Weihrauch und Kerzen füllt heute der Schein
Der Sonne, der Waldduft die Hallen allein;
Versunken, verklungen! so rauscht jetzt sein Lied
Der Wind, der die Wipfel der Buchen durchzieht.
Im wechselnden Zeitgeist das Alte zerfällt,
Und neue Ideen bewegen die Welt. —

Mag ruhn drum, was todt, denn das Leben hat Recht!
Doch wir und auch nach uns noch manches Geschlecht
Wird ehrend bewundern, was kunstvoll erstand
Vor manchem Jahrhundert — was märkischem Land
Die Thatkraft der Mönche hat Gutes verliehn:
Ein zwiefaches Kleinod ist Kloster Chorin.

Ja, altes Gemäuer, du leitest den Blick
In ferne, bedeutsame Zeiten zurück
Und spendest zugleich auch dem Freund der Natur
Ein köstliches Bild unsrer heimischen Flur.
Drum grüßen wir froh dich, ehrwürdiger Bau,
Du schönste Ruine im märkischen Gau!

F. E.

Im Verlage der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstraße 68—71, erschien soeben eine von unserem Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke (ehemal. Einjährig-Freiwilligen im Infanterie-Regiment von Alvensleben, 6. Brandenburgischen Nr. 52 in Cottbus) verfaßte Broschüre:

Aus meinem Tagebuche,
Erlebnisse und Schilderungen aus dem Kriege gegen Frankreich 1870/71.

Angesichts der 25jährigen Wiederkehr der Gedenktage des siebenmonatigen Krieges darf als Nachklang der Begeisterung und nationalen Erhebung des deutschen Volkes ein Interesse für die damalige weltgeschichtliche Bewegung und wohl auch für persönliche Erinnerungen, die einer solchen Bewegung entstammen, bei unseren Mitgliedern erwartet werden.

Das zierlich ausgestattete Werk ist sowohl von der genannten Buchhandlung als auch von dem Verfasser für 1 Mk., geb. 1,50 Mk. zu beziehen.

Im Anschluß an das in den „Mittheilungen“ Nr. 8 veröffentlichte Programm der **Generalversammlung in Konstanz** seien noch die neuerdings eingelaufenen Thesen hier wiedergegeben:

2. Herr Königl. sächsischer Hauptstaatsarchivar Archivrath Dr. Ermisch will über die Frage referiren:

> Wie und wann sind die geschichtlichen Beinamen der deutschen Landesfürsten entstanden?

wird sich dabei aber auf die Wettiner beschränken, was wir in der Hoffnung, daß sich auch für die übrigen deutschen Fürstenhäuser sachkundige Referenten finden, ausdrücklich erwähnen. Die Frage, die schon für L. v. Ranke von Werth war, findet voraussichtlich ein weitgehendes Interesse.

3. Herr Archivrath Dr. Jacobs-Wernigerode wiederholt seine vorjährige Frage:

> In welcher Weise läßt sich eine zweckmäßige Organisirung des historischen Vereinswesens herbeiführen oder erstreben? (Jahrgang 1894 S. 90 und 102.)

4. Herr Königlicher Staatsarchivar Archivrath Dr. Prümers-Posen bringt in Anknüpfung an seine vorjährige allgemeine und von der Eisenacher Generalversammlung bejahte Frage, ob die Veranstaltung einer archivalischen Ausstellung wünschenswerth sei (s. Jahrg. 1894 S. 90, 102, 149), die Frage zur Diskussion:

> Welche Gegenstände müssen und können auf einer archivalischen Ausstellung vertreten sein?

5. Herr Archivrath Dr. Prümers wiederholt ferner eine vorjährige Frage (s. Jahrg. 1894 S. 90, 102, 149):

> Wie sind Siegel am zweckmäßigsten aufzubewahren und vor dem Verderben zu schützen?

6. Herr Architekt P. Wallé-Berlin stellt bezüglich des Denkmalschutzes folgende zwei Thesen auf:

a) Zur wirksamen Durchführung des Denkmalschutzes gegenüber einer willkürlichen Veränderung, Beseitigung oder Veräußerung von Monumenten und Kunstgegenständen ist die Ertheilung des unbedingten Einspruchsrechtes an die Konservatoren eine unerläßliche Forderung. Wie ist dieses Recht in den einzelnen Staaten geordnet?

(Mittheilungen über bestehende Bestimmungen und über eigene Erfahrungen in dieser Frage werden behufs eines kurzen Vorberichtes an die Generalversammlung gerne entgegengenommen durch Architekt P. Wallé, Berlin, Potsdamerstraße 65.)

b) Im Interesse der vaterländischen Denkmäler und ihrer Pflege ist es wünschenswerth, daß die Thätigkeit der Konservatoren keine nebenamtliche sei, daß vielmehr überall dort, wo die Verhältnisse dies erfordern und gestatten, jener wichtigen Aufgabe die ganze Kraft der berufenen Persönlichkeiten gewidmet werde.

7. Herr Professor Hildebrandt wiederholt seine der Eisenacher Generalversammlung gestellte Frage (s. das Beiblatt zur September-Nummer des Jahrg. 1894):

> Sind aus dem Mittelalter Wappenverleihungen an Juden bekannt, und welche Siegel von Semiten finden sich aus dieser Zeit in deutschen Archiven?

Nach dem Druck des Programms sind uns noch folgende Anfragen und Thesen zugegangen:

8. Für die vereinigte 3. und 4. Sektion stelle ich folgende Frage zur Berathung und erbiete mich zum einleitenden Referate, lasse jedoch gleich hier einige erläuternde Angaben folgen:

> Wie sollen der Gesammtverein und die zu ihm verbundenen einzelnen historischen Vereine sich zu den Versammlungen deutscher Historiker und zu den damit verbundenen Konferenzen von Vertretern landesgeschichtlicher Publikationsinstitute stellen? Können insbesondere die Vereine durch ihre Thätigkeit die Ziele dieser Versammlungen und Konferenzen fördern?

Erläuterung:

Die dritte Versammlung deutscher Historiker, die nach Ostern in Frankfurt a. M. tagte, hat Beschlüsse theils gefaßt, theils vorbereitet und für das nächste Jahr in Aussicht genommen, die die Thätigkeit der historischen Vereine auf das Innigste berühren. Die Berathung über die Anlage des historischen Studiums auf der Universität ist nicht von unmittelbarem Interesse für die Vereine. Dagegen sind die in der Versammlung festgestellten Grundsätze, welche bei der Herausgabe von Aktenstücken zur neueren Geschichte zu befolgen sind, für alle die Vereine von hohem Werthe, die Publikationen dieser Art vorhaben. Eine weitere auch für die historischen Vereine werthvolle Aufgabe hat sich die Versammlung gestellt auf die Frage des Prof. Dr. Kaltenbrunner-Innsbruck hin: wie zur Erforschung der neueren Geschichte eine Uebersicht über die Fundorte der periodischen Litteratur geschaffen werden könne. Es wurde der Ausschuß mit Abfassung und Versendung eines Fragebogens an die Bibliotheksverwaltungen beauftragt. Auf Grund der eingehenden Berichte sei dann zu einer Bearbeitung des Materials zu schreiten.

Eine dritte Anregung (des Oberlehrers Dr. Dobenecker-Jena) wurde als noch nicht genügend vorbereitet auf die nächstjährige Versammlung verschoben, auf deren Tagesordnung sie in der Fassung gesetzt werden soll: Welche Wünsche haben die Historiker gegenüber den Archivverwaltungen auszusprechen?

Wesentlicher berühren sich mit den Arbeiten und Zielen der historischen Vereine die Beschlüsse der Konferenz der landesgeschichtlichen Publikationsinstitute. Diese Konferenz hat ihrer nächstjährigen Nachfolgerin eine Reihe von Berathungsgegenständen überwiesen, die in der Zwischenzeit durch Referate vorbereitet werden sollen. Es sind dieses:

1. Feststellung der Bedingungen, unter denen zur gegenseitigen Vergleichung geeignete Ausgaben von Weistümern und Ertragsregistern am besten hergestellt werden können.

2. Erörterung der Verhältnisse, insbesondere der Maßstäbe, unter deren Berücksichtigung vergleichbare Bearbeitungen und Ausgaben von Flurkarten, Grundkarten (im Sinne Thudichums) und Karten zur politischen Geschichte möglich sind, sowie Erörterungen über die Kosten solcher Kartenwerke wie die zu deren Herstellung verwendbaren mechanischen Reproduktionsarten.

3. Zusammenstelluug des Materials an mittelalterlichen Stadtbüchern, das innerhalb der deutschen Gebiete vorhanden ist.

4. Zusammenstellung des Materials an Offizialatsakten wie verwandten Quellen zur Geschichte des religiösen und kirchlichen Lebens im ausgehenden Mittelalter, das innerhalb der deutschen Gebiete vorhanden ist.

5. Berathung über die Frage, inwiefern sich ein gemeinsames Vorgehen der Publikationsinstitute für die Bearbeitung verwaltungsgeschichtlicher Fragen als empfehlenswerth denken läßt.

6. Berathung über die Frage, inwiefern sich die Herausgabe nach heutiger Verwaltungseintheilung abgegrenzter Urkundenbücher empfiehlt, oder inwiefern vielmehr Urkundenbücher vorzuziehen seien, die den überlieferten Stoff eines bestimmten Institutes, eines Klosters, Stiftes, einer städtischen Verwaltung 2c., wiedergeben.

7. Auf einen Antrag von Herrn Dr. Steinhausen in Jena: Zusammenstellung der wichtigsten spezifisch kulturgeschichtlichen Quellen, deren Edition durch die einzelnen Institute wünschenswerth erscheinen könnte.

8. Sachliche und finanzielle Vorbereitung einer Ergänzung der Walther-Konerschen Repertorien von 1850 bis zur Gegenwart.

Der Punkt 2 beschäftigt schon seit einigen Jahren den Gesammtverein, Punkt 8 hat mehrfach auch Generalversammlungen zur Berathung gestanden ohne wegen der finanziellen Schwierigkeiten zu einem Resultat zu führen. Zum zweiten Punkte ist zugleich als Erläuterung der von dem zweiten Historikertage 1894 angenommene Antrag heranzuziehen, der sich direkt an die historischen Vereine wendet:

> Die Versammlung möge den historischen Vereinen, sowie den deutschen Historikern überhaupt die wissenschaftliche Unterstützung der Neubearbeitung des Spruner-Menkeschen Atlas, vor Allem der Gaukarten besonders ans Herz legen. Bereits im Jahre 1878 hat der verstorbene Menke persönlich auf der Generalversammlung zu Marburg eine Lanze für sein Werk eingelegt, allerdings, wie leider gesagt werden muß, ohne einen nennenswerthen Erfolg dadurch zu gewinnen.
>
> Archivrath Dr. Grotefend-Schwerin.

10. Von Herrn Archivar Dr. P. Zimmermann in Wolfenbüttel:

> Wie stellen sich die Geschichtsvereine bezw. Archive und Bibliotheken zu dem Sammeln von Zeitungen?

11. Von Herrn Rittmeister a. D. K. E. Grafen zu Leiningen-Westerburg in München durch gütige Vermittelung des Herrn Professors Ad. M. Hildebrandt in Berlin:

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die spitzovale Form besonders geistlicher Siegel keine zufällige ist, sondern auf ein bestimmtes Vorbild zurückgeführt werden muß.

Rath Seyler sagt in seiner „Geschichte der Siegel" S. 79: „Diese Form ist, wie Frhr. L. v. Ledebur bemerkt hat, der Gestalt der ältesten Salvatorbilder entlehnt: man pflegte nämlich die Abbildungen des verherrlichten Erlösers »mit einer ovalen oder parabolisch gespitzten Einfassung zu umgeben«."

Hierzu verweise ich auf Dr. O. Henne am Rhyn, „Kulturgeschichte des deutschen Volkes", I, S. 157, wo ein Salvatorbild wiedergegeben, d. h. Christus in solch einer „ovalen oder parabolisch gespitzten Einfassung" abgebildet und wo hierzu bemerkt ist: „Christus oben in einer Mandorla-Glorie in Form eines mandelförmig gestalteten Ovals, deren Bedeutung darauf beruht, daß die süße Frucht der Mandel im harten Kern als Sinnbild der Menschwerdung galt."

> Lassen sich zu diesen Ledebur-Seyler-Henne am Rhynschen Erklärungen, welche meiner Ansicht nach den richtigen Weg zur Lösung der Frage weisen, noch weitere Behauptungen bezw. Beweise hinzufügen?

Berichterstattungen über

1. die Angelegenheit des Denkmalschutzes (Referenten: Herr Archivrath Dr. Grotefend-Schwerin, Herr Architekt P. Wallé-Berlin);
2. die Arbeiten zur Herstellung statistisch-historischer Grundkarten (Referenten: Herr Professor Dr. v. Thudichum-Tübingen und Herr Professor Dr. Brecher-Berlin).

   Im Anschluß hieran wird Herr Professor Dr. v. Thudichum

   > „Beiträge zur historischen Geographie Süddeutschlands unter Vorlegung neuer Karten"

   geben;
3. das Ergebniß des im vergangenen Jahre beschlossenen und demnächst versendeten Fragebogens über die prähistorischen Kultusstätten (Referent: Herr Sanitätsrath Dr. Florschütz-Wiesbaden);
4. die Marbellen-Frage (Referent: Herr Sanitätsrath Dr. Florschütz-Wiesbaden);
5. die Kirchenbücher-Angelegenheit (Referenten: Herr Archivrath Dr. Jacobs, Herr Archivrath Dr. Grotefend, Herr Amtsrichter Krieg-Schlieben);

   über die Kirchenbücher-Frage beabsichtigt auch Herr Pfarrer Gmelin-Großaltdorf (Württemberg) einen Vortrag zu halten und zwar wesentlich über die statistischen und physiologischen Ergebnisse seiner diesbezüglichen Studien;
6. über die von Herrn Archivrath Dr. Prümers in Stuttgart und Eisenach (s. Jahrg. 1893 S. 74, 90, 98, 1894 S. 90, 102) gestellte Frage:

   > „Welcher Weg empfiehlt sich den historischen Gesellschaften für den Austausch und den Absatz ihrer Veröffentlichungen?"

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Brendicke in Berlin W 35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 10. | Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. | 1895.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

605. Versammlung.

14. (8. außerordtl.) Sitzung des XXXI. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 12. Oktober 1895.

Besichtigung der Baulichkeiten der Gewerbe-Ausstellung für 1896

im Treptower Park.

Die Mitglieder versammeln sich mit ihren Angehörigen um 4 Uhr Nachmittag auf dem Ausstellungsterrain an der Treptower Chausse vor Portal III, von wo aus das Ausstellungs-Komitee die Mitglieder in etwa 10 Minuten nach „Alt Berlin" führt.

Daselbst Vortrag des Herrn Architekten Hoffacker.

Am besten wird der Stadtbahnzug benutzt: Zoologischer Garten 2^{56}, Friedrichstraße 3^{9}, Alexanderplatz 3^{15}, Treptow 3^{31} Uhr; oder die Ringbahn: Potsdamer Bahnhof 2^{58}, Treptow 3^{26} Uhr.

Es wird nur den mit Einlaß-Karten versehenen Personen der Zutritt gestattet. Solche Karten erhalten unsere Mitglieder bei den Herren P. Roesner, Potsdamerstr. 138a, Ph. Leo i. F. Eduard Noack, Mohrenstr. 53 und auf schriftliches Gesuch durch Postkarte beim Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke. Das Vorzeigen der Mitgliedskarte für mehrere Angehörige genügt nicht.

---

606. Versammlung.

15. (9. außerordtl.) Sitzung des XXXI. Vereinsjahres:

Mittwoch, den 16. Oktober 1895.

Besichtigung der Königlichen Taubstummen-Anstalt

in Berlin, N. Elsasserstraße 88.

Die Mitglieder versammeln sich nebst ihren Angehörigen im Anstaltsgarten um 3¼ Uhr. Vortrag des Herrn Direktor E. Walther. Nach der Besichtigung Zusammenkunft, Rosenthalerstr. 4, im Patzenhofer Ausschank.

---

607. Versammlung.

16. (5. Arbeits-) Sitzung des XXXI. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 26. Oktober 1895, Abends 7 Uhr,

im

Rathhause, Zimmer Nr. 63.

Eingang von der Jüdenstraße.

Tagesordnung.

1. Bericht über die Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine in Konstanz.
2. Freie Besprechung über die Betheiligung des Vereins an der Gewerbe-Ausstellung 1896.

Nur Mitgliedern ist der Zutritt zu dieser Versammlung gestattet.

Oeffentliche Sitzungen des Vereins werden stattfinden am 23. November und am 7. Dezember im Bürgersaale des Rathhauses. — Arbeitssitzungen am 9. November und am 14. Dezember im Zimmer Nr. 63.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neues Mitglied ist aufgenommen:

Herr Paul Maluche, Büreauvorsteher, S. Alte Jakobstraße 17 III.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Ludwig Metzel, Dr. jur., Kammergerichtsrath, W. Potsdamerstr. 29, Gartenhaus III. Einf.: Herr Dr. jur. Holtze.
- " Fritz Krüner, Dr. phil., ord. Lehrer am Falk-Realgymnasium, W. Potsdamerstr. 16 a. Einf.: Herr Hoflieferant Ernst Mante.
- " H. Gierschner, Ingenieur, W. Bülowstraße 44 II. Einf.: Herr Rechnungsrath Winzerling.
- " Joh. Känsch, NW. Schumannstr. 1 b III. Einf.: Herr Rechnungsrath Winzerling.

Wohnungsveränderungen:

Herr P. Wallé, Architekt und Redakteur, SW. Wilhelmstraße 22.
- " Wilhelm Schindler, Hoflieferant, NW. Klopstockstraße 4.
- " Emil Kopsch, Rendant, SW. Hedemannstraße 13/14.
- " Wilh. Quanter, NW. Perlebergerstr. 26 b III.
- " Karl Schütz, Bildhauer, Friedrichshagen.
- " Dr. M. Immich, Historiker, Karlsruhe in Baden, Kaiserstr. 229.
- " Alexander Kramer, Dr. jur., Gerichtsassessor, W. Elsholtzstr. 3.
- " Albert Klapper, NW. Friedrichstr. 95 III.
- " Otto Neumann, Amtsgerichtssekretär, N. Weißenburgerstr. 29 I.

Gestorben:

Herr Cigarrenfabrikant Joh. Schrader, † am 10. Juli 1895, Mitglied seit 1893.
- " Bankier Herm. Hirschberg, † am 8. September 1895, Mitglied seit 1869.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

Der „Verein für die Geschichte Berlins" unternahm am Donnerstag, den 5. September 1895, seine letzte diesjährige Wanderfahrt nach dem Kloster Chorin. Der Mittagszug führte gegen 90 Theilnehmer in etwa einer Stunde nach der Bahnstation Chorin, von wo aus unter Führung des ersten Vorsitzenden, Herrn Geh. Archivrathes B. Reuter, die eine halbe Meile entfernt liegende Ruine des Marienklosters am Choriner See und das Domänenvorwerk Chorin zu Fuß erreicht wurden. Nachdem der Kaffee auf der Veranda der herrlich gelegenen, von Wald, Wiese und Wasser umgebenen „Neuen Klosterschänke" eingenommen war, betrat man von dem architektonisch reich gegliederten Giebel der Westfront aus die hohen Hallen der besterhaltenen Klosterruine der Mark. Gerade die Westfront baut sich als malerischer Hintergrund auf für das Denkmal, das die Forstbeamten ihren im Kriege 1870/71 gefallenen Kameraden hier errichtet haben. In dem polygon abgeschlossenen Chor der Klosterkirche, angesichts der mächtig aufstrebenden Pfeiler, welche die der Berliner Nikolaikirche bei weitem überragen, gab der Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke der Versammlung einen Ueberblick über die segensreiche praktische Thätigkeit des Cisterzienserordens seit 1098, seit welcher Zeit dieser Orden von der Loire bis zum Rhein und zur Weser, und später bis zur Elbe und Havel beharrlich vordringend gegen 2000 Klöster gründete, von denen etwa zwanzig in der Mark und der Lausitz gelegen waren. Als Zeugen dieser großen Kulturarbeit ragen noch die Reste der vom Verein bereits besichtigten Mönchsklöster Zinna (1171) bei Jüterbog, Lehnin (1180), Himmelpfort (1299) u. A. hervor, sowie die Nonnenklöster Zehdenick (1249), Friedland (1250) und Heiligengrabe (1289). In der Ukermark waren nun besonders thätig die Klöster Chorin (1273), vorher als „Mariensee" auf dem Pählitzwerder im nahegelegenen Parsteinsee 1258 begründet, ferner Himmelpfort bei Lychen (1299) und Seehausen (1300). Die Mutteranstalt der meisten dieser Klöster ist das sagenumwobene Lehnin (1180). Die durch Joachim II. 1542 säkularisirten Klöster waren später allerdings nicht mehr Sitze der Kultur, sondern wurden zu recht prosaischen, wenig beschaulichen Stätten der Agrikultur verwendet. Damit die hier eingestellten Kühe nicht von

etwa herabfallendem Mauerwerk verletzt würden — nicht aus einem architektonischen Grunde —, wurde statt des verfallenden Gewölbes, in welches bisher des Himmels Wolken hoch hineinblickten, über der Ruine der Kirche des Klosters Chorin ein hölzerner Dachstuhl (1772) errichtet. Vom Jahre 1654 bis 1662 gehörte das Kloster dem nicht ferngelegenen Joachimsthalschen Gymnasium und in den Jahren 1706 bis 1721 dienten einige Räume zur Unterbringung von Invaliden. Schinkel besuchte 1817 den Bau und auf Veranlassung des Königs Friedrich Wilhelm III. fand eine Restaurirung 1828 und neuerdings durch die Regierung statt.

Im Anschluß an diese historischen Angaben erläuterte Herr Kreisbauinspektor Scherler, der aus Angermünde herübergekommen war und mit großer Liebenswürdigkeit die Führung durch die Baulichkeiten übernahm, an der Hand eingehender Pläne und Zeichnungen den Bau im Großen und Ganzen und gab als Fachmann werthvolle Hinweise auf die Ornamente, Funde und Ueberreste, die er zu einem kleinen Museum geordnet hat. Hier befindet sich auch das Original des Verzeichnisses der sieben askanischen Markgrafen, die in der Fürstengruft beigesetzt sein sollen.

Das Kloster Chorin ist durch den Kultusminister seit einer Reihe von Jahren in den Kreis der zu restaurirenden Kunstdenkmäler des Königreichs gezogen worden. Der Vortragende ist amtlich mit der Erneuerung des alten schönen ehrwürdigen Baues betraut. Die erhaltenen Reste zeigen noch alles, was ein Kloster bieten kann, von der Kirche bis zur Küche, von der Mönchszelle bis zur Abtwohnung. Noch stehen die Umfassungswände des Langhauses der Kirche, noch zeigen sie die gebündelten Säulen, die kunstreichen Kapitäle, die Ansätze zu den Wölbungen. Aber diese selbst sind eingestürzt, nicht durch Kriegsnoth oder elementare Ereignisse, sondern sie sind von den Umwohnern eingeschlagen worden, um die Unterhaltungskosten zu sparen. Die Kirche ist eine kreuzförmige Pfeilerbasilika, die sich durch das hochgelegene Mittelschiff und durch niedrige Seitenschiffe charakterisirt. Die Altarnische ist durch sieben Theile eines Zwölfecks geschlossen. Das südliche Seitenschiff ist abgebrochen. An dieses schloß sich der offene Kreuzgang an, der den Klosterhof rings umgab und an der West- und Ostseite noch erhalten, aber durch Zwischenwände verunstaltet ist. Die Restaurationsarbeiten haben dem Aeußern der Kirche bereits ein völlig neues Ansehen verliehen. Im Innern aber ist alles noch ruinenhaft und das Balkendach erscheint nur als dürftiger Ersatz der einstigen kühnen Wölbungen. Die Meinung, daß das Kloster in zwei Perioden entstanden ist, gründet sich auf die verschiedenen Steinformate; doch ist nichts Nachweisbares vorhanden. Jedenfalls ist der ganze Bau nach einheitlichem Plan ausgeführt. Er stammt aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, während unabhängig davon ein kleinerer Bau schon im 13. Jahrhundert existirt haben muß. An die Kirche schließt sich ein östlicher und westlicher Seitenflügel an. Der östliche enthielt den Konvent, die Verwaltungs- und Bibliotheksräume und oben die Zellen der Mönche. Der westliche Flügel umfaßte eine große Vorhalle, den sogenannten Fürstensaal, mit fünf Thüren und zwei noch heute gut erhaltenen Säulen, die das Kreuzgewölbe tragen. Der Raum hat lange Zeit Brennereizwecken gedient. Herr Bauinspektor Scherler hat 80 cm unter dem Fußboden einen zweiten, den wirklichen alten Fliesen-Fußboden entdeckt. Die Basis der Säulen und der Thüren ist bis zu diesem hinab regelrecht bearbeitet. Dagegen zeigen die Wände unregelmäßige Schichtung von Findlingen. Wahrscheinlich wurden einst diese häßlichen Stellen durch umlaufende Bänke verdeckt. An den Vorsaal schließt sich das Refektorium, dessen sieben Säulen zerstört sind und in den nächsten Jahren erneuert werden sollen. Die sich anschließende hohe gewölbte Küche, die sehr häufig von Malern als Urbild einer gothischen Klosterküche benutzt worden ist, ist noch gut erhalten, doch senkt sich jetzt ihre Giebelwand, und alle Mittel, sie zu stützen, scheinen fruchtlos zu sein. Der östliche Flügel läuft in eine Kapelle aus, die, im vorigen Jahrhundert durch einfache Holzbauten ergänzt, gegenwärtig zum evangelischen Gottesdienst benutzt wird. Verschiedene andere Räume dienen dem Forstmeister und den Forstleuten zur Wohnung. — Sämmtliche Gebäude des Klosters sind mit Ausnahme der Kirche mit schönen regelmäßig gewölbten Kellern versehen. Ein Theil der mehrhundertjährigen Epheupflanzen, die das Gemäuer bedecken, ist leider vor zwei Jahren bis in die Wurzeln erfroren.

Auch einige Garde-Offiziere, die vom nahen Manöverfeld einen Ausflug gemacht hatten, wohnten den Vorträgen bei. Um Mitternacht erst fuhren die Mitglieder nach Berlin zurück, nachdem man am klaren See in der alten Klosterschänke einen Labetrunk genossen und in der neuen Klosterschänke das Abendbrot eingenommen hatte.

Die Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Konstanz,

über welche demnächst ausführlicher berichtet werden soll, ist, wie man uns mittheilt, von Berlin aus verhältnißmäßig gut besucht gewesen. Außer dem Vorsitzenden, Herrn Geh. Archivrath Reuter, nahmen von dem „Verein für die Geschichte Berlins“ noch folgende Mitglieder Theil: Herr Professor Dr. Brecher, der einen der Hauptvorträge („Die Hohenzollern und das Konstanzer Konzil“), sowie ein Referat über die Frage der historisch-statistischen Grundkarten übernommen hatte; Herr Architekt P. Wallé, der im Auftrage des Ausschusses über die Lage des Denkmalschutzes in Deutschland einen ausführlicheren Bericht zu erstatten hatte; ferner Herr Konsul Wellnitz, als Delegirter für den Touristen-Klub der Mark Brandenburg; Herr Amtsrichter Dr. Béringuier als Delegirter des Vereins „Herold“, diese Herren hatten sämmtlich die Ehre, Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin von Baden vorgestellt zu werden. Von unseren Vereinsmitgliedern waren unter den alten Getreuen auch die Herren Kaufmann Wegener, Zimmermeister Blanke und Hofphotograph F. Albert Schwartz wieder vertreten, von denen der letztere eine sehr hübsche und werthvolle Ausstellung von Aufnahmen aus Konstanz und der Umgebung des Bodensees im Museum veranstaltet hatte und während der diesmaligen Tagung neue Aufnahmen aus dem Innern des prächtigen Münsters vornahm. Außerdem befanden sich aus Berlin in der Präsenzliste die Herren Geh. Regierungsrath Gaupp vom Verein „Herold“ und Oberstlieutenant v. Möschke. – Die Befürchtung, daß die Betheiligung an diesem Geschichtstage in der äußersten Ecke von Deutschland eine geringere sein werde als z. B. im vorigen Jahre in dem so zentral gelegenen Eisenach, hat sich nicht bestätigt; die Zahl der Theilnehmer war nahezu die doppelte (158 gegen 80) und auch die Zahl der vertretenen Vereine betrug 27 gegen 19. Der Empfangsabend im Vereinshause St. Johann verlief äußerst anregend, die Vorträge, die sämmtlich in Anwesenheit der Frau Großherzogin von Baden und zahlreicher Regierungsvertreter gehalten wurden, füllten jedesmal das Theater bis zum letzten Platze und auch in den Sektionen wurde sehr fleißig gearbeitet. Daneben war, abgesehen von der Besichtigung der Denkmäler und Bauten von Konstanz, Großes zu leisten: Montag Festdiner im Inselhotel, Abends Bankett der Stadt im Konklavesaal, Dienstag Fahrt nach der Insel Reichenau und zur Ausstellung in Stein (mit großem Ehrentrunk), Mittwoch Frühstück vom Großherzoglich badischen Ministerium, dann Festfahrt zum Schlosse Mainau, Empfang im Großherzoglichen Schlosse, Fahrt nach Ueberlingen und um den Bodensee und Abends Beleuchtung der Stadt Konstanz!!! –

Die Berliner, von denen die meisten, wie die Herren Reuter, Béringuier, Schwartz, Blanke, Wellnitz und Wegener, ihre Damen als Theilnehmerinnen in die Liste eintrugen, bildeten in dem großen, von herzlicher Stimmung getragenen Schwarm eine kleine Kolonie, an welche gern der Anschluß genommen wurde. Der Verein wurde für die Geschäftsleitung zum zehnten Male einstimmig wiedergewählt, wofür er sich hoffentlich im nächsten Jahre durch möglichst rege Theilnahme an der Generalversammlung in Wernigerode erkenntlich zeigt. So manchem wird es ja leicht sein, eine Erholungs- oder Ferienreise so zu legen, daß er Mitte September den schönen Harz berührt, für dessen Besuch die Veranstaltungen in den Händen des Archivraths Dr. Jacobs liegen werden. Den Mitgliedern wird es noch angenehm sein, zu erfahren, daß für die Sonderabdrücke der Berichte aus dem „Korrespondenzblatt“ von jetzt ab wieder das alte handlichere Oktavformat gewählt wurde. Wegen alles Uebrigen muß unter Hervorhebung des großen Entgegenkommens der Staatsregierung, der Stadt und des Bodenseevereins auf den demnächstigen Bericht unseres Vorsitzenden in der Arbeits-Sitzung des Geschichtsvereins vom 26. Oktober verwiesen werden. — p. t. r. —

Alt Berlin.

Im Anschluß an unsere Veröffentlichung in den „Mittheilungen“ 1895 Nr. 7 bringen wir über das Fortschreiten der baulichen Thätigkeit in „Alt Berlin“ unseren Mitgliedern Folgendes zur Kenntniß, indem wir dem Bedauern Ausdruck geben, daß die uns erst kürzlich übermittelte riesengroße Skizze für unsere Zwecke sich als unverwendbar erwies und wir daher erst in Nr. 11 in der Lage sein werden, einen verkleinerten anschaulichen Situationsplan von „Alt Berlin“ mit Bezeichnung der einzelnen Baulichkeiten zu geben:

Den Besuchern der Bauplätze im Treptower Park bietet sich schon ein pittoresker Anblick am Karpfenteiche dar, woselbst die Schaustellung beginnt. Eine auf Pfählen ruhende lange Zug-

brücke, die den Haupteingang zu Alt Berlin bildet, führt durch ein gothisches Thorgebäude, zu dessen linker Seite der 35 m hohe Spandauer Thurm liegt. Rechts befindet sich die Brauerei „Zum heiligen Geist" mit einer auf den Karpfenteich hinausgehenden Terrasse, welche Raum für 500 Personen bietet und einen weiten Blick auf die Gewerbe-Ausstellung gewährt.

Hieran schließt sich die Heiligegeistkirche, die dem Original nachgebildet ist; das Innere derselben, ein Raum von über 100 qm, ist den Mitgliedern unseres Vereins unentgeltlich zu einer Ausstellung ihrer Kunstgegenstände, die sich auf das alte Berlin beziehen, zur Verfügung gestellt, und es läßt sich hoffen, daß das Innere der Kirche, durch rege Betheiligung unserer Mitglieder, eine Hauptsehenswürdigkeit von Alt Berlin werden wird.

Bezüglich der Ueberwachung, Versicherung ꝛc. der auszustellenden Gegenstände werden noch weitere Verhandlungen mit den Unternehmern gepflogen, welche sich bereit erklärt haben, diese und ähnliche Leistungen ihrerseits zu übernehmen.

Durch die Spandauerstraße gelangt man zum ehemaligen Rathhause, das nebst der alten Gerichtslaube in vollständiger Naturtreue entstehen wird.

Wie aus der Tagesordnung der 605. Versammlung ersichtlich, ist eine Zusammenkunft unserer Mitglieder am 12. Oktober auf den Bauplätzen Alt Berlins festgesetzt, bei welcher Gelegenheit Herr Architekt Hoffacker einen Vortrag über das ganze Unternehmen halten wird.

Dr. Br.

Ein unbekanntes Porträt der Königin Luise.

Durch die Güte der Buch- und Kunsthandlung der Herren v. Zahn & Jaensch in Dresden erhalten wir Kenntniß von dem Vorhandensein eines unseres Wissens noch nie veröffentlichten Porträts der Königin Luise, das wahrscheinlich, da die Ueberschrift „Luise Königin v. Preußen geb. 1776, † 1810" aus späterer Zeit stammt und der Rand bis unter die Umrahmung hinweg Bemalung zeigt, ursprünglich einen größeren Umfang hatte, also vielleicht als Hüftbild gedacht war. Das in lichten Farben dargestellte Bild (die Königin hat hier hochblonde Haare, recht frischen Teint, ein lilaseidenes Kleid) ist nebst Umrahmung verkäuflich. Wir machen an dieser Stelle gern noch einmal darauf aufmerksam, daß es eine sorgfältig bearbeitete Skizze aller Porträt-Darstellungen der Königin Luise von Herrn Polizei-Lieutenant Schmidt-Neuhaus giebt und daß alle Stätten der Erinnerung an die Königin Luise in Berlin zusammengestellt worden sind von unserem Mitgliede Herrn Rektor P. Bellardi.



Dr. Br.

Von unserem früheren Mitgliede, Herrn Stadtgerichtsrath Adolf Fälligen († 1880) stammt folgende packende Dichtung, die uns behufs Abdruck zur Verfügung gestellt wird, da das als Flugblatt erschienene Gedicht wohl sonst nicht mehr aufzutreiben ist und als ein hübscher Beitrag zur Poesie der Jahre 1870/71 gelten darf, die jetzt nach 25 Jahren anmuthig wieder erklingt:

„Don Malaparte."

Lustiges Kriegslied.

Der deutschen Armee gewidmet.

(Nach der Melodie: Ich nehm' mein Gläschen in die Hand, Vive la compagnia.)

Don Malaparte rückt ins Feld,
Diese Kriegs-Hyäne,
Die Turkos und Zuaven hält,
Mac Mahon*) und Bazaine.
Mac, Mac, Mac, Mac, Hoppsassa!
Mac, Mac, Mac, Hurrah! Hurrah!
Mac Mahon und Bazaine!

Eugenchen lockt, der Lulu kräht
Laut am Strand der Seine,
Napolium machet Gloire verdreht,
Mac Mahon und Bazaine!
Mac, Mac, Mac, ꝛc.

Adieu, Madame, adieu, mon fils!
Sparet jede Thräne!
Ick seh' die Preuß', ick schlage sie
Mit Mac und mit Bazaine!
Mac, Mac, Mac, ꝛc.

In vierzehn Tagen werd' ick ziehn,
Schnell vom Strand der Seine,
En grrrande parade nach Berlin
Mit Mac und mit Bazaine!
Mac, Mac, Mac, ꝛc.

Es schießt mit Mitrailleusen toll
Diese Blut-Hyäne,
Wir hau'n den Chassepotpot ihr voll,
Mac Mahon und Bazaine!
Mac, Mac, Mac, ꝛc.

Im Elsaß glüht es blutig roth,
Blutig in Lorraine,
Dort schlugen wir den Franzmann todt,
Trotz Mac und trotz Bazaine.
Mac, Mac, Mac, ꝛc.

Es stürmt das Heer wie Meeresfluth
Donnernd bis zur Seine!
Gefangen sitzt die Höllenbrut,
Louis, Mac, Bazaine.
Donn're, donn're, Hoppsassa!
Donn're donn're, Hoch! Hurrah!
„Elsaß und Lorraine!"

Es donnert nach Paris hinein,
Bis zum Strand der Seine:
„Der Rhein muß frei, muß unser sein,
Elsaß und Lorraine!"
Donn're donn're, ꝛc.

Was kraucht auf Wilhelmshöh herum?
Ist das Mac? Bazaine?
Das ist ja gar Napolium,
Beißt sich in die Zähne!
Donn're, donn're, Hoppsassa!
Donn're, donn're, Hoch! Hurrah!
Beißt sich in die Zähne!

An dreimalhunderttausend Mann
Sitzen in der Falle,
Und uns're Sieger ruhen dann
In der Ruhmeshalle!
Donn're, donn're, Hoppsassa!
Donn're, donn're, Hoch! Hurrah!
In der Ruhmeshalle!

*) Ist Mann zu sprechen.

Besprechung von Büchern etc.

Mittheilungen des Historischen Vereins für Heimathkunde zu Frankfurt a. O., Heft 18 bis 20, herausgegeben von Professor Schwarze (Druck der Königl. Hofbuchdruckerei Trowitzsch & Sohn).

Die genannten „Mittheilungen" enthalten zunächst vom Landgerichts-Direktor F. Bardt das dritte Verzeichniß über die Münzsammlung des Vereins; darin werden die aus dem Vermächtniß des verstorbenen Bankiers E. Mende stammenden Münzen beschrieben, an Zahl etwa 300, unter diesen manch werthvolle Stücke, so daß durch diesen Zuwachs die Sammlung nunmehr eine Uebersicht über das Münzwesen der Mark von Przibislaw bis zur Gegenwart zu gewähren im Stande ist. Weiter wird von demselben Verfasser die Frage über das Münzrecht der Bischöfe von Lebus eingehend erörtert, und gegen andere Forscher in negativem Sinne beantwortet. — Auf sorgfältiger Sammlung und Verarbeitung des vorhandenen Materials beruht eine vom Lehrer Nitschke verfaßte Geschichte der alten Oderbrücke, die bald nur noch in der Erinnerung fortleben wird, nachdem sie etwa 600 Jahre lang den Verkehr über die Oder vermittelte, den Wohlstand der Stadt begründen half, ihr aber auch große Opfer auferlegte, wenn sie, sei es durch elementare Gewalten oder der Feinde Hände beschädigt, kostspielige Reparaturen nöthig machte. Als Nachtrag zur Geschichte der Brücke gedenkt Herr Nitschke noch des einst mit dieser und dem Brückenzoll in naher Beziehung stehenden Wachtpostens auf der unweit des Roth-Vorwerks gelegenen Kuhburg, von welcher jetzt nur noch wie eine dunkle Sage der Vorzeit in die Gegenwart hineinklingt. Ein weiterer Artikel des Herrn Nitschke schildert dann kurz die Drangsale Frankfurts beim Durchzug der Franzosen nach und von Rußland in den Jahren 1812 bis 1813. — Archidiakonus Schlobach-Finsterwalde theilt einige auf Frankfurt sich beziehende Abschnitte mit aus den Aufzeichnungen des Pfarrers Michael Frank, welche sich in einem Manuskript der Zittauer Rathsbibliothek finden. Geboren 1567 in Gusow, besuchte Michael später, als sein Vater die Pfarre in Tzschetzschnow erhielt, die Stadtschule in Frankfurt, dann die Universität; während seiner Studienzeit unternahm er von hier vier weite Reisen, die er beschrieben hat. Später amtirte er in der Lausitz in mehreren Pfarren, zuletzt in Berzdorf bei Görlitz, wo er 1628 starb. — Im letzten Aufsatz berichtet Professor Schwarze über die vorzugsweise aus dem 16. Jahrhundert stammenden Oelgemälde der Marienkirche. Vor dem Einsturz des südlichen Thurmes der Kirche (1826) waren sie im Schiff derselben aufgehängt; nach der unter Schinkels Leitung vorgenommenen Herstellung der inneren Kirchenräume wurden die vielfach beschädigten und mit Staub überzogenen Bilder auf dem sogenannten Martyrchor (über den Sakristeien) untergebracht. Im Jahre 1877 übernahm der

historische Verein deren Restaurirung, welche sie durch das von Herrn Mühle angewandte Pettenkofersche „Regenerationsverfahren“ (nicht durch Uebermalung) im alten Glanze der Farben wieder aufleben ließ; die zwanzig restaurirten, nicht bloß für die Kunstgeschichte, sondern auch für die Geschichte einzelner alter Frankfurter Familien interessanten Bilder haben nunmehr ihren Platz auf dem hohen und lichtvollen Martyrchor wieder erhalten. Als Anhang zu der Beschreibung der einzelnen Oelgemälde ist noch eine Abbildung der Marienkirche aus dem Jahre 1691 von Johann Stridbeck beigegeben, welche natürlich die beiden Thürme mit dem umgebenden Kirchplatz — und zwar noch als Kirchhof, als welcher er erst 1729 geschlossen wurde — mit den Grabsteinen zeigt.

Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins. Heft XXXII. 142 S. Berlin 1895. In Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Preis 3 Mk.

Das soeben zur Ausgabe gelangte Heft XXXII der Schriften unseres Vereins enthält drei längere Aufsätze. In dem 1. Aufsatz (S. 1 bis 98) bietet unser zweiter Vorsitzender Dr. Holtze eine Lebensbeschreibung des „Lampert Distelmeier, kurbrandenburgischen Kanzlers“ (geb. 23. Februar 1522 zu Leipzig, gest. 12. Oktober 1588 zu Berlin). Nachdem in eingehendster Weise die Quellen für die Biographie dieses berühmten märkischen Rechtsgelehrten und Justizbeamten gewürdigt sind, und hierbei namentlich Gundlings hierher gehöriges von anderen Forschern stark benutztes Werk als ziemlich werthlos nachgewiesen ist, wird uns in ausführlicher Darstellung ein chronologisch geordnetes Bild vom Lebenslaufe des Kanzlers Distelmeier entrollt. Zuerst wird seine Thätigkeit bis zum Eintritt in den brandenburgischen Dienst und dann als Rath, später Kanzler Joachims II. und endlich als Kanzler Johann Georgs geschildert. Gleichzeitig erhalten wir, wie dies bei dem Verfasser selbstverständlich ist, interessante Einblicke in das Rechts- und Kulturleben der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Besonders reizvoll erscheinen dem Unterzeichneten die Bemerkungen S. 6 und 7 über die Gestaltung der damaligen Institutionen-Vorlesungen, und die S. 55 befindliche Mittheilung, daß sehr Vieles in Scheplitz' noch jetzt oft benutztem Werke auf Distelmeier zurückgeht, und dieser so dem märkischen Rechte den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat. Endlich sind noch besonders bemerkenswerth die ausführliche Schilderung des Begräbnisses Distelmeiers und die sehr eingehende Besprechung seines Testamentes. Diestelmeier selbst erscheint in der Arbeit als ein „internationaler, gemietheter Doktor“, welcher treu einem gut zahlenden Herrn diente, bis er einen anderen, noch besser zahlenden fand: so erst im Dienste der Stadt Bautzen und dann als Rath und Kanzler in brandenburgischen Diensten. S. 34 folgende wird der wichtigste Theil der diplomatischen Thätigkeit Distelmeiers erörtert (wodurch allein er in weiteren Kreisen bekannt ist), nämlich die Sicherung der Stellung Brandenburgs im Erzstifte Magdeburg und das Erreichen der Mitbelehnung über das Herzogthum Preußen. Auch dieses mit einem Bilde des Kanzlers und einem trefflichen Register versehene Werk Holtzes wird ein bleibender Baustein zur märkischen Rechtsgeschichte sein.

Der zweite Aufsatz von P. Clauswitz (S. 99 bis 114) ist kein abschließendes Werk, sondern nur eine Studie, nennt sich deshalb auch nur sehr richtig „Zu einigen angeblich von Herrn v. Bismarck herrührenden Artikeln der Kreuz-Zeitung aus dem Jahre 1848“. Der Verfasser untersucht, ob zwei Artikel vom 5. August und ein dritter vom 15. August 1848, in welchen dem Minister Hansemann vorgeworfen wurde, er habe gegen den englischen Gesandten ausgesprochen, „daß man erst alle Stände auch dem Vermögen nach gleichmachen müsse, ehe die Freiheit sich entwickeln könne“, und Hansemann habe „vor einigen Tagen sein ganzes Jahresgehalt auf ein Jahr praenumerando erhoben“, wirklich von Bismarck herrühren. Clauswitz will aber selbst dem Urtheil der Leser nicht vorgreifen und kommt nur zu dem Resultate, daß die äußeren Umstände nicht widersprechen. Er vermuthet ferner dann, einige andere Artikel der Kreuz-Zeitung aus jener Zeit könnten auch auf Herrn v. Bismarck zurückgehen.

Der letzte Aufsatz (S. 115 bis 142) endlich, „Der Berliner Volksdialekt“ von Dr. Brendicke, ist eine Fortsetzung einer Abhandlung desselben Verfassers im Heft XXIX unserer Schriften. Auf 28 Seiten bringt Brendicke in übersichtliche Abtheilungen geordnete Proben des Berliner Dialektes, die jeden Berliner und manchen Anderen, der für Berliner Art Verständniß hat, erfreuen werden. Die Bemerkung Brendickes, die Berichte unserer Tagesblätter über Gerichtsverhandlungen enthielten „oft Unrichtiges, meist Uebertriebenes und neben Wahrheit viel Dichtung“, ist sehr richtig, wie jeder Kenner der Verhältnisse bestätigen wird. Aus dem von Brendicke so reichlich Gebotenen hier einzelne Proben herauszugreifen, dürfte schwierig sein. Wir empfehlen, den ganzen Aufsatz zu lesen.

Dr. iur. Kramer.

Aus dem Leben Kaiser Wilhelms. 1849 bis 1873. Von L. Schneider, weil. Geh. Hofrath und Vorleser Sr. Maj. des Kaisers Wilhelm. Mit dem Bildniß des Kaisers und einem Autogramm. 1888. 3 Bände. Verlag von Karl Siegismund in Berlin W.

Das großartig angelegte biographische Werk über die hehre Gestalt des Königs und Kaisers, verfaßt von dem früheren Vorsitzenden unseres Vereins, ist den weitesten Kreisen als eine lautere Quelle geschichtlichen Materials bestens bekannt. Die vorgeführten 25 Jahre sind wohl unleugbar die großartigsten und interessantesten aus dem Leben des ersten Deutschen Kaisers nach der Wiedergeburt des Reiches. Für die Mitglieder unseres Vereins wird dieses Interesse noch dadurch erhöht, daß die Belegstücke und urkundlichen Beweise einer großen Zeit vorgeführt werden durch den langjährigen Vorsitzenden, Gründer und Träger des Vereins, zu dem alle älteren Mitglieder, die den lebhaften Charakter und liebenswürdigen Menschen persönlich hochschätzten und verehrten, gern aufblickten. Das klassische Werk, das bisher etwa 40 Mk. kostete, wird bis auf Weiteres durch unser Mitglied, Herrn Karl Siegismund, Mauerstr. 68, für 9 Mk. (gebunden in drei Prachtbänden) abgegeben. Wer auch nur einen Theil dieser 25 Jahre miterlebt hat, wird sich mit Freude und Genugthuung in diese lebenswahren Schilderungen zurückversetzen.

Dr. Br.

„Deutsche Rundschau." Verlag der Deutschen Rundschau in Berlin W. 35, Lützowstr. 7. Septemberheft.

Paul Heyse veröffentlicht im Septemberheft eine kleine Novelle „Der Dichter und sein Kind", die in ihrem feinen Humor und ihrer liebenswürdigen Natürlichkeit als eine erquickende Gabe des gefeierten Novellisten gelten darf. Zu ihr bildet eine neue „türkische Geschichte" von Rudolf Lindau durch ihren orientalischen Charakter und ihre märchenhafte Farbenpracht einen anmuthenden Gegensatz. Um diese beiden belletristischen Beiträge gruppiren sich eine lange Reihe kürzerer und längerer Aufsätze aus den mannigfaltigsten Gebieten unseres Geisteslebens. General v. Verdy du Vernois setzt seine „persönlichen Erinnerungen an den Krieg von 1870/71" fort, Wilhelm Lang beendet seine Mittheilungen „Aus Karl Friedrich Reinhardts Leben" durch die Schilderung der Ereignisse am Bundestag in Frankfurt a. M.; der Geschichte und Kulturgeschichte unserer unmittelbaren Gegenwart widmet Vizeadmiral Batsch einen Artikel, indem er sich über den „Kaiser-Wilhelm-Kanal und seine Bedeutung" äußert; in einer liebevoll entworfenen Charakteristik hält Ernst Curtius das Bild des heimgegangenen Archäologen Gustav Hirschfeld fest, zu Eduard Hanslicks siebzigstem Geburtstage steuert Karl Krebs eine warme Würdigung der Verdienste des berühmten Wiener Musikkritikers bei. Noch ein zweiter Beitrag zur Musiklitteratur ist in diesem Hefte enthalten: Von Theodor Billroths nachgelassener Schrift: „Wer ist Musikalisch?" wird ein dritter Abschnitt zum Abdruck gebracht. Mehrere Buchbesprechungen bemerkenswerther Neuerscheinungen schließen sich diesen Beiträgen an. So wird in einem fesselnden Essay: „Bekenntnisse eines protestantischen Landpredigers" ein neueres Werk zur Beleuchtung des Geisteslebens auf dem Lande verwerthet, so urtheilt L. Bamberger über Arthur Chuquets soeben veröffentlichtes Buch, das sich mit dem Kriege von 1870/71 beschäftigt. Für den neuen Jahrgang der „Deutschen Rundschau" werden die erlesensten Beiträge in Aussicht gestellt.

Kießlings Berliner Verkehr. Winter 1895/96. Preis 30 Pfg. Verlag von Alexius Kießling. SW. Kleinbeerenstraße 26.

Von „Kießlings Berliner Verkehr", dem bewährten rothen Westentaschen-Kursbuch sämmtlicher Berliner Verkehrsmittel, erschien pünktlich die Winter-Ausgabe. Die übersichtlich nach Bahnen geordneten Eisenbahnfahrpläne sind derartig erweitert, daß sie für Touren in der Mark Brandenburg und den angrenzenden Gebieten vollkommen ausreichen; die Ende Oktober in Kraft tretenden Pferdebahnpläne weisen auf 7 Linien wesentliche Kurs- und Tarifänderungen nach, ebenso die der Omnibus, Dampfstraßen und elektrischen Bahnen. Der Stundenplan der Sehenswürdigkeiten ist dem Büchlein wieder einverleibt worden. Der praktisch und gewissenhaft bearbeitete „Kleine Kießling" verdient nebst seiner Ergänzung „Kießlings Taschenplan von Berlin" (20 Pfg.), der in der neuen Ausgabe durch Rothdruck der bebauten Flächen sehr übersichtlich geworden ist, die beste Empfehlung.

Die in den „Mittheilungen" 1895 Nr. 3 bis 9 veröffentlichten **Porträts der ältesten märkischen Kanzler:**

1. Heintze v. Kracht (1440 bis 1444),
2. Friedrich Sesselmann (1445 bis 1483),
3. Sigismund Zerer (1483 bis 1509),
4. Sebastian Stublinger (1509 bis 1529),
5. Wolfgang v. Ketwig (1529 bis 1540),
6. Georg v. Breitenbach (1540),
7. Johann Weinleben (1541 bis 1558),
8. Lampert Distelmeier (1558 bis 1588),

sind auf Anregung unseres Mitgliedes Dr. jur. Fr. Holtze in Sonderabdrücken auf gutem Karton hergestellt und vortrefflich gelungen. Wer Porträt-Sammler ist und die interessante Kollektion zu besitzen wünscht, wolle dies dem Hauptschriftwart Dr. Brendicke mittheilen, der noch eine kleine Anzahl zur unentgeltlichen Vertheilung in Bereitschaft hat.

Die Einziehung der Mitgliedsbeiträge für das 2. Halbjahr 1895 wird durch den Vereinsboten Ullrich in dem Monat Oktober nebst Uebermittelung des grünen Heftes für 1895 fortgesetzt.

Die verehrlichen Vorstände von Vereinen, Gesellschaften und Museen, mit welchen der „Verein für die Geschichte Berlins" in Schriftenaustausch steht, werden hierdurch freundlichst ersucht, alle Jahresberichte, Mittheilungen und sonstigen Drucksachen nicht an die Expedition unserer Vereinsschriften, Königliche Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, nicht an einzelne Vorstandsmitglieder, auch nicht nach dem Vereinslokal, dem deutschen Dom, zu senden, sondern einzig und allein zu adressiren: Herrn Geh. Archivrath B. Reuter, 1. Vorsitzender des Vereins für die Geschichte Berlins, Berlin C., Klosterstraße 76.

Am Mittwoch, den 9. Oktober 1895, Abend 7½ Uhr wird die Klaviervirtuosin Fräulein Maria Leo, die jüngere Tochter unseres geschätzten Mitgliedes Herrn Philipp Leo, die bekanntlich mehrfach ihre künstlerische Kraft dem Verein zur Verfügung gestellt hat, im Bechsteinschen Saale, Linkstraße 42, ihr erstes öffentliches Konzert geben. Die Mitglieder unseres Vereins erhalten Einlaßkarten à 1, 2 und 3 Mk. durch Herrn Ernst Winterfeld, Nostizstr. 47. Für den öffentlichen Verkauf sind Karten zu 4, 3 und 2 Mk. bei Bote & Bock, Leipzigerstraße, zu haben.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Brendicke in Berlin W 35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 11. | Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. | 1895.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

608. Versammlung.

17. (6. Arbeits-) Sitzung des XXXI. Vereinsjahres: Außerordentliche Hauptversammlung

Sonnabend, den 9. November 1895, Abends 7 Uhr,
im
Bürgersaale des Rathhauses.

Tagesordnung.

1. Bericht über die Betheiligung des Vereins an der Ausstellung „Alt Berlin“ auf der Gewerbeausstellung 1896.
2. Statuten-Aenderungen (s. Mitth. Nr. 11 S. 103).

§. 15 des revidirten Statuts vom 26. November 1881: „Zu den Hauptversammlungen haben nur Mitglieder Zutritt. Zur Beschlußfähigkeit der Hauptversammlungen ist die Anwesenheit von mindestens 50 Mitgliedern erforderlich ꝛc.“

---

609. Versammlung.

18. (7. Arbeits-) Sitzung des XXXI. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 23. November 1895, Abends 7 Uhr,
im
Bürgersaale des Rathhauses.

Vortrag des Herrn Baumeisters Dr. D. Joseph: „Kunst und Künstler unter der Regierung des Großen Kurfürsten.“

Für die Mitglieder und deren Damen werden die ersten Reihen der Mittelplätze bis zum Beginne des Vortrages freigehalten. Um pünktliches Erscheinen wird gebeten.

An jedem Sonnabend, an welchem weder eine öffentliche noch eine Arbeitssitzung stattfindet, treffen die Mitglieder in dem zur ebenen Erde belegenen Vereins-Zimmer im Deutschen Dome auf dem Gendarmenmarkte (Aufgang von der Taubenstr.) Nachmittags von 6 bis 8 Uhr gesellig zusammen. Bibliothek und Archiv, welche sich gleichfalls im Deutschen Dome befinden, sind ebenda durch Vermittelung des Archivars und Bibliothekars zugänglich.

Statuten, Mitgliedskarten, Anmeldeformulare für neue Mitglieder sind jederzeit vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke, Berlin W. 35, Kurfürstenstraße 41 I, zu beziehen. Die Anmeldeformulare sind deutlich und vor allen Dingen vollständig auszufüllen, sonst verzögert sich die Aufnahme und die Zusendung der Vereinsschriften.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Ludwig Metzel, Dr. jur., Kammergerichtsrath, W. Potsdamerstr. 29, Gartenhaus III.
- " Fritz Krüner, Dr. phil., ord. Lehrer am Falk-Realgymnasium, W. Potsdamerstr. 16 a.
- " H. Gierschner, Ingenieur, W. Bülowstraße 44 II.
- " Joh. Ränsch, NW. Schumannstr. 1 b III,

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Paul Staedtefeld, Kaufmann, NO. Georgenkirchstr. 6. Einf.: Herr Hans Schulze.
- " Hugo Brendicke, Kaufmann, C. Klosterstraße 93 III. (Sendungen: Kaiser Wilhelmstr. Ecke). Einf.: Herr Dr. H. Brendicke.
- " Carl Bierbach, Steindruckereibesitzer, SO. Naunynstr. 38. Einf.: Herr Dr. H. Brendicke.
- " Wieprecht, Dr. jur., Gerichts-Assessor, W. Bülowstr. 102 Einf.: Herr Dr. jur. Fr. Holtze.
- " Wilhelm Engel, Kaufmann, SW. Tempelhofer Ufer 23a. Einf.: Herr Dr. H. Brendicke.
- " A. Meydenbauer, Dr. phil., Geh. Baurath, W. Magdeburgerstr. 5. Einf.: Herr P. Wallé.
- " Tesch, Baumeister, NW. Klopstockstr. 52 II Einf.: Herr Paul Roesner.
- " Hans Unruh, Hülfsarbeiter im Königlich Statistischen Büreau, SW. Schönebergerstr. 27. Einf.: Herr Paul Roesner.
- " Hermann Laas, Buchhalter der städtischen Gaswerke, N. Greifswalderstr. (Städtische Gasanstalt). Einf.: Herr Ernst Trott.

Wohnungsveränderungen:

Herr P. Wallé, Architekt und Redakteur, SW. Wilhelmstraße 22a.
- " D. Joseph, Dr. phil., Baumeister, W. Steglitzerstraße 64.
- " Karl Tiemann, Kaufmann, NO. Prenzlauerstraße 38.
- " Albert Nehre, Bankbeamter, Schöneberg, Kaiser Friedrichstr. 16.
- " Leo Prausnitz (i. F. Gebr. Meyer & Comp.), W. Taubenstr. 25.
- " Aug. Andreack, Kaufmann, C. Burgstr. 1c (nahe Mühlendamm).
- " Paul Rasche, Hof-Steinmetzmeister, Charlottenburg, Carmerstr. 1.
- " Hubert Heck, Kaufmann, Charlottenburg, Kantstr. 143.
- " Edwin Röhlicke, Ger. Häuser-Administrator, Kaiser Franz-Grenadier Platz 2.
- " Felix Tichauer, Rechtsanwalt, SW. Zimmerstraße 61.
- " Waldemar Schinkel, Dr. jur., Rechtsanwalt, S. Prinzessinnenstr. 16.
- " Dr. Otto Krauske, Universitäts-Professor in Göttingen, Annengang 2.

Gestorben:

Herr Karl Krafft, Chef-Redakteur, † am 20. Juni 1895, Mitglied seit 1889.

Nicht nur Wohnungs- und Standes-Veränderungen sind regelmäßig dem Hauptschriftwart zu melden, sondern es sind demselben auch nach Möglichkeit baldige und sichere Nachrichten über den Todesfall von Mitgliedern zu übermitteln.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

Der Verein für die Geschichte Berlins folgte am Sonnabend, den 12. Oktober, in einer überaus großen Zahl seiner Mitglieder und deren Angehörigen einer Einladung zur Besichtigung der Bauten von „Alt-Berlin" für die Gewerbe-Ausstellung von 1896. Unter Führung des Herrn Geheimraths B. Reuter durchschritt man von Portal III aus den Park zunächst bis zum Hauptgebäude, dessen Kuppel und Thürme im Eisengerüst bereits aufgestellt sind, während die Querhalle, der arkadenartige Hallenbau an der Hauptfront, sowie das Langschiff ebenfalls schon recht weit gediehen sind. Hier sah man schon, wie wirkungsvoll die geschickte Wahl der Hauptlage sein wird, durch die am Eingangsportal des Hauptgebäudes der Blick über den an Stelle des Spielplatzes neugeschaffenen See auf die symmetrisch geordneten Baugruppen auf dem anderen Ufer fällt.

Trotz andauernder Regenschauer arbeitete man sich mit gutem Humor durch die noch ungeregelten Pfade und gelangte plötzlich an eine lichte Stelle des Spreewalddorfes hinter dem Karpfenteich, von wo aus das „alte Berlin" in seiner Hauptgruppe schon zu übersehen war. Mit Erstaunen sah man jenseit des Wassers den Spandauer Thorthurm, dahinter das alte Rathhaus und die Heilig-Geistkirche mit ihren Zinnen und Giebeln emporsteigen. Rasch ging es nun am Wasser entlang zu dem Hauptweg, von wo aus, wie ehemals, eine breite Brücke den Menschenstrom zum Spandauer Thore hineinließ. Zur Rechten auf einem weiten Platze, den voraussichtlich ein Rolandbrunnen schmücken wird, hat man das ehemalige Heiliggeistbräu, das zur Spendung eines guten Trunkes zu neuem Leben erwachen wird: daneben die Heilig-Geistkirche, die zu einem kleinen Museum des Vereins ausgestattet werden soll. Links gegenüber an der Südseite der Gesammtanlage erhebt sich das Berliner Rathhaus mit der Zwiebelhaube und dem langen Flügel in der Spandauer Straße. Hier findet sich auch die getreue Wiedergabe der Gerichtslaube, für deren berühmtes Kapitell die Abgüsse schon gemacht worden sind. In diesem Raum, von dem aus die weitere Anordnung der Thore, der Hauptstraßen

und der mittelalterlichen Gebäude zu übersehen war, legte Herr Architekt R. Hoffacker einen Theil der Pläne vor und theilte Einiges über die Idee des Ganzen mit. Danach hat man für die Darstellung die Zeit unmittelbar vor der Umwandlung Berlins in eine Festung gewählt, die zeitlich mit dem Ende des dreißigjährigen Krieges ziemlich genau zusammenfällt (1650). Auf die Darstellung des Schlosses,



des Domes und der Langen Brücke mußte aus Mangel an Raum verzichtet und auch sonst manche Beschränkung in den Entfernungen vorgenommen werden. Als Hauptsache wurde die Schaffung eines charakteristischen Gesammtbildes ins Auge gefaßt, wobei in Anbetracht des geringfügigen uns überlieferten Materials über die Wohnhäuser Manches durch den Vergleich sonstiger Werke aus jener Zeit zu ergänzen war.

Bei dem Rathhause, das in alter Weise auch wieder einen „Rathskeller" erhalten wird, theilen sich die Spandauer- und die Georgenstraße, deren

Haupttheil bis zum Georgenthor wiedergegeben ist. Interessant waren die Mittheilungen über die Art, wie mit möglichster Treue die Skizzen nach alten Bildern und Nachrichten aufgetragen und dann thunlichst in der alten Technik in die Wirklichkeit übertragen worden. Zur Erzielung eines trefflichen Gesammteindrucks wirkt wesentlich mit, daß die Gebäude mit alten Dachziegeln eingedeckt worden sind, die in großen Mengen beschafft werden mußten. Die Anlagen sind über Erwarten weit gediehen und fanden großen Beifall, obschon erst bei weiterem Vorschreiten der schwierigen Arbeiten ein abschließendes Urtheil gewonnen werden kann. Wenn der Verein einer erneuten Einladung im Januar 1896 folgen wird, wird das Ganze in Gestalt und Farbe einen wesentlich tieferen Eindruck machen und die Besucher noch mehr erfreuen.

Der Verein für die Geschichte Berlins besuchte auf seinem letzten diesjährigen Nachmittags-Ausfluge am Mittwoch, den 16. Oktober 1895, die **Königliche Taubstummen-Anstalt** in der Elsasserstraße. Trotz des stürmischen Wetters hatten sich über 100 Personen aus dem Kreise der Mitglieder und ihrer Angehörigen eingefunden. Herr Direktor Ed. **Walther** hielt zunächst in der Aula einen längeren Vortrag über die Geschichte des Taubstummenwesens und über die Unterrichts-Methoden in älterer und neuerer Zeit. Er bemerkte in der Einleitung, daß die Taubstummen, um die man sich früher überhaupt nicht kümmerte, zu ihrer geistigen Ausbildung weit mehr als bisher der Fürsorge bedürftig seien. Im Alterthum geschah nichts für diese „Waisen der Natur", denen von dem gelehrten Arzte Hippokrates und Anderen die Möglichkeit einer Veredelung des Geistes abgestritten wurde.

In Spanien treten die ersten Spuren eines Unterrichts an Taubstumme auf und zwar im 16. Jahrhundert durch Pedro de Ponce, während die erste Anleitung zum Taubstummenunterricht 1620 erschienen ist, die erst neuerdings ins Deutsche übertragen wurde. Aber diese Vorarbeit kam nur einer kleinen Zahl von Taubstummen zu gute, bis der Abbé Charles Michel de l'Epée (in Frankreich) und Samuel **Heinicke** (in Deutschland) ziemlich gleichzeitig (um 1765) eine fester gefügte Methode schufen. Es entwickelte sich das französische und das deutsche System, welch letzteres, auf der Lautsprache (im Gegensatz zur Zeichensprache) beruhend, seit etwa 20 Jahren das herrschende geworden ist. Samuel **Heinicke**, der am 10. April 1727 in Nautzschütz bei Weißenburg geboren, 1756 als Soldat gefangen genommen wurde, kam nach Jena, bildete sich dort weiter, floh nach Hamburg und erhielt durch Klopstocks Vermittelung die Stelle eines Kantors in Eppendorf. Der sächsische Gesandte wurde auf ihn und seine Unterweisung Taubstummer aufmerksam und brachte ihn nach Leipzig, wo 1778 die erste deutsche Taubstummen-Anstalt errichtet wurde. Von dort aus kam einer der ersten Schüler Heinickes, Dr. Ernst Adolf **Eschke** nach Berlin und gründete am 2. Dezember 1788 mit staatlicher Unterstützung die erste Privatunterrichtsanstalt für Taubstumme in Preußen. Er verlegte dieselbe aus Sparsamkeitsrücksichten 1792 nach Nieder-Schönhausen, wo er die Theilnahme der Königin-Wittwe Elisabeth Christine zu wecken verstand; 1797 zog er wieder nach Berlin, um 1798 im Hause Linienstraße 85, wo jetzt das Internat sich befindet, die erste Staatsanstalt zu eröffnen. Nach seinem Tode (1811) folgte ihm im Amte sein Schwiegersohn **Graßhof** († 1840), dann Karl Wilhelm **Sägert**, **Reimer** und **Treibel**. Gegenwärtig giebt es in Preußen 52 Anstalten, in ganz Deutschland deren 95 mit 8000 Zöglingen. Leider wachsen noch gegen 2000 Gehörlose ohne jeglichen Unterricht bezw. mit gänzlich ungenügender Bildung auf. Heut zählt das Königliche Taubstummeninstitut, das 1880 den stattlichen Neubau in der Elsasserstraße 86 bis 88 bezog, 75 Zöglinge, von denen 35 in der Anstalt wohnen. Ihre Zahl, die früher zeitweise 147 betrug, wird nicht ohne Absicht etwas eingeschränkt, damit desto größere Sorgfalt der Ausbildung von Lehrern für Taubstumme zugewendet werden kann, da die Anstalt zugleich Taubstummenlehrer-Bildungsanstalt ist. Der Unterricht für die eigentlichen Zöglinge dauert acht Jahre, in denen zuerst nur das Sprechen, darauf Rechnen, dann Religion und Handarbeit, später erst Geographie, Naturkunde, Weltgeschichte u. s. w. gelehrt werden. Außerdem wird das Ablesen von dem Munde geübt, das oft sehr viel Mühe verursacht. Der Sprachunterricht tritt während der ganzen Schulzeit in den Vordergrund.[1] Am

---

[1] Näheres siehe in den Werken: a. **Geschichte des Taubstummen-Bildungswesens.** Unter besonderer Berücksichtigung der Entwickelung des deutschen Taubstummen-Unterrichtes dargestellt von Ed. **Walther**, zur Zeit Direktor der Königlichen Taubstummen- und Taubstummenlehrer-Bildungsanstalt zu Berlin. Bielefeld 1882. 438 S. b. **Handbuch der Taubstummenbildung.** Im Vereine mit verschiedenen Fachgenossen herausgegeben von Ed. **Walther**, Direktor der Königlichen Taubstummen- und Taubstummenlehrer-Bildungsanstalt zu Berlin. Berlin 1895. 748 S.

Schlusse des Vortrages wurden von einem begabten Mädchen und von einem nicht völlig tauben Knaben kurze Probestücke aus dem Kopfe recht wacker vorgetragen; die im Nebensaal der Aula aufgestellten hübschen Erzeugnisse des Handfertigkeitsunterrichtes und Zeichnungen wurden unter der Leitung des Herrn Lehrers W. Weise besichtigt und in der Turnhalle von den fröhlich dreinschauenden Knaben und auch von den Mädchen Reigen, Stab- und Geräth-Uebungen mit großer Genauigkeit ausgeführt.

Im Namen der Versammelten sprach Herr Dr. H. Brendicke dem Leiter der Anstalt, unserem Mitgliede Herrn Direktor Walther, den Dank aus. Solche Arbeit erfordere unendliche Liebe, erweckt aber auch Liebe und Dank weit über die Schulzeit hinaus!

Ein kleiner Theil der Erschienenen fand sich noch im Patzenhofer Ausschank Rosenthalerstr. 4 in geselligem Kreise zusammen.

In der Arbeitssitzung des Vereins für die Geschichte Berlins vom 26. Oktober wurden zunächst neue Zuwendungen an die Bibliothek und Tauschschriften vorgelegt, darunter eine werthvolle Sammlung von Theaterzetteln, Plakaten und Gedichten aus dem Jahre 1848 (überreicht durch Herrn Charles Sarre), sowie ein Nachdruck der „Magdeburgischen Zeitung" vom 15. Juni 1745 (mit der Beschreibung der Schlacht von Hohenfriedberg) durch Herrn H. Busse. Hierauf berichtete Herr Geh. Archivrath Reuter über den Verlauf der Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Konstanz, worüber ausführliche Mittheilungen in dem besonders erscheinenden Bericht (jetzt wieder in 8°) werden gegeben werden. Erwähnt sei hier nur, daß unser Verein, der zu seiner Vertretung und zur Berichterstattung in mehreren wichtigen Fragen außer dem Vorsitzenden noch die Mitglieder Herren Professor Dr. Brecher und Architekt Wallé entsandt hatte, inzwischen in der Frage der historisch-statistischen Grundkarten für die Mark Brandenburg ein erfreuliches Ergebniß erzielt hat. Auf Befürwortung des Herrn Landesdirektors Dr. v. Levetzow sind nämlich für das Jahr 1896 dem Ausschuß des Gesammtvereins zur Erörterung der zur Behandlung stehenden kulturgeschichtlichen Fragen 1000 Mk. als Beihilfe für die Kartirung bestimmter Gebiete gewährt worden. Mit großer Genugthuung wurde von dieser Bewilligung des Provinzialausschusses Kenntniß genommen, ohne welche vielleicht die Gefahr bestand, in dem über ganz Deutschland geplanten Netz historisch-statistischer Grundkarten eine bedenkliche Lücke nicht ausfüllen zu können. Auch bezüglich der ältesten Kirchenbücher in Deutschland ist eine lebhaftere Bewegung eingetreten; so hat man neuerdings von einflußreicher Seite die Anregung gegeben, die älteren Kirchenbücher in den Provinzial- und Staatsarchiven aufheben zu lassen, und zwar in der Absicht, sie ihrem hohen Werthe für geschichtliche Studien entsprechend dort sicherer aufzuheben, sowie sie für die Einzelforschung bequemer zugänglich zu machen.

Im zweiten Theil der Sitzung fand eine Besprechung statt über die Betheiligung an einer Ausstellung altberliner Abbildungen und Gegenstände in Treptow, wofür die etwa 100 qm große Kirche zum heiligen Geist in „Alt-Berlin" zur Verfügung steht. Nach einer längeren lebhaften Verhandlung, in welcher die bisher bestehenden Abmachungen über die Mitwirkung des Vereins bei dem Entwurf, der Ausführung und der Oberleitung in „Alt-Berlin" vorgelegt und erläutert wurden, beschloß man die Einsetzung eines siebengliedrigen Ausschusses für die Organisation der geplanten Sonderausstellung; die Wahl desselben bleibt der außerordentlichen Hauptversammlung vom 9. November vorbehalten.

Entwurf

zu Statuten-Aenderungen für den Verein für die Geschichte Berlins.[1])

Berlin, den 7. Oktober 1895.

§. 1 (Zweck des Vereins) bleibt unverändert.

§. 2 (Mittel) sind die Werthe zu verbessern in:
4000 Mk. — 20 000 Mk. — 24 000 Mk.
Im Schlußabsatze muß es heißen: „Säle im Rathhause".

§. 3 (Sitzungen) bleibt unverändert.

§. 4. (Mitglieder.) In Absatz I. ist hinter „ordentliche" — „korrespondirende" einzuschalten.

§. 5 (Rechte und Pflichten der Mitglieder) erhält folgenden Schlußsatz:
Zusatz 7. „Der Vereinsvorstand ist befugt, Männern, welche in Berlin und Umgegend nicht wohnhaft sind und durch erhebliche Leistungen die Vereinszwecke gefördert haben, zu korre-

[1]) Sonderabzüge dieses Entwurfs werden in der außerordentlichen Haupt-Versammlung den anwesenden Mitgliedern zur Benutzung übergeben werden.

spondirenden Mitgliedern des Vereins zu ernennen. Die korrespondirenden Mitglieder, welche als solche in den Mitgliederlisten des Vereins geführt werden, erhalten die Vereinsschriften kostenfrei, nehmen indessen an den sonstigen Rechten der Mitglieder keinen Theil."

In Absatz 6 wird gestrichen „auf ihren Wunsch".

§. 6 bleibt unverändert.

§. 7 erhält folgende Fassung:

„Die Ausschließung eines Mitgliedes aus dem Verein erfolgt durch schriftliche Mittheilung eines desfallsigen Beschlusses (außer dem Falle des §. 6) wenn ein Mitglied zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte rechtskräftig verurtheilt ist, oder wenn dasselbe sich eines die Würde des Vereins verletzenden Verhaltens schuldig macht. Im letzteren Falle erfolgt auf Antrag des Vorstandes die Ermittelung des Thatbestandes und die Beschlußfassung durch einen Ausschuß von neun Personen. Dieser Ausschuß besteht aus dem alljährlich von der ordentlichen Hauptversammlung zu wählenden Vertrauens-Ausschusse des Vereins (§. 14) und vier Mitgliedern, von denen der Vorstand und der Beschuldigte je zwei zu berufen hat. Der Ausschuß fällt unter dem Vorsitz des Obmannes des Vertrauens-Ausschusses des Vereins seine Entscheidung nach Anhörung des Beschuldigten. Gegen diese Entscheidung ist weder der Rechtsweg noch eine Beschwerde oder Berufung zulässig. — Verweigert der Beschuldigte sein Erscheinen oder die von ihm erforderten Erklärungen, so gilt er der ihm zur Last gelegten Thatsachen für geständig. Ueber die bezüglichen Verhandlungen ist Stillschweigen geboten. Der Ausschließungsbeschluß erfordert eine Stimmenmehrheit von $^2/_3$ der anwesenden Mitglieder des Ausschusses. Ist die Zahl der anwesenden Mitglieder nicht durch 3 theilbar, so wird für die Stimmberechnung angenommen, daß so viele anwesend seien, als die nächsthöhere durch 3 theilbare Zahl beträgt. Von der erfolgten Ausschließung ist dem Mitgliede durch eingeschriebenen Postbrief seitens des Vorstandes Mittheilung zu machen."

§. 8. (Ehrenmitglieder.) Der 2. Satz erhält folgende Fassung:

„Ihre Ernennung erfolgt nach Anhörung des Vertrauens-Ausschusses durch den Vorstand. Die Ehrenmitglieder haben mit den übrigen Mitgliedern gleiche Rechte.

Der Vorstand ist berechtigt, bronzene Denkmünzen »für Förderung der Vereinszwecke« nach Anhörung des Vertrauens-Ausschusses an solche Personen zu vertheilen, die sich erhebliche Verdienste um den Verein erworben haben. Für wiederholte oder ganz besondere Verdienste kann alljährlich eine Denkmünze in Silber verliehen werden, welche auf dem Rande mit dem Namen des Auszuzeichnenden zu versehen ist. Diese Verleihung erfolgt nach Anhörung des Vertrauens-Ausschusses auf Antrag des Vorstandes durch die ordentliche Hauptversammlung."

§. 9 (Vorstand) erhält folgenden Absatz 2:

„Nach Ablauf des ersten Geschäftsjahres scheiden die zu 3, 6 und 9 (§. 10) aufgeführten Vorstandsmitglieder, nach Ablauf des zweiten die zu 2, 5 und 8 und nach Ablauf des dritten die zu 1, 4 und 7 aus, so daß alljährlich drei Vorstandsstellen zur Neuwahl gelangen".

§. 10. Absatz 3 erhält folgende Fassung:

„ . . . Solche müssen ergehen, wenn der Vertrauens-Ausschuß oder zwei Vorstandsmitglieder beim ersten Vorsitzenden darauf antragen."

Absatz 6 fällt fort.

§. 11. Der erste Vorsitzende führt den Vorsitz in allen Versammlungen des Vereins und des Vorstandes und leitet dieselben. Er bestimmt die Reihenfolge der Berathungsgegenstände sowie der Vorträge und Besprechungen. Für die Vereinsversammlungen stellt er die Tagesordnung fest.

Der zweite Vorsitzende übernimmt die Geschäfte des ersten Vorsitzenden bei dessen zeitweiliger Verhinderung oder Abwesenheit in den Versammlungen.

Der dritte Vorsitzende tritt im Falle zeitweiliger Verhinderung bezw. Abwesenheit des zweiten Vorsitzenden für diesen ein.

Der Hauptschriftwart führt die Mitgliederliste, das Protokoll in den Hauptversammlungen, verfaßt und besorgt die Einladungen zu den Vereinssitzungen, überwacht den Druck der Vereinsschriften und vermittelt den Tausch derselben mit anderen gleichartigen Vereinen.

In der ordentlichen Hauptversammlung erstattet er den Bericht über die Leistungen des Vereins im verflossenen Jahre.

Der Schriftführer führt das Fremdenbuch und sorgt für die Aufstellung des Fragekastens in den Vereinsversammlungen. Er führt in allen Versammlungen des Vereins und des Vorstandes (mit Ausnahme der Hauptversammlungen, für

welche er nur stellvertretend eintritt) das Protokoll.

Hauptschriftwart und Schriftführer vertreten sich gegenseitig.

Der **Bibliothekar** verwaltet die Bücher- und Kartensammlung des Vereins und tritt für den Archivar ein, wenn dieser zeitweise behindert ist. Es ist ihm gestattet, sich bei Verwaltung der Büchersammlung der dauernden Hülfe eines Mitgliedes unter seiner Verantwortlichkeit zu bedienen. In der ordentlichen Hauptversammlung erstattet er Bericht über die Geschäftsführung im verflossenen Jahre.

Der **Schatzmeister** führt die Rechnungsbücher des Vereins. Er zieht gegen seine Quittung die laufenden Beiträge, in Gemäßheit des §. 5, Abs. 3 bis 5 des Statuts, durch den Vereinsboten bezw. durch Postnachnahme ein, erhebt und bucht anderweitige außergewöhnliche Einnahmen und belegt und verwahrt diese mit den Beiträgen kassenmäßig. Zahlungen hat er, falls solche durch die Veranlagung des Haushalts des Vereins nicht ein für alle Mal vorgesehen sind, nur dann zu leisten, wenn die Richtigkeit der eingehenden Rechnungen von dem Vorsitzenden beglaubigt und der Titel, aus welchem die Zahlung erfolgen soll, angegeben ist.

Er legt in der ordentlichen Hauptversammlung jedes Jahres die Rechnung für das verflossene Jahr und den Haushaltsentwurf für das folgende Jahr, nach der Durchschnittsberechnung der letzten drei Jahre bearbeitet, vor und berichtet am 1. Juli jedes Jahres über den vorhandenen Bestand der einzelnen Abtheilungen des Haushalts. Falls eine solche früher überschritten wird, hat er hiervon sofort dem Vorsitzenden schriftlich Anzeige zu machen.

Dem Pfleger der Louis Schneider-Stiftung liefert er bis spätestens zum 15. Februar jedes Jahres die Ueberschüsse der Vereinskasse des verflossenen Jahres ab, ebenso an den von der Hauptversammlung festgesetzten Zeiten die Zinsen und Schuldentilgungsbeträge der aus der Louis Schneider-Stiftung entliehenen Gelder, wie auch die Zinsen der bei ihm bewahrten Zinszahlungsscheine und Coupons der gedachten Stiftung.

Der Schatzmeister und der Pfleger der Louis Schneider-Stiftung vertreten sich gegenseitig.

Der **Pfleger der Louis Schneider-Stiftung** (§. 12) verwahrt die Gelder dieser Stiftung, für deren Belegung der §. 39 der Vormundschafts-Ordnung vom 5. Juli 1875 (Ges. Sammlg. von 1875 S. 439 flgd.) maßgebend ist. Er führt über Einnahmen und Ausgaben der Stiftung Buch und stellt die Dokumente der angekauften Werthpapiere dem Schatzmeister zur Aufbewahrung zu. Am 1. Juli jedes Jahres berichtet er schriftlich über den Stand der Stiftung an den ersten Vorsitzenden, legt zur ordentlichen Hauptversammlung die Rechnung für das verflossene Jahr und darf Zahlungen aus den Mitteln der Stiftung nur dann leisten, wenn die Ausgabe von der Hauptversammlung genehmigt und die Zahlungsanweisung vom Vorsitzenden und zwei weiteren Vorstandsmitgliedern unterschrieben ist. Ausgenommen hiervon sind Zahlungen aus dem Titel „Ueberschüsse bei Festlichkeiten und Wanderversammlungen", zu deren Zahlung eine Anweisung des Vorsitzenden genügt. In der ordentlichen Hauptversammlung jedes Jahres berichtet er über den Stand der Stiftung.

Der **Archivar** verwaltet die Urkunden- und Handschriften-Sammlungen sowie die Bestände der Schriften des Vereins, leitet die schriftliche Geschäftsführung, erhält sie in ordnungsmäßigem Gang und sorgt dafür, daß die Urkunden und Schriften des Vereins stets übersichtlich geordnet und verzeichnet sind. Er hat sich von Zeit zu Zeit von dem Zustande des Vereinseigenthums im Märkischen Provinzial-Museum zu überzeugen.

Ihm liegt auch die Sorge für die Instandhaltung der Räumlichkeiten und der dem Verein gehörigen Gegenstände sowie die Führung eines Verzeichnisses derselben ob. In der ordentlichen Hauptversammlung erstattet er Bericht über die Geschäftsführung im verflossenen Jahre.

In Behinderungsfällen des Bibliothekars tritt er für diesen vertretend ein.

Wird sonst eine Vertretung erforderlich, so ordnet der Vorstand dieselbe an.

§. 12. (Louis Schneider-Stiftung.)

Die Summe ist auf 50 000 Mk. zu erhöhen.

§. 13. (Hauptversammlungen.) Absatz 3 „wenn der Vertrauens-Ausschuß es schriftlich beantragt oder wenn 25 Mitglieder u. s. w. . . ."

§. 14 erhält folgende Aenderungen:

a. Wahl des Vorstandes bezw. einzelner Vorstandsmitglieder (§. 9 Absatz 3) und der Inhaber der Vereins-Denkmünze in Silber (§. 8).

c. Wahl des Vertrauens-Ausschusses des Vereins. und folgenden Schlußsatz:

„Der zu c gedachte Vertrauens-Ausschuß besteht aus fünf Vereinsmitgliedern, welche dem Vorstande nicht angehören und sich auf diese Zahl kooptiren, falls ein Gewählter im Laufe des Jahres ausscheidet. Dieser Ausschuß ernennt einen Obmann, der dem Vorstande namhaft zu machen ist. Der Vertrauens-Ausschuß wählt aus seiner Mitte zwei Mitglieder je zur Entlastung der vom Schatzmeister und vom Pfleger der Louis Schneider-Stiftung vorgelegten Rechnungen für das abgelaufene Geschäftsjahr und nimmt die ihm im §. 7, 8, Absatz 2, §. 10 Absatz 3 und §. 13 zugewiesenen Geschäfte wahr. Zur äußeren Vertretung des Verein ist er nicht berechtigt."

§. 15. Erster Satz:

„haben nur ordentliche und Ehrenmitglieder Zutritt".

§. 16 (Auflösung des Vereins) bleibt unverändert.

Der Vorstand.

Reuter. Dr. Holtze. Küster. Dr. Brendicke.
Dr. Muret. Guiard.
Gerold. Meyer-Cohn. Bonnell.

Bericht über die Thätigkeit der Geschichtsvereine der Provinz Brandenburg und der Altmark.

In der Sitzung des Historischen Vereins in Frankfurt a. O. nach den Sommerferien am 18. September wurden zuvörderst einige geschäftliche Angelegenheiten erledigt, sowie die mittlerweile im Druck erschienenen „Mittheilungen" Heft 18—20 besprochen. Sodann hielt Rektor Bieder einen Vortrag über die „Herren und Grafen von Schwerin", mit besonderer Berücksichtigung des gleichnamigen Werkes von Oskar Schwebel (1885), welches wiederum auf das ausführliche Werk des Dr. Gollmert in drei Quartbänden mit Urkunden und Abbildungen (1878) zurückgeht. Die Geschichte des großen, später in mehrere Linien sich theilenden Geschlechts läßt sich ohne Unterbrechung bis in das 12. Jahrhundert zurück verfolgen, wo während der heftigen Kämpfe der Germanen sächsischen Stammes gegen die noch heidnischen Wenden in Mecklenburg ein Vogt Bernhard von Schwerin als Zeuge in einer Urkunde vom Jahre 1178 erscheint. Später siedelte das Geschlecht sich auch in Pommern an, wo wir im 16. Jahrhundert dem Ulrich von Schwerin im Dienste des Herzogs Philipp von Pommern-Wolgast und als Förderer der Reformation begegnen. Er ist der Erbauer der Schlösser Putzar und Spantekow im Anklamer Kreise. Nach dem Aussterben der pommerschen Herzoge mit Bogislaw XIV. 1637 trat ein Otto von Schwerin (geb. in Stettin 1616) in die Dienste des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der ihn 1658 an die Spitze der Verwaltung unter dem Titel Oberpräsident stellt, ihm auch 1662—1672 die Erziehung seiner Söhne anvertraut. Eine große Anzahl geistlicher Lieder, die er verfaßte, zeigen seinen tief religiösen Sinn und seine poetische Begabung, so daß es sehr wahrscheinlich ist, er habe die vier Kirchenlieder, welche der Kurfürstin Luise Henriette oft zugeschrieben werden, überarbeitet, da diese oranische Fürstin des Deutschen nicht in so weit kundig war, um Gedichte von dieser Formvollendung zu verfassen. Otto von Schwerin starb den 4. November 1679 im Berliner Schloß und ward in Alt-Landsberg in dem Gewölbe unter der Stadtkirche beigesetzt; dieser von ihm erworbene, drei Meilen von Berlin gelegene Ort ging an seinen ältesten Sohn Otto über; dieser, geboren 1645 in Berlin, studirte 1665 in Frankfurt a. O., ward später mit diplomatischen Missionen an mehreren Höfen beauftragt, 1700 vom Kaiser zum Reichsgrafen ernannt und starb 1705 in Alt.Landsberg, welches 1712 von König Friedrich I. angekauft und zur Domäne eingerichtet wurde. Ein dritter Sohn des Oberpräsidenten, Friedrich Heinrich, hatte den Wolfshagenschen in der Uckermark gelegenen Güterkomplex geerbt. Aus einer anderen Linie des Geschlechts stammt Kurt Christoph von Schwerin, Friedrichs des Großen glorreicher Feldherr. Geboren 1684 auf dem Gute Löwitz bei Anklam, trat er, wie schon früher sein älterer Bruder Detlof († bei Donauwörth 1704), in holländische Dienste, machte 1704 die Feldzüge unter Marlborough und Prinz Eugen mit, ging aber 1706 in mecklenburgische Dienste über, in denen er bis zum Generallieutenant stieg. Dann ward er durch den Stockholmer Frieden (Januar 1720), in welchem Schweden Vorpommern bis zur Peene, also auch den Anklamer Kreis, an Preußen abtrat, preußischer Unterthan, erhielt von Friedrich Wilhelm I. ein Patent vom 10. April als Generalmajor, und 1723 ward ihm das in Frankfurt garnisonirende Regiment „Fußvolk von Schwerdy", eins der schönsten der Armee, verliehen. Er bezog nicht das damalige Kommandantenhaus (was 1821 zum Postgebäude eingerichtet ward), sondern bewohnte zeitweise (um 1730) das frühere Johanniter-Ordenshaus (Junkerstraße Nr. 8) als Miether, hielt sich auch nur selten in Frankfurt auf und baute sich ein Schloß in Schwerinsburg bei Anklam. Von König Friedrich II. ward er schon am 30. Juni 1740 zum Feldmarschall

ernannt und 4 Wochen später bei einer Revue des Regiments ihm und seinem Bruder Bogislaw die Grafenwürde verliehen. Auch berief der König ihn nach Rheinsberg, um mit ihm und Podewitz den Plan zum ersten schlesischen Feldzuge zu entwerfen. So brach das hiesige Regiment am 7. Dezember 1740 nach Schlesien auf und kämpfte am 10. April bei Mollwitz, wo Schwerin wesentlich zum Siege beitrug. Im zweiten schlesischen Kriege führte der Feldmarschall wieder eine Armee-Abtheilung in Böhmen und bewirkte durch Erstürmung des Ziskaberges die Kapitulation von Prag im September 1744. Auch einer seiner Namensvettern, der Oberst Otto Martin von Schwerin (1701—1777) ist es, der am 4. Juni 1745 bei Hohenfriedberg mit dem Grafen Geßler das Regiment Bayreuther Dragoner bei dem berühmten Angriff gegen die feindlichen Regimenter anführte, wobei sie 67 Fahnen eroberten. Friedrich der Große stellte dem Regiment einen königlichen Gnadenbrief aus über diese That, „die es verdient, mit goldenen Lettern in den Jahrbüchern der preußischen Geschichte verzeichnet zu werden". Nach dem Ende des zweiten schlesischen Krieges folgten 11 Friedensjahre, dann begann der siebenjährige Krieg. Im zweiten Jahre desselben, in der blutigen Schlacht bei Prag, am 6. Mai 1757, fiel der Feldmarschall Graf Schwerin, als er mit einer Fahne seines Regiments in der Hand das Fußvolk zum erneuten Angriff führte, von fünf feindlichen Kugeln getroffen. Der englische Gesandte Mitchell schrieb am Abend der Schlacht: „Das ganze Heer ist in Thränen über Schwerins Tod". Friedrich II. sah die Leiche im St. Margarethen-Kloster, wo sie einbalsamirt worden. Ein kürzlich verstorbener Künstler, Robert Warthmüller (geb. 1859 in Landsberg a. W.), hat diesen Moment auf einem großen Gemälde charaktervoll dargestellt, von welchem Herr Frommann einen Aquarellbuntdruck für den Sitzungsabend gütigst geliehen hatte. Schwerins sterbliche Hülle wurde am 14. Mai mit militärischen Ehren nach Dresden überführt, um in der Familiengruft in Wusseken bei Schwerinsburg beigesetzt zu werden. Am 20. Mai traf sie in Frankfurt ein; hier wurde sie an der „Landwehr" (doch wohl an dem südlichen, d. h. Gubener Thor) von den städtischen Behörden unter dem Bürgermeister Bärenreuth in Empfang genommen, dazu gesellten sich am Markt das Corpus academicum, die Geistlichkeit, die französische Kolonie u. a., um die Leiche in das Schumachersche Haus (wo?) als Schwerins Quartier zu geleiten; am 22. ward zur Feier des Sieges (wohl auf dem Anger) eine Rede des Syndikus Professor Toll gehalten und dann unter Glockenläuten der Sarg vor das Lebuser Thor bis an die Stadtgrenze von dem Gefolge begleitet. Durch Denkmäler in Stein und Erz, durch die graphischen Künste, wie in Poesie und Prosa hat die Nachwelt das Andenken des Feldmarschalls geehrt und bewahrt. Aus seinen beiden Ehen hat er keine Kinder hinterlassen; seine Erben wurden die beiden Söhne seines älteren Bruders, des preußischen Landjägermeisters Grafen Bogeslaw. — Die Geschichte des Geschlechts noch bis zur Gegenwart fortzuführen, gestattete die Zeit nicht mehr.

In der Sitzung vom 16. Oktober hielt Architekt **Bollert** einen eingehenden, durch Zeichnungen erläuterten Vortrag über die **Baugeschichte der hiesigen Marienkirche**. Zu beklagen ist, daß es vollständig an gleichzeitigen Nachrichten sowohl über die Baumeister, als über Anfang, Dauer, Kosten des Baues u. dgl. fehlt. Nur eine genauere Untersuchung und Vergleichung aller Theile des großartigen Bauwerkes untereinander gestatten, in Verbindung mit anderen zufälligen Andeutungen, Rückschlüsse über deren allmähliche Entstehung. Schon das Material der Kirche zeigt, daß man erst in den letzten Dezennien des dreizehnten Jahrhunderts die Arbeit begonnen habe, denn um diese Zeit fand in unseren Marken der gothische Baustil Eingang und damit trat naturgemäß an Stelle der mit nordischen Findlingen erbauten Granitkirchen der früheren Jahrhunderte als Material der leichter zu beschaffende und zu verarbeitende Backstein, während der Sandstein von fern her hätte geholt werden müssen. In der angegebenen Periode, also nicht lange nach der Verleihung des Stadtrechts an Frankfurt, 1253, muß auch die Brücke über die Oder geführt, von den neuen Kolonisten die Häuserreihe in der Oderstraße am Strom entlang angelegt, und auf dem freien Platz in der Oberstadt das Rathhaus erbaut worden sein. Sollte man lange gezögert haben, unweit desselben in dem neuen Stadtviertel eine große Stadtkirche zu errichten, da die alte Wendenkirche in der Unterstadt dem Bedürfniß nicht genügte? Eine Urkunde vom Jahre 1300 läßt uns darüber nicht in Zweifel: sie verspricht schon Ablaß Allen, welche bei den Festzeiten in der im Bau begriffenen Kirche ihre Andacht verrichten, sie schmücken oder bauen helfen; und in einer andern vom Jahre 1312 giebt ein Pfarrer Conrad bekannt, daß ein Mitglied der Familie Hokemann dem heil. Thomas in der Parochialkirche einen Altar mit Einkünften gestiftet habe. Man sieht, daß im Osten das Chor mit dem Hauptaltar, als dem wichtigsten Theil der Kirche, damals bereits fertig gestellt war. Es war nun die Aufgabe, den Bau nach Westen hin weiter zu führen, und zwar geschah dies auf zwei Reihen Pfeilern mit einem Mittelschiff und einem Seitenschiff an dessen beiden

Seiten; die beiden letzteren erhielten gleichsam ihre Fortsetzung oder Abschluß in den zwei erst allmählich fertig gestellten Thürmen im Westen, zwischen denen eine Vorhalle den Haupteingang zur Kirche bildete. So weit dürfte der Bau unter den Askaniern geführt worden sein. Die Zeit der folgenden Markgrafen aus dem bayrischen Hause (1323—1373) war zu unruhig, um weitere Pläne aufkommen zu lassen. Anders gestalteten sich die Dinge, als Karl IV. Herr der Marken wurde (1373—1378), und in Tangermünde seine großen Bauten unternahm. Wohl bewogen durch die gestiegene Zahl der Einwohner und deren wachsenden Wohlstand, beschloß man gleichzeitig in Frankfurt einen Erweiterungsbau der Marienkirche vorzunehmen, sie zu einer fünfschiffigen zu gestalten durch Herrichtung je eines zweiten Seitenschiffes im Norden und Süden, außerdem aber sie zu einer Kreuzeskirche zu gestalten, indem man den Theil zwischen Chor und Schiff nach Norden und Süden zu verlängerte. Man begann damit, an das nördliche Portal eine Kapelle anzubauen, an welcher drei über ihrer Eingangspforte angebrachte Wappen: der böhmische zweigeschwänzte Löwe, der Reichs- und der märkische Adler auf Karl IV. hinweisen, als den einzigen Kaiser, welcher zugleich noch beide Länder besaß, wie denn auch, als aus derselben Zeit stammend, der metallene Taufstein und siebenarmige Leuchter des Meisters Arnold in der Kirche selbst die Jahreszahl 1376 tragen. Ein der Kapelle entsprechender Anbau an der Südseite ist bekanntlich nicht zustande gekommen, also wurde die Kreuzesform doch nicht hergestellt; wohl aber mußten zur Verbindung der inneren Kirche mit der Kapelle das frühere vortrefflich ausgeführte Portal geopfert werden, welches der Vortragende nach den noch vorhandenen Spuren in einer großen Zeichnung zu rekonstruiren versucht hatte. Die Herrichtung des zweiten nördlichen Seitenschiffes erforderte die Veränderung der bisherigen Umfassungsmauern in eine Pfeilerreihe und die Aufrichtung einer neuen Außenmauer; wahrscheinlich hat man dann auch den nördlichen Thurm fertiggestellt. Nun aber werden die Geldmittel gefehlt haben und so stellte man den weiteren Bau an der Südseite ein, um ihn erst etwa hundert Jahre später wieder aufzunehmen; freilich aber ist die Arbeit dort geringwerthiger ausgefallen, wie am Seitenschiff (z. B. bei den Pfeilern), so am Thurm, der 1826 einstürzte. Wenn in des Staius Memorabilien die Angabe sich findet, es habe im Jahre 1494 der Kostenaufwand für die „Kirchweihung" sich auf 32 Schock und 20 gr. (gegen 300 Mark) belaufen, so bezog der Vortragende die „Kirchweihe", sicher mit Recht, auf die zuletzt genannten abschließenden Theile des ganzen Baues, dessen Dauer er daher auf rund zweihundert Jahre bestimmen konnte, mit der Bemerkung, daß das Chor über den Sakristeien an der Südseite der Kirche noch in eine spätere Periode zu setzen sei, da es deutlich bereits den Verfall des gothischen Stiles zeige, auch einige Schlußsteine des Gewölbes unter dem Chor die Zahlen 1521 und 1522 trügen. Sein Name aber, im Volksmunde der „Martyr- oder Marterchor", kann nicht mit den alten Märtyrern, eher noch mit den dort früher veranstalteten Kandidaten-Prüfungen in Zusammenhang gebracht werden. Nach dem Schlusse des mit großem Interesse aufgenommenen Vortrages wurden noch mehrere, als Geschenk oder im Austausch eingegangene Drucksachen vorgelegt und kurz besprochen.

Besprechung von Büchern etc.

„Deutsche Rundschau." Verlag der Deutschen Rundschau in Berlin W.35, Lützowstr. 7. Oktoberheft.

Marie von Ebner-Eschenbach veröffentlicht im Oktoberheft die ersten Kapitel ihrer Erzählung: „Rittmeister Brand". Unsere größte lebende Dichterin steht in dieser neuen Schöpfung auf der Höhe ihrer Erzählungs- und Charakterisirungskunst. Auch sonst beweist die Deutsche Rundschau, daß sie ihr Ziel, nur erste Autoren zu Worte kommen zu lassen, unablässig verfolgt. Sie bringt ein Ostseemärchen: „Plappermäulchen" von Hans Hoffmann und bietet eine Schilderung der Ereignisse „Vor Paris" (1870/71), die General J. von Verdy du Vernois entworfen hat. Von unserem Mitgliede Archivrath Dr. Paul Bailleu stammt eine scharfe Charakteristik Heinrichs von Sybel, durch die das Andenken des heimgegangenen großen Historikers geehrt wird. Allen Freunden Gottfried Kellers bietet J. Baechtold eine werthvolle Gabe durch die Herausgabe neuer Briefe aus des Dichters letzten Lebensjahren. Weiten Kreisen liegt die Rede Otto Pfleiderers über „Die Idee des ewigen Friedens" im Wortlaut vor; über Nimwegen, einen Kaiserpalast Karls des Großen, berichtet Konrad Plath, der an den Forschungen an Ort und Stelle persönlich betheiligt gewesen ist. An diese größeren Aufsätze reihen sich eine politische Rundschau, eine litterarische Rundschau, in der von Lady Blennerhassett die politischen Schriften Bambergers besprochen und eine Bibliographie geboten werden, sowie ein Gedenkblatt an Carl August, den allzu früh dem Leben entrissenen Erbgroßherzog von Sachsen, und klärende Ausführungen Friedrich Goldschmidts über das neue „bürgerliche Gesetzbuch".

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Brendicke in Berlin W35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 12. | Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. | 1895.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

610. Versammlung.

19. (4. öffentliche) Sitzung des XXXI. Vereinsjahres:
Sonnabend, den 7. Dezember 1895, Abends 7½ Uhr,
im
Bürgersaale des Rathhauses.
Eingang von der Königstraße.

Vortrag des Herrn Dr. Treusch von Buttlar: Das tägliche Leben am Berliner Hofe im 16. Jahrhundert.

Für die Mitglieder und deren Damen werden die ersten Reihen der Mittelplätze bis zum Beginne des Vortrages freigehalten. Um pünktliches Erscheinen wird gebeten. —

Auf besonderen Wunsch mehrerer Mitglieder werden die öffentlichen und die Arbeitssitzungen des Vereins bis auf Weiteres erst um 7½ Uhr beginnen.

---

611. Versammlung.

20. (7. Arbeits-) Sitzung des XXXI. Vereinsjahres:
Sonnabend, den 14. Dezember 1895, Abends 7 Uhr,
im
Rathhause, Zimmer Nr. 63.
Eingang von der Jüdenstraße.

1. Mittheilungen und Besprechungen.
2. Vorlagen (Tauschschriften. Die verschiedenen Darstellungen des Berliner Wappens „der Bär", gesammelt von E. Winterfeld).

An jedem Sonnabend, an welchem weder eine öffentliche noch eine Arbeitssitzung stattfindet, treffen die Mitglieder in dem zur ebenen Erde belegenen Vereins-Zimmer im Deutschen Dome auf dem Gendarmenmarkte (Aufgang von der Taubenstr.) Nachmittags von 6 bis 8 Uhr gesellig zusammen. Bibliothek und Archiv, welche sich gleichfalls im Deutschen Dome befinden, sind ebenda durch Vermittelung des Archivars und Bibliothekars zugänglich.

Wie alljährlich, feiern die Dombesucher in der letzten Domsitzung des Jahres, und zwar am 21. Dezember, das Weihnachtsfest im Vereinszimmer in der althergebrachten Weise, ohne besondere Einladung, unter dem Weihnachtsbaum in geselligem Beisammensein, wo jeder den andern durch Geist und Gabe gern überrascht.

Statuten, Mitgliedskarten, Anmeldeformulare für neue Mitglieder sind jederzeit vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke, Berlin W. 35, Kurfürstenstraße 41 I, zu beziehen. Die Anmeldeformulare sind deutlich und vor allen Dingen vollständig auszufüllen, sonst verzögert sich die Aufnahme und die Zusendung der Vereinsschriften.

Den neu eintretenden Mitgliedern wird das von einer Liederbuch-Kommission herausgegebene „Berlinische Liederbuch" hierdurch bestens zur Anschaffung empfohlen. Es enthält eine Fülle von Vereins- und Festliedern echt berlinischen Gepräges, zum Theil von Mitgliedern verfaßt, und ist für 60 Pf. vom Vereinsboten Ullrich zu beziehen.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Paul Staedtefeld, Kaufmann, NO. Georgenkirchstr. 6.
- " Hugo Brendicke, Kaufmann, C. Klosterstraße 93 III. (Sendungen: Kaiser Wilhelm- und Spandauerstraßen-Ecke).
- " Carl Bierbach, Steindruckereibesitzer, SO. Naunynstr. 38.
- " Wieprecht, Dr. jur., Gerichts-Assessor, W. Bülowstr. 102.
- " Wilhelm Engel, Kaufmann, SW. Tempelhofer Ufer 23a.
- " A. Meydenbauer, Dr. phil., Geh. Baurath, W. Magdeburgerstr. 5.
- " Tesch, Baumeister, NW. Klopstockstr. 52 II.
- " Hans Unruh, Hülfsarbeiter im Königlich Statistischen Büreau, SW. Schönebergerstr. 27.
- " Hermann Laas, Buchhalter der städtischen Gaswerke, N. Greifswalderstr. (Städtische Gasanstalt).

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Eduard Daffis, Dr. jur., Gerichts-Assessor, SW. Königgrätzerstr. 64. Einf.: Herr Dr. jur. Fr. Holtze.
- " August Haas, Direktor, NW. Unter den Linden 30. Einf.: Herr Rechtsanwalt Ignaz Holz.
- " Albrecht Leichsenring, Sekretär im Reichsversicherungs-Amt, W. Linkstr. 23 III. Einf.: Herr W. Groth.
- " Carl Vollrath, Dr. phil., Chefredakteur, Schöneberg, Kaiser Friedrichstraße 11. Einf.: Herr Architekt P. Wallé.

Wohnungsveränderungen ꝛc.:

Herr Fedor Jung, Joachimsthalerstr. 30, Wilmersdorf.
- " Elwin Paetel, Königl. Kommerzienrath und Verlagsbuchhändler, W. Kielganstr. 1a.
- " Franz Plumpe, Kaufmann, S. Wilmsstr. 4.

Berichtigungen.

Herr Joh. Räusch, NW. Schumannstr. 1b III.
- " Fritz Krüner, Dr. phil., Gymnasial-Oberlehrer, W. Potsdamerstr. 116a.

In Nr. 11 lies: 3. öffentliche Sitzung (statt 7. Arbeitssitzung).

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

Außerordentliche Hauptversammlung

am Sonnabend den 9. November 1895,
Abends 7 Uhr
im Bürgersaale des Rathhauses.

Tagesordnung.

1. Bericht über die Betheiligung des Vereins an der Ausstellung „Alt-Berlin" auf der Gewerbeausstellung 1896.
2. Statuten-Aenderungen (siehe Mittheilungen Nr. 11, S. 103.)

Der 1. Vorsitzende Herr Geh. Archivrath Reuter eröffnete um 7 Uhr 25 Min. die Versammlung mit dem Hinweis darauf, daß die Einladung durch die „Mittheilungen" und durch die Vereinsorgane (Vossische Zeitung und National Zeitung vom 26. Oktober 1895) pünktlich erfolgt und die statutengemäß erforderliche Zahl 50 der Anwesenden wesentlich überschritten sei.

Der Vorsitzende theilte zunächst mit, daß sich als Verfasser einer gegen den Vorstand gerichteten anonymen Schmähschrift Herr Ernst Müller, Triftstr. 47, der nun dem Verein als Mitglied nicht mehr angehöre, herausgestellt habe; sodann übergiebt er den Vorsitz an den 2. Vorsitzenden, Herrn Dr. Fr. Holtze, und ergreift das Wort zur Berichterstattung. Aus derselben ist hervorzuheben, daß sich die Oberleitung des Vereins über „Alt Berlin" nur auf die Prüfung der wissenschaftlichen Grundlagen der Pläne, Kostüme u. a. bezieht; von der geschäftlichen Ausbeutung des Unternehmens hat der Vorstand geglaubt, sich grundsätzlich fernhalten zu sollen; die Verhandlungen seien dadurch in ihrem Fortgang gehindert, daß der Arbeitsausschuß erst dann das Terrain überweisen wollte, wenn ein bestimmtes Finanz-Konsortium gebildet sei. Der wesentlichste Theil des Pachtvertrages sei in den „Mittheilungen" Nr. 7 veröffentlicht worden, sowie die Bildung des Ausstellungsausschusses (Geh. Rath Reuter, Regierungsrath Küster, Dr. Clauswitz, Al. Meyer-Cohn, Prof. Brecher einerseits und Dr. Wrede, Handelsrichter Kaufmann andererseits). Da die vom Architekten Hoffacker entworfenen, von dem Ausschuß geprüften Pläne allgemeine Anerkennung gefunden hätten und die Finanzirung des Unternehmens ebenfalls gesichert sei, so könne sich der Verein Glück wünschen zu der Mitwirkung an der großartig angelegten Ausstellung.

Rechtsanwalt Holz vermißt, daß der Fülle von Pflichten des Vereins irgend ein Nutzen gegenüberstehe, und bittet den Vorstand, sich in Zukunft bei einschneidenden Fragen rechtzeitig mit dem Verein in Verbindung zu setzen. Direktor Walden schließt sich dem Gesagten mit dem Bemerken an, daß die Zusammensetzung des Ausschusses ein Uebergriff des Vorstandes sei. Es müßte in dem Vertrag mehr betont werden, daß die Protektion sich nur auf die künstlerische Gestaltung von „Alt-Berlin" erstrecke. Der 1. Vorsitzende erwidert, daß aber auch manches Andere z. B. Reklame und Vermiethung, unter der Kontrolle des Ausschusses stehen müsse, damit die Würde des Vereins gewahrt werden könne. Direktor Walden deutet auf die Nothwendigkeit einer moralischen Verantwortung des Vereins hin. Regierungsrath Küster betont, daß der Verein sofort Abstand nehmen werde, das Protektorat zu behalten, wenn das Konsortium den Anordnungen des Vereins nicht Folge leiste.

Auf Veranlassung des Herrn Ernst Trott giebt die Versammlung sodann durch Erheben von den Sitzen der Zustimmung über das Vorgehen des Vorstandes Ausdruck.

Es wird darauf auf Vorschlag des 1. Vorsitzenden ein Ausschuß von 9 Personen gewählt zur Berathung der Frage, ob es dem Vereine zu empfehlen sei, in den ihm von der Gesellschaft „Alt-Berlin" überlassenen Räumen (Heilige Geistkirche) eine Ausstellung von Berolinensien zu veranstalten: Es sind die Herren Wallé, Holz, Magnus, Dr. Voß, Lindenberg, Dr. Bailleu, Winterfeld, Dr. Béringuier und Premierlieutenant Gritzner (für letztere beiden Herren, die später die Annahme der Wahl schriftlich ablehnen, wurden inzwischen kooptirt: Prof. Hildebrandt und F. Alb. Schwartz).

Zum 2. Punkt der Tagesordnung bemerkt Dr. Fr. Holtze als Referent, daß erstlich grundsätzlich heut keine endgültigen Beschlüsse zu fassen, aber die Vornahme von Aenderungen als solche anzunehmen oder abzulehnen sei, daß ferner seit 1865 bezw. 1881 Statuten bestehen, die zur Zeit nicht mehr den thatsächlichen Verhältnissen entsprechen.

Auf Antrag der Herren Wegener und Genossen wird nach Empfehlung durch Rechtsanwalt Holz beschlossen, einen Ausschuß von 9 Mitgliedern zu erwählen mit dem Auftrage, bis zur ordentlichen Generalversammlung im Januar 1896 mit dem Vorstande positive Vorschläge auszuarbeiten und dem Vereine zur Beschlußfassung vorzulegen.

Es werden gewählt die Herren:

Gritzner, Holz, Leo, Lindenberg, Quanter, Roesner, Max Schultze, Walden, Wegener. (Der nicht anwesende Premierlieutenant Gritzner lehnt die Annahme der Wahl schriftlich ab.)

Die Versammlung wird um 9 Uhr 10 Min. geschlossen.



Die Schloßkapelle in Köpenick.
Chapelle du Palais Royal de Köpenick du dessein de F. Nerin. J. G. Merz exc.

In der öffentlichen Sitzung, die am 23. November 1895 im Bürgersaale des Rathhauses stattfand, sprach Herr Dr. D. Joseph über „Kunst und Künstler unter der Regierung des Großen Kurfürsten".

In Rücksicht auf die Fülle der neuen Forschungen, die auf Grund archivalischer Studien unternommen wurden und sich in gekürzter Form nicht wiedergeben lassen, veröffentlichen wir für unsere Mitglieder den Vortrag hiermit gern in voller Ausführlichkeit:

Wenn ich im Verlaufe der folgenden Darstellung das Wort Künstler anwende, so begehe ich hinsichtlich der Mehrzahl der zu erwähnenden Männer einen zu entschuldigenden Euphemismus. Ich folge aber damit einem auch in der Berliner kunstgeschichtlichen Forschung bisher geübten Brauch, wonach unter diese Bezeichnung nicht nur Architekten, Bildhauer und Maler,

sondern auch Ingenieure und das große Heer der eigentlichen Kunsthandwerker fallen. Ich stelle mich überdies aber auch auf den Boden der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, denn vermögen wir Kunst von Können oder, wie Herder will, von Kennen herzuleiten, so sehen wir in dem Künstler Jemanden, der etwas kann, kennt oder versteht, dem eine Gewalt über die Materie innewohnt, der aber auch diese Herrschaft über die Stoffe benutzt, um Neues zu gestalten. Der Zweck der so geschaffenen Werke liegt jedoch nicht immer innerhalb der Peripherie des Schönen, hier bildet die auf den Nutzen gerichtete Fertigkeit einen wesentlichen Faktor. Wir werden aber auch innerhalb des eng begrenzten Zeitraums, welchen wir behandeln, Künstlern begegnen, denen neben der Zweckmäßigkeit des zu gestaltenden Objekts auch das Schöne als Ideal vorschwebte. Wenn auch im Ganzen die Erreichung des letzteren noch in weite Ferne gerückt blieb, so müssen wir Epigonen doch das Streben wenigstens anerkennen.

Die Geschichte der Künste in Berlin soll erst noch geschrieben werden. Wohl besitzen wir eine Reihe dankenswerther Werke kleineren und größeren Umfanges mit biographischem und monographischem Inhalt, auch ein prächtiges Inventarisations-Kompendium[1]) nennen wir unser eigen, aber zu einer lückenlosen Kunstgeschichte Berlins scheint doch noch nicht genügendes Material vorhanden zu sein, vieles liegt in den Archiven vergraben, wenngleich der Bienenfleiß emsiger Forscher hier bereits starke Lichtungen hervorgebracht hat. Naturgemäß ist die ältere Zeit, aus der uns die Denkmäler mehr und mehr entschwunden sind, am meisten der Aufklärung bedürftig, und hier setzt denn auch die Forschung kräftig ein. Es ist demgemäß nicht meine Absicht, ein mit schmackhafter Sauce zubereitetes leicht verdauliches Gericht vorzusetzen, es erscheint mir vielmehr weit fruchtbarer, vornehmlich solche Theile der Berliner Kunstthätigkeit unter der Regierung des Großen Kurfürsten zu beleuchten, wozu ich Neues beizubringen vermag; nur dort, wo ein besseres Verständniß ermöglicht werden soll und wo es die Verbindung des Textes erforderlich macht, werde ich bereits anderweitig bekannt Gewordenes benutzen.

Versetzen wir uns im Geiste einmal in die Zeit des Regierungsantritts des Großen Kurfürsten. Schwer, sehr schwer litt man noch unter den Greueln des sogenannten dreißigjährigen Krieges, jenes entsetzlichsten der Religionskämpfe. Was nicht durch die schwierige Kriegsnoth zu Grunde gerichtet war, das verfiel nicht zum geringen Theil der seit dem Jahre 1637 grassirenden Pest, welche der Krieg mit sich im Gefolge führte. Was der Große Kurfürst noch antraf, waren nur elende Ueberreste besserer Zeiten. Von mehr als 12 000 zum größten Theil begüterten Bürgern, waren die Städte Berlin-Kölln auf etwa 6000 nur verarmte Einwohner zurückgegangen. Die ehedem blühenden Vorstädte von Berlin waren nahezu, von Kölln ganz und gar in Asche gelegt. Auch innerhalb der Ringmauern sah es grausig genug aus. Von den 1209 Häusern in beiden Schwesterstädten standen etwa 350 vollkommen leer, aus anderen gähnten dem Beschauer nur hohle, selten nothdürftig vernagelte Fenster entgegen. Die engen Gassen waren infolge der vielen Kothhaufen und Pfützen kaum zugänglich, und einer Sanirung gewiß nicht sehr dienlich war die Vorliebe der alten Berliner, ihre Schweinekoben unterhalb der Fenster, an deren Befestigungen nach außen hin anzubringen.

Dieses Chaos, eine wahrhafte rudis indigestaque moles, war das Erbe seines Vaters, das der junge Friedrich Wilhelm wohl oder übel übernehmen mußte. Wie mag doch diesem Regenten zu Muthe gewesen sein, als er eine solche Nachlaßmasse überschaute. Aber wohl selten hat ein Fürst aus den widerlichsten Verhältnissen heraus Großartigeres und Bewundernswürdigeres geschaffen, als dieser eigenartige Hohenzollernsproß.

Von Beginn seiner Regierung an entwickelten sich Handel und Wandel zusehends, dabei war er ein eifriger Förderer der Wissenschaften und Künste, und gewiß mit vollem Recht konnte Borrmann[2]) schreiben, daß „Friedrich Wilhelms Neigungen und Bestrebungen bereits den Boden geschaffen haben, auf dem die reiche Kunstthätigkeit, welche seinem Nachfolger Glanz und Ruhm verliehen hat, erblühte“.

Die Liebe zur Kunst war allerdings auch schon frühzeitig in dem Kurprinzen wachgerufen worden, und ich halte es für das wesentlichste Verdienst, welches sich Georg Wilhelm um Kurbrandenburg erworben hat, daß er seinem Sohne eine so überaus sorgfältige Erziehung geben ließ. Dabei wird man dankbar der Dienste gedenken, welche Johann Friedrich v. Kalkun genannt v. Leuchtmar geleistet hat. Dieser veranlaßte, daß sich unter den Lehrgegenständen des erst achtjährigen Kurprinzen bereits das Zeichnen[3]) befand, und auch das Malen bereitete ihm viel Freude, ferner wissen wir, daß die Zeichenkunst auch während des Aufenthaltes in Leyden nicht vernachlässigt wurde.

Wie sehr der Große Kurfürst die Beschäftigung mit den Künsten schätzte, ersehen wir noch besonders daraus, daß er gerade auf diese Seite der Erziehung seiner eigenen Kinder besonders hohen Werth legte. Ihm selbst war dann das Zeichnen auch Mittel zum praktischen Zweck geworden, da ihm dessen Kenntniß bei der Neuanlage von Befestigungswerken sehr zu statten kam.

Die Eindrücke, welche dann Friedrich Wilhelm in Holland empfing, blieben bestimmend für sein ganzes Leben, sie haben einen dauernden, in all' seinem Thun und Lassen sichtbaren Einfluß ausgeübt, dessen wohlthuende Wirkung sich auch in des Kurfürsten Verhältniß zu Kunst und Künstlern ausspricht.

Die ins Land gezogenen holländischen Künstler haben ihr Bestes gegeben, um den verwahrlosten Städtebau in bessern Zustand zu versetzen. Es waren keine Künstler von Gottes Gnaden, jene Zimmerleute und Schiffbauer, denen wir an der Wiege der Berliner Kunstthätigkeit um die Mitte des 17. Jahrhunderts begegnen, aber eine tüchtige und altbewährte, brauchbare Technik brachten sie aus ihrer Heimath mit. Noch war es nicht zeitgemäß, glänzende und goldstrotzende Palastbauten aufzuführen, wo es galt, Wasser- und Wegebauten zur Hebung des Verkehrs zwischen den Städten des Landes herzurichten. Es waren also Nützlichkeitsbauten, deren man bedurfte, und zu dieser Art rechnete der Große Kurfürst auch die Befestigung von Berlin, über deren Geschichte Fr. Holtze[4]) das Wesentlichste gesammelt hat. Die Befestigungskunst der Holländer hatte der Kurfürst aus eigener Erfahrung kennen gelernt, und es war ihm wohl schon früh der Gedanke gekommen, seine Residenzstädte in dieser Weise zu befestigen. Es fanden sich auch die rechten Meister, die ihn in seinen

---

[1]) R. Borrmann. Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin. Berlin 1893.

[2]) Deutsche Bauzeitung XXVIII. S. 555.

[3]) G. Galland. Der Große Kurfürst und Moritz von Nassau. Frankfurt a. M. 1893 S. 73.

[4]) Fr. Holtze. Geschichte der Befestigung von Berlin. Berlin 1874.

Absichten zu unterstützen vermochten. Zu diesen gehörte vor Allen der kurfürstliche Baumeister, spätere Ober-Ingenieur Johann Gregor Memhard, von dem Nikolai sagt, das man ihn lange in Berlin erwartet hatte, indem gar kein Baumeister vorhanden war. Den Tag der Ankunft des Meisters daselbst erfahren wir von Galland[1]), es war der 12. März 1650. Derselbe Forscher hat dann auch weiter festgestellt, daß Memhard schon vor dem Regierungsantritt des Großen Kurfürsten 1640 unter Georg Wilhelm in preußischen Diensten, damals in Pillau, stand. Auch bezweifelt Galland die holländische Herkunft Memhards aus mannigfachen Gründen, während er die auf dem bekannten Plan[2]) von Berlin verzeichnete Jahreszahl für eine plumpe Fälschung erklärt.

Sogleich nach seiner Ankunft sehen wir Memhard an der Ausbesserung der alten Befestigung beschäftigt, und 1658 wird er mit der Ausführung der vom Kurfürsten mit erdachten Befestigungspläne beauftragt, eine Angelegenheit, welche ihn bis an das Lebensende in Anspruch nahm, ohne jedoch zu verhindern, daß er auch sonst noch vielfach an anderen Hochbauten thätig war. So baute er noch 1650 das eigenartige Lusthaus[3]), welches auf dem Platze der alten Börse stand.

Von anderen kurfürstlichen Aufträgen seien noch erwähnt die nothdürftige Instandsetzung des alten Schlosses an der Spree, der Bau des Ballhauses auf dem Lustgarten in Berlin, des Hauptgebäudes am Potsdamer Stadtschlosse, welches ebenso wie das Corps de Logis des Schlosses zu Oranienburg durch spätere Um- und Neubauten völlig des ursprünglichen Charakters verlustig ging. Ein hohes Verdienst erwarb sich Memhard um die Stadterweiterung Berlins durch die Anlage des Friedrichswerder, dessen Bürgermeister er wurde. Hier auch errichtete er sich selbst ein Haus, welches sich an der Stelle der heutigen Kommandantur befand.

Einige Zeit ferner versah er auch das Amt eines Prinzenlehrers (1664), das er dann an seinen Schüler Joachim Ernst Blesendorf[1]) und dieser wiederum an Georg Wolffgrübel, einen hoffnungsvollen aber, wie es scheint, zu früh verstorbenen kurfürstlichen Stipendiaten abtrat, der auf Kosten des Kurfürsten in Amsterdam „die Mahlerkunst und Architectura, alß wozu er von Natur incliniret" erlernte[4]) (1661).

Ueberschauen wir die gesammte vielseitige Thätigkeit des fleißigen Memhard, so erkennen wir, daß der Schwerpunkt derselben nicht in der künstlerischen Richtung ruht, sondern mehr und geradezu ausschließlich in der Einführung jener verstandesmäßigen holländischen Bauweise, welche in verknöcherten Schematismus übergegangen war. Das Lebenswerk Memhards aber wird der stets hochschätzen, der sich die üblen baulichen Verhältnisse der damaligen Städte vergegenwärtigt, und es ist schon eine That zu nennen, daß den Faffaden ein wenn auch schematisirtes architektonisches Gerippe gegeben wurde.

In gleicher Richtung etwa entwickelt sich seit 1660 die Thätigkeit des Wallonen Philipp de Chieze,[5]) doch verräth dieser noch geringere architektonische Schulung als Memhard. Hauptsächlich ist er Festungsingenieur, wird auch mit der Direktion

1) G. Galland. Der Große Kurfürst und Moritz von Nassau, Frankfurt a. M. 1893. S. 77.

2) Der Plan ist veröffentlicht in den Schriften des Berliner Geschichtsvereins.

3) Abbildung siehe in Merian. Topograph. Elector. Brandenburg. 1652.

4) Galland. A. a. O. S. 78.

5) Gurlitt. Corn. Andreas Schlüter. Berlin 1891. S. 53. Galland. G. Der Große Kurfürst 2c. S. 222.

aller Festungen betraut und stirbt 1673 als Generalquartiermeister. Er baute am Kern des Potsdamer Stadtschlosses, der in späteren Umbauten völlig aufgegangen ist. Daß er ein hervorragender Kunstkenner oder auch nur ein mit mäßigen Kenntnissen ausgestatteter Kunstfreund nicht gewesen ist, entnehmen wir daraus, daß er allerdings gemeinsam mit dem Freiherrn v. Spaen für den Kurfürsten in Holland eine Kunstsammlung kaufte, welche sich zumeist aus Kopieen, statt, wie es sein sollte, aus Originalen zusammensetzte.[1]) Sein Versehen wird jedoch dadurch in milderem Licht erscheinen, daß der Kauf unter Vorbehalt geschah. Dieselbe Angelegenheit wird uns noch später gelegentlich der Erwähnung Fromantious beschäftigen. Glücklicher war er bei der Ausführung des sog. „Neuen Grabens", des Müllroser Kanals, welcher die Oder und Spree verbindet.[2])

Der Nachfolger de Chiezes mit dem Range eines Generalquartiermeisterlieutenants wurde der 1640 in Zielenzig[3]) geborene Joachim Ernst Blesendorf. Aus den Archivalien des Kriegsministeriums[4]) ersehe ich, daß er in dieser Funktion ein monatliches Traktament von 70 Thalern empfing. Aus dieser Stellung und einem solchen Gehalt können wir ungefähr ermessen, wie hoch der Große Kurfürst Blesendorf schätzte, der seine Schule als Kondukteur unter Memhard genossen hatte, der aber auch auf seines Fürsten Kosten seit 1666 zwei Jahre lang in Italien weilte und es dann noch zum Oberbauingenieur und Baudirektor brachte. Mit der Geschichte der Dorotheenstadt wird sein Name eng verbunden bleiben, da er sowohl den Plan zu deren Bebauung entwarf als auch 1673 die Absteckung daselbst vornahm. Der hoffnungsvolle Ingenieur fiel jedoch bereits im 37. Lebensjahre bei der Beschießung Stettins 1677 und theilte damit das Schicksal des ihm untergebenen Ingenieurs Cauß, welcher der obigen Quelle[5]) zufolge gleichfalls vor Stettin und zwar bei der Zollschanze blieb. Ebenso mag es dem Ingenieur Joh. Mart. Schaffenraht ergangen sein, von dem wir erfahren, daß er vor dem 8. Juli 1675 eine Reise von Nymwegen nach Sternberg macht, und dessen Name uns zuletzt 1676 begegnet. Auch der Name des Ingenieurs Johan Andreas Seyffert erscheint 1677 zum letzten Mal in den Büchern der Generalkriegskasse. Diese Kassenbücher werden fortan eine wichtige Quelle für die brandenburgische Künstlergeschichte abgeben, da dieselben nicht nur urkundliche Aufschlüsse über die Gehaltsverhältnisse aller Architekten und Ingenieure geben, welche mit den militärischen Institutionen irgendwie in Verbindung standen, sondern uns auch vielfach von Geschenken, Ankäufen und sonstigen Leistungen des Kurfürsten reden, die derselbe aus den Geldbeständen der Generalkriegskasse veranlaßte.

In jenen wilden Kriegszeiten wurde der Sold nicht immer pünktlich und voll bezahlt. Das haben sowohl die bereits angeführten Ingenieure sowie noch andere oft genug erfahren.[6]) Es empfangen der Ingenieur Schaffenraht: 1675 zwei Monate à 40 Thlr. als Zehrung und Reisekosten für obengenannte Reise nach Sternberg laut Verordnung vom 8. Juli 1675 die Summe

1) Galland. G. Der Große Kurfürst und Moritz von Nassau. Frankfurt a. M. 1893. S. 224 f.

2) P. J. Marperger. Historie und Leben der berühmtesten Europäischen Baumeister 2c. Hamburg 1711. S. 440.

3) Fr. Nicolai. Nachricht von den Baumeistern, Bildhauern 2c. Berlin und Stettin 1786. Anhang zur Beschreibung S. 42.

4) Geh. Archiv des Kriegsministeriums. Ausgabe über die Subsidiengelder 2c. der Generalkriegskasse. 1675.

5) Geh. Archiv des Kriegsministeriums a. a. O. 1677.

6) Ebenda 1675 ff.

von 47 Thlrn. 18 Gr., 1676 einen Monat Sold 40 Thlr. Der Ingenieur Cauß 1675 rückständigen Monatssold 30 Thlr., 1676 für restirende zwei Monate à 40 Thlr. gleich 80 Thlr., Abschlag für drei Monate 120 Thlr., verschiedene Reisekosten laut Verordnung vom 29. November 1675 40 Thlr., 1677 einen Monat Sold 40 Thlr. nochmals desgl.; 6. Mai 1677[1]) extra. ordinäre Reisekosten 50 Thlr. und 18. Juli 1677 zur Befriedigung der Forderung 14 Thlr. 14 Gr. Der Ingenieur Seyffert 1676 für zwei Monate Traktament 60 Thlr., 1677 für einen Monat 30 Thlr. Der Werkmeister Arnold Opferkampf einen Monat Ingenieurtraktament 30 Thlr. und ebenso einen Monat Hauptmannstraktament, beides im Jahre 1676. Opferkampf fiel aber noch im selben Jahre vor Anklam, und es empfängt seine Wittwe einen restirenden Monat Sold mit 40 Thlrn. ausgezahlt den 5. August 1676; der in Stettin gefangene Ingenieur Joh. v. d. Poll insgesammt 90 Thlr. und „zur Contention seiner Creditoren" 1677 noch 100 Thlr.[2])

Es würde hier zu weit führen, die einzelnen Posten aufzuzählen, es seien neben Opferkampf und von der Poll aus den 1670er Jahren nur genannt die Ingenieure Joh. Friedr. Meißner, der zugleich Hauptmann der Artillerie war, Jakob Reichenbach, Daniel Christian v. Reibnitz, Krüger, Stockmann und Reimann. Die Kasseler Ingenieure Kappenn und Creutz seien hier deswegen erwähnt, weil auch sie der Belagerung von Stettin beiwohnten, wofür sie vom Kurfürsten mit 200 bzw. 100 Thlrn. beschenkt werden.[3]) Ferner erhält der Ingenieur Dr. Telger bei seiner „erlassung" zu einer „conterfeit Schachtel" 250 Thlr. und an Einrichtung noch 140 Thlr., während der Kondukteur Hans Caspar Bredekow, welcher gleichfalls in der Belagerung von Stettin sich nützlich erwiesen hatte „zur Ergötzlichkeit" mit 40 Thlrn. beschenkt wird. Diesem Kreise nun gehörte an und aus demselben ging hervor neben anderen Kondukteuren[4]) Joh. Arnold Nering, der uns noch besonders beschäftigen wird. Es sei ferner darauf hingewiesen, daß in den Archivalien des Kriegsministeriums auch ein Zeug-Bauschreiber Philipp Gerlach[5]) vorkommt, der später zum Zeugwärter und Stückhauptmann aufrückt. Vielleicht war dieser der Vater des späteren Majors Gerlach, des Erbauers des jetzigen Thurms der Parochialkirche.[6])

Ein Zeitgenosse aller vorhin Genannten, im Besonderen des 1678 verstorbenen Memhard, ist der am 11. Juli[7]) 1626 zu Rotterdam geborene Michael Matthias Smids. Von ihm ist bekannt, daß er 1652 zum Hofzimmermann und Schleusenmeister, 1655 bereits zum Hofbaumeister befördert wurde, eine Charge, die er während seiner lange währenden Thätigkeit nicht mehr überstieg. Es will mir scheinen, als ob Smids ebenso wenig oder noch viel weniger als Memhard ein Baukünstler in höherem Sinne des Wortes war. Wohl erfahren wir, daß er auch als Architekt Verwendung fand in einer Zeit, in welcher es an geschulten Kräften gebrach und wo der Begriff des Architekten und Ingenieurs in eins aufging, aber, soweit wir erkennen, erhob sich seine Kunst kaum über die eintönigen Gepflogenheiten eines strebsamen Handwerksmeisters von nur einiger Begabung. Wohl erfahren wir durch Nicolai,[1]) der die Werke des Meisters aufzählt, daß er in den Jahren 1665 bis 1669 den oberen Theil des 1661 durch Blitzstrahl vernichteten Thurms der Marienkirche, an dem Marstall in der Breitenstraße die Wasserseite und sonst noch private Häuser gebaut hat, aber unverhältnißmäßig überwiegt doch seine Thätigkeit als Schiffs- und Wasserbaumeister. Als solcher hat er der kräftig aufstrebenden Mark wesentliche Dienste geleistet.

Urkundliche Aufschlüsse über das Schaffen von Smids erhalten wir aus den Beständen des Geheimen Staatsarchivs, wovon Galland[2]) Einiges benutzt hat, sodann aber ist es mir gelungen, im Geh. Archiv des Kriegsministeriums[3]) eine Reihe von Belegstellen zu finden, welche auf das Wirken des Schiffsbaumeisters Smids klares Licht werfen. In ersterer Beziehung sei Folgendes erwähnt. Am 3. Oktober 1656 verordnet der Kurfürst, daß dem Hofzimmermann 220 Thlr. als Kaufsumme für ein Schiff ausgezahlt werden, dann soll infolge eines anderen Befehls der Kammerjunker v. Chieze[4]) dem Baumeister das zu Neuhausen liegende Malz als Abschlag auf dessen Forderung verabfolgen lassen. Laut Befehl vom 6. November 1662 soll der Graf zu Dohna dem Smids in fernerem Abschlag 50 Tonnen Mehl aus dem Magazin übergeben. Ein wichtiges Aktenstück, das auch schon Nicolai benutzt hat, beleuchtet die Mitwirkung Smids' am Neuen Graben. Es ist eine Rechnung des Meisters für die dabei bedungenen Arbeiten von 13 Schleusen und 8 Brücken, die insgesammt 38 100 Thlr. kosten, und worauf er erst bis zum 17. August 1671 28 595 Thlr. erhalten hat. Außerdem hatte er noch 795 Thlr. zum Potsdamschen Stall vorgeschossen. Die gesammte, noch restirende Forderung von 10 500 Thlr. wird ihm bald darauf (am 7. September 1671) angewiesen, ebenso 1672 4050 Thlr. für nach Holland gelieferte Kugeln. Auch die Nachricht Nicolais, daß Smids das Haus des Generallieutenants v. Wölfersdorf 1673 erbaut habe, bestätigt sich durch die Akten, aus denen wir erfahren, daß der Letztere seitens des Kurfürsten Befehl erhält, den Rest von 1000 Thlrn. zu begleichen. Vom gleichen Tage (2. Januar 1774) datirt ein Befehl an den Freiherrn v. Pöllnitz, dem Smids aus den Einkünften der Friedrich-Werderschen Mahlmühle 191 Thlr. 10 Gr. und 17 Wispel 9 Scheffel Roggen in natura quartaliter zu verabreichen. Nach 37jähriger Thätigkeit wird Smids am 28. März 1689 als Hofbaumeister bestätigt. In einer anderen Urkunde vom 27. Juni 1691 wird von ihm als demjenigen gesprochen, der die Galerie hinterm Schloß aufgebaut, auch die Bibliothek zu bauen angefangen habe.

Auf das Archiv des Kriegsministeriums als Quelle für die Kenntniß Smids habe ich bereits kurz in dem Zentralblatt

---

1) Die Daten bezeichnen immer den Tag der kurfürstlichen Verordnung.

2) Geh. Archiv des Kriegsministeriums a. a. O. 1678. Von der Poll wird hier der in Stettin gefangen gewesene holländische Ingenieur genannt.

3) Geh. Archiv des Kriegs-Ministeriums, a. a. O. 1678 laut Verordnung vom 14. Januar 1676.

4) Moritz Palm, Walter Kampdorf, Gustav v. Schnitter und Thiemann, die sämmtlich den Jahrgängen 1678—80 angehören.

5) Geh. Archiv des Kriegsministeriums a. a. O. 1676. Danach war Gerlach mit der Armee in Schweinfurt und empfängt für die Rückreise 40 Thlr. 3. Januar 1676. Er reist auch mehrfach nach Bremen, um vom Gießer Benicke gegossene Kanonen nach Berlin zu transportiren, nachdem er daselbst die Probe vorgenommen.

6) D. Joseph. Die Parochialkirche in Berlin. Berlin 1894. S. 82 ff.

7) R. Borrmann. Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin. 1893. S. 169.

---

1) Fr. Nicolai. Nachrichten von den Baumeistern, Bildhauern u. s. w. Berlin und Stettin 1786. Anhang S. 62 f.

2) G. Galland. Der Große Kurfürst und Moritz von Nassau. Frankfurt a. M. 1893. S. 214.

3) Geh. Archiv des Kriegsministeriums a. a. O. 1673 ff.

4) Es ist derselbe, der bereits als Generalquartiermeister genannt ist.

der Bauverwaltung[1]) hingewiesen, hier seien einige spezielle Daten angegeben. Danach empfängt der Meister laut Verordnung vom 24. April 1676 für an die Hand gehabte Zimmerleute 100 Thlr.; 15. Juni 1676[2]), für zwei Schiffbauer, welche mit dem Landgrafen von Hessen-Homburg im Mai 1676 zu Felde gezogen waren, einen Monat Sold mit 16 Thlrn; 27. Juni 1676, für die Zimmerleute und Schiffbauer, welche der Kurfürst mit ins Feld genommen hatte, den Sold pro Juni mit 218 Thlrn. und am 24. Juli zum selben Zweck pro Juli 1676 noch 336 Thlr., ferner am 27. September 1676 für einige Schiffsleute, welche die kurfürstlichen Jagten und andere Fahrzeuge nach Schwedt haben bringen müssen 31 Thlr.; 26. Oktober 1675 zur Anschaffung 30 neuer „Bodigens" (Boote) à 9 Thlr. sammt anderem Zubehör an Laufbrücken 378 Thlr. 3 Gr. 6 Pf.; 14. Juni 1676 für neue Boote 298 Thlr. 16 Gr. 9 Pf.; am Tage darauf für von Hamburg verschriebene Anker und Taue, welche bei den Schiffbrücken und Fahrzeugen gebraucht worden, 188 Thlr. 8 Gr.; 15. März 1676 für den Schiffbaumeister Hans Brause, der 8 Schiffbauer zur Reparirung der großen Schiffe gestellt hatte, 240 Thlr. 8 Gr. Im Jahre 1677 werden folgende Zahlungen an Smids geleistet: Januar und November Sold für sich und 3 Gesellen zusammen 75 Thlr.; 11. Januar für die Zimmerleute in Garz und Demmin 144 Thlr.; 5. Mai für die in Demmin, Anklam und Löckenitz stehenden Artillerie-Zimmerleute pro Januar bis April à 56 Thlr., zusammen 224 Thlr.; 9. Juli Wiedererstattung der in der Belagerung von Stettin gemachten Auslagen 238 Thlr.; 22. Mai für erkaufte Schiffe und Bretter gleichfalls vor Stettin 214 Thlr. 18 Gr.; 9. Juni Unkosten für die Feldartillerie und die kurfürstlichen Zelte 397 Thlr. 22 Gr. 9 Pf.; 16. August für vorgeschossene Zimmerarbeit 24 Thlr. 16 Gr.; 4. September für die in der Belagerung von Stettin befindlichen Zimmerleute und Schiffbauer und sonstige Reparaturkosten verausgabten Vorschüsse 520 Thlr.

Im Jahre 1678 erhält Smids für Zimmerleute, die er bei der Feld-Armee in Dienst gestellt hatte 794 Thlr. und noch rückständige Traktamentsgelder 721 Thlr. Am 25. Mai 1678 wurden ihm für Beschaffung von 20 Pontons, Schanzkarren, Molden, Eisennägeln und sonstigem Feldzugsvorrath 313 Thlr. 16 Gr. zurückerstattet, ebenso außerdem noch 82 Thlr. 4 Gr. 6 Pf. für Zimmerleute und Brückenbau, am 12. Oktober für zwei Pferde sammt dem Zeuge 120 Thlr.

Im Jahre 1679 verzeichnet die General-Kriegskasse folgende Posten als an Smids gezahlt: für sich und 3 Gesellen 25 Thlr. Sold pro Juli; den 8. Februar 1679 an „reparaturkosten und anderer Nothturft, so derselbe vom Juni 1676 bis letzten December 1678 auf und an die Churfürstl. zu Potsdam liegende Lustjagt verwendet", dabei auch das Traktament des Steuermanns Zoller 355 Thlr. 21 Gr., sowie noch 570 Thlr. für drei Matrosen; zum Ankauf von Nägeln und Stricken zur Reparatur der Zimmerwagen 16 Thlr. 16 Gr.

Am 20. Februar 1679 erhält Smids für eine Reise von Königsberg nach Berlin 70 Thlr., ferner für bei den Zimmerwagen verwendete sechs Pferde und Knechte erst 28 Thlr. 20 Gr. und am 18. Juli 1679 noch 35 Thlr.; schließlich im Dezember 1680 „für einige aus Hollandt nach Potsdamb verschriebene und gelieferte Silberne Leder mit einem rothen Grundt" 493 Thlr. 4 Gr. und 600 Thlr. Stettinschen Baumeisters Traktament.

Dies genügt, um die Richtung zu erkennen, in welcher vornehmlich sich die Thätigkeit Smids bewegte, und unbedingt müssen diese Umstände mit herangezogen werden, wenn es gilt, die architektonische Befähigung des Meisters festzustellen. Smids starb, 66 Jahre alt, zu Berlin am 24. Juli 1692, er wurde in der Dorotheenstädtischen Kirche beigesetzt, wo sich noch heute sein Grabstein befindet. Derselbe ist noch deswegen besonders werthvoll, weil er uns die Portraitbüste des arbeitsamen Mannes wiedergiebt. Borrmann hat Recht, wenn er sagt, daß der Ausdruck in den breiten derben Zügen auf Kraft und Energie hindeutet[1]).

Neben dem genannten Smids waren in gleicher Art beschäftigt **Nicolaus**[2]) und **Walther Matthias Smids**, welcher in Naglers Künstlerlexikon fälschlicherweise mit Michel Matthias Smids für identisch gehalten wird, sowie **Bernhard** und **Nicolaus Reichmann**, Vater und Sohn, welche beide Nicolai[3]) geschickte Baumeister nennt. Von Letzterem berichtet Nicolai noch besonders, daß er 1672 verschiedene künstliche Hängewerke, so auch am Zeughause in Spandau ein solches von 555 Fuß Länge, erbaut hätte. Wer solche Spannungen zu überwinden verstand, mußte auch geeignet erscheinen, im Brückenbau etwas zu leisten, und in der That führt der Hofzimmermeister Nicolaus Reichmann, wie ich den Archivalien des Kriegsministeriums[4]) entnehme, im Jahre 1680 eine Brücke in Schwedt aus. Am 3. Januar dieses Jahres werden ihm „zu behuf und anfang des Brückenbaues" 100 Thlr. angewiesen und im Laufe desselben und des nächsten Jahres noch 8400 Thlr. verausgabt. Nicolaus ist es auch, welcher Zimmerarbeiten im Werthe von 500 Thlrn. laut Anschlag vom 9. Februar 1689 für den General-Feldmarschall Grafen v. Schomberg[5]), den damaligen Besitzer des heutigen Palais der Kaiserin Friedrich, ausführt. Da aber Schomberg sich damals nicht mehr in Berlin aufhielt, bittet Reichmann den Kurfürsten um rückständige 100 Thlr. Zu demselben Bau erhält dann der kurfürstliche Bauschreiber[6]) bereits 1688 laut Verordnung vom 20. Februar 683 Thlr. 20 Gr. 6 Pf. und vom 24. Februar 1689 Baumaterialien für 1409 Thlr. 4 Gr. Die Leitung des Baues lag, wie aus dem Anschlage zu schließen, in den Händen Nerings.

Unter den nicht in Berlin ansässig gewesenen Baumeistern nimmt eine hervorragende Stellung **Cornelis Ryckwaert** in Küstrin ein. Schon Nicolai[7]) berichtet über seine Herkunft, daß er ein Holländer war und bei seiner Ankunft noch nicht deutsch verstand, auch schon vorher für den Johannitermeister Fürsten Moritz von Nassau das Schloß zu Sonnenburg erbaut hatte, dessen Plan jedoch nicht von ihm herzurühren scheint. Die neuere Forschung hat die Angaben Nicolais bestätigt gefunden,[8]) an der Hand der Akten kann die Thätigkeit des Meisters in

---

1) Zentralblatt der Bauverwaltung, herausgegeben im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, XV, 469.

2) Das Datum bezieht sich in allen folgenden Fällen auf den Tag der kurfürstlichen Verordnung.

---

1) R. Borrmann a. a. O., S. 169.

2) G. Galland a. a. O., S. 218. Danach Jacob N. S. angestellt am 1. Februar 1654 als „flügell Kribbemeister aus der Altmark und Kribbenbawmeister".

3) Nicolai a. a. O., S. 102.

4) Geh. Archiv des Kriegsministeriums a. a. O. 1680, 1681.

5) Geh. Staatsarchiv. Rep. 21. 191 b. Dieser Anschlag wurde von Nering revidirt und die Summe auf 475 Thlr. ermäßigt.

6) Geh. Archiv des Kriegsministeriums a. a. O. 1688, 1689.

7) Fr. Nicolai, a. a. O. S. 60.

8) G. Galland, a. a. O. 93 ff. u. 229 f. Danach hat R. auch Antheil am Landhause Oranienbaum bei Dessau.

Küstrin und anderweitig verfolgt werden. Ueberdies erfahren wir aus urkundlicher Quelle[1]) noch folgende Daten: „Wegen des in Pommern mit Ihm gemachten Verding angefangenen Wasserbaus" empfängt er 1683 bis dahin unbezahlt gebliebene 400 Thlr. Ob es sich hierbei vielleicht um den Hafenbau in Rügenwalde handelt, den Nicolai allerdings erst in das Jahr 1690 verlegt, will ich nicht entscheiden. Doch werde ich in meiner Vermuthung durch den Umstand bestärkt, daß es an anderer Stelle ausdrücklich heißt: „Dem Baumeister von Küstrin Cornelis Ryckwaerts bey der ihm befohlenen Reise genandte Reisekosten erstattet" und „ferner wegen der nach Pommern wegen Besichtigung des See-Havens gethanen Reyse" erst 89 Thlr. 15 Gr. und dann 60 Thlr. Gewiß im Hinblick auf seine vielseitige auswärtige Thätigkeit empfängt Ryckwaerts, wie ersichtlich, in den Jahren 1685—88 eine jährliche Verbesserung seines Gehaltes um 200 Thlr. Daneben werden ihm für seinen Sohn laut Verordnung vom 20. Februar 1685 400 Thlr. Reisegeld, jedenfalls zum Zweck einer Studienreise, geschenkt. Es mag dies Adriaen Daniel R. gewesen sein, von dem wir wissen, daß er der Nachfolger im Amte des Vaters war.

Gleichfalls nicht in Berlin stationirt war der Ingenieur Samuel Suchodoletz oder auch de S. in Königsberg i. Pr., welcher seit 1683 ein Gehalt von jährlich 500 Thlrn., seit 1697 ein solches von 680 Thlrn. bezieht. In dieser letztern Summe ist aber auch die mit monatlich 15 Thlr. angesetzte Besoldung des Kond. v. Bieberstein enthalten, dessen Name in den Büchern der Generalkriegskasse 1690 zum ersten Mal vorkommt, auch damals schon mit 15 Thlrn. bedacht. Suchodoletz trat übrigens schon 1662 in den kurfürstlichen Dienst[2]) wurde 1679 Landmesser und Ingenieur und 1683 Kammerjunker. Nach dem, was uns von seinem Schaffen berichtet wird, muß er ein Mann von nicht gewöhnlicher Begabung gewesen sein. Interessant ist sein Projekt zur Verbindung des Pregels mit den ostpreußischen Landseen bei Lyck und Lötzen, eine Idee, deren Ausführung unserer Zeit vorbehalten zu sein scheint.

Alle bereits Genannten übertrifft um mehr als Hauptes-länge Johann Arnold Nering, der erste große Baukünstler der beiden letzten Kurfürsten, ein würdiger Vorgänger des gewaltigen Schlüter, mit dem jener einige Jahre fruchtbarster Thätigkeit gemeinsam verlebte. Am 21. Oktober dieses Jahres haben wir den 200. Todestag des verdienstvollen Mannes gefeiert, aus welchem Anlaß ich im Architekten-Verein einen Vortrag hielt, den ich auszugsweise im Centralblatt der Bauverwaltung (Nr. 45) veröffentlicht habe.

Kaum minder wie nach dem Geburtstage Schlüters ist nach demjenigen Nerings geforscht worden, bei jenem hat man wenigstens den Tag der Taufe feststellen können, bei diesem ist nicht nur der Tauf- oder Geburtstag, sondern sogar das Geburtsjahr in Frage gestellt. Wie klagte mir unser leider so früh ins Grab gegangene Robert Dohme sein Leid, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, desgleichen hierüber wie in manchem anderen Licht zu verbreiten. Ich weiß, daß auch Borrmann, Galland, Gurlitt und Wallé in gleicher Richtung bemüht waren, und auch ich habe während eines Zeitraums von mehr als 10 Jahren nichts unversucht gelassen, wo ich auch immer hier im Lande oder in Holland einen Anhalt vermuthete. Umsonst, wo und wann Nering geboren ist, scheint dunkel bleiben zu sollen. Von seiner Abstammung wissen wir nichts. Daß er ein Holländer war, wie seit Nicolai landläufig angenommen wird, habe ich nie recht glauben können, seitdem mir 1885 Aktenstücke zu Gesicht gekommen waren, welche einiges Licht auf die Lehr- und Studienjahre des Meisters werfen. Borrmann bereits hat auf diese Akten des Geh. Staatsarchivs[1]) Bezug genommen[2]) und auch ihm scheint, wenn ich recht lese, die holländische Herkunft zweifelhaft. Das eine Reskript vom Jahre 1676 spricht von der Bewilligung einer Summe von 200 Thlrn. an Nering zur Erlernung der Fortifikation, das andere, den 9. Oktober 1677 datirt, betont „die guthe inclination, welche Johann Arnold Nering zu dem Studio mathematice und der ingenieur Kunst hat geführet". Zur Fortsetzung seiner Studien werden ihm zufolge Inhalts desselben Dekrets auf drei Jahre je 300 Thlr. ausgesetzt mit dem Bedeuten, daß er gehalten sei, „nicht allein die mathematiques und ingenieur Kunst ex fundamento zu lernen und zu dem ende in frembde lande absonderlich in Italien zu reysen, sondern auch außer erlaubniß in keine andere Dienste zu treten." Eine solche Sprache führt nur der um das Wohl seiner Unterthanen besorgte Landesherr, der die Fähigkeiten des einen der Wohlfahrt des anderen dienstbar machen will. Vielleicht auch mag der stille Gedanke dabei mitgewirkt haben, sich auch in fortifikatorischen Dingen von dem holländischen Einfluß allmählich frei zu machen. Es ist meines Dafürhaltens demnach durchaus naheliegend anzunehmen, es sei Nering entweder ein Sohn unserer Residenz oder wie J. E. Blesendorf aus einer märkischen Stadt nach Berlin-Kölln eingewandert.

Das eben genannte Aktenstück ist auch von Bedeutung, weil wir daraus erfahren, daß besonderes Gewicht auf die Ausbildung in Italien gelegt wurde, und gewiß, kam Nering dieser Weisung nach, auch können wir annehmen, daß er sich außerdem in den Niederlanden und Frankreich aufgehalten hat, weil diese Länder zu den „fremden Ländern" gehörten, in denen damals die Architektur in Blüthe stand und wo man demgemäß etwas lernen konnte. Daß aber Nering nicht die ganzen drei Jahre in der Fremde verlebte, habe ich im Centralblatt der Bauverwaltung[3]) nachgewiesen. Danach war Nering bereits 1678 Ingenieur und als solchem kommt ihm ein Theil derjenigen Bauausführungen zu, deren Entstehen man in die Zeit von 1678 ab gesetzt hat, und Nicolais Glaubwürdigkeit darf hierbei nicht in Frage gestellt werden.

Bevor wir nun zur Betrachtung einiger Werke Nerings übergehen, bedarf es noch kurz der Anziehung einer Frage. Es handelt sich um die Feststellung des Antheils, welchen Smids bzw. Nering an denjenigen Bauten haben, welche in künstlerischer Beziehung irgendwie bemerkenswerth zu Anfang der gemeinsamen Thätigkeit beider errichtet wurden. Die Entscheidung aus rein stilistischen Gründen ist nicht gut angängig, weil nicht genügendes Vergleichsmaterial vorhanden ist. Ohne hier in intimere Auseinandersetzungen einzutreten, begnüge ich mich damit, einmal nur auf den beiderseitigen Wirkungskreis hinzudeuten, der von vornherein für Smids als Zimmermann und Schleusenmeister, für Nering als Ingenieur festgestellt wurde. Dieses Verhältniß hat in der Folge eine wesentliche Verschiebung nicht erlitten, und gewiß sehr maßvoll schreibt Dohme:[4]) „Wenn schon ein Theil der Bauten am Berliner Schloß später noch unter dem Namen des älteren Architekten ging, so hat offenbar der Assistent das Beste daran gethan."

---

[1]) Geh. Archiv des Kriegsministeriums a. a. O. 1683 ff.
[2]) Fr. Nicolai, a. a. O. S. 65.

[1]) Geh. Staatsarchiv R. 9. DD. 6. 7.
[2]) Deutsche Bauzeitung. 1894. S. 554.
[3]) Centralblatt der Bauverwaltung XV. S. 469.
[4]) R. Dohme. Das Königliche Schloß. Leipzig 1876. S. 18.

Betrachten wir nun einige Werke aus der ersten Periode der Schaffenszeit des Meisters.

Als erste Nering zuzuschreibende Arbeit betrachte ich die Bogenhallen auf dem Schloßplatz in Berlin[1]). Dieser Arkadenbau trägt so sehr den Charakter einer ins Praktische übertragenen akademischen Zeichnung, daß ich nicht ungern glauben möchte, es habe Nering einfach einige Axen eines hübsch ausgezogenen und getuschten Studienblattes benutzt, um jenes System herzustellen, wobei sich Bogen und Pilaster abwechselnd wiederholen. Letztere sowie die Schlußsteine verkröpfen sich unschön über Fries und Gesims hinaus. Die Ueberwölbung des Ganges selbst geschah vermittelst Kreuzkappen. Dahinter zeigen sich dann Verkaufsläden, das Dach war mit Kupfer eingedeckt, das Geld zur Anschaffung des dazu erforderlichen Materials wird dem kurfürstlichen Bauschreiber Georg Mackert laut Verordnung vom 14. Dezember 1681 angewiesen[2]). Daselbst heißt es „zur erkauffung deß auf der Stechbahn erbauten Buhdens nöthigen Kupfers 1774 Thlr. 16 Gr.“ Wir haben somit ein authentisches Zeugniß für die Fertigstellung des Baues, aber auch für den Beginn der Bauzeit stütze ich mich auf eine urkundliche Nachricht im Geh. Staatsarchiv[3]), wonach derselbe in das Frühjahr 1679 zu setzen ist.

Prüfen wir das Werk aber nun noch auf die ästhetische Wirkung hin, so können wir uns gleichwohl nicht verhehlen, daß, wenn auch der Architekt es verstanden hat die Arkaden dem Flügel des Caspar Theiß geschickt anzuschmiegen, doch das Ganze in der Verbindung zweier in der Formbehandlung durchaus verschiedener Stilrichtungen einen etwas absonderlichen Eindruck macht. Hiermit soll aber nicht die künstlerische Bedeutung des Architekten verkleinert werden, dem es als eine That anzurechnen ist, daß er, wohl schon auf Grund persönlicher Kenntnißnahme der Meisterwerke, die italienische Renaissance in die Mark bezw. Berlin einführte.

Eine solche Kraft schien zweifellos geeignet, auch an den Um- und Neubauten des Schlosses entscheidenden Antheil zu gewinnen, denn auch hier begannen die Arbeiten, wie ich in der genannten Abhandlung ausgeführt habe im Jahre 1679, und der Alabastersaal ist 1681 so weit vorgeschritten, daß Marmor und Alabaster herbeigeschafft werden, wozu das Geld dem Amtmann zu Hadersleben am 20. Mai angewiesen wird.

Dieser Alabaster-, auch Neue, Weiße oder Schöne Saal genannt, zeigt sich in seiner mit fünf Fenstern versehenen Fassade höchst prunklos, ja dürftig, so daß Dohme[4]) die Architektur des Aeußern[5]) dem Schiffsbaumeister Smids zuzuschreiben sich veranlaßt sah, während er ganz richtig den Ausbau des Innern auf den Neringschen Kunstcharakter zurückführt. Hier hat sich der Meister offenbar an den großen Saal des von van Campen erbauten Rathhauses zu Amsterdam angelehnt. Alle nur erdenklichen für den damaligen Stond der Technik möglichen Mittel wurden zur künstlerischen Gestaltung dieses seiner Zeit viel bewunderten Werkes angewendet. Zu den Verehrern gehörte auch der Hallische Architekt Christoph Pitzler[1]), dem wir eine Skizze verdanken. Das Hauptmotiv des architektonischen Gerüstes bilden abwechselnd je zwei korinthische Pilaster, die jedesmal zwischen sich eine oben halbkreisförmig geschlossene Nische für eine Statue und darüber eine Blendöffnung zeigen. Die als Spiegelgewölbe gebildete Decke war reich mit Malerei auf Stuck versehen. Uebrigens hat Peter Wallé nach Begers Thesaurus[2]) Titelvignette eine Abbildung veröffentlicht[3]), wonach auch hier die Reproduktion erfolgt ist. Am eingehendsten über diesen heute leider als Requisitenkammer dienenden Saal hat Galland[4]) geschrieben. Nach der Anschauung dieses Forschers soll es in der Absicht des Großen Kurfürsten gelegen haben, den Alabastersaal zu einer Ruhmeshalle auszugestalten. Am werthvollsten waren die von Bartholomäus Eggers in Amsterdam angefertigten 11 Fürstenstatuen, zu denen sich nach dem Tode des Großen Kurfürsten noch vier Kaiserstatuen und die Statue des Kurfürsten Friedrich I. selbst gesellten. Jede von diesen Skulpturen wurde zufolge des Kontrakts vom 13. Juli 1688 mit 700 Thlr. bezahlt[5]). Eines anderen plastischen Schmucks wird in einer Urkunde des Geh. Staatsarchivs unter dem Ausdruck „Marmorsteinerne Bilder“ Erwähnung gethan, wofür in drei Terminen je 866 Thlr. 16 Gr. bezahlt werden sollten. Die Zeit, 5. Juni 1680, stimmt auffällig mit der Bauzeit des Alabastersaales überein, und ist die Annahme durchaus naheliegend, wie Galland es will, hier diejenigen Reliefs zu vermuthen[6]), welche zwar verschollen sind, von denen aber Schlüter in Gips geformirte Copieen genommen hat, die dann, den Ruhm Friedrich Wilhelms verherrlichend, an der Diplomatenloge des Weißen Saales im neuen Schloßbau prangten.

Bedeutende künstlerische Kraft entfaltet der hochbegabte Nering sodann an einem anderen Theile des Schlosses, dem Flügel an der Wasserseite, welcher sich zwischen dem Lynarschen Bau und dem sogenannten Hause der Herzogin einschiebt.[7])

Mehr noch als die Stechbahnarkaden trägt dieser Flügel an der Spreeseite[8]) die Kennzeichen strenger Schulung auf Grund italienischer Vorbilder zur Schau, und für die gerechte Beurtheilung Nerings ist es ein Glück zu nennen, daß dieses Bauwerk sich bis auf den heutigen Tag in seiner allerdings etwas spröden Schönheit erhalten hat. Ueber dem mit Rustikagliederung versehenen Erdgeschoß erhebt sich das in durchaus klassischer Formgebung behandelte Hauptstockwerk. Die mächtigen im Halbkreis geschlossenen Bogenfenster verleihen der Schöpfung ein monumentales Aussehen. Im obersten Geschoß wechseln über den einfach umrahmten Fenstern Rund- und Spitzbogenverdachungen ab. Ein Konsolengesims bildet den oberen Abschluß, während die überwiegende horizontale Tendenz durch

---

[1]) Abbildung in den Schriften des Vereins f. d. Geschichte Berlins nach dem Original im Schloß Monbijou. Kleiner in Berlin und seine Bauten 1877, S. 20.

[2]) Geh. Archiv des Kriegsministeriums a. a. O. 1681, 1682.

[3]) R. Dohme. Das Königliche Schloß in Berlin. Leipzig 1876, S. 18.

[4]) Ansicht bei Joh. Stridbeck. Berlin Anno 1690, Bl. 4. ed. Dr. Wilh. Erman.

[5]) Geh. Staatsarchiv. Rep. 9. D. 4. Dort wird bereits der Neubau der Buden erwähnt.

---

[1]) Reiseskizzen von Christoph Pitzler, Mannskript in der Bibliothek d. K. Techn. Hochschule in Berlin.

[2]) Beger. Thesaurus Brandenburgicus, S. 229.

[3]) Mittheilungen des Berliner Geschichtsvereins 1895, Nr. 4, S. 33.

[4]) G. Galland a. a. O. S. 154 ff.

[5]) P. Seidel. Jahrbuch d. Kgl. Preuß. Kunstsammlungen 1890. S. 138 hat die betr. Urkunde publizirt.

[6]) G. Galland a. a. O. S. 164.

[7]) Zentralblatt der Bauverwaltung XV, S. 470 habe ich bereits auf ein Aktenstück des Geh. Staatsarchiv Bezug genommen.

[8]) Eine Aufnahme der Fassade an der Wasserseite befindet sich im Hofbauamt. Herr Hofbauinspektor Geyer hatte die Güte, mir dieselbe zu einem Vortrage im Architektenverein zu überlassen.

Risalite beiderseits gemäßigt wird. Die Profile sind, und dies deutet auf eine gewisse Befangenheit und Zaghaftigkeit hin, durchweg schwach ausladend gezeichnet, eine Erscheinung, die uns auch an anderen Werken des Meisters begegnet. Man vermißt infolgedessen in allen diesen Fällen eine kräftige Schattenwirkung, die doch erst Leben und Bewegung in die architektonische Gliederung hineinzubringen vermag.

Derselbe Mißstand macht sich auch bemerkbar beim Schloß zu Oranienburg,[1]) an welchem sich im Uebrigen gleichfalls eine schulmäßig korrekte Formenbildung ausspricht. Das Gebäude dient heute einem Lehrerseminar als Behausung, das Aeußere ist noch ganz gut erhalten, während im Innern nur sehr wenig von der ehemaligen Herrlichkeit übrig geblieben ist. Als Nering den Bau des Schlosses übernahm, fand er einen von Memhard erbauten schmucklosen Mittelbau und zwei Seitengebäude vor. Er erweiterte nun das Hauptgebäude und gestaltete das Innere und Aeußere weit reicher aus; im Besondern empfing der Mittelbau eine sehr ansprechende Pilasterarchitektur korinthischer Ordnung, welche sich in Verkröpfungen bis über das Gesims hinaus auflöste und in einer durch Postamente unterbrochenen Balustrade ausklang. Die Vermittelung zwischen dem höher geführten mittleren Theil und den tiefer liegenden Seitenanneren übernehmen Voluten, die keineswegs zur Verschönerung des Gebäudes beitragen. Dies muß wohl Nering selbst eingesehen haben, denn wir begegnen diesem Ornament in dieser Art nicht wieder; auch der schwere Altanvorbau, durch welchen das Hauptportal ausgezeichnet ist, wirkt mit seinen vielen unverständlichen Verkröpfungen in hohem Grade unschön, so daß ich im Ganzen genommen diesen Bau Nerings nicht zu seinen Ruhmestiteln rechnen kann, wenigstens was die Fassadengestaltung betrifft. Bemerkenswerth jedoch bleiben die Fenster, in der vom Berliner Schloßflügel her bekannten Manier, besonders das durch Halbsäulen ausgezeichnete Fenster der Mittelaxe mit den auf der Rundverdachung gelagerten Figuren, welche zum Dekorationsinventar des Meisters gehören.

Was im Innern von Nering herrührt, was von Memhard oder späteren Architekten stammt, läßt sich heute nicht mehr bestimmen, sicher hat hier auch Eosander manchen Antheil. Doch dürfte das Vestibul mit der schönen dreiarmigen Treppe noch von unserm Meister herrühren, da man annehmen muß, daß die Treppenanlage fertig war zur Zeit, als der Bau im Wesentlichen vollendet gewesen ist, also 1690.[2])

Aus diesem Jahre stammt ein dem Kurfürsten überreichter Bericht[3]) der Räthe Lindholtz und Weiße über stattgehabte Revision der Baurechnungen. Danach wurden in der Zeit vom 30. März bis 30. November 1689 8516 Thlr. 9 Gr. 6 Pf. ausgegeben, und dem Oberingenieur Nering wird das Zeugniß ertheilt, daß er die ihm vom Kurfürsten ertheilten mündlichen Befehle „gebührend beobachtet, die von den Handwerksleuten verfertigte Arbeit bedungen und alle Quittungen selbst unterzeichnet habe". Daß Nering an der Bauleitung verblieb, geht auch aus der Bestallung des Bauschreibers zu Oranienburg und Potsdam, Johann Pankow, hervor, die sich im Königlichen Hausarchiv befindet. Dort heißt es ausdrücklich, daß Pankow die Baurechnungen „von Unserm Oberbaudirector Nering bedingen und unterschreiben lassen soll," sich auch sonst an Nering zu halten und dessen Gutbefinden zu vernehmen habe. Und nach dem

[1]) Abbildungen in Broebes, Vue des palais et maisons de plaisance de S. M. P. 1733 Pl. 12—19.

[2]) Vergl. eine Sammlung von Handzeichnungen im Geh. Staatsarchiv.

[3]) Geh. Staatsarchiv. Rep. 21. 13d.

Tode Nerings ergeht am 10. Dezember 1695 an den Bauschreiber Kranichfeldt die Weisung[1]) „die Risse von dem neuen Schlosse zu Oranienburg, welche der verstorbene p. Nering gemacht", an den Geheimen Kammerrath Küpner einzuliefern.

Im Vestibul nun, das heute völlig kahl erscheint, befanden sich auch jene vier Jaspissäulen, auf welche sich vier braune Marmorsäulen aufsetzten.[2]) Eine Fontäne schleuderte ihr Wasser bis in den dritten Stock. An der Decke waren die vier Laster des Hofes: Gleisnerei, Verleumdung, Neid und Habsucht dargestellt, wie sie von vier Engeln aus dem Himmel gestürzt werden. Vielleicht hat hier Simonetti seine Hand im Spiele gehabt. Die Malerei an den Decken rührte von Terwesten her. Die Einrichtung des berühmten Porzellanzimmers ist ohne Mühe aus der hier beigegebenen Reproduktion[3]) ersichtlich und erläutert sich somit von selbst. (Abbild. 2). Der praktische König Friedrich Wilhelm I. schuf durch den Verkauf der kostbaren Geräthe das sogen. Porzellan-Regiment, und von der ehemaligen kostspieligen Anlage des Saals geben jetzt nur noch die Malereien an der Decke Zeugniß.

Auch mit der Baugeschichte eines andern Königlichen Schlosses ist der Name Nerings verknüpft. Es ist dies das Stadtschloß zu Potsdam und dessen Anlagen, darunter die Orangerie, (Abbild. 5) die auch von Gurlitt auf Grund des Broebesschen Werkes[4]) als eine Arbeit des Meisters zugestanden wird.[5]) Dies ist von wesentlicher Bedeutung für unsere spätere Betrachtung, weil das dort angewendete Architektursystem uns bei der Frage nach dem Meister des ersten Entwurfs zum Zeughause dienlich sein soll. Wir haben es hier mit einem Pilaster- und Bogenbau zu thun, der uns bereits in ähnlicher Weise an den Stechbahnarkaden vorgekommen ist, doch um wie viel reifer und künstlerisch vollendeter stellt sich die mit Triglyphenfries und wohl proportionirter Attika komponirte Zeichnung dar.

Nerings Antheil am Schlosse selbst zu bestimmen wird wohl schwerlich noch möglich sein, da das Innere und Aeußere besonders durch Knobelsdorff eine völlige Umgestaltung erfahren haben. Auf de Bodts Mitarbeit entfallen die barocken Theile am Markt, während die Form, welche Nering dem Gebäude gegeben hat aus einem Blatte bei Broebes[6]) ersichtlich zu sein scheint. In ornamentaler Hinsicht vollkommen bedeutungslos, würde man den Schwerpunkt des künstlerischen Wollens vielleicht auf die gewiß nicht ungeschickte Vertheilung der Massen nach Mittel-, Eck- und Zwischenbauten legen können. Vordem haben auch Philipp de Chiese und Memhard daran gebaut, wie bereits bei deren Besprechung erwähnt worden ist. Den das alte Memhardsche Schloß umgebenden Graben schüttete Nering zu. Daß Nering mit den Arbeiten, sowohl am Schloß zu Berlin, Oranienburg, Potsdam und dem nun zu nennenden Schloß in Charlottenburg noch im Jahre 1695 beschäftigt war, geht aus einem bereits von Borrmann angezogenen Aktenstück des Königlichen Hausarchivs hervor.[7]) Obgleich der letztgenannte Schloßbau nicht mehr vom Großen Kurfürsten gegründet worden ist und deshalb außerhalb dieser Betrachtung fallen sollte, will

[1]) Königliches Hausarchiv, Acta den Churfürstl. Brandenburg. Oberbaudirektor Johann Arnold Nering betreffend. Rep. XIII.

[2]) Ballhorn. Geschichte der Stadt Oranienburg. Berlin 1850.

[3]) Abbildung nach Broebes. Vue des palais etc. Pl. 14.

[4]) Broebes. A. a. O. Pl. 11b. Hiernach gebe ich hier die Reproduktion der Orangerie.

[5]) Gurlitt. Andreas Schlüter. Berlin 1891.

[6]) Broebes. A. a. O. Pl. 9.

[7]) Königliches Hausarchiv. Acta betr. d. Churf. Oberbaudirektor J. A. Nering. Rep. XIII.

ich doch mit einem Worte der veränderten Stellung gedenken, welche die neuere Forschung dem Werke angewiesen hat.

Es bleibt Gurlitts Verdienst, zuerst darauf hingewiesen zu haben, daß das **Schloß zu Charlottenburg**, dem ehemaligen Lietzenburg, nicht ein Werk Schlüters, sondern Nerings sein dürfte.[1]) Ich folge gern seinen Ausführungen, jedoch nur mit der Einschränkung, daß Nerings Einwirkung sich bloß auf den Grundriß und die allgemeine Komposition in der Faſſadenbildung bezieht, denn die Form, die uns die Skizze Pitzlers[2]) zeigt, ist doch so abweichend von dem, was wir von Nering kennen, daß hier mit einer andern Künstlerhand zu rechnen ist. Dem entspricht auch die Geschichte des Schlosses, das erst im Jahre 1694 von dem Oberhofmarschall v. Dobrzynski gekauft worden war, um nach einem Neubau der Kurfürstin Sophie Charlotte als Wohnsitz zu dienen. Da aber 1695 bereits Nering starb, so wird thatsächlich nicht viel mehr als die Grundform herausgekommen sein, und als die Einweihung des Hauses am 11. Juli 1696 vorgenommen wurde, war dasselbe noch in halbfertigem Zustande. Die Stellung Wallés zu dieser Frage erhellt aus seinem Aufsatz in der Vossischen Zeitung.[3]) Daß Nering auch den Plan zu dem Schlosse Barby entworfen hat, verräth uns Pitzler.[4])

Wäre also dies Schloß zu Charlottenburg, das dann durch Eosander seine spätere Gestalt erhalten hat, zu Ende der Laufbahn Nerings zu setzen, so ist das nach guten Quellen stets als unseres Meisters Werk bezeichnete **Alte Leipziger Thor** (Abbild. 3.) nicht lange nach Beginn seiner selbständigen künstlerischen Thätigkeit erbaut worden. Als Jahr der Fertigstellung ist inschriftlich 1683 bezeugt. Dieses Thor bildete den architektonischen Schluß der von Memhard begonnenen Befestigungswerke der Städte Kölln, Berlin und Friedrichswerder, es stand etwa an dem Schnittpunkte der Alten Leipziger- und Niederwallstraße. Welche Bewunderung das Werk erregte, geht aus Schilderungen der Mit- und Nachwelt hervor und es bleibt noch genug des Guten übrig, selbst wenn man einen Theil der nach der Sitte der Zeit überschwänglichen Redensarten subtrahirt. Aber auch wir können uns durch Anschauung des Stiches von Jerem. Wolff ein Bild von dem Kunstwerk verschaffen.[1]) Das Thor ragte danach in doppelter Höhe über den Wall hervor und bildete zwei Stockwerke mit Rustikaquadern. Das mit starken toskanischen Wandsäulen gegliederte Erdgeschoß trägt das mit kleineren ionischen Säulen verzierte leicht gestaltete Obergeschoß. Hier zeigten sich Figuren von Sklaven, Kränze, Trophäen und sonstiger Waffenschmuck. Auf einer von kleineren Säulen umrahmten Fläche lesen wir folgende in vergoldeten Lettern gesetzte Inschrift: Fridericus Wilhelmus Elector Felix. pius, fortis prolatis et auctis provinciarum electoralium finibus urbem hanc principem in praesiduum civium terrorem hostium, amorem hospitum novis colonis auxit, munimentis cinxit, porta hac ornavit anno MDCLXXXIII.



Porzellanzimmer im Schlosse zu Oranienburg.
Chambre de Porcelain du Palais Royal d'Orangeburg. I. G. Merz exc.

Ueber dem Rundbogen sehen wir dann die für die Dekorationskunst von Nering typischen gelagerten Menschengestalten. Eine Aehnlichkeit mit dem einige Zeit später erbauten grünen Thor am Residenzschloß in Dresden ist unverkennbar. Nie wieder hat Nering ein Werk von gleicher übersprudelnder Dekorationslust geschaffen wie hier, wo wir diejenigen Motive

---

[1]) C. Gurlitt. Andreas Schlüter. Berlin 1893. S. 111.
[2]) Christof Pitzler. Reiseskizzen Manuskr. der Königlichen Technischen Hochschule in Berlin.
[3]) P. Wallé. Vossische Zeitung vom 24. Juli 1890.
[4]) Christof Pitzler, Reiseskizzen a. a. O.

[1]) Der bekannte Augsburger Verlag. Siehe auch Joh. Stridbeck, Abbild. 19, sehr verschwommen gezeichnet.

herholen können, welche als Schmuck des Zeughauses eine so große Berühmtheit erlangt haben. Ich kann deshalb nicht anders, als der Vermuthung Raum geben, daß auch die Bildhauer am Berliner Zeughaus nicht unbeeinflußt, selbst ein Schlüter nicht, das alte Leipziger Thor angeschaut haben. Ganz abgesehen von den genau so wiederkehrenden Rüstungen und Trophäen, erscheint besonders auffällig die Aehnlichkeit in den Bewegungen der Sklavengestalten, welche am alten Leipziger Thor und an den Attikagruppen des Zeughauses sowie ferner am Denkmal des Großen Kurfürsten auftreten. Diese merkwürdige Uebereinstimmung muß Jeder bestätigen, der sich der leichten Mühe unterzieht, die genannten Werke hieraufhin miteinander zu vergleichen.

Hier zeigte sich also schon Nering auch als Meister in der Ausführung reicherer Anlagen, wo seiner Phantasie eben freier Spielraum gelassen wurde. Doch nicht lange sollte das Bauwerk stehen bleiben, es fiel 1738 mit andern Festungswerken dem Abriß anheim, weil es infolge seiner schmalen Durchfahrt dem Verkehr ein Hinderniß geboten zu haben scheint, und nachdem die Gertraudtenbrücke 1739 von Favre neu erbaut worden war schien überhaupt ein besonderes Bedürfniß für diesen Kommunikationsweg am alten Leipziger Thor nicht vorhanden gewesen zu sein, und der Durchgang wurde bebaut. An dieser Stelle erhebt sich jetzt die Friedrich-Werdersche Realschule in der Niederwallstraße.

In demselben Jahre wie das Leipziger Thor beginnt auch die Erbauung des **Mühlendamms** (1683), welcher dem neuen Straßenbilde vor sechs Jahren hat weichen müssen. Für die Baugeschichte dieser durch verschiedene Umbauten und den bekannten Trödelhandel mit Recht in Mißkredit gekommenen Anlage darf ich auf meinen Aufsatz in den Mittheilungen des Geschichtsvereins[1]) hinweisen. Daß aber die durch Nering erbauten noch durch keine ungehörigen Zuthaten verunglimpften Arkaden keinen so üblen Eindruck gemacht haben können, ersehen wir aus der Darstellung in Stridbecks Skizzenbuch.[2]) Im Wesentlichen tritt uns hier dieselbe Erscheinung wie bei des Meisters Arkaden auf dem Schloßplatz neben dem alten Dom entgegen, also, es wechseln Pilasterstellungen mit Bogen ab und darüber ein attikaartiges Halbgeschoß. Die vielen Stockwerke, welche später darüber gesetzt wurden, wie wir den Mühlendamm zu sehen gewohnt waren, gab es damals noch nicht. Dagegen erkennen wir auf dem ursprünglichen Plan in der Mitte ein Portal mit dem Brustbilde des Großen Kurfürsten.

Eine ganz ähnliche Architektur zeigen jene „**Boutiquen**“ hinter dem **Ballhause** und an dem Münzthurm, welche ebenfalls Stridbeck gezeichnet hat,[3]) und unschwer erkennen wir hier Nerings Meisterhand, doch auch ein urkundliches Zeugniß befindet sich in den Akten des Geh. Staatsarchivs[4]), worin wiederum Nering mit der Untersuchung einer strittigen Bauangelegenheit jener Boutiquen beauftragt wird — 1. November 1690. — Auch das entsprechende Gutachten liegt den Akten bei, dasselbe vergegenwärtigt uns auch die charakteristische Namensunterschrift des Meisters.[5])

Wie Nering es verstand, die völlig neuen Bauaufgaben besonders in Rücksicht auf den ihm überwiesenen Bauplatz zur

[1]) D. Joseph. Zur Geschichte des Mühlendamms. Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. 1893. Nr. 10.

[2]) Joh. Stridbeck ed. W. Erman. Bl. 11. Die Perspektive ist hier zu lang gedehnt.

[3]) Joh. Stridbeck ed. W. Erman. Bl. 7.

[4]) Geh. Staatsarchiv. Rep. 9. 20—24.

[5]) Nering schrieb seinen Namen immer ohne das Dehnungs-h.

Lösung zu bringen, darüber belehren uns die Anlagen zweier eigenartiger Gebäude. Es sind dies das **Pomeranzenhaus** und der **Hetzgarten**. Beide lagen in einer Bastion, und dieses Moment gab Nering Veranlassung, die Grundform der Gebäude elliptisch zu gestalten. Beim Hetzgarten lag die gewählte Art ziemlich nahe, weil der Meister sich an die bekannten römischen Vorbilder anlehnen konnte; doch ist das Pomeranzenhaus[1]) bereits früher erbaut worden. An beiden Werken werden die Mittelaxen durch Vorbauten besonders betont.

Auch der Hetzgarten[2]) läßt uns die bei den Römern so beliebte Scheinarchitektur schauen, und wir sehen im Geiste vor uns jenen gewaltigsten der Hetzgärten, das flavische Amphitheater. Doch nicht sklavisch ahmt unser Meister das nach, was er in Italien angetroffen, sonst müßten wir im Erdgeschoß tuskisch-dorische, darüber ionische Halbsäulen erblicken, sondern in durchaus selbständiger, den eingeschränkteren Verhältnissen Rechnung tragender Manier weiß er sein Werk zu gestalten. Deshalb setzt sich auf das als Arkade gebildete Erdgeschoß nur ein Geschoß, welches uns jenes System mit den Pilasterstellungen zeigt, mit dem er an der Orangerie in Potsdam eine so gute Wirkung erzielt hatte. Sowohl das Pomeranzenhaus als auch der Hetzgarten sind vom Erdboden verschwunden, an Stelle des ersteren erhebt sich der Bau der Nationalgalerie, auf dem Platze des anderen steht heute das ehemalige Kadettenhaus, jetzige Gerichtsgebäude in der Neuen Friedrichstraße.

Von anderen nennenswerthen Bauwerken jener Zeit, dem Palais des Feldmarschalls v. **Derfflinger**, dem **Jägerhause** und dem **Fürstenhause**, welches für den Präsidenten Eberhard v. Dankelmann erbaut wurde, können wir nur vermuthen, daß sie von Nering herrühren,[3]) hingegen scheint es mir durch einen vom 9. Februar 1689 datirten von Nering unterschriebenen Anschlag erwiesen,[4]) daß unser Architekt an dem Ausbau des **Kronprinzlichen Palais**, früher das des Marschalls v. Schomberg, zur Zeit der Uebernahme seitens des letzteren entscheidenden Antheil hatte. Auch das Haus Breitestr. Nr. 7 schreibt Borrmann Nering zu,[5]) und zwar infolge derselben Profilirung an den Fensterfaschen, welche an dem Fürstenhause in gleicher Weise vorkommen. Man kann den Ausführungen dieses verdienten Forschers zustimmend folgen.

Was nun aber das **Stallgebäude** anbetrifft, das seit 1687 auf der Dorotheenstadt erbaut wurde,[6]) dessen Grundmauern noch heute der Akademie der Künste angehören, so kann ich mich trotz der Notiz des Marperger[7]) nicht entschließen, hier die Hand Nerings zu erkennen, vielmehr vermuthe ich, daß der Bau in das eigenste Ressort von Smids, wie schon der alte Marstall in der Breitenstraße, fiel. Kam ihm, der selbst Besitzer von Pferd und Wagen war, doch seine langjährige Erfahrung hier zu statten, und kann man sich leicht vorstellen, daß der, wie

[1]) Joh. Stridbeck ed. W. Erman Bl. 6, außerdem Stich auf den Vedouten von Schleuen, wo auch die meisten andern der hier genannten Gebäude in allerdings sehr schlechten Abbildungen zu sehen sind.

[2]) Broebes. Vue des palais etc. Pl. 21 c. und auch in den Vedouten von Schleuen.

[3]) R. Borrmann. Berliner Bau- und Kunstdenkmäler. Berlin 1893. S. 406 ff. vergl. auch die gegentheilige Meinung Gurlitts in Andreas Schlüter, S. 230. — Ansichten bei Stridbeck für Jäger- und Fürstenhaus und Schleuensche Vedouten.

[4]) Geh. Staatsarchiv. Rep. 21. 191 b.

[5]) R. Borrmann. A. a. O. S. 407.

[6]) Joh. Stridbeck, ed. Erman S. 17.

[7]) Marperger. Historie und Leben der berühmtesten europäischen Baumeister. Hamburg 1711. S. 443.

wir ja bereits zur Genüge erfahren haben, fast übermenschlich überlastete Nering diesen Nützlichkeitsbau seinem Amtsgenossen überließ.

Urkundlich[1]) als Nerings Schöpfung beglaubigt ist der in der Spandauerstraße gelegene Flügel des alten Berliner Rathhauses, (Abbild. 4) über dessen Geschichte uns F. Adler Aufklärungen gegeben hat,[2]) der schon diesen Bau, allerdings nur unter Zugrundelegung der Nicolaischen Angabe,[3]) unserem Meister zuschreibt. Erst später sind auf das Gebäude bezügliche Aktenstücke im Geh. Staatsarchiv gefunden worden, in deren einem es ausdrücklich heißt, daß der Magistrat „den Abriß, so von dero Oberingenieur Neringen verfertigt wirdt," dem Kurfürsten zur Genehmhaltung einreichen wolle. Das war am 3. April 1689. Die Fertigstellung erfolgte jedoch erst im Laufe des Jahres 1695. Die Gestalt, welche Nering der Bauerscheinung gab, ist aus vorhandenen Zeichnungen[4]) und Stichen ersichtlich. Danach erkennen wir im Erdgeschoß eine uns schon vom Schloßflügel her bekannte Arkadenarchitektur in Rustika, darüber ein sich als solches sehr klar kennzeichnendes Hauptgeschoß, dessen schlicht umrahmte Fenster abwechselnd Spitz- und Rundverdachungen zeigen, endlich das oberste Stockwerk mit den barock erscheinenden Fensterfaschen. Den Abschluß bildet schließlich ein Konsolengesims. Auf die Aehnlichkeit des Erdgeschosses mit dem des Zeughauses hat Wallé[5]) mit Recht hingewiesen, um mit zu beweisen, daß dieses sehr wohl ein Werk des Meisters des Berliner Rathhauses sein kann. Daß Wallé mit seiner Anschauung nicht allein steht, dürfte aus meinem mehrfach zitirten Aufsatz im Centralblatt ersichtlich sein.

Allgemein als Nerings Arbeit anerkannt ist die einfache aber in durchaus klaren und übersichtlichen Verhältnissen erbaute Kapelle im Schloßpark zu Köpenick (Abbild. 1). Dieselbe gehört zu den am besten erhaltenen Werken des Meisters. Die Kapelle erfordert insofern noch besonderes Interesse, als hier der erste Versuch vorliegt, den Zentralbau in der protestantischen Kirchenarchitektur der Mark einzubürgern. Diesem schüchternen Anfang ließ dann Nering in der Berliner Parochialkirche einen unvergleichlich größeren Nachfolger entstehen. Der stilistische Zusammenhang mit anderen Bauten Nerings ist unschwer ersichtlich, selbst wenn man nur das in dieser Abhandlung gebotene Bildmaterial vergleicht.

Welch eine immense Arbeitskraft muß doch Nering besessen haben, wenn er die überwältigende Fülle der von uns betrachteten Bauaufgaben, die zum Theil zeitig zusammenfallen, hat beherrschen können. Unser Erstaunen aber müßte sich ins Ungemessene steigern, wollten wir noch auf alle jene Werke des Meisters zu sprechen kommen, welche der zweiten Periode seines Schaffens angehören und die an Fruchtbarkeit die erste noch bei Weitem übertrifft. Die Gründung der Berliner Friedrichstadt, der Bau der Langen Brücke,[1]) der Parochialkirche[2]) und des Zeughauses[3]) fallen bereits in die Regierungszeit Friedrichs I. und müssen besonders an anderer Stelle in Betracht gezogen werden.

Ueber die Gehaltsverhältnisse Nerings, welche man bisher falsch beurtheilt hatte, habe ich im Centralblatt genügende Aufklärungen gegeben. Hier möchte ich wenigstens auf einige meist noch unbekannte Namen hinweisen, deren Träger erst mit, dann unter Nering thätig gewesen sind. Abgesehen von dem Generalquartiermeister v. Schnitter, der als Nachfolger J. E. v. Blesendorfs gelten kann, lernen wir 1682 kennen die Ingenieure de Pollet, der mit dem bereits genannten v. d. Poll wohl identisch ist und gleich Nering 500 Thlr. Gehalt bezieht, dann den höchstbesoldeten im Dezember 1683 zuletzt aufgeführten Ingenieur Monglasse,[4]) ferner nach der Höhe des Gehalts geordnet der Kammerjunker Arconville, Kauppdorf, Courcellet, Pluvianca, Starcke, der Ingenieur und Kapitän Schafhausen sowie der Ingenieur Carl Constantin v. Schnitter und der Kondukteur Gustav v. Schnitter, wohl Söhne des Generalquartiermeisters. 1684 kommen hinzu der Landmesser Johann Schlundt, die Kondukteure Dan und Thormann sowie



Das alte Leipziger Thor in Berlin.

Das von dem Herrn Baumeister Nering seel. aufgeführte so genandte Leipziger Statt Thor in Berlin. (del. A. Meyer; fecit J. A. C.)

---

1) Geh. Staatsarchiv. Rep. 21, 23 a 1.

2) Das Berliner Rathhaus. Berlin 1861.

3) Nicolai. Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam &c. S. 3.

4) Plankammer des Berliner Rathhauses, Aufnahme vor dem Abbruch. Die hier gegebene Reproduktion geschah nach dem Stich in der Oesfeldschen Sammlung.

5) Vergl. die verschiedenen Streitschriften mit Gurlitt.

---

1) R. Borrmann. Zeitschrift für Bauwesen. Jahrg. XLIV.

2) D. Joseph. Die Parochialkirche in Berlin. Eine bau- und kunstgeschichtliche Studie. Berlin 1894.

3) D. Joseph. Neues zur Neringforschung. Centralblatt der Bauverwaltung XV. S. 471.

4) Monglasse erhält monatlich 50 Thlr., Arconville 30 Thlr., Kauppdorf erst 25 Thlr., seit März 1683 30 Thlr., Courcellet, Pluviane je 25 Thlr., Starke 20 Thlr., Carl Const. v. Schnitter 15 Thlr., sein Bruder Gustav 12 Thlr. In ähnlichem Rahmen bewegen sich die Gehälter der anderen oben genannten Ingenieure und Kondukteure. Im Oktober 1684 steht Nering als Höchstbesoldeter mit 50 Thlrn. monatlich an der Spitze des Ingenieurstabes, nachdem de Pollet im September 1684 zum letzten Mal sein Traktament mit 66 Thlr. 16 Gr. monatlich (diese Summe erhält er erst seit April desselben Jahres) bezogen hat.

die Baumeister Fensterer in Magdeburg und Friede in Minden. Seit 1685 treten noch auf die Ingenieure Albrecht Faulhaber, Malcke, Troye und Lepper, 1686 „ein Franzose von Adell" Monpison, der aber schon 1688 verschwindet, 1687 vermehrt sich das Personal um den bekannten Ingenieur Beer, er erhält seit April pro Monat 25 Thlr., dann La Brouc und die Kondukteure Joh. Friedr. Holstein, Schuchert und Thiemann, letzterer in Magdeburg, hier auch ist ein Italiener Rivarola stationirt, der als Canonicus bezeichnet wird. Im Jahre darauf wird dann auch Martin Grünberg als Ingenieur mit 33 Thlr. 8 Gr. monatlich eingestellt, und in Cleve allein sind nicht weniger als acht Kondukteure unter der Aufsicht Corbins und Blanes in Thätigkeit.

Wenngleich die Arbeit der genannten Ingenieure und Baumeister sich, wie von Hause aus bestimmt, vornehmlich in der Richtung der Festungsbaukunst bewegte, so dürfen wir doch annehmen, wie wir es ja von Nering, Beer und Grünberg positiv wissen, daß die Existenz dieser Männer auch dem Civilbau zu gute gekommen ist, und wenn wir von den vielen Plänen hören, die z. B. von Nering entweder gezeichnet oder approbirt werden sollen, wie namentlich nachher in der Friedrichstadt, so wird auf manche der genannten Ingenieure ein nicht geringer Antheil entfallen. Ueber das Maß des einfachen Nutzbaues ist man jedoch, wie es scheint, selten hinausgegangen.

Nicht so reichlich wie zur Geschichte der Baukünstler fließen die Quellen zur Beurtheilung der Bildhauer, hier ist es besonders das alte Lied vom Stolz, Leid und Neid des Künstlers, welches der heutigen Forschung zu gute kommt. Meist sind es Streitsachen, aus denen wir die Namen der Bildhauer herausschälen müssen. Der Amsterdamer Bildhauer Bartholomäus Eggers ist bereits gelegentlich der Besprechung des Alabastersaales erwähnt worden[1]); wir begegnen seinem Namen in einem Dekret[2]) vom 29. November 1687. Dasselbe Schriftstück nennt uns auch die Namen zweier anderer Bildhauer, des Jeremias Sußmer und des Däbeler[3]). Ersterer klagt gegen letzteren, weswegen entzieht sich unserer Kenntniß, und mit der Untersuchung dieser Angelegenheit werden der Oberjägermeister v. Lüderitz, der Oberingenieur Nering und Bartholomäus Eggers betraut. Derselbe Michel Däbeler erhält laut Verordnung vom 20. Dezember 1689 für eine am neuen Chor im alten Dom auf dem Schloßplatz verfertigte Arbeit 245 Thlr.[4]). An demselben Werk waren auch betheiligt der Hoftischler Andreas Fricke mit 125 Thlr. und der Stuckateur Simonetti mit 24 Thlr. Der Nämliche, hier Hofgypser Simonet genannt, erhält laut Verordnung vom 20. November 1686 für eine Arbeit am Mühlendamm 230 Thlr.[5]). Vielleicht handelt es sich hier um das Brustbild des Großen Kurfürsten, von dem wir wissen, daß es die Mitte der Arkadenanlage besonders auszeichnete.

Wegen der fachlichen Verwandtschaft mit der Bildnerei führe ich hier den Marmorirer Ehrenfried Raming an, der sich gegen den Marmorgesellen Cornhaßen wendet. Da neben Smids und Nering auch zur Untersuchung der Streitsache der Amtsschreiber Wartenberg zu Potsdam hinzugezogen wird,

[1]) Ueberdies giebt manches Nennenswerthe Dr. P. Seidel, Jahrbuch der Kgl. Preuß. Kunstsammlungen 1890, S. 137.
[2]) Geh. Staatsarchiv Rep. 9. E. 16.
[3]) Ueber Däbeler hat Galland a. a. O. S. 228 einiges Neue gegeben. S. a. 233.
[4]) Geh. Archiv des Kriegsministeriums a. a. O. 1889 u. 1886.
[5]) Ebenda 1686.

so scheinen diese beiden Handwerker am Schloß zu Potsdam gearbeitet zu haben. Das Dekret ist datirt am 24. Juli 1688[1]).

In dem Bildhauer Martin Fuchs, den wir erst aus Akten[2]) des Jahres 1690 kennen lernen, begrüßen wir den Hausnachbarn Nerings. Nachdem nämlich Nering sein Haus erbaut hatte, welches nach seinem Tode vom Kurfürsten, dies sei nebenbei erwähnt, aus der Nachlaßmasse für 6000 Thlr. gekauft wird[3]), wurde die Baustelle von Fuchs, die dieser als Arbeitsplatz für die kurfürstlichen Aufträge benutzte, ganz unbrauchbar für eine etwaige Bebauung, und so bittet Fuchs den Kurfürsten um Ueberweisung des bis zur Straße gelegenen Theils, was ihm auch nach erfolgter Begutachtung seitens Nerings genehmigt wird.

Zu gleicher Zeit wie Simonetti arbeitet auch als Stuckateur Jean Bellone, der für eine Arbeit am Herrenhause in Frankfurt a. O. 674 Thlr. laut Verordnung vom 26. März 1684 in Empfang nimmt[4]). Dieser ist nicht identisch mit Anton Belloni, den Nicolai 1682 als bereits von Berlin abwesend darstellt, während des Jean nicht Erwähnung gethan wird.

Auch zur Lebensgeschichte einiger Maler vermag ich manches Neue beizubringen. Johann Marinus[5]), welcher mit einigen Sachen von Amsterdam nach der Mark Brandenburg verschickt wurde, erhält dafür laut Verordnung vom 11/21. Mai 1675 150 Thlr. und am 16. März 1676 für Ausgaben im Dienste des Kurfürsten in Holland 250 Thlr.[6]). Es scheint als ob hier ein und dieselbe Reise gemeint ist.

Auch ein Maler und Grottenmacher Baratta wird 1680 erwähnt[7]). Derselbe bezieht laut Verordnung vom 20. August desselben Jahres zur Anfertigung der Wasserkunst 400 Thlr. Ob hierbei Giovanni Maria oder sein Bruder Francesco zu verstehen sei, will ich nicht entscheiden; die Zeit paßt für beide, da ersterer nach Nicolai erst 1687, letzterer 1700 starb. Gurlitt[8]) sucht es wahrscheinlich zu machen, daß diese Brüder identisch mit jenen Barattas seien, deren Thätigkeit Rom zu gute gekommen ist, und von denen Francesco die Kirche S. Agnese in Rom erbaut hat; dem steht aber die Nachricht von Passeri in den von Bianconi herausgegebenen Vite de pittori entgegen, wonach Francesco schon 1666 gestorben war. Ueberdies läßt sich im Falle der thatsächlichen Identität wohl annehmen, daß bei der Bedeutung der römischen Künstler doch vollwichtigere Spuren ihrer Thätigkeit hinterblieben wären, als dies von den hier wirklich ansässig gewesenen Barattas nachweisbar ist. Das Vorhandensein der Nachbildung zu einem Berliner Dom, der von Gurlitt ganz richtig als Reproduktion von Francesco Barattas S. Agnese erkannt worden ist, kann die Frage allein nicht zur Entscheidung bringen.

Ein besonderer Liebling des Kurfürsten war Heinrich Formantion, der Schwiegersohn des bekannten Pferde- und Schlachtenmalers Philipp Wouwermann.[9]) Er ist es welcher bei Gelegenheit des im Jahre 1671 durch Philipp de Chieze in Amsterdam beim Kunsthändler Gerard Uilenborch unter Vorbe-

[1]) Geh. Staatsarchiv Rep. 9. E. 16. Galland nennt ihn Rening a. a. O. S. 234.
[2]) Geh. Staatsarchiv Rep. 9. 20 bis 24.
[3]) Geh. Archiv des Kriegsministeriums a. a. O. 1696.
[4]) Ebenda 1684.
[5]) Nicolai a. a. O., S. 53 nennt den Meister Marini, König schreibt Jean Marins. Galland a. a. O. 220.
[6]) Geh. Archiv des Kriegsministeriums a. a. O. 1675, 1676.
[7]) Ebenda 1680.
[8]) C. Gurlitt. Andreas Schlüter, Berlin 1891, S. 56.
[9]) Oud Holland IV. 41 f. Fromantiou heirathet am 2. September 1672 Ludowica Wouwermann in Haarlem.

halt abgeschlossenen Gemäldekaufs sein abfälliges fachmännisches Urtheil abgiebt.[1]) Auf diesen Vorgang scheint sich, wie der um die holländische Kunstgeschichtsforschung hochverdiente Dr. A. Bredus zuerst bemerkt hat, ein von Fromantiou gemaltes Stillleben bezogen zu haben, welches 1890 gelegentlich der Ausstellung holländischer Kunstwerke aus Berliner Privatbesitz zu sehen war. Dargestellt war eine große Eule, die gerade eine Maus gefangen hatte.

Nach Seidel empfing Fromantiou am 4. Mai 1674 in Potsdam ein Stück Gartenland zum Geschenk, und es ist die Vermuthung des Forschers, daß der Künstler seinen dauernden Aufenthalt in Potsdam genommen habe, sehr wahrscheinlich.[2])

Daß Fromantiou als Hofmaler an den Neu- und Umbauten des Schlosses betheiligt war, hätten wir wohl vermuthen können, trotzdem Nicolai nichts davon mittheilt, wir empfangen aber aus den Büchern der Generalkriegskasse hierüber bestimmte Nachrichten. Wegen deren Wichtigkeit auch für die Geschichte des alten Königlichen Schlosses seien die betreffenden Stellen unverkürzt wiedergegeben:

„Dem Hofmahler Fromantiou zur Folge mit ihm am 27. Juli 1680 gemachten accord, umb in denen am Kurfürstl. Schloß new aufgeführten Gebäuden der großen Kunstgallerie undt in deroselben alles mit Franzoischem gegypften Laubwerk nebst allen zubehör zu verfertigen und mit feinem Golde zu verguldeu undt nach gebühr außer dem Holtzwerck zu ordiniren folgendes Churfürstl. Befehl v. 27. Juli 1680 gegen quitung bezahlet 500 Thlr.

Demselben ferner wegen der zweyten Kunst-Gallerie in Newen Gebäuden auf dem Schloß ebenmäßig nebst noch drey daranliegenden andern gemächern auf solche ahrt mit franzoischen Gips und Laubwerk inhalts verdingung vom 29. Juli 1680 gegen quittung 900 Thlr.

Desgleichen auf spezialverordnung vom 12. Octob. 1681 an den Mahler Fromantiou auf dessen Contract wegen des großen Saales auf dem Altan 300 Thlr."[3])

Der großen Kunstgallerie kommt auch die Thätigkeit des Malers und Baumeisters Rütger v. Langerfeld zu gute, der laut Verordnung vom 9. April 1681 dafür eine Summe von 300 Thlrn. angewiesen erhält.[4]) Vielleicht steht diese Arbeit auch in irgend einer Beziehung zu den von Langerfeld signirten Deckengemälden in den Kurfürsten-Zimmern, deren Signaturen jedoch in den Einerzahlen fraglich sind. Ich empfehle demgemäß dem Dirigenten der Kunstsammlungen Herrn Dr. P. Seidel obige Notiz zur Beachtung. Der Meister, dessen Bestallungsurkunde vom 31. Mai 1679 datirt ist, war bekanntlich auch Erbauer des Schlosses zu Köpenick und Lehrer der Prinzen Ludwig und Phil. Wilhelm. Nicolai[1]) vermuthet ferner, daß er die Dorotheenstädtische Kirche erbaut hat, zu deren Fortsetzung im Jahre 1683 aus der Generalkriegskasse 1500 Thlr. verordnet werden. Langerfeld wurde in dieser Kirche auch 1695 beigesetzt, die Inschrift des noch heute erhaltenen Grabsteins rühmt die vielseitige Begabung des Mannes.[2])



Das alte Berliner Rathhaus.

Nach einem Stiche der Oesfeld'schen Sammlung in der Königlichen Bibliothek vom Anfang des 18. Jahrhunderts.

Gleichfalls am Schlosse thätig waren Joseph Franz Casteels und sein Bruder, dessen Name mit Sicherheit nicht gekannt war. Beide sollen Zeichnungen zu Tapeten für das Schloß gefertigt haben. Auf diese beiden bezieht sich ein Posten, in dem es heißt[3]) „denen Brabandischen Mahlers Jos. Franciscus und Alexander Casteels laut Specialverordnung vom 18. Februar 1687 177 Thlr." Leider ist hier nicht angegeben für welche Arbeit die Summe gezahlt wurde. Daß es sich aber um Arbeiten für das Schloß handelt, ist unschwer zu errathen.

Daß die hier genannten Maler nicht die einzigen sind, die dem Großen Kurfürsten dienten, auch nicht einmal die bedeutendsten, brauche ich nicht erst besonders hervorzuheben, ich verweise nur auf Namen wie Willem van Honthorst, Leygebe, J. Vaillant und Van Tulden. Ebenso sind uns unter den Bildhauern eine Reihe sehr befähigter Künstler über die bereits angeführten hinaus bekannt, von denen die bedeutendsten Artus Sitte, Johann von der Ley und Franz Dusart sind.

Ein gleich hohes Interesse wie der großen Kunst wandte Friedrich Wilhelm der Kleinkunst zu, deren hervorragende Vertreter wir in dem Stempelschneider Gottfried Leygebe, den Goldschmieden Daniel Männlich und Samuel Blesendorff erkennen. Ueber die Thätigkeit der beiden Letzteren für den Kurfürsten erhalten wir folgende urkundlichen Angaben aus dem Geheimen Archiv des Preußischen Kriegsministeriums[4]). Auf den Hofgoldschmied Daniel Männlich haben folgende Ankäufe Bezug:

Laut Verordnung vom 17. Januar 1860 für Silberwerk, welches Männlich anläßlich der Leipziger Messe 1679 geliefert, an zwei Wandleuchter, die das Epitheton „schön" empfangen, 396 Thlr., für ein „Schatzledichen" 170 Thlr., ein Servis im Futteral 100 Thlr., welches vom kurfürstlichen General-Kriegs-Kommissarius Herrn v. Grumbkow bedungen zusammen 640 Thlr. Wegen der nach Hoff verfertigten und gelieferten vier großen silbernen Schüsseln lant Verordnung vom 11. August

---

[1]) G. Galland, a. a. O. 224 f. Seidel Jahrbuch d. K. Preuß. Kunstsammlungen 1890. S. 131.
[2]) P. Seidel, Jahrbuch der K. Preuß. Kunstsammlungen 1890. S. 131.
[3]) Geh. Archiv des Kriegsministeriums, a. a. O. 1679, 1680 und 1681, 1682.
[4]) Geh. Archiv des Kriegsministeriums a. a. O. 1681, 1682.

---

[1]) Nicolai, a. a. O. S. 50.
[2]) R. Bormann. Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin. 1893. S. 169.
[3]) Geh. Archiv des Kriegsministeriums a. a. O. 1688.
[4]) Ausgaben der Subsidiengelder 2c. der Generalkriegskasse in den entsprechenden Jahrgängen.

und 27. September 1684 nochmals 640 Thlr. und für zwei Dutzend Schüsseln und drei Dutzend Teller 980 Thlr., wobei noch vorher der Werth des vom Kurfürsten gelieferten Altsilbers in Abzug gebracht worden war; für die dem fürstlich Lüneburgischen Gesandten v. Grotte zum Geschenk gemachten goldenen Schaustücke 1000 Thlr., wozu noch 339 Thlr. 14 Gr. Lagio kamen. Außerdem aber waren hierfür schon überdies aus den „Chatulgefellen" 700 Thlr. bezahlt worden. Für „12 von Augsburg zur Churfürstlichen Hoffstadt gelieferten Partisanen" laut Verordnung vom 8. März 1685 658 Thlr. 4 Gr. ferner im selben Jahre für 11 Partisanen 540 Thlr. 10 Gr., verschiedenes Silberwerk 1010 Thlr., „für umbgemachtes Silber" 1150 Thlr, für „an des Landgrafen von Hessen Bedienten praesentirten Silbers" 814 Thlr.

Der „Jubilier undt Gold-Arbeither" Samuel Blesendorff erhält laut Verordnung vom 24. April 1679 für ein geliefertes Portrait die nicht geringe Summe von 2000 Thlr., hingegen begnügt er sich für ein „blosses Conterfeit", das von ihm erhandelt worden war, mit 24 Thlr.

Bei vielen Ankäufen hat sich der Kurfürst des Juden Jobst Liebmann bedient, durch den folgende Stücke erworben werden:

Ein Ring, welcher dem Sachsen-Lauenburgischen Hofmarschall v. Wallenrath geschenkt worden war, zum Preise von 110 Thlr., im gleichen Jahre 1680 ein kurfürstliches Portrait an den Oberstlieutenant v. Malzahn geschenkt, 562 Thlr. 12 Gr. Ein Portrait, welches der Baron v. Bidall bekommen hatte, 1000 Thlr., wofür aber nur 125 Lagio aus der Generalkriegskasse ausgetragen sind. Einige im Jahre 1682 für die Kurfürstin erkaufte Juwelen kosten 4000 Thlr., 1685 liefert Liebmann zwei Ohrgehänge, welche der Kurfürst an die beiden Prinzessinnen verschenkt, zusammen für 2800 Thlr. Ein Portrait als Geschenk für den Obersten v. Dewitz wird mit 560 Thlr. berechnet. 1686 empfängt Liebmann für einen Posten Juwelen 4480 Thlr. Es kommen überdies noch einige andere Positionen vor, in denen es sich um ähnliche Werthgegenstände zu Geschenkzwecken handelt, aber weder Verfertiger noch Händler sind dabei ersichtlich. Gewiß haben die bereits genannten Goldschmiede auch hierbei mehrfach ihre Hand im Spiele gehabt.

Ueberblicken wir schließlich die gesammte künstlerische Produktion unter der Regierung des Großen Kurfürsten, so können wir uns gewiß der Wahrnehmung nicht verschließen, daß hier bereits bedeutende Leistungen vorliegen, welche nicht nur ein besseres Verständniß für die von Schlüterschem Geiste getragene Kunst unter Friedrich I. anbahnten, sondern auch relativ der sorgsamsten Beachtung würdig erscheinen. Ein vollständigeres Bild aus der Menge von Namen, Daten und Zahlen zu gewinnen, muß weiteren Studien vorbehalten bleiben.



Die Orangerie in Potsdam.
Orangerie de Potsdam p. Nerin. J. G. Merz exc.

Motto des kurbrandenburgischen Kanzlers Zerer.

Herr Oberstlieutenant Dr. Max Jähns, unser langjähriges hochverehrtes Mitglied, bemerkt Folgendes zum Aufsatze über Sigismund Zerer (siehe Mittheilungen 1895, S. 51).

Das bisher unerklärte Bildchen auf dem Porträt des Kanzlers Zerer, welches mit dem Wappen der fränkisch-brandenburgischen Familie Zerer keine Aehnlichkeit hat, stellt offenbar das Motto des Kanzlers dar. Der abgebildete Knabe hat an einem Arme einen Flügel, welcher ihn gen Himmel hebt; am anderen Arme dagegen ein Gewicht, welches ihn nach unten zieht. Eine in meinem Besitze befindliche Delffter Kanne aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts zeigt eine ganz ähnliche Figur mit der Umschrift:

„Wollen habe ich woll,
Aber vollbringen das Gutte
Habe ich nicht."

Ebenso soll offenbar das Bildchen am Porträt des Kanzlers Zerer diesen Spruch zur Darstellung bringen, und darf man aus diesem Motto auf die Bescheidenheit des verdienten Kanzlers schließen.

Nach der vorstehenden sehr interessanten Mittheilung kann es keinem Zweifel unterliegen, daß jenes Bildchen den angeführten Spruch darstellen soll, welcher übrigens dem Römerbriefe (7, 18) entlehnt ist und daselbst lautet: „Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht."

Hierbei drängt sich aber die Frage auf, ob Martin Friedrich Seidel (1621 - 1693), dem wir die Ueberlieferung des Zererschen Porträts verdanken, auf demselben das jenen Bibelspruch zur Darstellung bringende Bildchen bereits vorgefunden oder erst hinzugesetzt hat. Denn nach der Aufschrift rührt das Bild des Kanzlers Zerer aus dem Jahre 1485 her, und es erscheint sehr zweifelhaft, ob damals der im 17. Jahrhundert ganz gewöhnliche Brauch, in einem Bilde ein Motto zu verstecken, schon üblich gewesen ist. Ich möchte annehmen, daß jenes inhaltvolle Bildchen auf dem Porträt Zerers ebenso wie das wunderliche Motto des Kanzlers v. Breitenbach »bestia perniciosissima cancellarius iniustus« (Mittheilungen 1895, S. 79 ff.) erst von Martin Friedrich Seidel den Bildern jener Kanzler beigefügt ist, um damit dem Geschmacke seiner Zeit Rechnung zu tragen. So enthält z. B. das Porträt seines Vaters, des Geheimenraths Erasmus Seidel (1594—1655) nicht nur in Bildern das Motto: »lumine scripturae, lumine naturae«, sondern daneben noch das Symbol: »horrendum sane est in eo statu vivere, in quo mori nolles.« (Bildersammlung Nr. 88.) Herr Oberlehrer Dr. Bolte theilt uns übrigens (im Anschluß an Heft 32 unserer Schriften, S. 68) mit, daß er im nächstjährigen Programm des Königstädtischen Gymnasiums einen Theil seiner Untersuchungen über M. F. Seidel zur Veröffentlichung zu bringen gedenkt. Es ist somit zu erwarten, daß die schwierige Aufgabe in dem von M. F. Seidel Ueberlieferten den ursprünglichen Kern von den Zuthaten Seidels kritisch zu sondern, demnächst ein gutes Stück gefördert sein wird.

Friedrich Holtze.

Kleine Abhandlungen und Notizen.

Der Verein für die Geschichte Berlins unternahm am 12. Juni 1895 eine Fahrt nach Oranienburg, um diese kleine Stadt, deren Kirche, vor Allem aber das Schloß mit Park, das Waisenhaus und das Standbild der Gemahlin des Großen Kurfürsten, welcher diese Wohlthätigkeitsanstalt ihr Entstehen, die Stadt ihren Namen verdankt, zu sehen.

Wem wäre dabei nicht ins Gedächtniß gekommen, daß Luise Henriette, welche oft Bewohnerin dieses Ortes war, in allen evangelischen Gesangbüchern als Dichterin mehrerer Kirchenlieder, besonders des schönen Ostergesanges „Jesus meine Zuversicht" genannt ist?

Ein Vortrag im Geschichtsverein verwies diese Behauptung in den Kreis historischer Unwahrheiten. Wir fragen, mit welchem Rechte geschieht solches? Welchen Vortheil bringt eine so kühne Behauptung? Der Vortragende sagte, wie dies allerdings bereits von anderer Seite geschehen, „die Kurfürstin habe nicht so genügend die deutsche Sprache beherrscht, daß es möglich sei, eine so formvollendete Dichtung aus ihrer Feder zu erwarten. Dies war Alles. — Es ist Thatsache, daß der Große Kurfürst die zartesten Empfindungen seines frommen Herzens, z. B. seine Gebete — nur in seiner Muttersprache zum Ausdruck brachte. Soll die geliebte Gemahlin, vor deren Bild noch oft nach ihrem Tode (1667) er thränenden Auges stand und ausrief: „O Luise wärest du bei mir, hätte ich deinen Rath", — soll diese geistvolle Frau in Berlin nach mehr denn zwanzigjähriger überaus glücklicher Ehe nicht deutsch gelernt haben? — Dazu kommt, daß die zärtlich besorgte Gattin ihren Gemahl auf fast allen seinen Reisen begleitete. Betreffs ihrer Lieder wird nur die Möglichkeit von mancher Seite angenommen, daß vielleicht Otto v. Schwerin, der Freund der Kurfürstin und Erzieher ihrer Kinder, einige Hilfe geleistet. Aber auch dies ist zweifelhaft. In dem von Christoph Runge in Berlin 1653 herausgegebenen Gesangbuch ist jedoch der Hinweis schon abgedruckt, daß Luise Henriette Dichterin jenes Liedes war. Auch wird von berechtigter Seite ausgesprochen, daß durchaus kein Beweis für die Ansicht vorläge, die Kurfürstin habe nicht fließend und gut deutsch gesprochen.

Es ist bei der anscheinend abgethanen Frobensage, welche uns als Schüler für patriotische Deklamationen vor 40 Jahren begeisterte, ebenfalls wenig bewiesen. Von Froben ist es Thatsache, daß derselbe bei Fehrbellin geblieben und in Berlin unter großen Ehrenbezeugungen bestattet ist. Es ist ferner Thatsache, daß der Kurfürst nach der Schlacht eine Münze prägen ließ, auf welcher er reitend dargestellt ist; vor ihm sinkt Froben vom Pferde. Thatsache ist, daß anno 1685 die Gemahlin Christoph Frobens, jüngeren Bruders Emanuels, bei ihrer Erhebung in den Adelsstand als Wappenschild ein weißes Pferd erhielt. 1708 schon erzählt der bekannte Gundling die bestrittene Begebenheit, welche sich sogar in den Schriften Friedrichs des Großen wiederfindet. Als einen ernsten Gegenbeweis bezeichnet man die in Monbijou im Hohenzollernmuseum befindlichen und aus dem Jahre 1693 stammenden Gobelin-Tapeten. Hier sieht man nämlich, daß Froben von einem braunen Pferde herabgesunken ist, während der Kurfürst den Schimmel reitet. Fürwahr ein großartiger Beweis für die Unwahrheit der Erzählung vom edlen Opfertod Frobens. Sollte nun nicht ein Jeder, der selbst zu Thaten fähig ist, sich bemühen auch diese Sage fortleben zu lassen?

Edmund Müller.

Besprechung von Büchern etc.

Gräfin Elise v. Bernstorff, geborene Gräfin v. Dernath. Ein Bild aus der Zeit von 1789 bis 1835. Aus ihren Aufzeichnungen. Mit drei Bildnissen. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Berlin SW. Kochstraße 68—71. Mk. 10,—, elegant gebunden Mk. 11,50.

Die Memoirenlitteratur, welche unsere vornehmsten Gesellschaftskreise zu Ausgang des vorigen und zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts schildert, ist soeben um ein sehr gehaltvolles Werk bereichert worden durch die Aufzeichnungen der Gräfin Elise v. Bernstorff, geborenen Gräfin v. Dernath. Durch die ausgedehnten gesellschaftlichen Verbindungen der Verfasserin mit den hervorragendsten Persönlichkeiten und durch die Innigkeit ihres eigenen Familienlebens geben uns ihre

Erinnerungen eines der farbenreichsten Bilder der damaligen Zeit.

Gräfin Elise v. **Bernstorff** ist die Gemahlin des Grafen Christian Günther v. Bernstorff, früheren dänischen, späteren preußischen Ministers des Aeußeren. Ihre Jugend und die ersten Jahre ihrer Ehe verlebte sie in ihrer dänischen Heimath. Sie schildert das Leben des dänischen Adels auf seinen Gütern und am Königshofe und das wahrhaft patriarchalische Verhältniß, das zwischen ihm und seinem Fürsten damals herrschte. Sie folgte dem Gatten im Jahre 1811 nach Wien, als er den dortigen dänischen Gesandtenposten annahm. Besonders spannend sind ihre Schilderungen der Zeit des Wiener Kongresses, die zwar keinen geschichtlichen Werth beanspruchen, aber die Eindrücke jener Zeit so wiederspiegeln, wie sie sich einem jugendlich lebhaften Gemüth einprägen mußten, das bisher fern vom Brennpunkte des diplomatischen Lebens, fern von der Unruhe der hohen Politik, plötzlich in das Schaugepränge einer wirbelnden Gesellschaft versetzt wurde. Von Wien ging Graf Bernstorff als dänischer Gesandter nach Berlin, um im Jahre 1818, auf Anregung des Fürsten Blücher, als Minister des Aeußeren in den preußischen Staatsdienst überzutreten. Die nun folgenden Schilderungen des Lebens der Berliner Gesellschaft und des preußischen Königshofes bilden den Kernpunkt des Werkes. Wir lernen aus ihnen den König **Friedrich Wilhelm** III. in seiner Milde und Herzensgüte, die liebenswürdigen Prinzen, den **Kronprinzen** und den Prinzen **Wilhelm** (späteren Kaiser **Wilhelm** I.), sowie ihre Gemahlinnen, ferner die Prinzessin **Charlotte**, nachmalige russische Kaiserin, und des Königs zweite Gemahlin, die Fürstin Liegnitz, kennen. Die Aufzeichnungen führen uns in den kleinen, aber auserlesenen Kreis der Freunde der Familie; sie schildern Erlebnisse, die mit der damaligen Zeitgeschichte in nächster Berührung stehen. Besonders freundschaftliche Beziehungen herrschten zwischen den Familien **Bernstorff** und **Radziwill**; innigen Antheil nimmt die Verfasserin an dem tragischen Schicksal der schönen Prinzeß Elisa v. **Radziwill**. Im Jahre 1835 starb der Gatte, den sie noch 32 Jahre überlebte. Mit seinem Tode schließen die Aufzeichnungen; ein Schlußwort giebt Kenntniß von dem ferneren Lebenswege der Gräfin. Von gleichem Werthe wie die Schilderungen ihrer Zeit und Zeitgenossen ist es für uns, in der Gräfin Bernstorff die gemüth- und geistvolle, liebenswürdige Frau, die glückliche Gattin und Mutter kennen zu lernen, die nicht nur in Zeiten des Wohlergehens, sondern auch in schweren Prüfungen sich bewährte.

Das Buch verdient, wie das vor Kurzem in gleichem Verlage in sechster Auflage erschienene: „Gabriele v. **Bülow**, ein Lebensbild", einen Platz auf dem Weihnachtstisch.

Heft XXXII der Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins hat eine günstige Aufnahme in weiteren Kreisen erfahren. Eingehende Besprechungen finden sich in der Sonntagspost Nr. 27 vom 29. 9. 95 und Vossischen Zeitung Nr. 467 vom 5. 10. 95. Insbesondere haben sich mehrere Zeitungen mit dem Aufsatze „**Der Berliner Volksdialekt**" von Dr. Hans **Brendicke** beschäftigt, z. B. Berliner Fremdenblatt Nr. 241 vom 13. 10. 95, der Berliner **Börsen-Courier** Nr. 465 vom 4. 10. 95, die Norddeutsche Allgemeine Zeitung Nr. 473 vom 9. 10. 95.

Briefkasten.

Herrn Major v. H. hier.

Ihre Anfrage über die Geschichte von Heckelberg im Ober-Barnim wird am ausführlichsten von Fidicin in den „Territorien der Mark Brandenburg" (Ober-Barnim S. 28 f.) beantwortet. Hiernach besaß der Ort — wie sich aus dem Landbuche ergiebt — im Jahre 1375 72 Hufen und nahm eine Art Zwischenstellung zwischen Dorf und Stadt ein. Während er nämlich bisweilen als civitas und oppidum erwähnt wird, auch ein Siegel mit der Umschrift: »Sigillum civitatis Heckelbergensis« führte, hat er doch, soweit nachweisbar, keine städtische Verfassung gehabt und wird daneben auch als Dorf bezeichnet. Es scheint hiernach, als gehöre Heckelberg zu denjenigen Orten, welche in ihrer Entwickelung durch irgend welche Zufälligkeiten, z. B. durch die Grenzkriege mit Pommern, gehemmt und zurückgekommen sind. Hierfür spricht auch die alte sehr umfangreiche Kirche des Orts, welche weit eher für ein Städtchen als für eine Dorfschaft berechnet gewesen ist. Seit der Zeit der Hohenzollernherrschaft hat Heckelberg eine rein dörfliche Existenz geführt, sich im wechselnden Besitze der benachbarten Adelsfamilien, Aschersleben, Arnim und Holzendorff befunden, bis es nach 1650 an den bekannten Feldmarschall des Großen Kurfürsten Hans Christoph v. Sparr überging, dessen Sohn es dann dem Kurfürsten verkaufte. Seitdem bildete es zuerst einen Theil des Amtes Biesenthal, später des Amtes Neustadt-Eberswalde und zwar als eins der bevölkertsten Dörfer des Kreises.

Unsere Mitglieder, welche sich vor Kurzem an den alten Wandgemälden im Dorfe Dahlem erfreut haben, wird die Mittheilung des Herrn Fragestellers interessiren, daß vor einiger Zeit auch Spuren alter Wandmalerei in der Kirche zu Heckelberg unter der Tünche entdeckt worden sind. Hoffentlich sind wir demnächst in der Lage, Näheres hierüber unseren Mitgliedern mittheilen zu können.

Zur Beachtung.

Mehrfach ausgesprochenen Wünschen seitens der Mitglieder folgend, werden alle Freunde unseres Vereins gebeten, folgende Dinge zu sammeln, gelegentlich im Deutschen Dom vorzulegen und dem Archiv zuzuführen:

1. Sämmtliche Darstellungen des Berliner Stadt-Wappens (Bär) unter gefälliger Angabe, woher dieselben entnommen.
2. Künstlerisch vollendet und geschmackvoll ausgeführte Prospekte, Geschäftskarten angesehener Berliner Firmen.
3. Einladungen zu Festlichkeiten, Speisekarten, Familien-Anzeigen, Glückwunschkarten, die der Berliner Industrie entstammen.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. **Brendicke** in Berlin W 35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. **Mittler & Sohn** in Berlin.

Mittheilungen

des

Vereins für die Geschichte Berlins.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben von

Dr. Hans Brendicke.

Dreizehnter Jahrgang 1896.

1896.

Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins.

In Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn, königliche Hofbuchhandlung,

Berlin, Kochstraße 68—71.

Inhalt

9. Sprechsaal, Fragekasten, Bekanntmachungen.

10. Verstorbene.

Verzeichniß der Mitarbeiter.

Redaktions-Ausschuß.

Herr **B. Reuter**, Geh. Archivrath.
" Dr. **Bailleu**, Archivrath.
" Dr. **Brendicke**, Redakteur.
" Dr. **Clauswitz**, Archivar der Stadt Berlin.
" Dr. **Fr. Holtze**, Amtsrichter.
" **P. Wallé**, Architekt.

Herr **W. Bonnell**, Rektor,
" Dr. **M. Görlitzer**, Oberlehrer,
" Dr. **Fr. Krüner**, Oberlehrer,
" **W. Quanter**, Redakteur,
" Lic. Dr. **Schwarzlose**, Schloßpfarrer,
" **E. Winterfeld**, Kaufmann
und die Herren Vortragenden.

Abbildungen.

Zur Beachtung: In Nr. 10 sind die ersten acht Seiten mit den Ziffern 81—88 bezeichnet, die bereits in Nr. 9 zur Verwendung gelangten. Wir registriren diese acht Seiten mit dem Zusatz „X 81—88", gegenüber der einfachen Paginirung 81—88.



No. 1. — Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—$1^1/_2$ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. — 1896.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

612. Versammlung.

1. (1. Arbeits-) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:
Sonnabend, den 25. Januar 1896, Abends $7^1/_2$ Uhr,
im
Bürgersaale des Rathhauses.

Ordentliche Hauptversammlung.

1) Bericht des Hauptschriftwarts über die Thätigkeit des Vereins im Jahre 1895.
2) Bericht des Bibliothekars über die Sammlungen des Vereins.
3) Bericht des Archivars.
4) Rechnungslegung des Schatzmeisters, sowie des Pflegers der „Louis Schneider-Stiftung“ und der Ch. v. Hagn'schen Schenkung.
5) Wahl des Ausschusses zur Prüfung der Rechnungen behufs Ertheilung der Entlastung.
6) Feststellung des Vereinshaushaltes für das Jahr 1896.
7) Wahl des Gesammtvorstandes.
8) Berathung des Entwurfes der revidirten Statuten.

§. 15 des revidirten Statuts vom 26. November 1881: „Zu den Hauptversammlungen haben nur Mitglieder Zutritt. Zur Beschlußfähigkeit der Hauptversammlungen ist die Anwesenheit von mindestens 50 Mitgliedern erforderlich ꝛc.“

---

613. Versammlung.

2. (1. außerordtl.) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:
Dienstag, den 28. Januar 1895, Abends $7^1/_4$ Uhr,
Feier des Stiftungsfestes
in den Sälen des
Hôtel Impérial (früher Arnim),
Unter den Linden 44.

Die Mitglieder mit ihren Damen und Gästen versammeln sich um $7^1/_4$ Uhr in den vorderen Räumen.

Punkt 8 Uhr im Hauptsaale gemeinschaftliches Abendessen. — Während der Tafel Aufführungen durch Mitglieder. Demnächst Ball.

Die am Eingange vorzuzeigenden und beim Abendessen an Zahlungsstatt abzugebenden Eintrittskarten sind bei unserem Mitgliede, Herrn Hoflieferanten Carl Gerold, Unter den Linden 24 (Cigarrengeschäft), welcher den Verkauf gütigst übernommen hat, vom 19. bis 26. Januar zu entnehmen. Der Preis derselben beträgt für jede Person Mk. 5. — Etwaige Wünsche bezüglich der Plätze beim Abendtisch sind bei der Entnahme der Karten bekannt zu geben.

Für das kommende Vierteljahr sind folgende Sitzungen in Aussicht genommen:

8. Februar Oeffentliche Sitzung,
22. Februar Arbeits-Sitzung (Dr. Holtze),
14. März Oeffentliche Sitzung (Dr. Görlitzer),
28. März Arbeits-Sitzung,
11. April Oeffentliche Sitzung,
25. April Arbeits-Sitzung.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Eduard Daffis, Dr. jur., Gerichts-Assessor, SW. Königgrätzerstr. 64.
- " August Haas, Direktor, NW. Unter den Linden 30.
- " Albrecht Leichsenring, Sekretär im Reichsversicherungs-Amt, W. Schönebergerstr. 33.
- " Carl Vollrath, Dr. phil., Chefredakteur, Schöneberg, Kaiser Friedrichstraße 11.

Wohnungs- und Standes-Veränderungen.

Herr Gustav Pathe, Geheimer Rechnungs-Rath, W. Potsdamerstraße 76.

Der von dem Vorstand und dem am 9. November 1896 gewählten Ausschuß einstimmig genehmigte Entwurf der revidirten Statuten befindet sich im Drucke und kann vor der Hauptversammlung vom 20. Januar ab vom Hauptschriftwart bezogen werden.

Statuten, Mitgliedskarten, Anmeldeformulare für neue Mitglieder sind jederzeit vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke, Berlin W. 35, Kurfürstenstraße 41 I, zu beziehen. Die Anmeldeformulare sind deutlich und vor allen Dingen vollständig auszufüllen, sonst verzögert sich die Aufnahme und die Zusendung der Vereinsschriften.

Unser verehrter Freund, Herr Postkommissar W. Groth, Kleine Rosenthalerstraße 8, Mitglied seit 1880, feiert am 16. Januar 1896 seinen 80. Geburtstag. Wir bringen dem Jubilar die besten Glück- und Segenswünsche dar. Möge ihm im Kreise der Seinen ein ruhiger und freundlicher Lebensabend beschieden sein.

Den neu eintretenden Mitgliedern wird das von einer Liederbuch-Kommission herausgegebene „Berlinische Liederbuch" hierdurch bestens zur Anschaffung empfohlen. Es enthält eine Fülle von Vereins- und Festliedern echt berlinischen Gepräges, zum Theil von Mitgliedern verfaßt, und ist für 60 Pf. vom Vereinsboten Ullrich zu beziehen.

Unser Mitglied, Herr Carl Finke, Verleger des „Berliner Fremdenblattes", ist bereit, seine Zeitung den Mitgliedern anstatt für 4,95 Mk. vierteljährlich für **3,95** Mk. einschließlich Botenlohn zu liefern. Bestellungen sind an die Expedition SW 19, Beuthstraße 8 zu richten.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

In der öffentlichen Sitzung des Vereins am 7. Dezember 1895 sprach im Bürgersaale des Rathhauses Herr Dr. Treusch v. Buttlar „Ueber das tägliche Leben am Berliner Hofe im 16. Jahrhundert".

Der Vortragende ging von dem geflügelten Worte eines geistreichen Mannes aus, der von dem Historiker, welcher eine Schlacht schildere, vor Allem die Untersuchung forderte, ob der Führer des siegreichen und der Führer des besiegten Heeres vorher gefrühstückt hätten; er wollte damit andeuten, daß äußerliche Dinge in der Geschichte oft eine Rolle spielen, daß auch große Männer von täglichen kleinen Gewohnheiten abhängig sind und daß auch für die Beurtheilung ganzer Zeiten und Völker ihre Lebensgewohnheiten in Frage kommen. Selbst der redseligste Chronist des 16. Jahrhunderts verschweigt gerade das Alltägliche. Demgegenüber sind die Hofordnungen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts eine höchst zuverlässige Quelle für das tägliche Leben an den deutschen Höfen jener Zeit.

Nur sehr wenige solcher Hofordnungen sind bisher veröffentlicht, so z. B. eine bedeutsame brandenburgische Hofordnung aus der Zeit Joachims II. in Königs „Versuch einer historischen Schilderung der Residenzstadt Berlin" vom Jahre 1792. In der Hauptsache aber habe ich ungedrucktes Material aus vielen Archiven benutzt. Die deutschen Fürstenhöfe jener Zeit haben durchweg denselben Charakter; es ist eins der wichtigsten Resultate meiner Forschungen, daß die Entwickelung der höfischen Wirthschaft und des Beamtenthums sich in Berlin und Dresden, in Königsberg, in Stettin und in Braunschweig, ja selbst an dem kleinen Grafenhof von Wernigerode in parallelen Gleisen bewegt.

Schon im Mittelalter sind ähnliche Hofordnungen erlassen worden. Die Hofordnungen aber, welche etwa um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts allenthalben an den deutschen Fürstenhöfen aufkommen, unterscheiden sich wesentlich von den früheren. Sie sind auch ganz anders geartet als die französisch-burgundisch-spanischen aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Diese namentlich in Burgund ausgebildeten Règlements de la cour haben einen rein höfischen Charakter. Eine Hofordnung Karls V. z. B., die kürzlich veröffentlicht worden ist, regelt ganz genau die Dienstleistungen der Hofherren bei der Person des Monarchen, dort haben wir schon das „Lever", wie

es nachmals am französischen Hofe eine minutiöse Ausbildung und eine große Bedeutung gewann. Denn in Burgund, in Spanien, in Frankreich ist schon eine Trennung zwischen Hof und Staat eingetreten. In den deutschen Territorien, insbesondere des Nordens und Ostens, ist von einer solchen Trennung im 16. Jahrhundert noch nicht die Rede. Die Begriffe Hof und Staat fallen in Eins zusammen; nur im Finanzwesen, durch das Aufkommen der ständischen Steuern, beginnt allmählich eine Sonderung der beiden Begriffe sich vorzubereiten; sie vollzieht sich erst im Laufe des 17. Jahrhunderts. Im 16. Jahrhundert sind die Räthe des Fürsten, also modern gesprochen, seine Minister, noch durchaus Mitglieder des fürstlichen Hofes; der Rentmeister, der damalige Finanzminister, welcher neben den Einkünften aus den fürstlichen Domänengütern auch die Landeseinnahmen und Gefälle, Zölle, Biergeld, Urbete ꝛc. unter sich hat, ist ein Hofbeamter — es giebt einfach keine Staatsbeamten in unserem Sinne. Und so umschließen die Hofordnungen neben der Regelung des täglichen Lebens am Hofe, neben Küche, Keller und Marstall, die Räthestube mit ihren Geschäften, die auch das juristische Gebiet umfassen, und die Kanzlei. Zum fürstlichen Hof gehört also, neben den Beamten, die den eigentlichen Dienst beim Fürsten zu besorgen haben, neben dem Gefolge des Fürsten auch die Central-Behörde des Landes.

Wenn so der Rahmen, in dem sich das Hofleben abspielte, ein viel weiterer ist als heutzutage, so ist der ganze Charakter des Hofes ein noch sehr ursprünglicher und patriarchalischer. Das Wort „Hof" hat noch viel von seiner eigentlichen Bedeutung, der der Hofstatt. An das Herrenhaus mit seinen Dependancen schließen sich, wie auf einem großen Gut, unmittelbar die Wirthschaftsgebäude. Hier in Berlin lag der Wirthschaftshof wenigstens ganz in der Nähe des Schlosses, am Mühlendamm: es ist das der Mühlenhof. Der Mühlenhof hat allerdings noch eine andere Bedeutung für die Wirthschaft des Hofes; er ist einerseits die Centralstelle, an welche die Domänenämter das, was sie für den Unterhalt des Hofes zu liefern haben, abgeben; anderseits hat er selbst den Charakter eines „Amtes", er hat z. B. die Schäfereien von Schöneberg und Wilmersdorf, das Gut Mühlenbeck, später noch andere Güter unter sich; und er besitzt einen ausgedehnten industriellen Betrieb.

Daß wir es am Berliner Hofe des 16. Jahrhunderts noch mit ursprünglichen und einfachen Verhältnissen zu thun haben, zeigt sich auch darin, daß das Ceremoniell noch fast gar nicht ausgebildet ist. Bestimmungen über höfische Sitte und Dienstwartung, wie sie einen wesentlichen Inhalt der burgundischen und spanischen Reglements ausmachen, finden wir in den deutschen Hofordnungen ganz und gar nicht. In einer braunschweigischen Ordnung aus dem Ende des Jahrhunderts fand ich die Vorschrift, daß die Hofjunker den fürstlichen Herrschaften „mit einer Reverenz" aufzuwarten haben; es scheint auch Sitte gewesen zu sein, daß die Kammerjunker immer stehend ihren Dienst zu verrichten hatten. Im Ganzen aber ist jener Zeit das Gefühl für feines, zierliches Gebaren, wie es sich im Mittelalter schon vielfach ausgebildet hatte, verloren gegangen.

Und der patriarchalische Charakter des damaligen Hofes kommt darin vor Allem zum Ausdruck, daß Alle, die zum Hofe gehörten, vom Hofe beköstigt und gekleidet wurden.

Was die Beköstigung des Hofgesindes anbetrifft, so verstand sich diese so, daß das gesammte Hofgesinde, das hohe wie das niedere, vom Hofe und am Hofe gespeist wurde, d. h. daß man für Alle, auch für die Räthe, die Kanzleibeamten ꝛc., in der Hofküche kochte, und daß die Hauptmahlzeiten gemeinsam eingenommen wurden. Dieser Brauch trat allmählich in Widerspruch zu den wirthschaftlichen Anschauungen der Zeit. Allenthalben verdrängte im täglichen Leben die Geldwirthschaft die alte Naturalwirthschaft. Es wird allmählich ein Anachronismus, daß nur der Hof noch seinen Dienern einen Theil ihres Gehalts in natura zukommen ließ. Die Aenderung dieser Verhältnisse hat sich aber nur sehr langsam vollzogen. Gerade die Hofdiener selbst sträubten sich gegen ein festes Gehalt; für sie war die Speisung durch den Hof bequemer und, wie sie glaubten, vortheilhafter. Das Letztere mochte richtig sein; ging es auf Kosten des Hofes, so fühlte man sich nicht verpflichtet, in Essen und Trinken zu sparen und sich was abgehen zu lassen; daher geben die kurfürstlichen Räthe einmal Joachim II. den Rath, wenigstens einem Theil des Hofgesindes nur Kostgeld zu geben. In der That tritt hier zunächst eine Wandlung dahin ein, daß die Räthe und die Kanzlei an Stelle der Speisung am Hofe Kostgeld erhalten.

Es war keine Kleinigkeit, für Speisung und Kleidung des gesammten Hofgesindes zu sorgen. Ein Verzeichniß des Gesindes aus der Zeit Joachims II. giebt an, daß 425 Personen zum Hofe gehörten; die Hofordnung Joachims II. bestimmt, es sollen nicht mehr als 400 Personen gespeist werden; der kleine Hof des Markgrafen Hans von Küstrin umfaßte 215 Personen.

Denn zum Hofe gehören, wie gesagt, auch die Räthe, die Kanzlei und die Rentei; dann die eigentlichen Hofbeamten, der Marschalk, der Hofmeister, der Schenk, der Jägermeister, die Kammer- oder Hofjunker, also in unserem Sinne die Kammerherren; dazu kommt an hohen Bediensteten noch die Schaar des reisigen Gesindes, die „Grafen, Herren und vom Adel", wie hier in Berlin der stehende Ausdruck lautete. Diese bilden das militärische Gefolge des Kurfürsten, vielfach sind sie auch gleichzeitig als Räthe bestellt oder warten dem Kurfürsten auf.

Je nach der Zahl der Pferde, die sie an den Hof bringen und die ihnen im kurfürstlichen Marstall unterhalten werden, werden sie unterschieden als Sechs-Rosser, Vier-Rosser, Drei-Rosser, Ein-Spännige; ein Pferd reiten sie selbst, die anderen ihre Knechte.

Nach einem Verzeichniß von 1542 haben wir sieben kurfürstliche Räthe, zu speisen sind dabei aber 12 Personen; der Kanzler erhält Essen oder Kostgeld für drei Personen, in der Kanzlei befinden sich 15 „Kanzlei-Verwandte"; wir haben 29 Zwei-, Drei- und Vierrosser und 12 Einspännige, diese zusammen stellten mit ihren Knechten und Jungen die ansehnliche Zahl von 95 Personen. Und wie im Uebrigen die erwähnten 425 Personen herauskommen, dafür lassen Sie mich nur ein paar Beispiele geben: Da sind die Jungen d. h. Pagen — den Ausdruck „Pagen" habe ich nirgends getroffen, später erhalten sie den hübscheren Namen „Edle Knaben" —; 6 Jungen für den Kurfürsten, 3 Jungen für die Kurfürstin, 19 Jungen für die Prinzen und Prinzessinnen; Da sind 15 Diener im Stall, zwei Schmiede mit eingeschlossen; in der Küche befanden sich 23 Personen, Küchenmeister, Küchenschreiber, Köche, darunter ein „Beerenkoch", also ein besonderer Koch für Kompott, ferner ein Bratenmeister; dann sind zu nennen die Bediensteten im Keller, die neben Wein und Bier auch Brot und Semmeln in Verwahrung hatten, ferner die Hofmusikanten, Trompeter, Pauker, Zinkbläser, ein Harfenist und sechs Halleluja-Jungen; dazu Schneider, Ofensetzer, Radmacher, die Jäger und Jägerknechte, ein Knecht, der „der englischen Hunde wartet" und — last not least — die Hofmeisterin mit 12 Hofdamen, welche aber den bescheidenen Titel Jungfrauen oder Hofjungfern führen, — das fürstliche „Frauenzimmer" mit seinen Mägden.

In einem „Futterzettel" aus jener Zeit, also dem Verzeichniß der Pferde, welche am Hofe gefuttert werden, fungiren noch eine Anzahl Personen mit Pferden, die heutzutage nicht beritten zu sein pflegen: die beiden Hofbaumeister, z. B., „Gregor der Secretarius" und — der Hofprediger, mit je einem Roß.

Neben denjenigen, die am Hofe ihre Mahlzeiten einnehmen oder Kostgeld erhalten, giebt es noch die sogenannten „Ausspeiser" oder „Abspeiser", d. h. Leute, denen es gestattet wurde, sich ihr Essen aus der Küche zu holen. Zu Zeiten nahm dieses Ausspeisen einen unerwünschten Umfang an, und es werden Beschwerden laut, daß von den Köchen für die Ausspeiser zu sehr „eingehauen" werde, d. h., daß sie zu große Portionen erhielten.

Es ist nur zu begreiflich, daß bei einer so großen Zahl von Hofgesinde sich auch der eine oder andere Unberechtigte mit einzuschleichen versuchte. Wer Weib und Kind hatte, mochte darin nichts Unrechtes sehen, auch ihnen etwas von der Ueberfülle des Hofes zukommen zu lassen. Daher wird in der schon citirten Hofordnung Joachims II. verboten, daß die Diener ihre Weiber und Kinder bei ihrem Amt, also namentlich in der Küche, Keller usw. empfangen; „so aber deren eine ihren Mann in Eil anzusprechen hätte", soll sie sich beim Thorwärter melden, und der soll den Betreffenden auf die Brücke, also die Thorbrücke, kommen lassen.

Gleich streng wird darauf gehalten, daß Niemand mehr Knechte annehmen darf, als ihm verordnetermaßen zusteht. Vor Allem soll jeder selbst seine eigene Arbeit thun und nicht, wie die Ausdrücke heißen, „Knechtsknecht" oder „Bärenhäuter" halten. Darin wurde offenbar eine große Gefahr für den Haushalt des Hofes gesehen; schreibt doch eine bayerische Ordnung, allerdings aus früherer Zeit — von 1294 —, vor: Wer mehr Knechte hält, als ihm erlaubt ist, dem soll man „beide Ohren unwendlich abschneiden". Was man bei alledem besonders fürchtete, das war das sogenannte „Abschleppen", namentlich der Speisen. Mit großer Sorgfalt werden in allen Hofordnungen Maßregeln vorgesehen, um solches Abschleppen zu verhüten.

Die vornehmste Person des damaligen Hofes ist der Marschalk. Er hat nach jenem Verzeichniß für sechs Personen Essen zu erhalten: nach einem Futterzettel von 1542 werden ihm fünf Pferde vom Hofe aus gefuttert. Der Marschall ist gleichzeitig Rath des Fürsten, ja er hat als solcher die Disziplinargewalt über die anderen Räthe — und gleichzeitig ist er der höchste Beamte des eigentlichen Hofstaats, er hat die Aufsicht über die Reisigen, aber ebenso über die Beamten der Küche, des Kellers, des Stalles, er hat sich um alle Details des Hofhalts zu kümmern, und zu dem Allem sitzt er auch noch im Gericht der kurfürstlichen Räthe, ja er hat bis in die Mitte des Jahr-

hunderts den Vorsitz in diesem Gericht. Aus dem Marschalk, dem Pferdeknecht, wird der Aufseher des Stalles, dann bildet sich sein Amt zum Aufseher über das reisige Gesinde, das seine Pferde im Stall des Fürsten hat, aus; in der Zeit, wo der militärische Charakter des Hofes überwiegt, erhält so der Marschalk ganz von selbst die Aufsicht über das gesammte Hofgesinde; er erhält die höchste Polizeigewalt, er wird Richter über das Gesinde und so schließlich, im Zusammenhang mit der Ausbildung des Lehnsrechts, Richter über die Lehnsunterthanen des Fürsten. Solche Aemter werden im ausgehenden Mittelalter vielfach zu Lehnsämtern, sie werden erblich, daher haben wir ja noch eine ganze Anzahl von Familien, die das „Marschall" vor ihren Namen führen, ich erinnere an Marschall v. Bieberstein; wir haben die Erbmarschälle, und die Landmarschälle, die sich schließlich zu Erb-Landmarschällen entwickeln. Und an den militärischen Charakter des ursprünglichen Marschalks-Amts erinnert noch heute die höchste Würde im Heere: die des General-Feldmarschalls.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts ist der Marschalk in Brandenburg schon längst der erste Beamte des Hofes; im Marstall ist der Stallmeister an seine Stelle getreten; für die Aufsicht über das Hofgesinde, für die Sorge um den Hofhaushalt hat er in dem Hofmeister, dem Haus-Hofmeister, für die eigentliche Polizeigewalt in dem Hausvogt Stellvertreter erhalten. Seine mehr militärischen Funktionen gehen allmählich auf den Hauptmann über: aus diesem Amt hat sich später die Würde des Schloß-Hauptmanns entwickelt.

Wenn wir uns kurz die Geschäfte des Marschalls als Chef des Hof-Haushalts vergegenwärtigen, so haben wir damit zugleich einen Einblick und Ueberblick für das ganze Getriebe des damaligen Hoflebens. Ich folge dabei der Hofordnung Joachims II. von 1537.

Als erste Pflicht hat er danach immer noch darauf zu sehen, daß das reisige Hofgesinde gut beritten ist. Nach anderen Hofordnungen hat er auch dafür zu sorgen, daß es gut gerüstet ist, damit man das Gefolge des Fürsten, so meint eine Hofordnung Albrecht Achills, nicht für Kaufleute halte. Ist der Kurfürst mit seinem Gefolge auf Reisen oder sonst unterwegs, man denke an die fürstlichen Jagden, so hat der Marschalk Ordnung im Zuge zu halten.

Als nächste Pflicht des Marschalks wird in der Hofordnung Joachims II. genannt:

„So soll er auch zu jeder Zeit, wie unser Kanzler und Räthe, in unser Hofstuben, . . . auf die Händel und Sachen warten; fleißig Aufacht geben, daß vom Kanzler und Räthen die Sachen und angesetzten Stunden nicht versäumt; da aber Jemand lässig befunden, dem oder denselben von unsern wegen darin sagen (d. h. mit ihnen reden), und ob das nicht helfen mocht, uns dieselben anzeigen." Die hier erwähnten „Händel" sind insbesondere privatrechtliche Streitigkeiten, welche man vor den Kurfürsten zu schiedsrichterlicher Entscheidung zu bringen pflegte. Ueber die „Händel und Sachen" halten die Räthe täglich dem Kurfürsten in „Audienz" Vortrag.

Aber die Thätigkeit des Marschalks in Justiz- und Verwaltungsangelegenheiten bildete, wie gesagt, nur einen Theil seiner Geschäfte. Und aus der Anordnung der Paragraphen für seine Amtspflichten scheint hervorzugehen, daß man diese Thätigkeit für nicht wichtiger hielt als seine übrigen Obliegenheiten; so sehr war noch Hofhaushalt und Landesverwaltung miteinander verbunden. Denn der nächste Paragraph schreibt dem Marschalk vor, täglich vor jeder Mahlzeit in die Küche zu gehen, damit für den Kurfürsten, den Adel und das andere Hofgesinde „reiniglich und wohl gekocht und angerichtet werde"; ebenso hat er den Keller zu visitiren, desgleichen den Mühlenhof; auch hat er darauf zu sehen, daß das Hofgesinde sich „über Tisch und sonsten züchtig und stille halte".

Er hat über den Burgfrieden zu wachen; wer sich „unfriedlich hält" oder sonst „Unfug anhebt", den soll er „gefänglich annehmen und in des Kurfürsten Hand bestricken"; er ist überhaupt eine Art Mittelsperson zwischen dem Kurfürsten und dem Gesinde.

Eine Hauptthätigkeit des Marschalks betraf das Hofrechnungswesen; in jedem der einzelnen Departements, Küche, Keller, Silberkammer, Mühlenhof wird täglich Rechnung geführt. Der Verweser des Mühlenhofs berichtet dem Marschalk, was er täglich für den Hof geliefert hat; der Küchenmeister, was er von dort erhalten, was er gekauft hat und wieviel verbraucht worden ist. Noch am Abend jedes Tages nach dem Mahl hat der Marschalk mit dem Haushofmeister und dem Rentmeister diese Listen und Rechnungen zu kontroliren. Mit ihnen hat er dann die Wochenrechnung abzuschließen, alle Rechnungen aufzuheben und endlich eine Jahresrechnung zu machen. Es ist auch seit Mitte des 16. Jahrhunderts üblich, einen Anschlag über Einnahme und Ausgabe für das ganze Jahr im voraus zu machen.

Außer diesen Geschäften hat der Marschalk auch die „Boten" fremder Fürsten zu empfangen und abzufertigen. Solche fremden fürstlichen Boten müssen wir uns natürlich als vornehme Herren vorstellen. Ihnen

gegenüber also repräsentirt der Marschalk den eigenen Hof. — Zur Charakteristik des damaligen Hoflebens aber ist es nothwendig, zu wissen, daß dieselben vornehmen Herren, die im Auftrage des Fürsten diplomatische Verhandlungen führten, die höchste Behörde des Landes in Justiz- und Verwaltungssachen bildeten, nicht nebenbei, sondern in gleicher Weise „jeden Tropfen Bier und jedes Brot kontrolirten".

Der Vortragende schilderte darauf, wie der Verlauf des Tages am Berliner Hofe im 16. Jahrhundert sich für gewöhnlich gestaltete.

Das Erste am Tage ist der Gottesdienst. Allerdings wird es damit verschieden gehalten. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, wo die Frömmigkeit mehr zur Schau getragen wird, da wird es an den Höfen Sitte, nicht bloß des Sonntags, sondern mindestens zwei- bis dreimal die Woche Gottesdienst zu halten; ja es ist wohl lange Zeit ganz allgemein üblich gewesen, täglich Predigt zu halten.

Dieser Zug der zur Schau getragenen Frömmigkeit hat auch in den Hofordnungen seinen Niederschlag. Während diese bis zur Mitte des Jahrhunderts mehr sachlich gehalten sind, kommt allmählich ein gewisser frommer Wortschwall in ihnen auf; es wird üblich, als erste Anforderung dem Hofgesinde fromme, christliche Gesinnung vorzuschreiben, ja eine solche wird jetzt ausdrücklich als Bedingung der Aufnahme in den Dienst gestellt.

Was nun die Tageseintheilung betrifft, so weicht diese, wie bekannt, von der unsrigen ab.

Der Verlauf des Tages ist folgender: Der Tag beginnt früh; um 4 Uhr im Sommer, im Winter um 6 Uhr beginnt im Marstall der Dienst. Die Herren Räthe haben sich um 6 Uhr im Sommer, um 7 Uhr im Winter in der Rathsstube einzufinden, ebenso beginnt die Kanzlei um diese Zeit ihre Arbeit. Die Grafen, Herren und die vom Adel treten etwas später an, sie haben sich um 8 Uhr, Sonntags und Freitags allerdings schon um 6½ Uhr in der Ritterstube zu versammeln. Die erste Mahlzeit ist die Morgensuppe; diese wird nicht gemeinsam eingenommen, sie wird den Kammerjunkern in die Kämmererstube, den Rittern in die Ritterstube, ferner ins Frauenzimmer und in die Kanzlei getragen; dazu erhalten die einzelnen Kategorien gemeinsam je einen großen Becher Wein, die Jungfrauen nur ein halbes Stübchen zusammen; das übrige Gesinde erhält Bier zur Frühsuppe. Um 10 Uhr ist die Morgen- oder Mittagsmahlzeit; für die höheren Beamten ist damit aber auch schon die Zeit der Arbeit vorüber; nur wenn es die Geschäfte erfordern, haben sich die Räthe von 12 bis 4 Uhr in die Rathsstube zu begeben. An sich soll das Mittagessen nicht länger dauern als 12 Uhr; doch ist es allgemeine Sitte, daß die vom Adel, überhaupt die vornehmeren Beamten, nachdem die Tischtücher abgenommen sind, noch Trunkes halber zusammenbleiben; wollen sie das nicht, so winkt ihnen ein edlerer Genuß: von 12 bis 2 Uhr ist das Frauenzimmer geöffnet; sie dürfen sich dann dort mehr oder minder amüsiren. Um 2 oder um 3 Uhr ist Vesperzeit, da darf zur Abwechselung wieder ein Trunk gereicht werden. Um 4 oder 5 Uhr findet die Abendmahlzeit statt. Auch da schließt sich wieder ein Trunk für die Edleren an, falls sie nicht vorziehen, wiederum das Frauenzimmer aufzusuchen, das in der Zeit von 6 bis 8 Uhr seine Pforten öffnet. Um 8 Uhr ist die Zeit des Schlaftrunks und etwa um 9 Uhr soll eigentlich Alles aus sein, da wird das Thor geschlossen, aus dem Keller soll nichts mehr gereicht werden. Freilich gar zu lange aufzubleiben konnte man sich nicht gestatten; die Beleuchtung kann abends nicht gerade eine glänzende gewesen sein; in unserer Zeit des elektrischen und des Gasglühlichts fällt es schwer, sich vorzustellen, daß das Hauptbeleuchtungsmittel — das Talglicht war; als besonderen Luxus brannte man auch wohl Wachslichte. Wieviel Lichte aber wöchentlich verbraucht werden durften, war genau vorgeschrieben. Es war Aufgabe der Silberkammer, die Lichte zu vertheilen.

Einen großen Raum in den Hofordnungen nehmen die Bestimmungen über die Mahlzeiten ein.

Die beiden Hauptmahlzeiten wurden von dem Hofgesinde, dem hohen wie dem niederen, gemeinsam eingenommen; in früheren Zeiten in der Hofstube, als diese nicht mehr ausreichte, in der Hofstube und in der Ritterstube. Die fürstlichen Herrschaften speisten gewöhnlich in besonderem Zimmer, hier in Berlin wenigstens, an anderen Höfen speist die Herrschaft vor oder auch nach dem Gesinde in der Hofstube; in letzterem Fall pflegt vorher geräuchert zu werden. Das Frauenzimmer nimmt die Mahlzeit meist auch für sich allein ein, kocht vielfach auch besonders für sich. Endlich haben die Beamten und Knechte des Mühlenhofes ihren gemeinsamen Tisch auf dem Mühlenhof. Alle Uebrigen essen gleichzeitig und gemeinsam; die Aufwartenden essen nach; wer die Zeit ohne hinreichenden Grund versäumt, bekommt nichts. Jeder hat seinen bestimmten Platz an einem bestimmten Tisch; es werden in der Ritterstube unterschieden: der Räthe Tisch, der Edelleute Tische, dabei wieder Vier-Rosser-Tisch, Drei-Rosser-Tisch 2c. Dementsprechend giebt es in der Küche einen Fürstenkoch, der Räthe Koch, einen Ritterkoch, einen Jungfernkoch 2c. Täglich wird zwischen dem Haushofmeister und dem Küchenmeister die Liste der

Speisenden verabredet. In der Hofordnung Joachims II. werden die Köche ermahnt, „auf das Gebratene emsiger Aufsehen zu haben" und mit dem Würzen der Speisen „ein ziemlich Maaß" zu gebrauchen. Die Aufsicht, sozusagen den Vorsitz, bei Tisch führt der Marschalk, daher wohl stammt der heute noch gebräuchliche Ausdruck „Marschalltafel". Er giebt durch „Kloppen" mit dem „Stecken" das Signal zum Beginn der Mahlzeit wie zu ihrem Ende. Erst wenn sich Alles gesetzt hat, wird das Brot, Jedem sein Antheil, auf die Tische gegeben; vor Tisch und nach Tisch wird gewöhnlich durch den Hofkaplan gebetet. Dabei soll sich Jeder still verhalten. Schon daraus können wir sehen, daß das Benehmen bei Tisch nicht immer sehr in unserem Sinne — hofmäßig gewesen ist. In allen Hofordnungen tönt, fast gleichlautend, die Klage über das Geschrei und Getümmel, das Fluchen und Gotteslästern bei der Tafel. Markgraf Hans von Küstrin beginnt seine Hofordnung mit der Betrachtung, es sei doch „an ihm selbst billig, daß ein Unterschied gehalten werde zwischen einem Fürstenhaus und gemeinen Wirthshäusern", und ähnlich wird anderswo darauf hingewiesen, der fürstliche Hof sei doch nicht „eine gemeine Schenke und Tabern". Unter Anderem wird das laute Lachen und Pfeifen bei Tisch verboten, desgleichen rohe Gebärden und Scherze. Es konnte auch die Gemüthlichkeit des gemeinsamen Essens nicht erhöhen, wenn man, „wie bisweilen pfleget zu geschehen", mit Knochen um sich wirft.

Aus alledem wird klar, was gemeint ist, wenn immer und immer wieder die Mahnung ausgesprochen wird, „sich durchaus christlich, adelig, züchtig, richtig, in guter Stille" und „in guten Sitten" zu verhalten.

Es liegt in der Natur der Sache, daß nicht alle Mitglieder des Hofgesindes zu gleicher Zeit essen können, die Küchenbediensteten, die Schenken, diejenigen, die bei Tisch aufgewartet haben, essen nach; denn es ist auch den Köchen verboten, in der Küche zu essen. — Das ist der sogenannte Tisch der Nachesser oder der Tisch der Letzten. Es mußte einen besonderen Reiz oder auch Vortheil haben, zu den Letzten zu gehören, vielleicht, weil man dann die Reste aufessen konnte, vielleicht auch weil man dann unwillkürlich länger bei Tisch sitzen konnte. Jedenfalls scheint es das Bestreben Vieler gewesen zu sein, zu den „Letzten" zu gehören. Kurfürst Joachim verbietet daher lakonisch, es solle Niemand „über den letzten Tisch gezogen werden, denn allein, die da aufwarten und dienen".

Sehr beliebt, aber ebenso streng verpönt war es, sich dem gemeinsamen Essen überhaupt zu entziehen, unter irgend einem Vorwand oder auch ohne einen solchen sich extra serviren zu lassen, sei es in der Küche, im Keller oder sonst an einem bequemen Ort. Der terminus technicus dafür ist „Winkelessen", oder „Winkeltische". Dies und die noch zu erwähnenden Winkelzechen — und allerdings auch die Gefahr des Abschleppens — waren der Grund, warum das Betreten von Küche und Keller überhaupt aufs Strengste verboten und nur den Aufsichtsbeamten vorbehalten blieb. Die immer erneuten Verbote legen aber den Schluß nahe, daß das Winkelessen unausrottbar war.

Die schon oft ausgesprochene Meinung, daß in jener Zeit sehr viel, namentlich an Fleisch, gegessen wurde, habe ich in meinem Material durchaus bestätigt gefunden. Wir besitzen einen Jahresanschlag des Markgrafen Hans von Küstrin: wieviel Ochsen, Kälber, Hammel, Schweine, Gänse, Hühner u. s. w. gekauft werden mußten; und zwar ist dies für eine genau angegebene Anzahl von Personen berechnet. Daraus ergiebt sich, daß auf den Kopf täglich mindestens 1 1/2 Pfund Fleisch kam, das ist für unsere Begriffe ganz ungeheuer viel — es ist aber noch nicht einmal Alles, denn jener Jahresanschlag berücksichtigt nicht das Wildpret, und man muß wissen, daß in jener Zeit das Wild eine unvergleichlich größere Rolle spielte als heutzutage, und ganz besonders natürlich an Fürstenhöfen.

Das Fleisch wurde in der Hauptsache frisch gebraten oder gekocht verspeist. Daneben wird Rindfleisch, Hammelfleisch und Schweinefleisch geräuchert, Rindfleisch auch gepökelt. Beliebt war ferner auch Pökelwildpret, ebenso werden Gänse gepökelt, aber auch geräuchert. In großen Quantitäten wurden Fische verspeist; auch nach der Reformation wurden lange Zeit Fastentage eingehalten. Neben Hecht, Karpfen und Lachs, besonders auch Aal, finden wir in großen Mengen Hering, Sprotten, Schollen, Neunaugen, Dorsche und Störe. Und zwar werden frische Fische, „treuge", d. h. trockene, und Pökelfische unterschieden. Eine verhältnißmäßig geringe Rolle spielen die Gemüse. Die Kartoffel fehlte zu jener Zeit noch. Jener Jahresanschlag des Hans von Küstrin führt nur auf: Hirse, Hafergrütze, Gerstengraupen, Buchweizen und Erbsen; Reis rangirt unter den Gewürzen. Der Verbrauch an Gewürzen ist ein, wie mir scheint, sehr bedeutender. In Betracht kommen dabei: Safran, „Nägelchen", d. s. Nelken, Zimmet, Muskatblume, Muskatnuß, Ingwer, Pfeffer; unter die Gewürze werden noch gerechnet „Schwetzken" — so heißt es —, oder auch „Tschwetschken", Kapern, Lemonien, d. s. Citronen, Oliven, rothe Rüben; Rosinen, Mandeln, Feigen; ferner gehört dazu Zucker und Salz.

An Wein und Bier ist der Verbrauch gleichfalls ein für unsere Anschauungen recht gewaltiger. Allein an Bier kommt nach dem erwähnten Jahresanschlag täglich auf den Kopf etwa zwei Liter; man muß bedenken, daß ein solcher Hofhalt doch auch eine große Anzahl weiblicher Personen umfaßte, auf die nicht zwei Liter gerechnet werden konnten. In Berlin wurde unterschieden Hausbier, d. h. selbst gebrautes, Bernauisch Bier und Ruppinisch Bier, außerdem von fremden Bieren insbesondere „Mummen". Von Weinen rechnet die Hofordnung Joachims II. in erster Linie das eigene Gewächs, denn damals wuchs Wein in der Mark Brandenburg. Nur wenn der Ertrag der eigenen Weinkultur den Anschlag nicht erreichte, sollte man suchen „in gutem und wohlfeilem Kauf" Wein anzuschaffen.

Damit aber bin ich beim Kapitel des Trinkens angelangt, einem der wichtigsten Kapitel der Hofordnungen. Es ist ungemein charakteristisch, daß z. B. in den sächsischen Hofordnungen Paragraph 1 von Frömmigkeit und Kirchenbesuch handelt, Paragraph 2 aber die Ueberschrift trägt „Vom Zutrinken".

Jeder Tisch erhält zu Mittag und zu Abend sein bestimmtes Quantum Wein und Bier; wieviel dies Quantum betrug, läßt sich für Berlin nicht konstatiren; bei den Räthen und bei den Jungfern heißt es, sie sollen von Bier erhalten, „soviel sie des getrinken mögen".

Das den einzelnen Tischen zugemessene Quantum oder Deputat mochte nicht immer den Bedürfnissen gerecht werden.

Die Zumessung von Wein und Bier war Sache des Kellermeisters. Wir besitzen sehr genaue Kellerordnungen. Den Kellermeistern wird das Reinhalten der Fässer 2c. aufs Strengste zur Pflicht gemacht.

Was den Verfassern der Hofordnungen aber viel Kopfzerbrechen machte, war nicht das Trinken bei Tisch, sondern das Trinken nach Tisch. Die allgemeine Sitte war es offenbar, nach Tisch noch zusammen zu bleiben und eines weidlichen Trunkes zu pflegen. Das hatte seine Schattenseiten, denn wer nach der vorhin geschilderten Tagesordnung sich gewissenhaft des Trinkens befliß, kam aus dem Bechern gar nicht heraus. Den Knechten allerdings ist es untersagt, länger als eine Stunde bei Tisch zu sitzen; für sie schickt es sich nicht, wie eine Hofordnung sich ausdrückt, ein „Gesäufe" zu halten. Aber den Räthen und denen vom Adel konnte man es schwerlich abgewöhnen. Versucht wurde es; wie es scheint, ohne jeden Erfolg. Man schränkte die Sitte des Nachzechens wenigstens dadurch ein, daß man den Keller nach dem Mittagessen bis um 3 Uhr, also bis zum Vespertrunk, schloß. Daß auch dies nicht sonderlich viel geholfen hat, zeigen uns die Schilderungen des Grafen Rochus Lynar, dessen Tagebuch aus dem Jahre 1590, während seines Aufenthaltes in Berlin und Spandau, uns erhalten ist.

Die strengen Verbote und Einschränkungen der „Nachzeche" hatten leicht eine unerwünschte Folge: das sogenannte Winkelzechen. Das ist zwar auch auf das Allerstrengste verboten — in Königsberg sogar unter Strafe des Thurmes —, aber da es in allen mir bekannten Hofordnungen vom Anfang des Jahrhunderts bis zu seinem Ende immer wieder verboten wird, kann man wohl getrost annehmen, daß es zu den Lebensgewohnheiten der Hofherren jener Zeit gehörte. Ganz besonders gern schlich man sich natürlich an die Quelle der Genüsse, in den Keller selbst. Aber man suchte auch sonst unbelauschte und möglichst harmlose Orte aus, um solche „heimlichen Gelage", solch „Panketiren und Gesellschaften", wie die Ordnungen es auch nennen, abzuhalten.

Daß die Knechte hinter ihren Herren nicht zurückbleiben wollten, ist begreiflich; da wird z. B. gelegentlich geklagt, daß die Kämmererknechte den Ring, den sie zur Legitimation erhielten, um für ihre Herren Bier zu holen, den ganzen Tag behalten und ein „großes Gesäufe" halten.

Zum Schluß des Tages wurde, wie schon erwähnt, der Schlaftrunk gereicht. Kurfürst Joachim bestimmt allerdings in seiner Hofordnung: Wein zum Schlaftrunk soll, außer für die Kammerjunker, abgeschafft werden. Man mußte sich also an Bier genügen lassen. Was aber der harmlose Ausdruck „Schlaftrunk" bedeutete, das ersehen wir aus einer, freilich nicht Berliner, Hofordnung. Da heißt es: „Das Gesinde soll sich — des Nachts — ein Jeder an seinem geordneten Ort und Bette finden und nicht in der Hofstuben oder in den Gemachen uf den Bänken liegen bleiben."

Von einer Abendmahlzeit berichtet Lynar, man habe an drei Stunden bei Tafel gesessen, „ist auch viel Gesundheit getrunken, doch ohne großen Rausch ist es gegangen".

Denn — das Trinken an sich schadet ja nichts. Das Zuvieltrinken ist's, wovor die Verfasser der Hofordnungen Besorgniß haben. Die Wurzel aber, daraus alles Unheil „entspreußt", heißt es einmal, ist das Zutrinken. Denn Zutrinken hieß jedesmal für beide Theile Austrinken. „Aus dem übermäßigen Zutrinken", sagt eine Hofordnung, „folgen allerlei Laster, welcherhalben auch ein Jeder das Seine nicht verrichten kann."

Aber wenn man auch noch so rigorose Bestimmungen erließ, eine Ausnahme mußte doch sofort gemacht werden, wenn fremde Gäste anwesend sind. Der Marschalk soll, so besagt die Hofordnung Johanns von Küstrin, „allhier keine unordentliche oder überflüssige Sauferei gestatten", „es wäre denn Sache, daß Fremde vorhanden, daß man denselben zu Ehren solches thun müßte". Wenn Gäste da sind, kann auch füglicherweise der Keller nicht schon um 9 Uhr abends geschlossen werden. Wenn Gäste da sind, wird in Küstrin z. B. auch nicht von Zinn, sondern von Silber gespeist. Kurzum, man muß dann schon was drauf gehen lassen. Und solche Gelegenheit ließen sich offenbar weder „die vom Adel" noch das „gemeine Hofgesinde" gern entgehen.

Merkwürdigerweise selten habe ich das Verbot gefunden, in der Hofstube zu spielen. Wie es mit dem Spiel stand, das beleuchtet das mehrfach erwähnte Tagebuch Lynars: Jedesmal, wenn er bei Hof gewesen ist, notirt er genau seinen Gewinn und Verlust im Spiel. Meist handelt es sich um geringere Summen, 5, 6 Thaler, aber es kommt auch vor, daß er 30, 40, ja 68 Thaler an einem Abend verspielt. Für damalige Zeit eine recht bedeutende Summe.

Zum Schluß führte der Redner die Zuhörer in das Frauenzimmer.

Für gewöhnlich ist ja allerdings „Mannspersonen" der Eintritt nicht gestattet. Nur die Hofzwerge dürfen passiren, und der Doktor und der Balbier, wenn einer der Hofdamen „eine Schwachheit ankommt". Selbst die aufwartenden Knaben werden dort ihres Dienstes entlassen, sobald sie das 13. Jahr überschritten haben. Aber nach den Mahlzeiten dürfen, wie wir sahen, die Herren des Hofes jedesmal auf etwa zwei Stunden die geheiligten Räume betreten. Allerdings nur der wird hereingelassen, der sich „zuchtig, ehrlich, ehrbarlich und wie sich's gebührt beweisen thut". Auch dürfen die Herren nicht einzeln kommen, sondern „in einer Gesellschaft". Die Jungfrauen empfangen die Edelleute „auf der langen Bank" sitzend, und zwar in einer Reihe, ihrer Ordnung gemäß. Kommen der Kurfürst und die Prinzen, dann stehen die jungen Damen gleichfalls in einer Reihe; vor den Herren vom Adel aber dürfen sie nicht stehen. Sie dürfen auch nicht hin und her laufen, sondern immer an ihrem Platze sitzend mit den Herren „spielen, reden, ehrlich, züchtig und guter Dinge sein".

Damit es fein ordentlich zugehe, soll der Hofmeister dabei sein; ist er verhindert, dann „eine ansehnliche Person, vor der man Scheue hat".

Ist die Zeit abgelaufen, so hat der Thürknecht dreimal zu klopfen; eine Königsberger Hofordnung nimmt aber Rücksicht auf die Umstände.

Die Jungfrauen stehen unter strenger Disziplin der Hofmeisterin, die sie „in christlicher Zucht und Furcht und guten Sitten erziehen soll", als wenn „sie ihre eigenen Kinder wären". Vor Allem soll sie ihnen das „Geschwätze" verbieten; sie sollen nicht „nachreden", was sie im Frauenzimmer gehört haben; auch dürfen sie, z. B. wenn sie die Kurfürstin zur Kirche begleiten, „kein Geschrei und Gelächter treiben", kurzum: „alles Gewäsche, Gezänk unter ihnen und sonst das dem Fürstlichen Frauen-Zimmer übel ansteht", vermeiden. Die Hofmeisterin soll sie anhalten, „daß sie lernen arbeiten und nicht müßig sitzen". Ihre Briefe stehen unter strengster Kontrole.

Dafür aber erhalten sie, wenn sie sich verheirathen wollen, ein reichliches Heirathsgeld, nur dürfen sie sich nicht heimlich verloben.

Ganz ohne es zu wollen, haben uns die Hofordnungen verrathen, wie es an den fürstlichen Höfen damals aussah.

Es trägt vielleicht doch dazu bei, zu verstehen, warum in der politisch so unfruchtbaren zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts so manches Unbegreifliche geschehen — und so Vieles unterlassen worden ist.

Die Arbeitssitzung vom 14. Dezember 1895 eröffnete der zweite Vorsitzende Herr Amtsrichter Dr. Holtze mit einigen Mittheilungen über die Kirche in Heckelberg nach einem Briefe des Pfarrers Horn über die dort aufgefundenen Wandgemälde. Ferner theilt derselbe mit, daß der Torgauer Marsch, der mit der Schlacht selbst nichts mehr zu schaffen habe, aus dem Jahre 1817 stamme und unter Friedrich Wilhelm III. entstanden sei. Zu dem Einzug des Königs und der Königin Luise 1809 bemerkt er, daß entgegen anderen Berichten, kein Schnee an dem Tage lag; sodann erinnert er an die Weihnachtstage 1745, wo Friedrich II. seinen Einzug in Berlin hielt und als Fridericus Magnus begrüßt wurde. Zum Gedächtniß dieses Tages soll am Denkmal Friedrichs II. ein Kranz niedergelegt werden.

Der Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke berichtet darauf über einen infolge Anregung seitens unseres Mitgliedes Herrn Schmidt-Sabatki gemachten Besuch in der alten Berliner Familie des Mitgliedes Herrn Brennereibesitzers Paul Kühne, Landsbergerstr. 78/79, der eine Fülle von Berolinensien besitze (Gemälde seines Hauses, Hochzeitsbänder aus Seide und Papier, Bürgerbriefe [1809—1827,] Holz-

schnitzereien und eine von Friedrich dem Großen der böhmischen Gemeinde geschenkte Orgel v. J. 1737). Aus der „Deutschen Turn-Zeitung" 1895 Nr. 50/51 legt derselbe Redner einen Abdruck des Artikels vor, den Prof. Friedrich Wadzeck über das Turnen unserer Jugend als F. L. Jahns Gegner für sein (vom Verein jüngst erworbenes) Berlinisches Wochenblatt, Stück 430 bis 434 im Jahre 1817 verfaßt hatte.

Herr Kammergerichtsrath Dr. Metzel gedenkt sodann der in den Dezember 1870 fallenden Beschlüsse für Gründung des neuen Deutschen Reiches und legt das hochinteressante „Album zur Erinnerung an den 18. Dezember 1870" vor, das die Porträts der 28 Abgeordneten enthält, die dem König Wilhelm im Hauptquartier die Adresse des Reichstags überreichten. Wir finden hier u. A. die Porträts von Simson, Rothschild, Fürst Pleß, Sybel, Sombart, Unruh, Graf Hompesch, Nebelthau und des Vaters des Redners. Vorgedruckt sind der Wortlaut der Adresse, ein kurzer Bericht über die Reise der Deputation, die Anrede des Präsidenten Simson bei Ueberreichung der Adresse und die Antwort des Königs Wilhelm.

Der Vortragende theilte u. A. Folgendes mit: Die Verträge mit Baden und Hessen wurden am 15. November unterzeichnet. Dann folgte Württemberg und am 23. November auch Bayern. Alle diese Verträge sprachen aber nur von dem Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund. Derselbe war weder als Deutsches Reich bezeichnet, noch war von einem Deutschen Kaiser bis jetzt die Rede gewesen, in militärischer Hinsicht wurde der König von Preußen nur als Bundesfeldherr bezeichnet. Sogar König Wilhelm selbst schien anfangs gegen die Annahme des Kaisertitels mancherlei Bedenken zu hegen, und der Kronprinz, dem die Kaiserfrage von Anfang an sehr am Herzen lag, hatte noch lange Mühe, diese Bedenken zu entkräften. Den Ausschlag gab das folgende Schreiben, welches König Ludwig von Bayern am 4. Dezember 1870 an alle deutschen Fürsten und an die Senate der drei freien Städte richtete:

„Die von Preußens Heldenkönig siegreich geführten deutschen Stämme, in Sprache und Sitte, Wissenschaft und Kunst seit Jahrhunderten vereint, feiern nunmehr auch eine Waffenbrüderschaft, welche von der Machtstellung eines geeinigten Deutschlands glänzendes Zeugniß giebt. Beseelt von dem Streben, an dieser werdenden Einigung Deutschlands nach Kräften mitzuwirken, habe ich nicht gesäumt, deshalb mit dem Bundeskanzleramt des Norddeutschen Bundes in Verhandlungen zu treten. Dieselben sind jüngst in Versailles zum Abschluß gediehen. Nach dem Beitritte Süddeutschlands zum deutschen Verfassungsbündnisse werden die Seiner Majestät dem König von Preußen übertragenen Präsidialrechte über alle deutschen Staaten sich erstrecken. Ich habe mich zu dieser Vereinigung in eine Hand in der Ueberzeugung bereit erklärt, daß dadurch dem Gesammtinteresse des deutschen Vaterlandes und seiner verbündeten Fürsten entsprochen werde, zugleich aber in dem Vertrauen, daß die dem Bundespräsidium nach der Verfassung zustehenden Rechte durch Wiederherstellung eines Deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde als Rechte bezeichnet werden, welche Seine Majestät der König von Preußen im Namen des gesammten deutschen Vaterlandes auf Grund der Einigung seiner Fürsten ausübt."

Daran knüpft sich der Vorschlag, in Gemeinschaft mit dem König von Bayern bei Seiner Majestät dem Könige von Preußen in Anregung zu bringen, „daß die Ausübung der Bundespräsidialrechte mit Führung des Titels eines deutschen Kaisers verbunden werde".

Hocherfreut schreibt der Kronprinz, nachdem die Zustimmung des Königs von Bayern zur Annahme des Kaisertitels eingegangen war: „Mit dem heutigen Tage sind Kaiser und Reich unwiderruflich hergestellt. Jetzt ist das 65jährige Interregnum, die kaiserlose, die schreckliche Zeit vorbei. Schon dieser stolze Titel ist eine Bürgschaft; wir verdanken dies wesentlich dem Großherzog von Baden, der unausgesetzt thätig gewesen."

Hatten die deutschen Fürsten und freien Städte so ihrerseits den Wunsch zu erkennen gegeben, daß das deutsche Einigungswerk durch die Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde gekrönt werde, so geziemt es sich auch für die Vertretung des Norddeutschen Bundes, dem sehnsüchtigen Verlangen des deutschen Volkes, wieder einen Kaiser an seiner Spitze zu sehen, Ausdruck zu geben.

Der Vortragende schildert alsdann die Vorgänge im Reichstage, welche zur Entsendung der Adreßdeputation führten, verlas den Wortlaut der Adresse und berichtete an der Hand von Privatbriefen über den Verlauf der Reise, machte auch interessante Mittheilungen über die Kosten derselben. Er schloß seinen Vortrag mit folgenden aus dem Buche „Rogge, Kaiser Wilhelm der Siegreiche" entnommenen Mittheilungen:

Die Deputation wurde am Sonntage dem 18. Dezember (in Versailles) vom Könige empfangen,

nachdem vorher in der Kapelle des Schlosses ein feierlicher Gottesdienst stattgefunden hatte, bei welchem in der Predigt, die dem Hofprediger Rogge übertragen worden war, auf die Bedeutung des Tages Bezug genommen wurde. Die Epistel des Sonntags, des 4. Advents, mit ihrer Aufforderung: „Freuet Euch in dem Herrn, und abermals sage ich freuet Euch!“ und mit ihrem Zuruf: „der Herr ist nahe“ bot dazu Veranlassung genug. „Wie laut predigt uns diese Stätte“, hieß es u. A., „an der wir uns heute vor Gottes Angesicht versammelt haben, wie laut bezeugen uns die Vorgänge dieses Tages und das Werk des Friedens, das heute mitten unter der Unruhe des Kampfes unsere Gedanken beschäftigt, daß der Herr uns nahe ist, daß er Gedanken des Friedens mit uns hat, und unser deutsches Volk in dem Rathe seiner Vorsehung auch ferner noch zu großen Dingen ausersehen ist. Wir sehen hier unseren König umgeben von einem großen Theil der deutschen Fürsten, friedlich begrüßt von den Vertretern des deutschen Volkes und beide eins in dem Wunsche und in der Bitte, die sie an den Stufen seines Thrones niederlegen wollen, das in den heißen und ruhmvollen Kämpfen wider den gemeinsamen Erbfeind schnell und unerwartet zur Reife gediehene Werk der Einigung des gesammten deutschen Vaterlandes zum würdigen und längst ersehnten Abschluß zu bringen, Alle einig in dem Verlangen, das Deutsche Reich in alter Herrlichkeit erstehen, alle deutschen Stämme wieder um ein mächtiges Oberhaupt geschaart zu sehen.“

Verboten war, in der Predigt etwa das Wort „Kaiser“ fallen zu lassen, da die mit den süddeutschen Staaten abgeschlossenen Verträge noch nicht allerwärts bestätigt waren.

Wie unwillkürlich drängt sich da die Erinnerung auf an das prophetische Wort, mit dem der große Ahnherr des großen Königs, der große Kurfürst, den Frieden von St. Germain unterzeichnet: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor. Vor uns Allen stand dieser Rächer, der sieggekrönte König Wilhelm, dem Deutschlands Fürsten die Kaiserkrone des wiederhergestellten Deutschen Reiches entgegentrugen.

Der Bär im Wappen der Stadt Berlin.

Das Wappenthier der Stadt Berlin, der Bär, ist nicht gerade häufig zum Gegenstande heraldischer und kunstgewerblicher Betrachtungen gemacht worden. Jeder glaubt den Bären zu kennen, Jeder hat ihn täglich auf der Straße an Brunnen, an öffentlichen Gebäuden, in der Zeitung, auf der Steuerquittung, im Comtoir auf dem Kalender vor Augen. Von jedem Gewerbetreibenden, dem Lithographen, dem Bildhauer, dem Zeichner, wird ohne Weiteres vorausgesetzt, daß er eine richtige Vorstellung von unserem Stadtwappen habe, und doch zeigt sich beim ersten Anlauf, den man nimmt, um eine richtige, geschmackvoll ausgeführte, kunstgerechte Darstellung des Stadtwappens zu erhalten, daß die Zahl der ungeeigneten Vorbilder geradezu Legion ist, während mancher Verleger in Verlegenheit geräth, wenn er sofort angeben soll, wo der Berliner Bär in korrekter Ausführung zu finden ist.

Eine historische Darstellung der Entwickelung des Berliner Wappens hat Herr Amtsrichter Dr. Béringuier in der Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Vereins „Herold“ (Berlin 1894) in seinem mit einer Farbendrucktafel von Professor Hildebrandt geschmückten Artikel gegeben „Das Wappen der Stadt Berlin“.

In welchen Gestalten nun aber der Bär in Wirklichkeit, in Kunst und Gewerbe, im Handel und in der Industrie, auf der Straße und auf dem Magistratsbüreau vorkommt, stellte jüngst Herr Ernst Winterfeld fest, der mit Hülfe von Freunden und Bekannten, Behörden und Beamten bis jetzt schon 273 Darstellungen gesammelt hat, die uns gleichsam die ganze Stufenleiter der vierfüßigen Säugethiere zeigen, zugleich aber auch den offenbaren Mangel an einer allgemein gültigen Auffassung des Stadtwappens empfinden lassen.

Der Bär im Wappen der Stadt Berlin wurde in drei Gruppen vorgeführt:

1. Offizielle Bären (aus amtlichen Akten, Urkunden, Steuerzetteln, Publikationen); eigenthümlicherweise führen die einzelnen Unterbehörden jede für sich einen eigenen Bären, so z. B. kann man auf den Kouponbogen der Berliner Stadt-Anleihe nicht weniger als drei verschiedene Bären wahrnehmen.

2. Industrie-Bären (aus Zeitungen, Vereinsberichten, Geschäftsanzeigen), z. B. die Wochenschrift „Der Bär“, Berliner Programm-Anzeiger (Tivoli), A. Scherls Neues Adreßbuch, Berliner Lokal-Anzeiger, Berliner Tageblatt, Berliner Theater, R. Lepkes Kunst-Auktionshaus 2c.

3. Künstlerische Bären (Entwürfe für festliche Gelegenheiten von bekannten Künstlern, wie Prof. Ad. M. Hildebrandt, E. Doepler d. j., Fortong). Der Bär auf der Einladung zur Wanderfahrt am 1. Juni 1890 nach Friesack und der Bär der „Kunsthalle“ sind besonders geschmackvoll gezeichnet.

Als „offizielle“ Bären sind auch diejenigen zu betrachten, die im amtlichen Auftrage hergestellt wurden, z. B. auf der Verdienst-Medaille für die Ausstellung von Wohnungseinrichtungen (Berlin 1892). Geradezu komisch wirkt der Bär des Radfahrer-Klubs „Velocitas“ (19. 10. 87), während der Bär der „Borussia“ 1886 sich sehr stattlich ausnimmt. Einem Känguruh gleicht der Bär auf einer Packetfahrt-Bestellkarte an die Expedition des Berliner Lokal-Anzeigers und der „Berliner Lokal-Anzeiger“ selber könnte sich zu einem besseren Bären aufschwingen. Das Berliner Intelligenz-Blatt verräth Geschmack und Intelligenz; auch die Erste Berliner Kautions-Gesellschaft zeigt einen stilisirten mustergültigen Prospekt-Bären, sowie die Berliner Wagenachsen-Fabrik.

Die Spezial-Glas-Manufaktur Stephan & Co. führt einen spröde, glasartig zerhackten, rechtwinklig abgezwackten Bären im Schilde. Nicht ohne Geschmack tanzt der Bär im Rade des Damen-Radfahr-Klub Berlin. Stolz steht im Bierfaß des „Schultheiß-Anzeigers“ der Bär. Der Bär auf Marauns Großem Verkehrsplan von Berlin ist schlank wie ein Wiesel. Im Schild des „Neuen Theaters“ scheint der stehende Bär gemüthlich eine Pfeife zu rauchen. „Marke Bär“ der deutschen Sicherheits-Zündhölzer hat im Zirkus Renz bei arabischen Hengsten augenscheinlich Vorstudien im Tanzen gemacht. C. Treuers Preisverzeichniß hat einen Bären mit Froschbeinen, aber nicht mit soliden Tatzen (Pranken). Das Plakat der Firma „Ferd. Calmus & Co.“ zeigt eine Dogge als Bären. Als geschickter Schlüsselträger präsentirt sich der Bär des Hofkunstschlossers S. J. Arnheim, gegründet 1833; Petz als Radfahrer im Gau 20 Berlin (All-Heil) lenkt gewandt das Stahlrad. Der Bär in Prof. Maaß' Reformfeder ist als solcher nicht zu erkennen. Ein unglückseliges Dasein führt der Bär im Wappen der „Vereinigten technischen Lehranstalten“ in Berlin N., denn mit dem Ring um den Hals schreitet er wie vom Alter gebeugt einher; dagegen macht der Bär in der Fabrikmarke der Korsetfabrik G. Neumann ein anscheinend fröhliches Gesicht. Gar kläglich dagegen blickt der Bär aus dem „Berliner Nord-Anzeiger“ heraus.

So ließen sich noch eine Reihe von Darstellungen anführen, die selbst einen wohlwollenden Kritiker in Harnisch bringen. Dr. Br.

Kleine Abhandlungen und Notizen.

Unser Ehrenmitglied Herr Dr. v. Goßler, Staatsminister und Ober-Präsident von Westpreußen, erfreute den Verfasser des Aufsatzes über den Berliner Volksdialekt im (grünen) Heft XXXII der Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins durch eine längere Zuschrift (Danzig, 26. Dez. 1895), die in der Domsitzung am 4. Januar 1896 verlesen wurde und zu einer Reihe werthvoller Anregungen und Ergänzungen Veranlassung gab. Besonderes Interesse erregte die Erinnerung an den Reim

> „Weg Jungs, Pietsch kommt,
> Pietsch hat schwer geladen“

und den Vers:

> „Nichts ist auf der Welt so frech,
> Als der Bürgermeister „Zech“,

ferner an „Nähnadelsruh“ hinter den Zelten am Wasser und den Zuruf an die „Werderschen“: Hule, hule. Auch die neueren Gestalten der Bock-Lucca, der Eis-Rieke sowie die älteren des Aether-Fritzen, des Wasser-Wilhelm fanden Beachtung.

Besprechung von Büchern etc.

„Deutsche Rundschau.“ Verlag der Deutschen Rundschau in Berlin W. 35, Lützowstr. 7.

„Rittmeister Brand“, die neueste Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach, gelangte im Novemberheft zum Abschluß. Auch die neue Auslese aus „Gottfried Kellers Briefen“ von J. Baechtold wird zu Ende geführt. Neu beginnen „Erinnerungen aus der Jugendzeit“ von Julius Rodenberg, in denen das Andenken Heinrich Marschners durch die Mittheilung persönlicher Eindrücke geehrt wird; neu beginnt eine Charakteristik des russischen Schriftstellers Michael Saltikow von Theophil Pezold; durch sie fallen auf das russische Kulturleben interessante Schlaglichter. Einen überaus fesselnden Beitrag zur Religionsgeschichte bietet Hermann Oldenberg mit seinem Aufsatz: „Die Religion des Veda und der Buddhismus“; seine Ausführungen sind das Resultat tiefstgehender Studien. Sehr reichhaltig ist das Heft mit rein litterarischen Artikeln ausgestattet. Paul Heyse veröffentlicht eine Reihe neuer Uebersetzungen aus der italienischen Volkspoesie; dem schweizerischen Dichter Conrad Ferdinand Meyer wird zu seinem 70. Geburtstage ein Gruß geweiht; dem heimgegangenen Anglisten Julius Zupitza widmet sein Nachfolger an der Berliner Universität Alois Brandl eine liebevolle Charakteristik. In der litterarischen Rundschau endlich, die sich an eine politische Rundschau anschließt, findet man hervorragende Neuerscheinungen in kurzen litterarischen Notizen besprochen; zu einem selbständigen Aufsatz ist eine litterarische Kritik ausgewachsen, die Julius Lessing über das die Silber- und Goldschmiedekunst Berlins behandelnde Werk von Friedrich Sarre abgiebt.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Brendicke in Berlin W 35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 2. — 1896.

Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

614. Versammlung.

3. (1. öffentliche) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:
Sonnabend, den 8. Februar 1896, Abends 7½ Uhr,
im
Bürgersaale des Rathhauses.

Vortrag des Herrn Redakteurs Wilh. Quanter: „Die Anfänge des Berliner Theaters."

---

615. Versammlung.

4. (2. außerordtl.) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:
Mittwoch, den 19. Februar 1896.

Besichtigung der Baulichkeiten von „Alt-Berlin" auf der Gewerbe-Ausstellung für 1896
im Treptower Park.

Die Mitglieder versammeln sich mit ihren Angehörigen um 4 Uhr Nachmittag auf dem Ausstellungsterrain an der Treptower Chaussee vor Portal III, von wo aus das Ausstellungs-Komitee die Mitglieder in etwa 10 Minuten nach „Alt-Berlin" führt.

Daselbst Vortrag des Herrn Architekten Hoffacker über „Alt-Berlin" (Abbild. Seite 21).

Am besten wird der Stadtbahnzug benutzt: Zoologischer Garten 2^{56}, Friedrichstraße 3^{9}, Alexanderplatz 3^{15}, Treptow 3^{31} Uhr; oder die Ringbahn: Potsdamer Bahnhof 2^{58}, Treptow 3^{26} Uhr.

---

616. Versammlung.

5. (2. Arbeits-) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:
Sonnabend, den 22. Februar 1896, Abends 7½ Uhr,
im
Rathhause, Zimmer Nr. 63.
Eingang von der Jüdenstraße.

Fortsetzung der Berathung der ordentlichen Hauptversammlung vom 25. Januar 1896.

Tagesordnung: Berathung des Entwurfes der revidirten Statuten. (Vergl. Mittheilungen 1896 Nr. 2 S. 20.)

§ 15 des revidirten Statuts vom 26. November 1881: Muß wegen Beschlußunfähigkeit eine neue Hauptversammlung einberufen werden, so ist solche, ohne Rücksicht auf die Zahl der in derselben erschienenen Mitglieder, beschlußfähig; es muß jedoch auf diese Folge bei der Einberufung ausdrücklich hingewiesen werden.

Für die kommenden Monate sind folgende Sitzungen in Aussicht genommen:

- 14. März: Oeffentliche Sitzung.
  Vortrag des Herrn Dr. Max Goerlitzer: „Das tägliche Leben während des Mittelalters."
- 28. März: Arbeits-Sitzung.
  Vortrag des Herrn Dr. Fr. Krüner: „Eine florentinische Gesandtschaftsrelation über Berlin 1609."
- 11. April: Oeffentliche Sitzung.
- 25. April: Arbeits-Sitzung.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Dr. Herm. Rohrbeck, Inhaber der Fabrik für Präzisions-Apparate J. F. Luhme & Co., N. Tieckstraße 29. Einf.: Herr Ernst Winterfeldt.

" Dr. Carl Schwindt, Rechtsanwalt, Lieutenant der Landwehr, C. Münzstraße 25/26. Einf.: Herr Dr. H. Brendicke.

Der von dem Vorstand und dem am 9. November 1895 gewählten Ausschuß einstimmig genehmigte Entwurf der revidirten Statuten kann vor der Versammlung am 22. Februar 1896 noch vom Hauptschriftwart bezogen werden.

Statuten, Mitgliedskarten, Anmeldeformulare für neue Mitglieder sind jederzeit vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke, Berlin W. 35, Kurfürstenstraße 41 I, zu beziehen. Die Anmeldeformulare sind deutlich und vor allen Dingen vollständig auszufüllen, sonst verzögert sich die Aufnahme und die Zusendung der Vereinsschriften.

Der am 23. November 1895 von Dr. D. Joseph, Dozent an der Humboldt-Akademie, gehaltene Vortrag ist als Sonderabdruck aus den „Mittheilungen" 1895 Nr. 12, mit ausführlichem Personen- und Sach-Register versehen, erschienen unter dem Titel „Forschungen zur Geschichte von Künstlern des Großen Kurfürsten" (mit sechs Illustrationen) und kann für 60 Pfennig vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke bezogen werden.

Den neu eintretenden Mitgliedern wird das von einer Liederbuch-Kommission herausgegebene „Berlinische Liederbuch" hierdurch bestens zur Anschaffung empfohlen. Es enthält eine Fülle von Vereins- und Festliedern echt berlinischen Gepräges, zum Theil von Mitgliedern verfaßt, und ist für 60 Pf. vom Vereinsboten Ullrich zu beziehen.

Die Einziehung der Mitgliedsbeiträge für das 1. Halbjahr 1896 findet durch den Vereinsboten Ullrich in den Monaten Februar und März statt. Die Beiträge der Berliner Mitglieder werden durch den Vereinsboten gegen Quittung abgeholt; die der auswärtigen und in den Vororten wohnenden Mitglieder sind bis spätestens 14 Tage nach dem 1. Februar durch Postanweisung nebst Bestellgeld an den Vereinsboten Ullrich, Berlin C., Alte Schönhauserstr. 5, zu senden (nicht an den Schatzmeister unmittelbar, auch nicht an sonstige Vorstandsmitglieder).

Bei der Einziehung der Beiträge überreicht der Vereinsbote den neuen „Katalog der Bibliothek des Vereins für die Geschichte Berlins" von H. Guiard unentgeltlich.

Bericht über die Hauptversammlung

am Sonnabend, den 25. Januar 1896 im Bürgersaal des Rathhauses.

Der erste Vorsitzende, Herr Geh. Archivrath B. Reuter, eröffnete um 7¾ Uhr die Versammlung mit der Begrüßung der Mitglieder, die zum ersten Mal im Jahre 1896 vereinigt waren. Das verflossene Geschäftsjahr sei ein mühevolles und arbeitsreiches gewesen, die Finanzlage sei eine günstige, auch für 1896 sei ein günstiges Resultat vorauszusehen. Der neue Katalog der Bücher- und Karten-Sammlung des Vereins werde den Mitgliedern demnächst durch den Vereinsboten kostenlos überreicht werden.

Die Einladungen sind durch die Vereins-Mittheilungen und durch die vorliegenden Nummern der Vossischen Zeitung Nr. 23 und der National-Zeitung Nr. 28 vom 15. Januar 1896 vorschriftsmäßig und rechtzeitig erfolgt. Es sind 57 Mitglieder anwesend und es wird damit die Eröffnung und Beschlußfähigkeit der Versammlung ausgesprochen.

Der Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke verliest darauf den Bericht über die Thätigkeit des Vereins im Jahre 1895.

In dem verflossenen 31. Vereinsjahr entwickelte sich das Vereinsleben reger und mannigfaltiger als in den vorhergegangenen drei Jahren. Der ruhigen Entfaltung aller Kräfte innerhalb des Vereins folgte ein erneuter Anlauf, die Zwecke und Ziele noch erfolgreicher zu gestalten.

Sowohl die Betheiligung an der Gewerbe-Ausstellung 1896 durch die Uebernahme einer Oberleitung über die Darstellung von „Alt-Berlin" im Treptower Park, als auch die Neuberathung der Statuten, die seit 1865 (bezw. seit 1881) bestehen, aber zur Zeit den thatsächlichen Verhältnissen nicht mehr ganz entsprechen, gaben Veranlassung zu lebhafteren Aeußerungen der Mitglieder, und solche Anregungen, von außen oder aus der Mitte der Mitglieder gegeben, erweisen sich von Zeit zu Zeit als durchaus heilsam und förderlich.

Das Vereinsleben blieb im Allgemeinen in dem alten bewährten Geleise: In den öffentlichen wie in den Arbeitssitzungen, auf Wanderfahrten, Ausflügen und im Deutschen Dom bethätigte sich das vielseitige Interesse der Mitglieder an der Förderung der Vereinszwecke. Auch fanden sich in engerem Kreise Mitglieder zur Pflege der Geselligkeit zusammen und einige Abende sind Vielen in bester

Erinnerung, wie am 20. Juli auf dem Spandauer Bock an der Quelle Fürstenbrunn, am 10. August in der Kolonie Hirschgarten und am 21. Dezember die Feier des Weihnachtsfestes.

Nach außen ist das wissenschaftliche Arbeiten des Vereins von Neuem anerkannt worden durch die in Konstanz erfolgte Wiederwahl zum Vorort des „Gesammtvereins der Deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine". Von unseren Mitgliedern haben sich die Herren Geh. Archivrath Reuter und P. Wallé, ferner Dr. Holtze und Professor Dr. Brecher nach dieser Richtung hin Verdienste um die Aufrechterhaltung der alten Beziehungen zu diesem über ganz Deutschland segensreich wirkenden Bunde erworben.

Eine Anerkennung erhielt der Verein aber auch dadurch, daß eine der geachtetsten wissenschaftlichen Zeitschriften Deutschlands an uns das Ersuchen richtete, unsere Jahresschriften (die grünen Hefte) mit dieser Zeitschrift zu verschmelzen und die Redaktion gemeinsam zu übernehmen.

Ueber die einzelnen Zweige der Vereinsthätigkeit ist Folgendes zu berichten:

Das Organ des Vereins, die „Mittheilungen", welche in ihrem 12. Jahrgange nebst Titel und Inhaltsangabe abgeschlossen vorliegen und unter der verantwortlichen Leitung des Hauptschriftwartes herausgegeben wurden, brachte zunächst die ausführliche Wiedergabe aller öffentlichen Vorträge im Interesse derjenigen Mitglieder, die an den Sitzungen jeweilig theilzunehmen verhindert sind; ferner eine Reihe selbständiger Forschungen kleineren und größeren Umfanges.

Der „Fragekasten", der sich als nützlich und zweckmäßig erwiesen hat, wird einer regeren Benutzung empfohlen. Wie in den Vorjahren wurde den Gesuchen um Austausch der Schriften seitens bedeutender Korporationen entsprochen. Der vor drei Jahren gewählte Redaktionsausschuß stand dem Herausgeber der „Mittheilungen" hülfreich zur Seite.

Die „Mittheilungen" umfaßten im Jahre 1893 106 Seiten (5 Illustrationen), 1894 132 Seiten (8 Illustrationen), 1895 126 Seiten (22 Illustrationen).

Die verantwortliche Redaktion des „Korrespondenzblattes des Gesammtvereins der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine" ist von Herrn Archivrath Dr. Berner am 1. Januar 1896 an Herrn Archivrath Dr. Bailleu übergegangen.

Beide Organe erscheinen in der Kgl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, sind daselbst für Nichtmitglieder käuflich und werden von dort aus versandt.

Der Verein war auf der Konstanzer Generalversammlung durch Herrn Geh. Rath B. Reuter als Vorsitzenden, ferner durch die Herren Wallé und Prof. Dr. Brecher als Vortragende vertreten; außerdem nahm eine größere Zahl von Mitgliedern mit ihren Damen daran theil.

Zum Gedächtniß an den 28. Dezember 1745, wo Friedrich II. seinen Einzug in Berlin hielt und als Fridericus Magnus vor 150 Jahren begrüßt wurde, ist am 28. Dezember 1895 am Denkmal des großen Königs ein kostbarer Kranz nebst Widmung vom Verein niedergelegt worden.

Dem Andenken unseres verstorbenen Ehrenmitgliedes Herrn Wirkl. Geh. Ober-Regierungs-Rathes Dr. H. v. Sybel († 2. August 1895) ist in den „Mitth." 1895 Nr. 9 ein längerer Nachruf gewidmet, dem ein wohlgelungenes Porträt des Verstorbenen S. 85 beigefügt werden konnte.

Bei der Beerdigung der Mitglieder R. Bohmhammel († 29. Juni 1895) und Hoflieferant Philipp Arthur Leo († 9. Januar 1896) waren die Herren Geh. Rath Reuter und Dr. Brendicke nebst mehreren Mitgliedern mit Kranzspenden zugegen. Bei der Beerdigung des Gründungs-Mitgliedes, Herrn Stadtbaurathes Adolf Gerstenberg, am 25. Januar 1896 war der Verein mit einer Kranzspende durch Herrn Dr. Brendicke vertreten. Auch den Hinterbliebenen der übrigen verstorbenen Mitglieder wurde durch den Vorstand die Theilnahme ausgesprochen.

Die silberne Vereins-Medaille für Förderung der Vereinszwecke überreichte im Namen des Vorstandes bei der Feier des Stiftungsfestes am 28. Januar 1895 der 2. Vorsitzende Herr Dr. Holtze dem 1. Vorsitzenden Herrn Geh. Archivrath B. Reuter mit herzlichen Worten der Anerkennung für die umsichtige Führung des Vereins.

Ernennungen von korrespondirenden Mitgliedern fanden nicht statt.

Für wissenschaftliche Leistungen im Sinne des Vereins erhielten die bronzene Vereins-Medaille die Nicht-Mitglieder Herr Gymnasial-Oberlehrer Dr. Joh. Bolte und Herr Gymnasial-Oberlehrer a. D., Rathsherr Bernhard Seiffert in Strausberg.

Eine Mitglieder-Liste für das Jahr 1895 wurde im Februar herausgegeben. Obwohl eine solche für 1896 ebenfalls wünschenswerth wäre, wird im Hinblick auf die Ausgaben für den jüngst

fertiggestellten Bibliotheks-Katalog davon abgesehen werden müssen.

Der außerordentlich werthvolle „Katalog der Bibliothek des Vereins für die Geschichte Berlins“, der sofort zur Ausgabe gelangt, ist bearbeitet vom Vereinsbibliothekar Herrn Hugo Guiard, umfaßt 285 Seiten und bringt auch eine neue, vom Vorstand genehmigte Bibliotheks-Ordnung. Die mühevolle Arbeit des Verfassers wird zu einer eifrigen Benutzung der Bibliothek beitragen und den Mitgliedern nach Einsicht in die vielfachen Lücken der Bibliothek Veranlassung geben, wie bisher, durch schätzenswerthe Zuwendungen diese Lücken ausfüllen zu helfen.

A. Mitglieder-Statistik.

Die Gesammtzahl unserer Mitglieder belief sich zu Beginn des XXXI. Vereinsjahres auf 590.

Es sind bis zum heutigen Tage 49 neue Mitglieder hinzugetreten, 23 dagegen ausgeschieden und 14 sind verstorben. Die gegenwärtige Anzahl beträgt sonach 602, zeigt also trotz der zahlreichen Sterbefälle einen Zuwachs.

Es verstarben 14 Mitglieder:

	Mitglied seit
Dr. v. Sybel, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rath († 2. 8. 95)	1887
A. Grosse, Geh. Justizrath in Altenburg († 1895)	1890
B. Bernhardt, Kfm. u. Stadtv. († 7. 6. 95)	1890
R. Bohmhammel, Postsekr. († 29. 6. 95)	1867
Emil Dominik, Verlagsbuchh. († Januar 96)	1893
Bruno Feder, Kgl. Polizei-Rath († 17. 7. 95)	1893
L. E. François Fonrobert, Fabrikbes. († 95)	1884
Herm. Hirschberg, Bankier († 8. 9. 95)	1869
Joh. Schrader, Fabrikant († 10. 7. 95)	1893
Philipp Leo, Hoflieferant († 9. 1. 96)	1869
Karl Krafft, Chefredakteur († 20. 6. 1895)	1889
F. v. Fransecki, Hauptmann a. D. († 1896)	1876
C. Rob. Dohme, Geh. Reg.-Rath († 1896)	1890
Adolf Gerstenberg, Stadtbaurath a. D. († 22. 1. 96)	1865

B. Vereinsschriften.

Gegen Ende September gelangte Heft XXXII der „Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins“ zur Ausgabe. Wie in den drei Vorjahren wurde das Heft nicht von einem Einzelnen geliefert, sondern aus mehreren Arbeiten zusammengestellt.

Es enthält folgende Aufsätze:

1. Lampert Distelmeier, kurbrandenburgischer Kanzler. Von Dr. Fr. Holtze.

2. Zu einigen, angeblich von Herrn v. Bismarck-Schönhausen herrührenden Artikeln der Kreuzzeitung aus dem Jahre 1848. Von Dr. P. Clauswitz.

3. Der Berliner Volksdialekt (Fortsetzung der Abhandlung aus dem Jahre 1892). Von Dr. H. Brendicke.

Das Heft enthält 142 Seiten gegen 180 bezw. 130 Seiten der Hefte der Vorjahre. Auf Beschluß des Vorstandes wurde, wie im Vorjahre, den Mitarbeitern ein Honorar gezahlt.

C. Schriftenaustausch.

Mit 79 im VIII. Jahrg. S. 26, IX. S. 15, X. S. 16, XI. S. 12 aufgeführten Vereinen stehen wir, wie bisher, im Schriftenaustausch, und 10 Bibliotheken, Museen und Archive, die darum ersuchten, erhalten unsere Schriften ohne Gegenleistung.

Dem Tauschverkehr sind beigetreten:

Nr. 80 Mannheimer Alterthums-Verein,
Nr. 81 Touristenklub für die Mark Brandenburg.

D. Sitzungen.

Im Jahre 1895 sind 20 Versammlungen abgehalten worden: 4 öffentliche, 6 Arbeitssitzungen, 1 außerordentliche Haupt- und 9 außerordentliche Versammlungen.

Die letzteren fanden statt:

am 28. Jan. im Hôtel Impérial (Feier des Stiftungsfestes, Patrizier- und Fischertanz),

am 17. April im Reichstagsgebäude (Vortrag des Herrn Reg.- u. Baurathes P. Küster),

am 8. Mai in der Kirche zu Dahlem (Vortrag des Herrn Dr. G. Voß),

am 26. Mai in Luckau (Vortrag der Herren Schlesier und Dr. Behla),

am 12. Juni in Oranienburg (Vortrag des Herrn Sem.-Direktors Dr. Schneider),

am 14./15. Juli in Lychen (Vortrag des Herrn Oberpfarrers Stobwasser),

am 5. September im Kloster Chorin (Vortrag der Herren Bauinspektor Scherler und Dr. Brendicke),

am 12. Oktober im Rathhausbau von „Alt-Berlin“ (Vortrag des Herrn Architekten Hoffacker),

am 16. Oktober in der Kgl. Taubstummen-Anstalt (Vortrag des Herrn Direktors E. Walther).

Die Thätigkeit des Wanderfahrts-Ausschusses hat sich bestens bewährt; derselbe hat den fast unersetzlichen Verlust des unermüdlichen Mitarbeiters Herrn Ph. Leo zu beklagen. Es scheint übrigens, als ob die Nachmittags-Ausflüge und Besichtigungen mehr Theilnehmer anziehen und ein weitgehenderes Interesse erwecken als die ganztägigen Wanderfahrten fern von der Hauptstadt.

Eine außerordentliche Hauptversammlung am 9. Nov. 1895 beschäftigte sich mit der Besprechung über eine Betheiligung des Vereins an einer Sonder-Ausstellung in „Alt-Berlin“ auf der Gewerbe-Ausstellung 1896 (Ausschuß von 9 Mitgliedern: Wallé, Holz, Magnus, Dr. Voß, Dr. Bailleu, Lindenberg, Winterfeld, Prof. Hildebrand und F. Alb. Schwartz) und mit

der Schaffung eines Entwurfes für ein revidirtes Statut (Ausschuß von 9 Mitgliedern: Holz, Leo, Lindenberg, Eichler, Quanter, Roesner, Walden, Wegener, Max Schultze), um bis zur ordentlichen General-Versammlung am heutigen Tage gemeinsam mit dem Vorstande positive Vorschläge auszuarbeiten und dem Verein zur Beschlußfassung vorzulegen.

E. Vorträge.

Es wurden in 4 öffentlichen Sitzungen folgende Vorträge gehalten:

1) 23. 2. 95. Archivrath Dr. Bailleu: Prinz Louis Ferdinand.

2) 23. 3. 95. Dr. F. Meinecke: Das Landsturmgesetz von 1813.

3) 23. 11. 95. Dr. D. Joseph: Kunst und Künstler unter der Regierung des Großen Kurfürsten.

4) 7. 12. 95. Dr. Treusch v. Buttlar: Das tägliche Leben am Berliner Hofe im 16. Jahrhundert.

In den Arbeitssitzungen brachten längere oder kürzere Auseinandersetzungen und Vorträge:

1) 9. 2. 95. Rektor W. Bonnell: Fr. Wadzeck und sein Berlinisches Wochenblatt.
P. Wallé: Mittheilungen über den weißen Saal im Königlichen Schlosse.

2) 9. 3. 95. Dr. G. Voß: Die Wandgemälde der Kirche zu Dahlem.

3) 6. 4. 95. H. Busse: Forschungen in der Umgebung Berlins.
W. Bonnell: Aus dem Leben K. F. v. Kloedens.

4) 26. 10. 95. Geh. Rath Reuter und P. Wallé: Die General-Versammlung in Konstanz.

5) 14. 12. 95. Dr. jur. L. Metzel: Die politischen Vorgänge im Dezember 1870 vor Gründung des neuen Deutschen Reiches.

6) Ernst Winterfeld: Der Berliner Bär mit Vorlage von Abbildungen.

Aus dem Vorgeführten ergiebt sich, daß der Verein eine vielseitige, erfolgreiche Thätigkeit entwickelt hat. Möge die Kenntniß der Geschichte, Sprache und Sitte unserer Vaterstadt durch unsere Mitarbeit Gemeingut immer weiterer Kreise werden und der Sinn für heimathliche Gewohnheiten und Gebräuche, Denkmäler und Alterthümer sich immer mehr beleben und in uns lebendig bleiben. —

Der vorstehende Bericht wurde mit Beifall und ohne Debatte angenommen.

2. Herr Amtsgerichts-Sekretär H. Guiard giebt darauf den

Bericht des Bibliothekars.

Der von mir bearbeitete Katalog der Bibliothek des Vereins liegt hier gedruckt vor und gelangt jetzt zur Ausgabe. Er umfaßt 285 Seiten und enthält 4244 Nummern, während der erste Katalog nur 1935 Nummern aufweist. Damit die Bücher, welche in dem neuen Katalog in 25 Abtheilungen verzeichnet stehen, bequem und leicht aufgefunden werden können, habe ich ein umfassend bearbeitetes Register beigegeben; auch wird die vorangestellte ausführliche Uebersicht des Inhalts die Benutzung und Orientirung wesentlich erleichtern.

Die Veröffentlichung der während des Druckes eingegangenen Zuwendungen wird in einem Nachtrage erfolgen; überdies ist in Aussicht genommen, durch jährliche gedruckte Nachträge den vorliegenden Katalog weiter zu führen, damit auf diese Weise die Herren Mitglieder des Vereins von dem jeweiligen Bücherbestande Kenntniß erhalten und die Bibliothek stets ausgiebig benutzen können.

Aus der in dem Katalog abgedruckten Bibliotheksordnung möchte ich hier noch besonders hervorheben, daß die Bibliothek an jedem Sonnabend, an welchem weder eine öffentliche noch eine Arbeitssitzung stattfindet, von 6 bis 8 Uhr Abends geöffnet ist. Die Ausgabe der Bücher erfolgt gegen eine von dem Entleiher eigenhändig auszustellende Empfangsbescheinigung; auch liegt von jetzt ab im Vereinszimmer ein Wunschbuch aus, um die Wünsche der Herren Mitglieder in Bezug auf neu anzuschaffende Werke aufzunehmen.

Für die Karten- und Bildersammlung bleibt für jetzt noch das in dem Katalog vom Jahre 1881 enthaltene Verzeichniß in Kraft. Der ausgedehnten Benutzung dieses Theils unserer Sammlungen steht jedoch kein Hinderniß entgegen, da sämmtliche Eingänge in handschriftlichen Nachtragungen von mir vollständig verzeichnet worden sind.

Am Schlusse des Jahres 1894 zählte die Karten- und Bildersammlung . . . . 2166 Nummern,
im verflossenen Jahre sind . . 18 „
eingegangen, so daß jetzt . . . 2184 Nummern
vorhanden sind.

Von Jahr zu Jahr haben sich die Sammlungen des Vereins in höchst erfreulicher, ausgedehnter Weise erweitert; den Herren Geschenkgebern aber, die durch ihre vielfachen, werthvollen Zuwendungen hierzu beigetragen haben, gestatte ich mir namens des Vereins den verbindlichsten Dank auszusprechen.

3. Herr Rektor W. Bonnell verliest darauf den

Bericht des Archivars.

Der Archivar setzte die Arbeit im Archive in gewohnter Weise fort. Die eingegangenen Schriftstücke wurden

in dem Hauptbuche registrirt und den Akten eingefügt. Von den Sachen, die noch seit manchen Jahren ungeordnet im Archive aufbewahrt werden, wurde abermals ein erheblicher Theil geordnet und verzeichnet. Leider kann in den Wintermonaten im Archive nicht gearbeitet werden.

Für die Aufbewahrung der Druckschriften des Vereins ist ein neuer Raum hergestellt worden, und es wurde möglich, die sogen. grünen Hefte in einer ihrem Inhalte entsprechenden würdigen Weise und übersichtlich zu ordnen.

Ein kostbarer Erwerb wurde dem Archive dadurch zu Theil, daß Herr Geh. Rath Reuter eine Abschrift des Testaments des Kanzlers Lampert Distelmeier dem Vereinsarchiv überwies.

Was ihrer eigenen Bibliothek an Druckschriften des Vereins fehlt, haben die Mitglieder durch Entnahme der ihnen fehlenden Nummern ergänzt. Soweit der Vorrath reicht, sind in liberalster Weise alle dahin gehenden Wünsche erfüllt worden. Manche Druckschrift ist zum ausgesprochenen Zwecke eines bestimmten Studiums entnommen worden, und dies ist ein gutes Zeugniß, daß, wie bisher, das Leben im Vereine kräftig blüht. Möge es auch in der Zukunft so bleiben!

4. Der Schatzmeister Herr C. Gerold trägt den Kassenabschluß für 1895 vor und Herr Alexander Meyer-Cohn den Bericht über die Louis Schneider-Stiftung und die Th. v. Hagnsche Schenkung.

Bericht des Schatzmeisters.

Einnahmen.

	M.	Pf.	M.	Pf.
Titel I. Ueberschuß aus dem Vorjahre.				
Baarbestand			2630	77
Titel II. Laufende Beiträge.				
a) von den Mitgliedern inkl. Magistratszuschuß	6308	—		
b) Immerwährende Mitglieder	78	—		
			6386	—
Titel III. Verkauf von Druckschriften.				
a) Folio- und Oktav-Schriften } b) Mittheilungen }			145	20
Titel IV. Außergewöhnliche.				
Verschiedenes			56	60
			9218	57

Ausgaben.

	M.	Pf.	M.	Pf.
Titel I. Lokal.				
a) Reinigung und Heizung	99	—		
b) Steuer	7	80		
c) Feuer- und Invaliden-Versicherung	19	20		
d) Neubeschaffung und Reparaturen	247	25		
e) Erleuchtung	21	70		
f) Rathhaussaal	99	—		
			493	95
Titel II. Drucksachen.				
Vereinsschriften, Insertionen ꝛc.			5422	23
Titel III. Schreib-Utensilien.				
Papier, Federn, Umschläge			4	45
Titel IV. Porti und Depeschen.				
Ausgabe für dieselben			83	54
Titel V. Vereinsbote.				
Gehalt und Remunerationen			1125	—
Titel VI. Bibliothek und Reinschriften.				
a) Bibliothek	87	15		
b) Reinschriften	78	19		
			165	34
Titel VII. Außergewöhnliche.				
a) Reisekosten	459	50		
b) Verpackung und Transporte	4	95		
c) Abonnements	20	—		
d) Allgemeines	837	60		
			1322	05
Louis Schneider-Stiftung 25 % von M. 1600			400	—
Bestand am 31. Dezember 1895			202	01
			9218	57

A. Louis Schneider-Stiftung.

Einnahmen.

Monat	Tag		Betrag M.	Pf.
1895				
Januar	1.	An Saldo	1352	67
März	31.	" Zinsen v. M. 4200 Dtsch. 4% R.-Anl.	84	—
		" " " 150 Preuß. 4% Consols	3	—
		" " " 1200 Preuß. 3½% Ctr.-Bodencr.-Comm.-Obl.	21	—
Juni	30.	" " " 16950 Prß. 4% Consols	339	—
September	30.	" " " 150 do.	3	—
		" " " 4200 Dtsch. 4% R.-Anl.	84	—
		" " " 1200 Preuß. 3½% Ctr. Bodencr.-Comm.-Obl.	21	—
Dezember	31.	" " " 16950 Prß. 4% Consols	339	—
		" Carl Gerold	50	—
		" Alfieri	6	—
			2302	67
1895				
Januar	2.	An Bestand	1008	57

Ausgaben.

Monat	Tag		Betrag M.	Pf.
1895				
Januar	8.	Per M. 1200 Pr. 3½% Ctr.-Bodencr.-Obl.	1216	10
Dezember	31.	„ Beitrag für immerwähr. Mitglieder	78	—
		„ Saldo	1008	57
			2302	67
1896				
Januar	1.	Per M. 1000 Preuß. 3½% Centr. Bodencredit-Communal-Obligat. . .	1014	—

so daß die Kasse ein Debet-Saldo von M. 5.35 aufweist.

Im Depot befinden sich:

M. 16950 — Preuß. 4% Consols 3/J.
„ 150 — Preuß. 4% Consols 3/J.
„ 2200 — Preuß. 3½% Central-Bodencredit-Comm.-Obligationen A/O.
„ 4200 — Deutsche 4% Reichs-Anleihe A/O.

B. v. Hagnsches Legat.

Einnahmen.

Monat	Tag		Betrag M.	Pf.
1894				
Januar	2.	An Saldo	1252	85
März	30.	„ Zinsen v. M. 34700 Dtsch. 3% R.-Anl.	520	50
		„ „ „ „ 1200 Preuß. 3½% Ctr.-Bodencr.-Comm.-Obl.	21	—
		„ „ „ „ 1400 Preuß. 4% Consols	28	—
September	30.	„ „ „ „ 34700 Dtsch. 3% R.-Anl.	520	50
		„ „ „ „ 1200 Preuß. 3½% Ctr.-Bodencr.-Comm.-Obl.	21	—
Dezember	31.	„ „ „ „ 1400 Preuß. 4% Consols	28	—
			2371	85
1895				
Januar	8.	An Saldo	1155	75

Ausgaben.

Monat	Tag		Betrag M.	Pf.
1895				
Januar	8.	Per M. 1200 Deutsche 3% Reichs-Anl.	1216	10
Dezember	31.	„ Saldo	1155	75
			2371	85
1896				
Januar	1.	Per M. 1000 Preuß. 3½% Centr. Bodencredit-Commun. Oblig.	1014	—

so daß in der Kasse liegen M. 141.75.

Im Depot befinden sich:

M. 34700 — Deutsche 3% Reichs-Anleihe A/O.
„ 2200 — Preuß. 3½% Central-Bodencredit-Communal-Obligationen A/O.
„ 1400 — Preuß. 4% Consols J/J.

Diese Berichte werden angenommen.

Ein Antrag des Herrn Quanter, 100 M. zur Ergänzung der Lücken der Bibliothek zu gewähren, erledigt sich durch den Hinweis darauf, daß für diesen Zweck 540 M. in den Etat für 1896 eingestellt sind. Der 1. Vorsitzende giebt ferner an, daß der Ueberschuß in diesem Jahre ein geringerer sei, da die Herstellung des Kataloges, Anschaffungen für das Archiv, Reparaturen und die Uebernahme des Berlinischen Liederbuches von der Liederbuch-Kommission aus dem Jahre 1891 (J. D. Rauert, Sorau) erfolgt seien. Alle Zahlungen seien beglichen und durch gemessene Sparsamkeit sei noch ein Ueberschuß von 200 M. erzielt. (Beifall.) Der Wanderfahrtsausschuß habe in diesem Jahre freilich einen Fehlbetrag gehabt, aber die Wanderfahrten seien ein Mittel zum Zweck; auch habe der abschlägige Bescheid der Königlichen Eisenbahndirektion für die während der Manöverzeit unternommene Wanderfahrt nach Chorin einen Ausfall in den Einnahmen veranlaßt. Der Kurswerth der für die L. Schneider-Stiftung zurückgelegten Papiere betrage 24800 M., für die Ch. v. Hagnsche Schenkung 38500 M. In Bezug auf letztere sei ein Gutachten von der Generalintendantur eingeliefert worden, wonach der Verein die Zinsen an die Invaliden der Königlichen Schauspiele zu zahlen habe. Seitens des Vereins werde zunächst Herr Rechtsanwalt Holz ein Gutachten abgeben. Der Vorstand werde dann über die weiteren Schritte Beschluß fassen.

Der Vorsitzende spricht im Anschluß daran den städtischen Behörden den Dank aus für die Gewährung des Zuschusses von 500 M. für das Jahr 1895 und hofft, daß diese Beihülfe, deren er dringend bedarf, dem Vereine auch in Zukunft erhalten bleibe.

Herr Kahle giebt darauf den Bericht der Kassenprüfer und beantragt die Entlastung, die ertheilt wird.

5. Auf Antrag des Herrn Wegener werden die bisherigen Prüfer der Rechnungen behufs Ertheilung der Entlastung, die Herren Oberinspektor Ad. Hagemeyer, Konsul P. Kahle und Kaufmann F. Lindenberg durch Zuruf wiedergewählt. Die Gewählten nehmen die Wahl an. (Der nicht anwesende Herr Hagemeyer gab seine Erklärung nachträglich ab.)

6. Der Schatzmeister legte darauf den Entwurf des Vereinshaushaltes vor, der unverändert zur Annahme gelangt.

in dem Hauptbuche registrirt und den Akten eingefügt. Von den Sachen, die noch seit manchen Jahren ungeordnet im Archive aufbewahrt werden, wurde abermals ein erheblicher Theil geordnet und verzeichnet. Leider kann in den Wintermonaten im Archive nicht gearbeitet werden.

Für die Aufbewahrung der Druckschriften des Vereins ist ein neuer Raum hergestellt worden, und es wurde möglich, die sogen. grünen Hefte in einer ihrem Inhalte entsprechenden würdigen Weise und übersichtlich zu ordnen.

Ein kostbarer Erwerb wurde dem Archive dadurch zu Theil, daß Herr Geh. Rath **Reuter** eine Abschrift des Testaments des Kanzlers Lampert Distelmeier dem Vereinsarchiv überwies.

Was ihrer eigenen Bibliothek an Druckschriften des Vereins fehlt, haben die Mitglieder durch Entnahme der ihnen fehlenden Nummern ergänzt. Soweit der Vorrath reicht, sind in liberalster Weise alle dahin gehenden Wünsche erfüllt worden. Manche Druckschrift ist zum ausgesprochenen Zwecke eines bestimmten Studiums entnommen worden, und dies ist ein gutes Zeugniß, daß, wie bisher, das Leben im Vereine kräftig blüht. Möge es auch in der Zukunft so bleiben!

4. Der Schatzmeister Herr C. **Gerold** trägt den Kassenabschluß für 1895 vor und Herr Alexander **Meyer-Cohn** den Bericht über die Louis Schneider-Stiftung und die Ch. v. Hagnsche Schenkung.

Bericht des Schatzmeisters.

Einnahmen.

	M.	Pf.	M.	Pf.
Titel I. Ueberschuß aus dem Vorjahre.				
Baarbestand			2630	77
Titel II. Laufende Beiträge.				
a) von den Mitgliedern inkl. Magistratszuschuß	6308	—		
b) Immerwährende Mitglieder	78	—		
			6386	—
Titel III. Verkauf von Druckschriften.				
a) Folio- und Oktav-Schriften b) Mittheilungen			145	20
Titel IV. Außergewöhnliche.				
Verschiedenes			56	60
			9218	57

Ausgaben.

	M.	Pf.	M.	Pf.
Titel I. Lokal.				
a) Reinigung und Heizung	99	—		
b) Steuer	7	80		
c) Feuer- und Invaliden-Versicherung	19	20		
d) Neubeschaffung und Reparaturen	247	25		
e) Erleuchtung	21	70		
f) Rathhaussaal	99	—		
			493	95
Titel II. Drucksachen.				
Vereinsschriften, Insertionen 2c.			5422	25
Titel III. Schreib-Utensilien.				
Papier, Federn, Umschläge			4	45
Titel IV. Porti und Depeschen.				
Ausgabe für dieselben			83	54
Titel V. Vereinsbote.				
Gehalt und Remunerationen			1125	—
Titel VI. Bibliothek und Reinschriften.				
a) Bibliothek	87	15		
b) Reinschriften	78	19		
			165	34
Titel VII. Außergewöhnliche.				
a) Reisekosten	459	50		
b) Verpackung und Transporte	4	95		
c) Abonnements	20	—		
d) Allgemeines	837	60		
			1522	05
Louis Schneider-Stiftung 25 % von M. 1600			400	—
Bestand am 31. Dezember 1895			202	01
			9218	57

A. Louis Schneider-Stiftung.

Einnahmen.

Monat	Tag		Betrag M.	Pf.
1895				
Januar	1.	An Saldo	1352	67
März	31.	" Zinsen v. M. 4200 Dtsch. 4% R.-Anl.	84	—
		" " " " 150 Preuß. 4% Consols	3	—
		" " " " 1200 Preuß. 3½% Ctr.-Bodencr.-Comm.-Obl.	21	—
Juni	30.	" " " " 16950 Prß. 4% Consols	339	—
September	30.	" " " " 150 do.	3	—
		" " " " 4200 Dtsch. 4% R.-Anl.	84	—
		" " " " 1200 Preuß. 3½% Ctr. Bodencr.-Comm.-Obl.	21	—
Dezember	31.	" " " " 16950 Prß. 4% Consols	339	—
		" Carl Gerold	50	—
		" Alfieri	6	—
			2302	67
1895				
Januar	2.	An Bestand	1008	57

Ausgaben.

Monat	Tag		Betrag M.	Pf.
1895				
Januar	8.	Per M. 1200 Pr. 3½% Ctr.-Bodencr.-Obl.	1216	10
Dezember	31.	„ Beitrag für immerwähr. Mitglieder	78	—
		„ Saldo	1008	57
			2302	67
1896				
Januar	1.	Per M. 1000 Preuß. 3½% Centr. Bodencredit-Communal-Obligat. . .	1014	—

so daß die Kasse ein Debet-Saldo von M. 5.33 aufweist.

Im Depot befinden sich:

M. 16950 — Preuß. 4% Consols J/J.

„ 150 — Preuß. 4% Consols J/J.

„ 2200 — Preuß. 3½% Central-Bodencredit-Comm.-Obligationen A/O.

„ 4200 — Deutsche 4% Reichs-Anleihe A/O.

B. v. Hagnsches Legat.

Einnahmen.

Monat	Tag		Betrag M.	Pf.
1894				
Januar	2.	An Saldo	1232	85
März	30.	„ Zinsen v. M. 34700 Dtsch. 3% R.-Anl.	520	50
		„ „ „ „ 1200 Preuß. 3½% Ctr.-Bodencr.-Comm.-Obl.	21	—
		„ „ „ „ 1400 Preuß. 4% Consols	28	—
September	30.	„ „ „ „ 34700 Dtsch. 3% R.-Anl.	520	50
		„ „ „ „ 1200 Preuß. 3½% Ctr.-Bodencr.-Comm.-Obl.	21	—
Dezember	31.	„ „ „ „ 1400 Preuß. 4% Consols	28	—
			2371	85
1895				
Januar	8.	An Saldo	1155	75

Ausgaben.

Monat	Tag		Betrag M.	Pf.
1895				
Januar	8.	Per M. 1200 Deutsche 3% Reichs-Anl.	1216	10
Dezember	31.	„ Saldo	1155	75
			2371	85
1896				
Januar	1.	Per M. 1000 Preuß. 3½% Centr. Bodencredit-Commun. Oblig.	1014	—

so daß in der Kasse liegen M. 141.75.

Im Depot befinden sich:

M. 34700 — Deutsche 3% Reichs-Anleihe A/O.

„ 2200 — Preuß. 3½% Central-Bodencredit-Communal-Obligationen A/O.

„ 1400 — Preuß. 4% Consols J/J.

Diese Berichte werden angenommen.

Ein Antrag des Herrn Quanter, 100 M. zur Ergänzung der Lücken der Bibliothek zu gewähren, erledigt sich durch den Hinweis darauf, daß für diesen Zweck 540 M. in den Etat für 1896 eingestellt sind. Der 1. Vorsitzende giebt ferner an, daß der Ueberschuß in diesem Jahre ein geringerer sei, da die Herstellung des Kataloges, Anschaffungen für das Archiv, Reparaturen und die Uebernahme des Berlinischen Liederbuches von der Liederbuch-Kommission aus dem Jahre 1891 (J. D. Rauert, Sorau) erfolgt seien. Alle Zahlungen seien beglichen und durch gemessene Sparsamkeit sei noch ein Ueberschuß von 200 M. erzielt. (Beifall.) Der Wanderfahrtsausschuß habe in diesem Jahre freilich einen Fehlbetrag gehabt, aber die Wanderfahrten seien ein Mittel zum Zweck; auch habe der abschlägige Bescheid der Königlichen Eisenbahndirektion für die während der Manöverzeit unternommene Wanderfahrt nach Chorin einen Ausfall in den Einnahmen veranlaßt. Der Kurswerth der für die L. Schneider-Stiftung zurückgelegten Papiere betrage 24800 M., für die Ch. v. Hagnsche Schenkung 38500 M. In Bezug auf letztere sei ein Gutachten von der Generalintendantur eingeliefert worden, wonach der Verein die Zinsen an die Invaliden der Königlichen Schauspiele zu zahlen habe. Seitens des Vereins werde zunächst Herr Rechtsanwalt Holz ein Gutachten abgeben. Der Vorstand werde dann über die weiteren Schritte Beschluß fassen.

Der Vorsitzende spricht im Anschluß daran den städtischen Behörden den Dank aus für die Gewährung des Zuschusses von 500 M. für das Jahr 1895 und hofft, daß diese Beihülfe, deren er dringend bedarf, dem Vereine auch in Zukunft erhalten bleibe.

Herr Kahle giebt darauf den Bericht der Kassenprüfer und beantragt die Entlastung, die ertheilt wird.

5. Auf Antrag des Herrn Wegener werden die bisherigen Prüfer der Rechnungen behufs Ertheilung der Entlastung, die Herren Oberinspektor Ad. Hagemeyer, Konsul P. Kahle und Kaufmann F. Lindenberg durch Zuruf wiedergewählt. Die Gewählten nehmen die Wahl an. (Der nicht anwesende Herr Hagemeyer gab seine Erklärung nachträglich ab.)

6. Der Schatzmeister legte darauf den Entwurf des Vereinshaushaltes vor, der unverändert zur Annahme gelangt.

Haushaltungsplan für das Jahr 1896.

A. Einnahmen.

	M.	Pf.	M.	Pf.
Titel I. Ueberschuß aus dem Vorjahre.				
Baarbestand			150	—
Titel II. Laufende Beiträge.				
a) von den Mitgliedern einschließlich Magistrats-Zuschuß	6200	—		
b) von immerwährenden Mitgliedern .	72	—		
			6272	—
Titel III. Verkauf von Druckschriften.				
a) Folio- und Oktav-Schriften . . . } b) Verkauf von Mittheilungen . . . }			100	—
Titel IV. Außergewöhnliche.				
Verschiedenes			48	—
			6570	—

B. Ausgaben.

	M.	Pf.	M.	Pf.
Titel I. Lokal.				
a) Reinigung und Heizung	110	—		
b) Steuer	10	—		
c) Feuer- und Invaliden-Versicherung	21	—		
d) Neubeschaffung und Reparaturen .	50	—		
e) Lokal-Erleuchtung	24	—		
f) Rathhaussaal	120	—		
			335	—
Titel II. Drucksachen.				
Vereinsschriften, Insertionen ꝛc. . .			3500	—
Titel III. Schreib- und Bureau-Kosten.				
Papier, Federn, Umschläge u. s. w. . .			15	—
Titel IV. Porti und Depeschen.				
Ausgabe für dieselben			80	—
Titel V. Vereinsbote.				
Gehalt und Remunerationen			1150	—
Titel VI. Bibliothek und Reinschriften.				
a) Bibliothek	540	—		
b) Reinschriften	60	—		
			600	—
Titel VII. Außergewöhnliche.				
a) Reisekosten	400	—		
b) Verpackung und Transporte . . .	14	—		
c) Abonnements	30	—		
d) Allgemeines	246	—		
			690	—
Louis Schneider-Stiftung. 25% von M. 200			50	—
Zur Verfügung für 1896			150	—
			6570	—

---

7. Die Versammlung schreitet darauf zur Wahl des Vorstandes. Der Vorschlag, zunächst den Entwurf des revidirten Statuts zu berathen und danach die Wahl vorzunehmen, erledigt sich durch den Hinweis darauf, daß, selbst wenn der Entwurf angenommen würde, er noch der behördlichen Genehmigung entbehre und der Vorstand deshalb verpflichtet sei, die Wahlen in diesem Jahre auf Grund der alten, bestehenden Statuten vornehmen zu lassen, d. h. auf 3 Jahre.

Herr Amtsrichter Dr. Holtze übernimmt den Vorsitz und bemerkt, daß der neue Turnus erst 1899 eintreten könne. Dieser Ansicht schließt sich Herr P. Wallé an, der beantragt, innerhalb der vorgelegten Tagesordnung zu bleiben. Die Hauptversammlung beschließt demgemäß, den Antrag auf eine vorhergehende Statutenberathung abzulehnen. Auf Ersuchen des Vorsitzenden wird das Wahlergebniß festgestellt durch die Herren P. Roesner und E. Winterfeld, während die Herren Kahle, Kramer, Wegener die Stimmen einsammeln. Es erhielten

Herr Geh. Archivrath B. Reuter, 1. Vors.	57	Stimmen,
" Amtsrichter Dr. Fr. Holtze, 2. Vors.	56	"
" Reg.- u. Baurath P. Küster, 3. Vors.	56	"
" Red. Dr. H. Brendicke, Hauptschriftwart	52	"
" Prof. Dr. Muret, Schriftführer	54	"
" Amtsger.-Sekr. H. Guiard, Bibliothekar	53	"
" Hoflieferant C. Gerold, Schatzmstr.	53	"
" Bankier Meyer-Cohn, Pfleger	41	"
" Rektor W. Bonnell, Archivar	52	"

Die Gewählten nehmen die Wahl dankend an.

8. Nach eingehender Erörterung, an der die Herren Wegener, M. Schulze, Roesner, Winterfeld theilnehmen, und nach einer längeren Motivirung seitens des Herrn P. Wallé wird der Antrag Winterfeld auf Vertagung der Hauptversammlung behufs Durchberathung des Entwurfes der revidirten Statuten auf die nächste Arbeitssitzung am 22. Febr. 1896 angenommen, da sich herausstellte, daß die Versammlung nicht mehr beschlußfähig war. Punkt 8 der Tagesordnung wurde nach § 15 des revidirten Statuts auf die nächste Arbeitssitzung zur Beschlußfassung angesetzt.

Der Vorsitzende schließt die Hauptversammlung um 9½ Uhr.

Die Feier des 31. Stiftungsfestes, das am 28. Januar in der üblichen Weise in den Räumen des Hotel Impérial (früher Arnim) stattfand, nahm trotz der gegen das Vorjahr verminderten Zahl der Theilnehmer einen äußerst gelungenen Verlauf. Etwa 120 Personen waren gegen 8 Uhr in den

Vorsälen zur Begrüßung erschienen und es erklangen die Weisen des Wagnerschen Marsches „Einzug der Gäste“ aus dem Tannhäuser, als die Anwesenden den großen Festsaal betraten.

Zu Beginn der Tafel brachte der erste Vorsitzende, Herr Geh. Archivrath B. Reuter, einen mit Jubel und Begeisterung aufgenommenen Trinkspruch auf den erhabenen Protektor des Vereins, Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. aus, eingedenk der jüngst in allen deutschen Gauen gefeierten Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches.

Während der Tafel suchte der Hauptschriftwart Herr Dr. Brendicke die Aufmerksamkeit der Anwesenden angesichts der Schneedecke Unter den Linden auf die lieblichen Blumen im Saale zu lenken, die unter Anwendung der Röntgenschen X-Strahlen auch in ihrem Innern Freude, Frische und Farbe zeigen. Den prosaischen neueren Gedenkversen „Koche mit Gas“, „Trinke Elmendörfer“, „Bezahle deinen Schneider“ stehe das alte Mahnwort „Ehret die Frauen“ noch unerschüttert gegenüber.



„Alt-Berlin“ auf der Gewerbe-Ausstellung 1896 im Treptower Park.

Um das Zustandekommen der lebenden Bilder „Die vier Jahreszeiten“ in Berliner Straßenkindertypen, dargestellt von Kindern der Mitglieder Wegener, Weber, Dr. Brendicke, hatten sich die Herren Lindenberg, Winterfeld und Bildhauer M. Lock besonders verdient gemacht. Den Prolog sprach der Verfasser Herr E. Winter-

feld, der auch die Bilder durch Vortrag des von dem bekannten Lyriker Richard Zoozmann eigens gedichteten Textes erläuterte. Im „Frühling" verkauften zwei arme Waisenmädchen Osterpalmen und Veilchen, im „Sommer" priesen zwei derbe Berliner Jungen ihre „Fliegenstöcker" an; der „Herbst" brachte uns „Hasenfelle" und der „Winter" das liebe Weihnachtsfest, für das uns zwei Kinder die Schäfchen und Hampelmänner beim Schein der kunstfertig hergestellten Pyramide anboten.

In der von dem anwesenden Humoristen Herrn Viktor Laverrenz verfaßten kleinen Scene „Ein Stück Alt-Berlin" spielten Herr Rentier Krübcke (Wegener) und sein Neffe Krause (Puttkammer), sowie der Weißbierwirth Pietsch (Arendt jun.) vortrefflich ihre Rollen.

Nach der Tafel trat der Tanz in sein Recht, der, wie im Vorjahre, von dem Kgl. Tänzer Herrn Rohrbeck geleitet wurde. Die kurzen Pausen füllten in dankenswerther Bereitwilligkeit Fräulein Lindenberg und Herr Laverrenz durch Vortrag humoristischer Gedichte geschickt aus und nach Beendigung des geschmackvoll ausgestatteten Cotillons brachte der Unterzeichnete in der Runde der versammelten Gesellschaft dem in jugendfrischer Heiterkeit anwesenden Mitgliede Herrn Groth, der kürzlich den 80. Geburtstag gefeiert hatte, Gruß und Glückwunsch des Vereins dar. Dr. Br.

Kleine Abhandlungen und Notizen.

Aus dem Briefe des Pastors Horn in Heckelberg (Ober-Barnim) an Dr. Holtze vom 10. Dezember 1895 theilen wir Folgendes mit:

„Ueber die aufgefundenen Wandmalereien in der Kirche wünschte ich Ihnen mehr mittheilen zu können, als leider bis jetzt möglich ist. Ehe der unbarmherzige Tüncherpinsel wieder darüber käme, hatte ich mich im Herbst an das »Kratzen« gemacht, da das hohe Alter der Kirche das Vorhandensein von Wandmalereien vermuthen ließ, und wirklich wurden auf der Nord- und Südseite des Chors an verschiedenen Stellen Farbenreste entdeckt. Es sind jetzt etwa 6 bis 8 Quadratmeter Wandfläche bloßgelegt und von Herrn Landesbaurath Bluth, Geheimrath v. Tiedemann und dem Maler Heyl-Friedenau besichtigt worden. Das Resultat lautete: Die Malereien stammen aus sehr alter Zeit, vielleicht aus dem 12. oder 13. Jahrhundert; sie sind alle in Gelb und Roth gehalten, lassen aber die Bedeutung nicht mehr klar erkennen, da die Farben zu sehr verblaßt sind, auch der Mörtel an mehreren Stellen abgefallen ist. Dennoch will ich den Versuch nicht aufgeben, noch mehr bloßzulegen, und hoffe auf ein befriedigenderes Ergebniß. Wenigstens eine Scene ist entziffert: die Auferstehung. Die nächstfolgende will mir wie eine bildliche Darstellung der »Höllenfahrt« erscheinen, was, wenn es zutrifft, einen Schlüssel für die Deutung des ganzen Cyclus abgeben könnte, der die Südwand bedeckt. Von besonderem Werthe sind die Glocken, die schon Fontane richtig als echte Sparr-Glocken erkannt hat, und das holzgeschnitzte und in Farben gut erhaltene Altarbild, das die Herren Sachverständigen mit großem Interesse besichtigten. . . ."

Verein Probebühne.

Unter dem Namen „Probebühne" ist vor Kurzem mit dem Sitz in Berlin eine Vereinigung Deutscher Bühnenschriftsteller ins Leben getreten, die es sich zur Aufgabe macht, das Interesse für die Entwickelung der dramatischen Litteratur und Kunst im Kreise ihrer Mitglieder und Freunde zu fördern, die ständigen Theater bei der Auswahl und Inscenirung neuer Bühnenwerke nach Kräften zu unterstützen und die Werke Deutscher Dramatiker, die sich durch Eigenart, Talent und Bühnenkenntniß auszeichnen, vor einem ausgewählten Kreise berufener Beurtheiler zu möglichst vortheilhafter Darstellung zu bringen. Diese Zwecke sollen durch eine sachgemäße, möglichst objektive Prüfung durch eine Jury von mindestens 7 Mitgliedern, sowie durch gute Probe-Aufführungen der als aufführungswürdig erkannten Werke erreicht werden. Der Verein „Probebühne" verfolgt also keinerlei ethische, politische oder litterarische Parteitendenzen, sondern rein künstlerische und praktische Zwecke.

Der Gesammtvorstand des Vereins „Probebühne" wendet sich an Alle, die dem Kunstleben der Gegenwart und der fortschreitenden Entwickelung der Bühnenlitteratur Interesse entgegenbringen, mit der Bitte, die Bestrebungen der jungen Vereinigung durch ihren Beitritt als außerordentliche Mitglieder zu unterstützen.

Außer an Mitglieder können zu den Versuchs-Aufführungen, die während der Saison 1895/96 an jedem dritten oder vierten Sonntage, Nachmittags 2½ Uhr im Residenz-Theater stattfinden, nur einem engen Kreise eingeladener Gäste, denen vom Vorstande persönlich gültige Einführungscirkulare zugehen, Eintrittskarten verabfolgt werden.

Freunde und Gönner des Vereins, die sich nicht als ständige außerordentliche Mitglieder anschließen wollen, werden gebeten, ihre Adresse mittheilen zu wollen, da des beschränkten Raumes halber — das Theater faßt nur gegen 700 Personen — die Listen bald geschlossen werden müssen. Beitrittsgesuche außerordentlicher Mitglieder und Anträge auf Einführung als geladene Gäste werden von den Vorstandsmitgliedern Dr. Langen, Dr. W. Teschen, L. Rusing, Dr. O. Ploecker-Eckardt, Dr. Lehmann, Dr. Servaes, E. Rüst, A. Vormeng, E. Werckmeister, oder vom ersten Vorsitzenden Herrn Victor Laverrenz, Schöneberg, Helmstr. 5 entgegengenommen.

Der Verein hat inzwischen unter der zielbewußten Leitung seines oben erwähnten ersten Vorsitzenden durch seine drei

ersten Aufführungen im Residenztheater bewiesen, daß er der hohen Aufgabe, welche er sich gestellt hat, durchaus gewachsen ist. Die Berliner Kritik steht ihm wohlwollend gegenüber und erkennt seine Verdienste um die dramatische Litteratur an. Es gelangten im Dezember 1895 und im Januar 1896 zur Aufführung: „Phantast" von Raimund Eckardt, „Schloß Rhondorf" von Wilh. Teschen, „Der letzte Akt" von Alwin Vormeng und „Edith" von Martin Langen. Für die bevorstehende Saison, also bis Ende Mai, sind noch drei Vorstellungen in Aussicht genommen. Es ist dem strebsamen Verein die rege Betheiligung und thatkräftige Förderung aller Verehrer wahrer Kunst herzlich zu gönnen, damit derselbe bei Erreichung seines schönen Zieles die nöthige Unterstützung von Seiten eines gebildeten Publikums findet. Dr. Br.

Besprechung von Büchern etc.

Die Kaiserproklamation in Versailles am 18. Januar 1871 von Dr. Th. Toeche-Mittler. Mit einem Verzeichniß der Festtheilnehmer und einem Grundriß der Festräume. Berlin 1896. Königliche Hofbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn. (Sonderausgabe des 1. Beihefts zum Militär-Wochenblatt 1896.) 114 Seiten.

Zur Feier der 25 jährigen Wiederkehr der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches und der Erneuerung der Kaiserwürde bringt uns unser verehrtes Mitglied Dr. Th. Toeche-Mittler eine Gabe, die von urkundlicher Bedeutung ist und für jeden Vaterlandsfreund ein Gegenstand angenehmer Erinnerung sein wird. Der hochbedeutsame Tag wird mit allen Details, die ja stets der Darstellung der Geschichte Leben und Frische verleihen, der jungen Generation vorgeführt und der älteren in das Gedächtniß zurückgerufen. Der Verfasser hat mit großer Mühe 1591 Theilnehmer festgestellt, die in der Spiegelgalerie anwesend waren, während bisher darüber die widersprechendsten Angaben gemacht wurden. Dr. Br.

Berliner Volkswitz. Humoristische Studien über den echten Berliner und seine Vaterstadt, von Victor Laverrenz (Schöneberg). Hugo Steinitz Verlag, Berlin SW 12. Preis 1 Mk.

Der Verfasser ist in den Kreisen der „geborenen Berliner" als Humorist bereits bestens bekannt durch seine Schriften: Die Denkmäler Berlins und der Volkswitz, Ein Jahr im bunten Rock, Im Bann der Disziplin, Wir von der Kavallerie, Unter Kameraden, Einjährigen-Liebe, Reserve hat Ruh, Ulanenstreiche, Frei-weg, Infanterie und Kavallerie, Volldampf voraus, Auf der Back ist Alles wohl, Marine-Humoresken, und giebt in seinem neuesten Werk „Berliner Volkswitz" wieder eine treffliche Probe seines Sammeltalentes und seines Geschickes, die harmlosesten Dinge in ein gefällig-heiteres Gewand zu kleiden, so daß uns die Berliner Witze als lauter alte, gute Bekannte erscheinen, denen wir immer noch einmal gern wieder begegnen. Besonders heben wir lobend hervor, daß die Sprache überall „gut berlinisch" ist und sich kein fremdes Idiom einmischt, was bei neueren, vom Auslande zugezogenen Schriftstellern häufig der Fall ist. Wir empfehlen den Mitgliedern die Lektüre der Berliner Witze für heitere Mußestunden angelegentlichst. Dr. Br.

Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Neue Folge der „Märkischen Forschungen" des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. Herausgegeben von Albert Naudé. 8. Band, Leipzig 1895.

Der stattliche achte Band der von unserer Schwestergesellschaft herausgegebenen Forschungen enthält, von Sitzungsberichten, Bücherbesprechungen und kleineren Aufsätzen abgesehen, folgende Arbeiten:

Mecklinghaus, Die Badeverfassung der Mark Brandenburg bis zum 14. Jahrhundert. S. 59—102.

Döbner, Sabbatordnung Bischof Dietrichs IV. von Brandenburg (1471). S. 620—625.

Hirsch, Die Briefe der Kurfürstin Luise Henriette von Brandenburg an den Oberpräsidenten Otto von Schwerin. S. 173—206.

Jany, Lehndienst und Landfolge unter dem Großen Kurfürsten. S. 419—467.

Ribbeck, J. R. Tork in seinen Beziehungen zu den Bisthümern Minden, Münster und Paderborn (1660 bis 1678). S. 469—486.

Oncken, Sir Hotham und Friedrich Wilhelm I. (1730). 2. Theil. S. 487—522.

Naudé, Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Siebenjährigen Krieges, 1. Theil. S. 523—618.
Vergleiche hierzu auch Herrmann, S. 238—246; Prutz, S. 246—251.

Donalies, Der Antheil des Sekretärs Westphalen an den Feldzügen Herzog Ferdinands von Braunschweig, 1. Theil (1758—1759) S. 1—57; 2. Theil (1760 bis 1762) S. 319—417.

Immich, Preußens Vermittelung im Nuntiaturstreit (1787 bis 1789). S. 143—171.

Hintze, Zwei Denkschriften über die preußische Seidenindustrie (1800). Seite 103—142; vergleiche hierzu auch Kiewing, S. 625—628.

Bailleu, Aus einem Stammbuche der Königin Luise. S. 251 bis 253.

Röschen, Zehn Briefe des Feldmarschalls Blücher. S. 227 bis 238.

Ueber die Fridericiana, von denen diesmal die auf reichem urkundlichen Materiale gearbeitete Entstehungsgeschichte des Siebenjährigen Krieges von unserem ehemaligen dritten Vorsitzenden Professor Naudé in erster Reihe zu nennen ist, hoffen wir gelegentlich einen ausführlichen Bericht aus sachkundiger Feder bringen zu können. F. H.

„Deutsche Rundschau." Verlag der Deutschen Rundschau in Berlin W. 35, Lützowstr. 7.

Die „Deutsche Rundschau" bringt in ihrem mit einem reichhaltigen illustrirten Weihnachtsanzeiger ausgestatteten Dezemberheft unter dem Titel „Rom" eine Veröffentlichung von hervorragender Bedeutung; es sind hier in autorisirter Uebersetzung elf Depeschen des jetzigen italienischen Ministers Blanc aus dem Jahre 1870 mitgetheilt, durch die über die damaligen Verhandlungen zwischen dem Vatikan und der Krone aufklärende Aktenstücke geboten werden. Dem Altmeister deutscher Kunst Adolf Menzel widmet Julius Lessing zum 80. Geburtstage einen warmempfundenen Festgruß, dem Andenken des frühverstorbenen Walter Robert-tornow weiht Herman Grimm

Worte verdienter Würdigung; das Bild Heinrich Marschners verklärt Julius Rodenberg durch den Schluß seiner „Erinnerungen aus der Jugendzeit“. Den Beschluß bilden eine politische und eine litterarische Rundschau.

Im Januarheft giebt über nationale Geschichtsschreibung Herman Grimm „Erinnerungen und Beobachtungen“, zu denen er sich durch Heinrich von Treitschke's Deutsche Geschichte angeregt sah. Einem nationalen Werke wird durch diese Betrachtungen von einem unserer geistvollsten Gelehrten ein Denkmal gesetzt, das gerade in den Tagen der Erinnerung an die Gründung des Deutschen Reiches allgemeine Aufmerksamkeit verdient. Von den großen Ereignissen des ostasiatischen Krieges berichtet C. von Hanneken in dem ersten Abschnitte einer „Episoden aus dem chinesisch-japanischen Kriege“ betitelten Artikelreihe; er schildert zunächst den Untergang der „Kau-shing“ und weiß als Augenzeuge über diese Katastrophe die fesselndsten Details anzugeben. Eine Reihe von litterarkultur- und zeitgeschichtlichen sowie belletristischen Beiträgen machen den reichen Inhalt des Heftes aus; von jenen sind neben einer Fortsetzung eines Aufsatzes über Francesco Petrarca in seinem Briefwechsel von Franz Xaver Kraus eine interessante Publikation Hermann Hüffers über Heinrich Heine und E. C. A. Keller mit bisher ungedruckten Heine-Briefen sowie die anschaulichen „Bilder aus dem kirchlichen London“ hervorzuheben, die Marie von Bunsen mit sicherer Hand zeichnet. Die belletristischen Gaben haben Hans Hoffmann und Anselm Heine beigesteuert; Hoffmann bietet in der „Sonnwendnacht“ wieder eines seiner reizvollen Ostseemärchen, Anselm Heine entfaltet in der Charakterstudie „Peter Paul“ ein ungewöhnlich großes Gestaltungsvermögen, Kleinere Artikel, ein warm empfundener Nachruf H. Kroneckers auf den italienischen Physiologen Giulio Ceradini, eine politische und eine litterarische Rundschau schließen das Heft ab.

Im Februarheft der Deutschen Rundschau ergreift zur orientalischen Frage H. Vambéry das Wort, indem er eine gehaltvolle völkervergleichende Studie über Armenier und Kurden veröffentlicht. Das Heft bringt ferner einen werthvollen Aufsatz aus Ernst Haeckels Feder: in ihm ist das gewaltige Challenger-Werk behandelt, über dessen Entstehen und Fortschritte der Forscher berichtet. Als litterargeschichtlicher Beitrag sei außer dem Schluß des Essays über Francesco Petrarcas Briefwechsel von Franz Xaver Kraus eine Studie von Lady Blennerhassett über den spanischen Roman hervorgehoben, da sie einige der bedeutendsten neueren spanischen Dichter dem deutschen Leser zum ersten Male näher bringt. Zur Geschichte der sechziger Jahre bietet eine neue Serie von Abschnitten aus Theodor v. Bernhardis Tagebüchern mit Aeußerungen Roons und Moltkes über die schleswig-holsteinsche Angelegenheit neues hochinteressantes Material. Sehr anziehend gestaltet sich auch der belletristische Theil des Heftes; er enthält eine kurze Erzählung aus dem Russischen, die Sophie v. Adelung unter dem Titel: „Ein Vorläufer Tolstois“ herausgegeben hat, und gewährt den Anfang einer größeren Novelle „Die Flinte von San Marco“, in der L. Forster ein farbenreiches Bild altitalienischer Zeit und altitalienischen Lebens giebt.

Hans Jürgen von der Linde. Ein Lebensbild aus den Tagen des Großen Kurfürsten, der deutschen Jugend erzählt von Oskar Schwebel. Mit fünf Autotypien nach Originalen von G. Adolf Closs. 2. Aufl. Berlin. Verlag von Herm. J. Meidinger. Preis 3 Mk.

Der uns Allen bestens bekannte, leider zu früh verstorbene märkische Erzähler Oskar Schwebel, unser früherer Amtsgenosse in der Redaktion des „Bär“, führt uns in der ihm eigenen, fesselnden und anmuthigen Sprache ein anziehendes Lebensbild eines Helden des Großen Kurfürsten in acht Abschnitten vor: Goldene Jugendzeit, Schuljahre, Alma mater Viadrina, Der Adler ist erwacht, Unter dem Banner Brandenburgs, Wieder daheim, Am Rhein und bei Fehrbellin, Abendröthe. Da die Freunde Schwebels und der Schwebelschen Erzählungsform — wir meinen nicht wissenschaftlicher Untersuchung — glücklicherweise noch nicht ausgestorben sind, so empfehlen wir das zierlich ausgestattete Werk zur Anschaffung für Jung und Alt.

Der 12. Jahresbericht des Touristen-Klub für die Mark Brandenburg giebt uns ein erfreuliches Bild über die Thätigkeit dieses Vereins und die von ihm erzielten Erfolge.

Neben dem Zugange an neuen Mitgliedern und Förderern ist der Beitritt von märkischen Verschönerungs-, Orts- 2c. Vereinen als korporativen Mitgliedern des Klubs hervorzuheben. In gemeinsamer Arbeit mit denselben kann der Touristen-Klub — wie die Gebirgsvereine mit ihren Sektionen — für die Entwickelung des touristischen Verkehrs in der Mark Brandenburg weitere Erfolge erringen. — Die Wanderfahrten haben den Klub bis an die äußersten Grenzen der Mark geführt und stets fand derselbe bei den Behörden, gemeinnützigen Vereinen und Großgrundbesitzern die freundlichste Aufnahme. Mittelst des eigenen photographischen Apparates hat der Klub, als Erinnerung an seine Wanderungen, sich mit der Zeit eine Sammlung „Märkischer Bilder“ hergestellt, die bereits 300 Nummern umfaßt. — Der vom Klub herausgegebene Fontanes Führer durch die Umgegend Berlins (fünf Theile) liegt vollendet vor. Auch die Monatsschrift des Klubs befindet sich in steigender Entwickelung und wird an Mitglieder und Förderer unentgeltlich verabfolgt. — Die Wegebezeichnung im Grunewald und in der Jungfernheide ist beendet und verursachte einen Kostenaufwand von 365,80 Mk. Erst jetzt ist es dem Laien möglich, von den bekannten Wegen abzuweichen und die Schönheiten dieser Waldgebiete aufzusuchen. — Im Eisenbahnbetriebe hat der Klub durch Anträge bei der Königlichen Eisenbahn-Direktion mehrere Erleichterungen des touristischen Verkehrs erzielt. Auch durch Auskunfts-Ertheilung an Private und Vereine in Bezug auf Ausflüge und Sommerfrischen entwickelte derselbe eine dankenswerthe Thätigkeit.

Der lesenswerthe Bericht wird nebst den sonstigen Drucksachen von dem ersten Schriftführer des Klubs, Herrn Paul Bumke, Berlin NW., Bremerstraße 54/55, kostenfrei versandt. Wir empfehlen allen Freunden unserer Heimath, hier und in der Provinz, die Unterstützung dieser gemeinnützigen Vereinigung durch Aufnahme der Mitgliedschaft (monatlicher Beitrag 75 Pf.) oder Anschluß als Förderer (Jahresbeitrag mindestens 3 Mk.).

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Brendicke in Berlin W 35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 3. — 1896.

Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

617. Versammlung.

6. (3. Arbeits-) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:
Sonnabend, den 7. März 1896, Abends 7½ Uhr,
im
Rathhause, Zimmer Nr. 63.
Eingang von der Jüdenstraße.

Fortsetzung der Berathung der ordentlichen Hauptversammlung vom 25. Januar und der Versammlung vom 22. Februar 1896.

Tagesordnung: Berathung des Entwurfes der revidirten Statuten. (Vergl. Mittheilungen 1896 Nr. 2, S. 20 und Nr. 3, S. 35.)

§ 15 des revidirten Statuts vom 26. November 1881: Muß wegen Beschlußunfähigkeit eine neue Hauptversammlung einberufen werden, so ist solche, ohne Rücksicht auf die Zahl der in derselben erschienenen Mitglieder, beschlußfähig; es muß jedoch auf diese Folge bei der Einberufung ausdrücklich hingewiesen werden.

---

618. Versammlung.

7. (2. öffentliche) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:
Sonnabend, den 14. März 1896, Abends 7½ Uhr,
im
Bürgersaale des Rathhauses.

Vortrag des Herrn Oberlehrers Dr. Max Goerlitzer: „Das tägliche Leben während des Mittelalters."

---

619. Versammlung.

8. (4. Arbeits-) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:
Sonnabend, den 28. März 1896, Abends 7½ Uhr,
im Rathhause, Zimmer Nr. 63.
Eingang von der Jüdenstraße.

1. Vorlegung der Reste eines germanischen Urnengrabes mit Bronzefunden aus Wilmersdorf (Kreis Beeskow) durch Herrn H. Busse.

2. Vortrag des Herrn Dr. Fr. Krüner: „Eine florentinische Gesandtschaftsrelation über Berlin 1609."

Für den Monat April sind folgende Sitzungen in Aussicht genommen: 11. April: Oeffentliche Sitzung. 25. April: Arbeits-Sitzung.

An jedem Sonnabend, an welchem weder eine öffentliche noch eine Arbeitssitzung stattfindet, treffen die Mitglieder in dem zur ebenen Erde belegenen Vereins-Zimmer im Deutschen Dome auf dem Gendarmenmarkte (Aufgang von der Taubenstr.) Nachmittags von 6 bis 8 Uhr gesellig zusammen. Bibliothek und Archiv, welche sich gleichfalls im Deutschen Dome befinden, sind ebenda durch Vermittelung des Archivars und Bibliothekars zugänglich.

Herr **Karl Zinke**, Expeditionschef des „Berliner Fremdenblattes", Mitglied des Vereins seit 1894, ist am 27. Februar nach kurzem Leiden verschieden. Der Verstorbene, der dem genannten Blatte 26 Jahre lang treue Dienste geleistet hat, war im Berliner Zeitungswesen eine bekannte Persönlichkeit. Jeder, der den geraden und liebenswürdigen Charakter des Mannes kennen gelernt hat, wird ihm ein gutes Andenken bewahren. Zinke hinterläßt eine Wittwe und vier Kinder.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Dr. Herm. Rohrbeck, Inhaber der Fabrik für Präzisions-Apparate J. F. Luhme & Co., N. Tieckstraße 29.

- Dr. Carl Schwindt, Rechtsanwalt, Lieutenant der Landwehr, C. Münzstraße 25/26.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Otto v. Ranke, Pfarrer an St. Elisabeth, N. Invalidenstr. 4. Einf.: Herr C. Gerold.
- Julius Koch, Pfarrer an der Samariterkirche, O. Frankfurter Allee 148. Einf.: Herr C. Gerold.
- Herm. Schomburg sen., Fabrikbesitzer, NW. Alt-Moabit 95/96. Einf.: Herr Dr. H. Brendicke.
- Hermann Brandt, Kaufmann im Hause Adolph Burchard Söhne, SO. Kaiser-Franz-Grenadier-Platz 3. Einf.: Herr Dr. H. Brendicke.
- Victor Laverrenz, Schriftsteller, Schöneberg Helmstr. 5 II. Einf.: Herr Dr. H. Brendicke.
- Edmund Liebheit, Dr. phil., NW. Rathenowerstr. 52/53. Einf.: Herr C. Gerold.
- Max Seipp, Civil-Ingenieur, C. Sophienstraße 19. Einf.: Herr Paul Staedtefeld.
- Hermann Reisner, Kfm., C. Königstr. 48. Einf.: Herr Hubert Heck.
- Max Fritze, Bildhauer, S. Ritterstr. 40. Einf.: Herr Bankdirektor Oskar Born.

Wohnungsveränderungen:

Herr Ed. Rudorff, Bankier, SW. Großbeerenstraße 27a.
- Ullrich, Vereinsbote, C. Alte Schönhauserstraße 55.

Die Einziehung der Mitgliedsbeiträge für das 1. Halbjahr 1896 wird durch den Vereinsboten Ullrich im Monat März fortgesetzt. Die Beiträge der Berliner Mitglieder werden durch den Vereinsboten gegen Quittung abgeholt; die der auswärtigen und in den Vororten wohnenden Mitglieder sind durch Postanweisung nebst Bestellgeld an den Vereinsboten Ullrich, Berlin C., Alte Schönhauserstr. 5, zu senden (nicht an den Schatzmeister unmittelbar, auch nicht an sonstige Vorstandsmitglieder).

Bei der Einziehung der Beiträge überreicht der Vereinsbote den neuen „Katalog der Bibliothek des Vereins für die Geschichte Berlins" von H. Guiard unentgeltlich.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

Am 8. Februar 1896 sprach im Bürgersaale des Rathhauses Herr Redakteur W. Quanter über die Anfänge des Berliner Theaters, deren Schilderung in der Einleitung einige interessante allgemeine Betrachtungen über die Entwickelung des Dramas vorangeschickt wurde. Eingehender verweilte die Darstellung bei den geistlichen Komödien des Mittelalters, die nachher durch die profanen Fastnachtsspiele immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurden. Wir geben den umfangreichen Vortrag im Auszuge wieder.

Hier in Berlin zeigten sich, wie fast überall, die ersten Spuren theatralischer Aufführungen vor dem Altar wie in den Schulen. Wir können daher wohl mit Recht behaupten: Die Wiege des Theaters ist der Altar! Diese Aufführungen fanden gewöhnlich in der Osterzeit statt und hatten zumeist einen Gegenstand aus der heiligen Schrift als Thema. Immer ist dies allerdings nicht der Fall gewesen, was die sechs Dramen der gandersheimer Nonne Roswitha beweisen, von denen drei die Titel führen: Gallicanus, Dulcitius und Kallimachus, sie stammen etwa aus den Jahren 970 bis 980, konnten jedoch einen größeren Einfluß auf die Allgemeinheit nicht gewinnen, da sie sämmtlich in lateinischer Sprache abgefaßt sind. Im Uebrigen hatten die Osterfeste den Zweck, durch Darstellung, besonders der Leidensgeschichte Christi, das Gemüth der Gemeinde, dem Ernst des hohen Festes entsprechend, zu erheben. Welchen Einfluß sie ausübten, das geht daraus hervor, daß Markgraf Friedrich von Meißen nach der Erstaufführung des Stückes: Die zehn Jungfrauen im Evangelio so ergriffen wurde, daß er in Schwermuth verfiel und am Schlagfluß verstarb. Das kommt jetzt nicht vor, selbst nicht nach der Aufführung von Gerhard Hauptmanns „Webern". Der Fall, der sich im Jahre 1322 ereignete, ist noch aus dem Grunde bemerkenswerth, weil es das erste derartige Stück war, welches in deutscher Sprache aufgeführt wurde. Nachdem man diesen Weg einmal betreten, schritt man auf ihm fort. Derartige Schauspiele, je nach dem Inhalt: Mysterien oder Moralitäten genannt, mochten wohl noch ferner für die Darstellungen in der Kirche in lateinischer Sprache abgefaßt werden, für die Schulen schrieb man sie auch in deutscher Sprache. Da sie nun Jeder verstehen konnte, so ward auch der Zuschauerkreis erweitert. Hatten bis dahin nur die Gönner und Verwandten der Lehrer und Schüler zu den Aufführungen Zutritt, so gestattete man nach und nach auch anderen Personen den Genuß. Natürlich

legte man nun auch einen größeren Werth auf Aeußerlichkeiten, indem man den darstellenden Schülern eine bessere Garderobe besorgte und die Bühne etwas besser beleuchtete, und so gelangte man denn auch dahin, weil dies mehr Kosten verursachte, ein Eintrittsgeld zu erheben, welches der Schulkasse zu gute kam. Hierdurch war aber wieder der Sporn gegeben, solche Aufführungen auch außer dem großen Feste zu veranstalten. So blieb es eine geraume Zeit.

Wie jedoch alles Menschliche zerfällt oder ausartet, so war es auch mit diesen Spielen. Im sechzehnten Jahrhundert begann sich ein anderer Geist zu regen. Das Volk fühlte, daß es zur richtigen Zeit fromm, zu anderer Zeit aber auch lustig sein müsse. Dem letzteren Bedürfniß hatte man nun in Nürnberg mehr als gut Genüge geleistet. Hier hatte um 1450 herum Jakob Ayrer und besonders Hans Rosenplüt, später auch Hans Sachs sogenannte Fastnachtsspiele geschrieben. Sie sind fast sämmtlich in einem Ton abgefaßt, daß man sie für die Litteraturgeschichte in einer höheren Töchterschule kaum empfehlen könnte. Besonders diejenigen des Hans Rosenplüt.

Aber die heitere Muse herrschte nicht allein; mit den mehr und mehr überhandnehmenden Wirkungen derjenigen Erfindung, die wohl seit Christi Geburt die größten Umwälzungen hervorgerufen hat, nämlich der Buchdruckerkunst, regte sich allenthalben die Lust, geistig zu schaffen. Die alten Klassiker unseres Mittelalters stiegen aus ihren Grüften und ließen ihre Harfen aufs Neue ertönen, die Meistersinger begannen ihren Wettgesang, auch dramatische Werke erstanden. Allerdings war darin von einer dramatischen Handlung vorerst noch keine Rede, denn sie bestanden eigentlich nur aus Erzählungen in der Form der Wechselrede. Der Wille war da, jedoch das Können fehlte; das mußte erst von ausländischen Dichtungen erlernt werden. Einer der damals tiefsinnigsten Dichter, Paul Rebhuhn, Rektor der Schule in Oelsnitz in Sachsen, entnahm die Form seiner Arbeiten meist dem klassischen Alterthum.

In der Mark blühten noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Oster- und Weihnachts-Aufführungen in den Kirchen und auf den Rathhäusern; doch war mit ihnen durch die Einfügung freierer Texte und Reimzeilen ein gewisser Unfug eingerissen, weshalb der Kurfürst Joachim Friedrich 1598 die Abhaltung von Schul- und Klosterspielen untersagte. Die Verderbniß der Sitten und die Freiheit der Sprache gingen dabei so weit, daß nach einer Aufführung der „Leiden des Heilandes" im Jahre 1661 der Verfasser, ein Sohn des Predigers Rösner von St. Marien, zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt wurde.

Hiermit waren die Mysterien und Moralitäten in Berlin beseitigt. Mögen sie im Allgemeinen auch noch so trocken oder langweilig gewesen sein, so gab es doch auch vortreffliche Aufführungen, in denen nicht nur gesprochen, sondern auch gesungen wurde und die Wirkung der Engelchöre im dritten Akt von Wagners Parcival ist nicht neu, denn man hat sie schon zur Blüthezeit der geistlichen Spiele gekannt und angewendet, natürlich ohne die Hülfsmittel, die dem Dichterkomponisten zur Verfügung standen. Der einzige Rest dieser Spiele, der sich von Alters her erhalten hat, ist zuweilen in Oberammergau zu sehen. Uebrigens scheint man jetzt auf die alte Form wieder zurückgreifen zu wollen, wie die Aufführung des Lebens Christi in Dramenart mit der Musik von Rubinstein beweist, welche mehrere Wochen hindurch im Stadttheater in Bremen außerordentlichen Eindruck erzielte.

Was nun die profanen Spiele betrifft, so ist bei ihrem ersten Auftreten an ein Theaterspiel in unserem Sinne nicht zu denken.

Die damaligen Spieler liefen, sprangen, sprachen, sangen, heilten kranke Kühe und Schweine, verkauften Arzneimittel, waren Jongleure, rissen Zähne und thaten für Geld wahrscheinlich noch viel mehr. Die gewichtigste Person bei der Truppe war zweifellos die Frau Direktorin. Von ihr schreibt ein Theaterschriftsteller: Diese eine Frau war die Prinzipalin, Mutter und Tyrannin der Gesellschaft. Sie besorgte das Kassenwesen, was sie aber nicht hinderte, dabei auch Soubretten, Greisinnen, Heldinnen und sogar Naturburschen darzustellen. Sie malte auch die Dekorationen, schlug die Gold- und Silberflitter aus, schneiderte Frauenröcke und Männerbeinkleider, schnitt Butterbrote und schenkte Schnaps. Wer von Letzterem am meisten genoß, war bei der Prinzipalin der größte Künstler. Diese Schilderung kann sich jedoch nur auf spätere Zeit beziehen, denn in der Anfangszeit des Theaters und noch viel später gab es keine Dekorationen. Die ersten Bühnen bestanden aus einem Bretterpodium, das an der Hinterwand mit einem Vorhang abgeschlossen war. Hinter ihm befand sich gewöhnlich ein Karren, der zugleich das Heim der Truppe bildete. In ihm kleidete man sich an und betrat von da aus die Bühne, die von drei Seiten vom Publikum umstellt war. Da man nur bei Tage spielte, so war die Beleuchtung billiger als heute. Als dann die Kunst weiter vorgeschritten war, änderte man auch die Form des Theaters. Man baute eine vollständig abgeschlossene Bude, in deren Mitte sich zwar die Bühne befand, jedoch nur von der vorderen Seite sichtbar, während der Raum an den Seitenwänden und hinter der Scene für die auf-

tretenden Personen zum Ankleiden bestimmt war. Auch hier gab es noch keine Dekorationen, auch hier diente noch als Hinterwand ein Vorhang, vor welchem mit deutlicher Schrift angezeigt wurde, in welcher Räumlichkeit die Handlung vor sich ging, ob in Wald, Garten, Saal, Zimmer und dergleichen. In einer derart hergerichteten Bühne hat Shakespeare seine gewaltigen Dramen der Königin Elisabeth vorgespielt, daher darf uns auch der häufige Szenenwechsel bei ihm nicht wundern. Von dieser Stufe aus gelangte man dann erst zu der Art des Theaters, wie es mehr oder weniger bequem oder kostbar eingerichtet heute noch besteht.

Mit der Zeit wurden die Vorhänge an der Hinterwand kostbarer, man wechselte sie auch wohl während der Darstellung, brachte Gardinen an den Seitenwänden an, und daraus wurden dann die Dekorationen.

Etwa im Jahre 1610 beauftragte Kurfürst Johann Sigismund den Junker Hans von Stockfisch, aus England eine Gesellschaft von Springern zu verschreiben, wofür ihm 300 Thaler angewiesen wurden. Der Junker entledigte sich nun wohl seines Auftrags, jedoch nicht in der bedungenen Weise, denn er engagirte nicht die damals berühmten englischen Springer, sondern allerlei herumziehendes, fahrendes Volk. Er gerieth deshalb mit dem hier residirenden Statthalter Adam Gans von Puttlitz derart in Streit, daß er kaum seiner Verhaftung entging. Stockfisch ward schließlich für seine Bemühungen mit 25 Thlr. abgefunden. Der Kurfürst engagirte dann selbst noch einige Komödianten und Springer, die Brüder de Pedels und Robert Arzschar, gegen freie Kost bei Hofe, zwei neue Anzüge und 100 polnische Gulden jährlich und mehrere andere für 50 Gulden, sowie auch aus Italien die Sänger Pasquino Grassi und Alberto Maglio für je 300 Thlr. jährlich. Als dann aber im Jahre 1618 der dreißigjährige Krieg ausgebrochen war, wurden die Kontrakte gelöst und sämmtliche Spiele und Schaustellungen verboten. Das Verbot kann nicht sehr streng gehandhabt worden sein, denn 1622 kam die Karl Treusche Truppe hierher und gab mit verschiedenen Unterbrechungen, während deren sie anderwärts spielte, in Berlin Vorstellungen. Einen Einfluß auf die Entwickelung der Schauspielkunst hatte sie zwar nicht, allein sie ist aus zwei Gründen erwähnenswerth. Erstens war eines ihrer thätigsten und befähigtsten Mitglieder, der Magister Dr. Cassenius, als „Hanswurst“ hoch geschätzt. Nach seinem Abgange ward er Königlich Dänischer Hofprediger und donnerte nun von der Kanzel herab gegen die gottvergessene Komödiantenbande. Zweitens ward im Jahre 1625 von der Truppe das erste deutsche Singspiel hier aufgeführt: Daphne von Martin Opitz von Boberfeld mit der Musik von dem Kapellmeister Schütz in Dresden, berühmt durch geistliche Gesänge.

Während der ersten zwei Jahrzehnte nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges hatte hier Niemand Sinn für Festlichkeiten und Spiele, nur der Pöbel tobte in den Straßen umher. Die einst gut bevölkerte Stadt war verödet; noch nicht 10000 Menschen waren übrig geblieben. Gram, Hunger, Pestilenz und Sorgen hatten die Bewohner aufgerieben. Als dann der Neubegründer des Vaterlandes, Kurfürst Friedrich Wilhelm, etwa ein Dutzend Jahre das Scepter geführt, da kehrten nach und nach Ruhe und Wohlstand, die Lust und Freudigkeit am Leben und mit ihr die Komödianten und Springer zurück. Aber was boten sie ihren Zuschauern? Fremde Kost, nichts als französische und italienische Pantomimen und Stegreifkomödien, oder beide Arten in eins verschmolzen. In den Pantomimen gab es schon an der Kleidung kenntliche Charaktere, die stets auftreten mußten. Es waren dies: Kourtisan oder Harlekin, verschmitzt und betrügerisch, seine Genossin Kolumbine, der komische Alte Pantalon, der tölpelhafte Diener Pierrot, der feige Renommist Capitano. Der prahlende Gelehrte, der Doktor, der Bauer Brighello, die Soubrette Brighella, der Quacksalber, manchmal auch noch die Sängerin und die Ballettänzerin. Der Harlekin wurde bei uns in: Pickelhäring, Hans Wurst, Hans Stockfisch, Jean Pudding und Jean Pottage umgetauft. Wurde nun das Gerüst der Pantomime in eine Stegreifkomödie verwandelt, so stellten die Darsteller unter sich die Scenenfolge fest, es jedem Einzelnen überlassend, das Publikum durch seine Einfälle zu erheitern. Grundbedingung bei all diesen Vorstellungen war es aber, daß es mordsmäßige Prügel setzte.

Haben wir kennen gelernt, welcher Art die Darstellungen waren, so wollen wir nun sehen, von wem und wo sie aufgeführt wurden. Die ersten nach Berlin berufenen Spieler waren allerdings keine Schauspieler, sondern Tänzer und, wie wir sagen würden „Spezialitäten“, auch ließen sie ihre Künste weit weniger dem allgemeinen Publikum als bei Hofe sehen. Durch die Aufnahme der refugiés seitens des großen Kurfürsten gewann das französische Element, als das an Sprache, Umgangsform und Sitte weit gebildetere, dem zu seiner Unterhaltung bereits eine hervorragende Litteratur zur Verfügung stand, die Oberhand. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß schon der große Kurfürst für seine Festlichkeiten französische Kräfte

heranzog. Im Jahre 1684 wurden dem Balletmeister St. Romain 100 Thlr. für die Aufführung eines Ballets gezahlt, dem Tanzmeister Marye gar 250 Thlr. Dann wird, jedenfalls auf Veranlassung der Kurfürstin Sophie Dorothea, dem „Kunstspieler Picard la Croix unter dem 2. Februar 1695 ein Privilegium ertheilt, seine Kunststücke öffentlich sehen zu lassen. Der Mann spielte aber auch bei Hofe, von wo ihm die Kostüme hierzu geliefert wurden. An Stoffen für diese, wie zu der Ausschmückung wurden einer Kammerrechnung zufolge allein an die Handlung Westorff und Konsorten in Berlin 1195 Thlr. 15 Gr. gezahlt. Uebrigens betheiligte sich der Hof selbst auch unter Leitung eines bewährten Balletmeisters an derartigen Tänzen, Pantomimen und Spielen, wobei sich der damalige Kronprinz, spätere König Friedrich I., besonders hervorthat. Bei einer solchen Gelegenheit (1690) kam in Berlin wieder ein deutsches Schauspiel zur Aufführung: Der Scheerenschleifer, Singspiel in der Wirthschaft zu Cöln an der Spree, welches von dem Oberceremonienmeister von Besser verfaßt war. Den Komponisten kennen wir nicht. Kurfürst Friedrich III. und seine Gemahlin stellten den Wirth und die Wirthin dar. In diesem Jahre ertheilte der Kurfürst zwei Konzessionen an Komödiantendirektoren für Berlin, dem Sebastian di Scio und dem Johann Veltheim. Trotz der Verachtung, mit welcher damals die Komödianten behandelt wurden, sandte bei ihrem Einzug der Magistrat ihnen eine Deputation entgegen, welche die Einwanderer nach dem Rathhaus führten, wo sie feierlich empfangen und gespeist wurden.

Veltheim war ehedem Leipziger Student, der es bis zum „Magister", aber nicht weiter gebracht hat. Dafür war er aber um so mehr für die Kunst begeistert. Er führte zuerst eine wirkliche Schauspieler-Gesellschaft nach Berlin, mit der er „Polyeukt" von Corneille und Molièresche Stücke in der Uebersetzung aufführte. Natürlich mußte auch er sich dem Geschmack der Zeit fügen und den Hanswurst auftreten lassen. Trotz dessen konnte er es jedoch zu keinem Erfolg bringen, er verließ 1692 Berlin nach mehrfacher Abwesenheit für immer. Um so bessere Geschäfte machte di Scio. Dem di Scio wurde die Konzession mehrmals erneuert. Als man aber gefunden haben wollte, daß in einer Aufführung des „Doktor Faust" Teufelsbeschwörung und Abschwörung Gottes vorgekommen sein sollte, erhielt er die strenge Weisung, nichts wider die Moral, Ehrbarkeit und Ehre Gottes vorzubringen. Während Veltheim zu einer Bude seine Zuflucht nehmen mußte, durfte di Scio im Rathhaus spielen.

Da der Hof noch mehrere Opern aufführte, besonders zu Festlichkeiten im Sommer 1700, und das Theater im Schloß zu klein wurde, ließ der Kurfürst in dem Reitstall in der Breitenstraße ein Theater herrichten. In diesem wurde am 1. Juni zum ersten Mal eine große italienische Oper aufgeführt, la festa del Hymeno, von Abbate Mauro, Musik und Symphonien vom Kapellmeister Ottilio Ariosti, Tänze vom Hoftanzmeister Desnoyer. Zu der Aufführung war nicht nur Ariosti, sondern auch der Sänger Ballarini verschrieben worden. An demselben Tag führte auch der Hof selbst in Charlottenburg ein Ballet auf, in dem die Rollen durch das Loos vertheilt waren. Die Kurfürstin sollte eine Quacksalberin, der Geh. Rath von Osten den Quacksalber und der Kurprinz, spätere König Friedrich Wilhelm I., einen Taschenspieler darstellen. Als man dem Kurprinzen die Kleidung für den in der italienischen Pantomime festgesetzten Gebrauch vorlegte, rieß er sie kurz vor Beginn der Vorstellung aus Haß gegen die fremdländischen Lappen in Fetzen und eilte spornstreichs nach Berlin.

Außer den großen Opern, die zeitweilig noch vor dem Hof aufgeführt wurden, hatte der König 1706 George du Rocher zum Intendanten der Schauspiele des Königs ernannt. Er erhielt ein Gehalt von jährlich 2000 Thlrn. für seine aus 40 Personen bestehende Gesellschaft französischer Schauspieler, Reisegeld und einen Jahreszuschuß von 6000 Thlrn. Dafür mußte er für jede Vorstellung 1 Thlr. an die Accise, vierteljährlich 100 Thlr. an die Armen zahlen und wöchentlich zweimal vor dem Hof im Reitstall spielen. An den übrigen Abenden durfte er in dem Hessigschen bezw. Douilhacschen Hause, Poststraße 5, in dem gleichfalls ein Theater errichtet war, vor dem großen Publikum Vorstellungen geben. Der Eintrittspreis war: I. Balkon 1 Thlr., II. Balkon 16 Gr., III. Balkon und Amphitheater 12 Gr. und Parterre 8 Gr. Aber trotz der für damalige Zeit außerordentlichen Unterstützung und des hohen Eintrittsgeldes vermochte du Rocher sein Unternehmen nicht zu erhalten, der König entließ ihn 1711 in Gnaden, „da er so lange nicht mehr gespielet". Als der König dann zwei Jahre später starb und Friedrich Wilhelm I. die Regierung antrat, war es mit dem Komödienspielen vorbei, und doch wurde auch dieser Fürst später derart bekehrt, daß er mit großem Vergnügen das Theater besuchte, und dies bewirkte ein Mann, der in seiner Art einzig dasteht, Johann Karl von Eckenberg. Ueber ihn ist bereits so viel gesagt und geschrieben worden, daß es überflüssig erscheint, des Mehreren zu untersuchen, ob er adlig

war oder nicht, wo er herkam, welche Last er zu heben vermochte und dergleichen, ich will ihn nur heranziehen, soweit sein Einfluß auf die Bühnenentwicklung reicht. Im Jahre 1717 kam er schon als ein reicher Mann mit 48000 Thlrn. Vermögen nebst seiner Frau, einer guten Seiltänzerin und Taschenspielerin, nebst wenigen Leuten nach Berlin. Die ersten Vorstellungen, die er in einer Bude auf dem Neuen Markt gab, hatten Aufsehen erregt, und die Leistungen Eckenbergs, der nur noch allgemein der „Starke Mann" genannt wurde, waren dem König beschrieben, der ihn nun im Schlosse vor sich spielen ließ und durch die Kraft und Gewandtheit des Spielers so überrascht war, daß er diesem Zeit seines Lebens wohl gesinnt blieb und ihm sogleich die Erlaubniß gab, in seinem Lande zu spielen, wo es ihm beliebe. Bis zum Jahre 1731 hören wir nichts Bemerkenswerthes von Eckenberg; er war bald hier, bald auswärts, in diesem Jahre kam er nach Berlin zurück, um hier eine Rolle zu spielen, die den Mann als einen raffinirten, äußerst klugen Menschen erkennen läßt, bis er auf die schiefe Ebene geräth. Zunächst spielte er in einer Bude auf dem Spittelmarkt, da er aber eine Gesellschaft von 26 Personen, meist recht tüchtige Kräfte, bei sich hatte, so war ihm dieses Theater zu klein. Um ein größeres und besseres zu erlangen, war ihm darum zu thun, aufs Neue das Interesse des Königs auf sich zu ziehen; er bot daher dem General von Derschau Remontepferde für die Kavallerie an und theilte ihm mit, in welchen Gegenden er auf seinen Reisen die größten und kräftigsten Leute, die sich zu „langen Kerls" in Potsdam trefflich eigneten, gesehen habe. Eckenberg hatte sich nicht geirrt, er erlangte, was er wünschte, er durfte nunmehr im Reitstall spielen. Als ihm jedoch die Gebühr von 12 Gr. für jeden Abend an den Magistrat auf 1 Thlr. erhöht worden, war ihm das zu viel, weshalb er ein Schreiben an den König richtete. Hatte er sich zwar diesmal geirrt, denn der König schlug das Gesuch ab, so hatte er andererseits die Genugthuung, daß der König nicht nur seine Vorstellungen besuchte, sondern ihn auch zum „Hoff-Komödianten" ernannte. Nun bestand die Gesellschaft des Starken Mannes, dessen Ruf manchen Spieler hierher gelockt, aus den tüchtigsten Kräften, so daß er nicht nur im Stande war Kraft- und Springkunststücke, sondern auch ernste Stücke, Singspiele und Tänze aufzuführen.

Die Aufführungen hatten guten Zuspruch, denn die Leute unterhielten sich lieber im Theater, als zu Hause zu sitzen; hieraus nahm aber die Kartenkammer Veranlassung sich zu beklagen, weil durch das Spiel Eckenbergs die Leute von dem Kartenspielen abgewendet wurden und der Kammer ein um so größerer Schaden erwachse, als der Starke Mann sich jetzt auch weigere, die von ihm bisher täglich entrichteten 6 Gr. „Musikanten-Nahrungsgelder" zu zahlen. Wir wissen nicht, woher der Ausdruck rührt. Der König verfügte eigenhändig auf das Schriftstück „Eckenberg braucht die 6 Gr. nicht mehr zu zahlen". Dieser wurde von der Verfügung in Kenntniß gesetzt, ihm aber zugleich mitgetheilt, daß die Kartenkammer allerdings durch ihn Verluste erlitten habe. Das war Wasser auf Eckenbergs Mühle; um sich in der Gunst des Königs noch mehr zu festigen, bat er den Letzteren um die Erlaubniß, Assembleen veranstalten zu dürfen, und reichte zugleich Pläne ein, in welcher Weise er die Assembleen herzurichten gedachte. Der König war über den Vorschlag außerordentlich erfreut.

Die Gunst, die der König dem zwar klugen aber äußerst rohen Menschen schenkt, erscheint uns unfaßbar. Der gering geschätzte Komödiantendirektor veranstaltet Gesellschaften, in denen nicht nur die vornehmste Welt Berlins, nein auch der Hof selbst sich bewegt und besser unterhält, als in den in der Familie gegebenen, denn Eckenberg wußte dabei die Herrschaften durch seine und seiner Leute Kunststücke zu unterhalten.

Von nun an ging es aber mit dem „Starken Mann" bergab. Sein Vermögen hatte er durchgebracht. Von dem Rest hatte er das Grundstück Ecke der Zimmer- und Charlottenstraße gekauft, um sich darauf ein eigenes Theater zu erbauen, allein es ist nie dazu gekommen, weil die Mittel fehlten. Eckenberg spielte zwar noch mehrere Jahre hindurch in Berlin und in anderen Städten, auch versuchte er das nie ganz verscherzte Wohlwollen des Königs dadurch wieder zu verstärken, daß er dessen Franzosenhaß entgegenkam, indem er Possen aufführte, natürlich zumeist Stegreifpoesie, in denen irgend ein Franzose betrogen und tüchtig durchgeprügelt wird. Allein es half alles nichts, sein Stern war im Untergehn, mochte er Narrenspossen oder ernstere Stücke aufführen. Auch standen neben ihm Konkurrenten auf, zunächst Hilverding, ein ehemaliges Mitglied seiner Bühne, der aber gar keinen Einfluß gewann, denn er spielte nur vor dem niedrigsten Plebs Stegreifkomödien, wie: „Die artige Grundsuppe der Welt", in denen natürlich Hanswurst die Hauptperson war, ein anderer, edlerer Konkurrent, der das Theater als ein Kunstinstitut zur Bildung des Volkes ansah, war Johann Friedrich Schönemann. Zu dem allen kam aber noch die Aenderung des Geschmacks, die sich gleich nach dem

Regierungsantritt Friedrich des Großen (1740) geltend machte. Diesem bedeutenden Fürsten galt ein starker Mann viel weniger, als seine geliebte Musik.

Mit der ihm eigenen Energie ordnete er trotz des Krieges, in den er gleich nach seinem Regierungsantritt verwickelt war, alles Erforderliche an, um der Kunst eine Heimstätte herzurichten, und so beauftragte er den Herrn von Knobelsdorf mit dem Bau eines Opernhauses. Da er aber vorher schon die Sängerinnen Farinella und Anna Lorio Campolungo aus Italien verschrieben hatte und diese jetzt ankamen, so ließ Friedrich im königlichen Schloß, im mittleren Querflügel, den sogenannten Kurfürstensaal zu einem Theater umbauen. Zugleich aber sandte er den ihm befreundeten Kapellmeister Graun, den Komponisten des von Ramler gedichteten Oratoriums „Der Tod Jesu“, nach Italien, damit Graun die besten Gesangskräfte, die er aufzutreiben vermochte, an Berlin fessele. Auch erhielt Voltaire den Auftrag, den französischen Komödianten la Nue als Direktor einer Schauspielertruppe zu engagiren, die sowohl Schauspiele wie Lustspiele aufführe. Im November 1741 war der König siegreich aus Schlesien zurückgekehrt, und am 13. Dezember wurde das Schloßtheater mit dem Musikdrama von Bottarelli: Rodelinda, Regina di Longobardi eröffnet. Am 6. Januar wurde die erste wirkliche Oper mit den neuengagirten Kräften aufgeführt: Venus und Kupido, Text von Bottarelli, Musik von Graun. Da diesen Aufführungen nur der Hof mit seinen Gästen beiwohnten, müssen wir sie als Hoffestlichkeiten betrachten und können nicht dabei verweilen; doch sei noch erwähnt, daß der König zur Unterhaltung der Oper einen Jahresetat von 22 781 Thlrn. ausgesetzt und ihn 22 Jahre hindurch bezahlt hat. Eine ganz andere Bedeutung erhielt die Oper als das mit kaum glaublicher Eile vollendete Opernhaus, zu dem am 5. September 1741 der Grundstein gelegt war, am 7. Dezember 1742 eröffnet wurde. Hier fand auch das Publikum Zutritt und war geblendet von solcher Pracht. Am Einweihungsabend wurden allein für 3000 Thlr. Wachskerzen zur Beleuchtung verwendet; man gab im Beisein des Königs, der in seinem Armsessel im Parquett Platz genommen hatte, die neue Oper: Cäsar und Cleopatra, Text von Bottarelli, der als Theaterdichter engagirt war, Musik von Graun. Die Oper fand ungetheilten Beifall, aber immer noch bessere Gesangskräfte suchte und fand der König; sie waren Signora Astrua und Molteni, sowie die Herren Porporino und Salimbeni. Mit diesen Künstlern und Graun am Dirigentenpult, an dem er nach damaliger französischer Sitte im rothen Mantel taktirte, denen sich bald darauf die als liebreizend berühmte und berüchtigte Barbarina als Prima Ballerina zugesellt, hatte Friedrich ein Opernpersonal, wie in Europa, also in der Welt, ein zweites nicht zu finden war.

Graun hat in der Zeit von 14 Jahren, während der er nach dem König in musikalischen Fragen nebst dessen Lehrer, dem Flötenspieler Quanz, maßgebend war, 29 Opern geschrieben, die ihrer Zeit außerordentlich gefielen; wer kennt sie? Nur Einer war ihnen beiden überlegen, wenn auch nur für einen Abend, Johann Sebastian Bach. Am 1. Mai 1747 wurde das nun erbaute Schloß „Sanssouci“ bezogen, noch in demselben Monat gab der König ein Hofkonzert, in welchem er die kurz vorher aus Venedig angekommene Astrua zum ersten Mal hörte; sie entzückte ihn derart, daß er sie sofort mit 6000 Thlrn. Jahresgehalt anstellte. Dieses Konzert ist aber noch berühmt durch die Mitwirkung des großen Tonmeisters Bach. Friedrich hatte zwar schon viel von ihm gehört, wollte ihn aber nun auch selbst sehen und hören, weshalb er ihn nach Potsdam einlud. Bach kam, wurde am Thore angehalten und von dem wachthabenden Offizier gefragt, was und zu wem er hier wolle. Als der Fremde erwiderte, beim Könige musiziren, sah ihn der Offizier von oben bis unten an. Der Mann im einfachen Anzug und Staubmantel, ein Felleisen in der Hand, war entweder ein Narr oder ein Uebelthäter. Da der Offizier aber auf die gleiche Frage die gleiche Antwort erhielt, so überwies er den Ankömmling der Wachtmannschaft, begab sich in das Schloß und ließ dem König melden, am Thor wäre ein Mensch, mit dem es nicht richtig sein könne, er nenne sich „Bach“. Kaum hatte der König diesen Namen vernommen, so gerieth er in Eifer und gab den Befehl, den Mann gut zu behandeln und sogleich vorzuführen, wie er gehe und stehe. Und so geschah es den auch. Der Altmeister hatte nicht so viel Zeit, Kleider und Wäsche zu wechseln. Er stand bald vor dem König, der ihn auf das Freundlichste begrüßte und ihm im Laufe des Abends zwei Aufgaben stellte, die Bach zum Staunen aller Anwesenden löste. Die eine, eine Fuge über die Töne b, a, c, h und die zweite, eine Fuge über ein vom König selbst erfundenes Thema. Es ist dies die Fuge, die sich in Bachs Werken, in dem Band betitelt: Das musikalische Opfer als fuga ricercata findet.

Während des Siebenjährigen Krieges und der durch ihn heraufbeschworenen schweren Zeit verfiel die Oper immer mehr. Nur einmal noch erglänzte in ihr ein Stern, dessen Name später in ganz Europa rühmend genannt wurde. Der König wünschte einen

Ersatz für die verstorbene Astrua; nachdem mehrere italienische Sängerinnen gesungen und nicht gefallen hatten, empfahl man ihm ein Fräulein Schmehling. Friedrich erwiderte unwillig, die süßen Melodien aus einer deutschen Kehle müßten klingen wie Pferdegewieher, allein man bewog ihn, das Fräulein zu hören. Die Schmehling, der man die Aeußerung des Königs hinterbracht, begab sich in das Schloß und mußte in einem Zimmer lange warten; endlich erschien der König, sah sie an, setzte sich an den Flügel und spielte, ohne die Anwesende zu beachten. Diese verlor nach und nach ihre Schüchternheit, ging im Zimmer umher und schaute sich die Bilder an. Da forderte der König sie auf, zu singen, er erhob sich, ließ sie auf seinem Sessel vor dem Flügel Platz nehmen und war von der Leistung durchaus befriedigt. Dann legte er ihr Noten vor, die sie noch nie gesehen, und fragte, ob sie vom Blatt singen könne, was sie bejahte. Jetzt aber sang sie absichtlich so schlecht, daß der König unmuthig wurde. Sie entschuldigte sich, es sei ihr etwas in die Kehle gekommen, deshalb habe ihr Gesang geklungen wie Pferdegewieher; sie wolle den Satz wiederholen, und ohne die Antwort abzuwarten, begann sie von Neuem und entzückte den König, der bisher noch nie gehört, daß eine Sängerin den Ausdruck nicht nur der Melodie, sondern auch den untergelegten Worten anpaßte. Die Schmehling wurde engagirt und machte Furore. Später heirathete sie einen verkommenen böhmischen Musikanten und erfüllte als Elisabeth Mara die Welt mit ihrem Ruhme.

Der König hatte am Gesang viel Freude, allein die Sängerin ärgerte ihn oft mit ihren Anmaßungen und Launen bis sie schließlich Berlin verließ. Friedrich hatte Alles gethan, was in seinen Kräften stand, um die Oper zu erhalten, es sollte ihm nicht gelingen. Er hatte die Intendanten gewechselt, auf Schwerts war Baron von Pöllnitz gefolgt. Graun wurde durch verschiedene Kapellmeister ersetzt bis endlich Reichardt den Taktstock übernahm, bekannt durch verschiedene kleinere Musikstücke und das Lied: Freude schöner Götterfunke, von dem Richard Wagner sagt, daß es ein musikalisches Unding ist, weil das Wort, auf dem der Hauptnachdruck liegt, im Auftakt steht. Friedrich versuchte es noch mit den italienischen Intermezzisten, jedoch auch vergebens. Intermezzo nannte man damals eine leichte, anmuthige, dramatische Handlung, in der Sprache und Gesang wechselten, etwa unserem heutigen Singspiel entsprechend, allein das Publikum war des Fremden überdrüssig, es sehnte sich nach heimischer Kost. Und so will ich nur noch kurz die Theaterereignisse erwähnen, bis zur Bildung eines feststehenden deutschen Theaters in Berlin.

Wir kommen auf Schönemann zurück, der 1742 seine Thätigkeit begann. Hätte er durch diese nicht das unzweifelhaft große Verdienst, zuerst in Berlin von seiner Bühne den Hanswurst mit seinen gemeinen Scherzen verbannt zu haben, so würde er genannt werden müssen, weil sein Personal nicht mehr wie bisher aus verkommenen Studenten und zusammengelaufenem Volk, sondern aus berufsmäßigen Schauspielern bestand. Unter ihm befand sich der Lessing der Schauspielkunst, Konrad Eckhof. Er war es, der die gezierte, affektirte Redeweise und Bewegung aufgab und Charaktere schuf, wie sie unter seinen Mitmenschen leibten und lebten. Aber nicht dies allein macht Schönemann erwähnenswerth, sondern auch, daß er für Dekorationen sorgte; sie mögen ja primitiv genug gewesen sein. Ferner, daß er deutsche Stücke und am 24. Januar 1743, dem Geburtstage des Königs, ein allegorisches Festspiel gab: „Das Glück der Völker“ von Dreyer und dieses mit einem Prolog auf den Hohenzollernfürsten einleitete, ein Unternehmen, welches jetzt allgemein Sitte geworden ist. Aber was half alles redliche, bessere Streben, was half selbst Eckhof, es fehlte an wirklich guten, interessanten, deutschen Stücken, und so kam Schönemann, dem ja auch die Hofoper wie die französischen Schauspieler mit ihren Werken von Corneille, Racine, Voltaire und Molière Abbruch gethan, auf keinen grünen Zweig. Er mußte nach mehrjährigem Aufenthalt Berlin verlassen, um nicht wieder hierher zurückzukehren. Man kann es weder dem Könige, noch dem Publikum verargen, wenn es an den deutschen Komödien keinen Geschmack fand.

Da kam Franz Schuch 1754 mit seiner Gesellschaft hierher und errichtete auf dem Friedrichsplatz, dem jetzigen Gendarmenmarkt, eine Bude, in der er seine Vorstellungen gab. Schuch dachte anders wie Schönemann; bei ihm stand nicht die Kunst, wohl aber das Geldverdienen obenan. Er war als Harlekin und seine Frau als Columbine weit und breit berühmt, und so griff er denn mit seinem Können auf die Stegreifkomödie zurück, wobei er aber die Vorsicht beging, seine Späße derart zu machen, daß sie auch das gebildete Publikum mit Freuden genießen konnte, wodurch er einen kolossalen Zuspruch hatte. Später gab er auch Stücke, wie den Geizigen von Molière, in der Uebersetzung, aber der Haupterfolg war und blieb die Harlekinade. Im Jahre 1755 erhielt er in Ackermann, der von Magdeburg hier eintraf und fünf Vorstellungen im Rathhaussaal gab, einen Konkurrenten, der aber seiner Einnahme keinen Abbruch that, obgleich Ackermann eine der berühmtesten Gesellschaften leitete, bei der sich

die Mutter des großen Schauspielers **Ludwig Friedrich Schröder** befand. Wenn man bedenkt, daß der König für seine Oper im Jahre 1755 56 605 Thlr. 14 Gr. aufwendete und auch noch das französische Theater aus seiner Kasse mit über 3000 Thlrn. unterstützte, und beide schon des Hofes wegen von der vornehmen Gesellschaft viel besucht wurden, so kann man sich einen Begriff machen von der Vorliebe der Berliner für das Theater, daß neben diesen Instituten der Pracht und Herrlichkeit zwei Privatbühnen zeitweilig bestehen konnten.

Schuch, der eine Zeit lang Berlin verlassen hatte, machte so gute Geschäfte, daß er im Jahre 1759 seine Bude auf dem Gendarmenmarkt, die letzte, in der hier Theater gespielt wurde, abriß und in das von ihm erbaute Theater zog, das er in dem Hause des Kgl. Kammerdieners Donner im Kastanienwäldchen, wo heute das Finanzministerium steht, also in einem massiven Hause, errichtet hatte. Allerdings ist anzunehmen, daß Schuch das Haus nicht zu einem Theater umgebaut, sondern darin miethsweise nur einen Saal erhalten hat, in dem er seine Bühne errichtete. Lange hat er hier nicht gespielt, dann gab er Vorstellungen in dem Theater, das der französische Theaterdirektor Bergé sich bei dem Schlosse Monbijou hatte aufbauen lassen, und schließlich in dem Theater, das er sich selbst in der Behrenstraße geschaffen. Es stand an der Stelle, an der sich jetzt das Lindentheater befindet. Links das Haus des Dekorationsmalers Verona, rechts die Grundstücke des Kammerdieners Rimpler, des Gastwirths Herbst und bis zur Ecke der Friedrichstraße das des Polizei-Kommissars und Gastwirths Obermann, der dort den Gasthof zur goldenen Sonne unterhielt, in dem unter anderen berühmten Männern auch Friedrich Schiller bei seiner Anwesenheit hier gewohnt hat. Wir dürfen nun nicht glauben, daß dieses Theater mit einem der unsrigen zu vergleichen ist. In der Straßenfront hatte Schuch ein Wohnhaus errichten lassen, durch dieses hindurch und über den Hof hinweg gelangte man an das Theater, welches Parquet, zwei Logenreihen und Parquettlogen enthielt und kaum 800 Personen faßte. In das Parquet mußte man von außen wie in einen Keller sieben Stufen hinabsteigen, und drinnen leuchteten uns spärlich qualmende Oellampen.

Auf dieser Bühne wurden an deutschen Stücken noch unter Schuchs Leitung gegeben: „Der junge Gelehrte" und „Miß Sarah Sampson" von Lessing, jedoch ohne eine nachhaltigere Wirkung zu hinterlassen. Unter der späteren Leitung von Döbbelin „Ugolino" von Gerstenberg.

Aber außer dem deutschen Schauspiel wurden auch deutsche Singspiele aufgeführt: Die verliebte Unschuld, der Kohlenbrenner, vor Allem aber „die Jagd" von Hiller, welches am meisten Anklang fand. Es ist dies nicht der bekannte Ferdinand Hiller, der in Dresden und Köln lebte, wo er auch gestorben ist, sondern Johann Adam Hiller, Musikdirektor in Leipzig.

Durch den siegreich beendeten Siebenjährigen Krieg waren die Verhältnisse so drückend geworden, daß Friedrich die französischen Hofschauspieler entlassen hatte. Nur Schuch hatte mit seinen Hanswurstiaden bestehen können. Bei ihm war von der Ackermannschen Truppe der Schauspieler Theophilus Döbbelin engagirt worden, der jedoch das Zeug dazu in sich fühlte, selbst Direktor zu werden. Als der alte Schuch gestorben war, führten seine Söhne, später in Gemeinschaft mit der Direktrice Koch aus Leipzig, das Theater weiter, sie aber verstanden nicht viel von der Geschäftsführung, und so wurde es Döbbelin leicht, durch hinterlistige Anschläge und das freiwillige Angebot von jährlich 100 Dukaten an die Königliche Chargenkasse in den Besitz einer Konzession und, als Schuchs in Geldverlegenheiten gerathen waren, auch des Theaters in der Behrenstraße zu gelangen. Döbbelin hatte aber einen noch viel gefährlicheren Feind zu überwinden, den französischen Schauspieldirektor **Bergé**, der 1764 mit seiner Gesellschaft nach Berlin gekommen war und hier erst Pantomimen, also große Ballets, dann auch Schauspiele und komische Opern gab, die das Publikum mit Vorliebe besuchte. Bergé hatte sich in der Nähe des Schlosses Monbijou, allerdings nur aus Fachwerk, ein schmuckloses Theater gebaut, das 1000 Personen faßte, die auch oft genug darin waren, und zwar an der Ecke der Oranienburgerstraße auf dem damals dem Hofrath Bertram gehörigen Grundstück. Durch Bergé und Schuchs wurde Döbbelin bei Beginn seiner Direktion sehr in die Enge getrieben, und es hätte nicht viel gefehlt, daß er das Unternehmen aufgeben mußte; da verkündete am 21. März 1768 der Theaterzettel die Vorstellung von „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück", ein Lustspiel in fünf Aufzügen von G. E. **Lessing**. Der Dichter war hier bekannt und das Haus ausverkauft. Selten wohl hat ein Stück einen so durchschlagenden Erfolg gehabt. Die Berliner durchlebten nochmals die Kriegszeit, sie sahen zum ersten Mal Figuren, wie sie unter ihnen lebten, Menschen und nicht Komödianten, und waren entzückt. 19 Mal wurde das Stück in sechs Wochen aufgeführt; für damalige Zeit außerordentlich. Nun war es mit Bergé vorbei. Von hier beginnt auch die Zeit des feststehenden Theaters.

In Verfolg der am 12. Oktober 1895 erfolgten Anregung, nach einiger Zeit die **Besichtigung der Baulichkeiten von „Alt-Berlin" auf der Gewerbe-Ausstellung** für 1896 im Treptower Park zu wiederholen (vergl. „Mittheilungen" 1895, Nr. 11, S. 100), waren am 19. Februar 1896 Nachmittags 4 Uhr etwa 900 Personen, Mitglieder mit ihren Angehörigen und Gästen auf Einladung des Vorstandes am Portal III auf dem Ausstellungsterrain versammelt. Von der Estrade herab, hinter welcher in einem Diorama der gewaltige Bau des Königlichen Schlosses späterhin gezeigt werden soll, erörterte Herr Architekt Karl **Hoffacker** die Grundsätze, nach welchen „Alt-Berlin" errichtet sei, sich anlehnend an die Zeit um 1650, und wie die gesammte Darstellung von dem Publikum des 19. Jahrhunderts mit seinen großstädtischen Wünschen und Bedürfnissen aufgefaßt werden müsse.

„**Alt-Berlin**" erinnert an ähnliche Unternehmungen in Paris, London, Antwerpen und Amsterdam.

Warum hat man in diesen Städten und auch in Berlin einen Rückblick halten wollen? Dieses Streben hat im Grunde natürlich eine tiefere Bedeutung. Bei allem Jagen und Hasten giebt es doch für Viele von uns noch Momente der Einkehr in uns selber. Die Gestaltung der Stadttheile aus längst verschollenen Zeiten, in welchen die Vertiefung der Baukunst eine größere war und das Malerische sich prägnanter zeigte, beweist, daß wir hin und wieder das Nüchterne der Jetztzeit schmerzlich empfinden. Dem Architekten Karl Hoffacker (1856 in Darmstadt geboren) ist es gelungen, einen würdigen Wiederhall aus jenen Epochen ins Leben zurückzurufen, in welchen das Malerische ein wesentliches Element ausmachte. Der echte Künstler ist größer als seine Schöpfung, und wir begegnen in unserem Mitgliede Karl **Hoffacker** einem der sympathischsten Geister der Zeit. Er hat für das Malerische eine feine Empfindung und besitzt die Kraft, diesen uns fehlenden Faktor reich auszugestalten. Schon für die Chicagoer Weltausstellung repräsentirte der Meister durch seinen Entwurf des deutschen Dorfes unser Volk in würdiger Weise. Mit aufrichtiger Freude betrachten wir seine Schöpfung, das Alte Berlin, das sich aus einiger Entfernung besonders lieblich ausnimmt. Da Berlin am Wasser liegt, so griff der Künstler mit Recht zu einem nahe der Spree gelegenen Parktheile. Er wählte die Formen von 1650 und machte es hierdurch möglich, ein Stück der mittelalterlichen Stadtmauer wiederzugeben, welche beim Antritt der Regierung des Großen Kurfürsten 1640 niedergelegt wurde. Da ein Rathhaus im Allgemeinen das Typische einer Epoche vergegenwärtigt, zeigt Karl **Hoffacker** in seinem Alt-Berlin auch das alte Rathhaus, jedoch vor 1692, in welchem Jahre der bekannte Baumeister **Nering** den Flügel schuf. Ferner sehen wir das Georgen-Festungsthor, das Spandauer Thor (die späteren Zuthaten sind weggelassen) und das Heiligegeistspital, wo das Heiligegeistbier gebraut wurde.

Alt-Berlin, das 40 000 qm einnimmt, enthält über 120 Häuser; wir gewinnen einen Einblick in die Georgenstraße (jetzt Königstraße), in die Spandauerstraße und in die Heiligegeistgasse.

Das Material, aus dem die alte Stadt hergerichtet wurde, ist hauptsächlich Gips. Um die Täuschung zu vervollkommnen, hat **Hoffacker** Abgüsse von altem Mauerwerk aus der Mark ausführen lassen. Der Guß ist ungefähr 2 cm stark. Die dünnen Gipsplatten können überall mit Leichtigkeit aufgenagelt werden. Recht anziehend nehmen sich alle die kleinen und größeren Häuser aus! Viele sind unten aus Fachwerk gebaut, während das obere Stockwerk verputzt ist.

Der Treptower Park hat schöne Bäume, und so war es denn Bedingung, daß dieser Schmuck nicht entfernt werden durfte. Gerade diese Schwierigkeit hat aber den Erbauer in dem Hervorrufen des Malerischen gefördert. Er war gezwungen, draußen auf dem Platze zu komponiren, so daß die Parkanlage benutzt, jedoch nicht beschädigt wurde. Und gerade durch das Schaffen in der Natur, wo der Künstler unter dem vollen Eindruck der Licht- und Schattenwirkung sich befand, erhielt er, abgesehen von den Anregungen historischer Art, die ihm durch die Unterstützung des Fünfer-Ausschusses zu Theil wurden, den sichersten Anhalt.

Fortsetzung der Berathung der ordentlichen Hauptversammlung vom 25. Januar 1896,

am Sonnabend, den 22. Februar 1896.

Im Zimmer Nr. 63 des Rathhauses eröffnete der 1. Vorsitzende, Herr Geh. Archivrath **B. Reuter**, um 7¾ Uhr unter Hinweis auf §. 15 des revidirten Statutes vom 26. November 1881 die Sitzung als Fortsetzung der Hauptversammlung vom 25. Januar 1896.

Herr Direktor **R. Walden** als Mitglied des Statuten-Ausschusses gab eine längere Auseinandersetzung über die Gründe der Statutenänderung und besonders über die Nothwendigkeit der Einfügung eines Vertrauens-Ausschusses, eines Volks-

rathes, zwischen dem die Exekutive ausübenden und alle Angriffe erleidenden Vorstand einerseits und der großen Zahl der Mitglieder andererseits, deren Wünsche öfter als in den Hauptversammlungen Berücksichtigung erheischen. Herr P. Wallé hielt einen Ausschuß von neun Mitgliedern für völlig ausreichend und wünschte, daß auch kooptirte Mitglieder der Unterausschüsse mit dem Stimmrecht ausgestattet würden. Man einigte sich bald dahin, daß zunächst §. 13 als der wichtigste zur Berathung gelangen müsse, und nahm denselben abschnittweise in folgender Fassung an:

§. 13.

„Ein aus 18 ordentlichen oder Ehrenmitgliedern bestehender Ausschuß ist dem Vorstand zum **Beirath** und zur **Beihülfe** in der Verwaltung des Vereins beigeordnet. — Die Wahl der Ausschußmitglieder erfolgt in den Hauptversammlungen; beim Ausscheiden von Mitgliedern während des Geschäftsjahres **kooptiren** die Ausschußmitglieder andere Vereinsmitglieder an deren Stelle bis zur nächsten ordentlichen Hauptversammlung. — Alljährlich scheidet wenigstens der dritte Theil der Mitglieder aus, und zwar zunächst die Kooptirten und mindestens die an der Zahl „sechs" fehlenden, am längsten im Amte befindlichen Mitglieder. Unter mehreren gleichaltrigen entscheidet das Loos nach Anordnung des Vorsitzenden. Ausgetretene Ausschußmitglieder sind wieder wählbar. Länger als drei Jahre soll ohne Wiederwahl keiner im Ausschuß bleiben."

„Der Ausschuß konstituirt sich alljährlich nach der ordentlichen Hauptversammlung, indem er einen Vorsitzenden und dessen Stellvertreter wählt, die dem Vorstand namhaft zu machen sind; die weitere Organisation des Ausschusses bleibt diesem überlassen. Er kann, falls er es für nothwendig hält, Unterausschüsse erwählen, welche auch andere als zum Ausschuß gehörende Vereinsmitglieder (ohne Stimmrecht fällt fort) kooptiren können."

„Der Ausschuß ist befugt, über jede nach seinem Ermessen die Interessen des Vereins berührende Angelegenheit in Berathung zu treten und dem Vorstand Anträge vorzulegen. Er nimmt ferner die ihm in den §. 4, 7, 8 (Abs. 2 **gestrichen**), 10 (Abs. 3) und 14 zugewiesenen Geschäfte wahr und verhandelt auch über solche Angelegenheiten, in denen der Vorstand seine Beihülfe beantragt. Anträge des Vorstandes, die bei der Hauptversammlung eingebracht werden sollen, sind dem Ausschuß zur Kenntnißnahme spätestens zugleich mit der Anberaumung der Hauptversammlung mitzutheilen."

„Der Ausschuß wählt aus seiner Mitte drei Mitglieder zur Prüfung der vom Schatzmeister und vom Pfleger der Louis Schneider-Stiftung vorgelegten Rechnungen für das letzte Geschäftsjahr und zur Berichterstattung über deren Befund in der Hauptversammlung."

„Der Vorstand verkehrt mit dem Ausschuß und dessen Organen nur durch den Vorsitzenden des Ausschusses oder dessen Stellvertreter und hat das Recht, in die Sitzungen des Ausschusses und der Unterausschüsse Vorstandsmitglieder zur Berathung ohne Stimmrecht zu senden."

„In den Sitzungen des Ausschusses haben lediglich dessen Mitglieder Stimmrecht; die kooptirten Mitglieder der Unterausschüsse nehmen an den Sitzungen des Ausschusses nicht theil. In diesen entscheidet **außer in dem in §. 7 erwähnten Fall** die einfache Stimmenmehrheit der anwesenden Mitglieder; bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden oder dessen Stellvertreters. Der Ausschluß ist beschlußfähig, wenn mindestens sechs Mitglieder anwesend sind."

Der Vorsitzende schließt nach Annahme dieses Paragraphen (mit allen abgegebenen Stimmen) die Versammlung um 9½ Uhr und setzt eine besondere Sitzung zur Fortsetzung der Berathung auf Sonnabend, den 7. März 1896 fest.

Emil Dominik †.

Am 16. Januar starb im 52. Lebensjahre nach langem Leiden unser Vereinsmitglied **E. Dominik**, der von 1879 bis 1885 den Berliner „**Bär**" leitete und nachher der Geschichte Berlins stets ein großes Interesse entgegenbrachte. Er war von Hause aus Buchhändler und machte sich zuerst durch geschickte und packende Mittheilungen aus dem älteren Berliner Leben bekannt. Er spielte etwa ein Jahrzehnt hindurch in der illustrirten Berliner Litteratur eine gewisse Rolle, indem er zunächst ein großes auswärtiges Blatt vertrat, 1884 aber selbst die „**Deutsche Illustrirte Zeitung**" hier begründete. Nach deren Verkauf an den „Bazar" leitete er von 1887 bis 1890 die „**Moderne Kunst**" und die im Bong'schen Verlag erscheinende Zeitschrift „**Zur guten Stunde**" und rief, nachdem er eine kurze Zeit wieder selbst als Buchhändler thätig gewesen, 1894 die nichtillustirte Wochenschrift „**Der neue Kurs**" ins Leben. Der „Bär" brachte von ihm eine große

Anzahl lesenswerther Aufsätze über vergangene Zeiten, doch wandte er sich nachher mehr und mehr aktuellen, allgemeinen, interessanten Vorgängen zu, für die er ein besonders gutes Auge hatte. Er schrieb u. A. 1883 einen unterhaltenden, mit vielen Bildern ausgestatteten Band, „Quer durch und rings um Berlin“, der in das, was damals von der Stadt- und Ringbahn aus zu sehen war, allerlei Histörchen geschickt hineinflocht (Verlag der Gebrüder Paetel).

Die historische Ausstellung in „Alt-Berlin“.
Bei dem Ausschuß für die historische Ausstellung in „Alt-Berlin“ sind infolge des am 12. Februar erlassenen Rundschreibens an die verehrlichen Mitglieder des Vereins zwar bis jetzt nur wenige, aber doch recht gehaltvolle Anmeldungen zur Betheiligung eingelaufen. Besonders interessante Nummern versprechen folgende vorgemerkte Gegenstände zu werden: Belege für die Wiedererweckung des Holzschnittes in Berlin von Herrn Direktor R. Walden, ältere Berliner Ansichten von Herrn Carl Goldschmidt, ebensolche aus früherer Zeit von Herrn Otto Neumann, ein Vorlegeschloß nebst zwei Schlüsseln zu dem früheren Königsthor von Herrn Th. Eichler, Originalaufnahmen aus den letzten 40 Jahren von Herrn F. Alb. Schwartz, ferner eine Auslegung über das 1. Buch Mosis aus dem Jahre 1569 aus Berliner Privatbesitz, eine Orgel, Geschenk Friedrichs des Großen an die hiesige böhmische Gemeinde, die vollständige Serie des historisch-genealogischen Kalenders von 1790 bis 1850 (vergl. der „Sammler“, 1890, XII, Nr. 18, S. 210), Schnupftabaksdosen Friedrichs des Großen, ganze Serien von Theaterzetteln, metallene Offiziers-Halsschilde aus dem vorigen Jahrhundert.

Es bleibt zu wünschen, daß die Mitglieder die Anmeldung beschleunigen und nicht nur auf die Fülle der Gegenstände, auf Alter und Schönheit derselben ihre Aufmerksamkeit richten, sondern auch eine gewisse Vielseitigkeit im Auge behalten. Aeltere Berliner Porträts und Gemälde, Ansichten und Flugblätter sind vor Allem erwünscht. Jede weitere Auskunft ertheilt der Vorsitzende des Ausstellungs-Ausschusses Herr Rechtsanwalt J. Holtz, C. Kaiser Wilhelmstr. 44. Zur Vorbesichtigung geeigneter Ausstellungsobjekte ist der Unterzeichnete nach erfolgter Aufforderung gern bereit.

Dr. H. Brendicke.

Das litterarische Berlin. Ende vorigen Jahres hat Gustav Dahms ein illustrirtes Handbuch der Presse der Reichshauptstadt herausgegeben, das wegen des darin niedergelegten Materials zur Geschichte des Zeitungswesens und der modernen Presse in den weitesten Kreisen Beachtung finden wird. Ein sehr langer Abschnitt ist der Entwickelung der Presse in Berlin gewidmet, der die früheren Zustände berührt und das rasche Anwachsen und Verschwinden zahlreicher Blätter in der neueren Zeit verfolgen läßt: der Verfasser, der als ein eifriges Mitglied des „Vereins Berliner Presse“ offenbar vortreffliche Beziehungen hat, giebt über die Begründung, die Tendenz und die Mitarbeiter aller bestehenden Blätter werthvolle Aufschlüsse, die sonst nirgends zu finden sind. Neben der politischen Presse sind auch die illustrirten Blätter, die Fachzeitschriften 2c. eingehend berücksichtigt. Besonderen Werth hat dieser Band, der naturgemäß von kleinen Irrthümern und Auslassungen noch nicht ganz frei ist, durch eine Sammlung von rund 200 Portraits aller leitenden Redakteure und Kritiker, die mit wenigen Ausnahmen recht gut getroffen sind (Verlag R. Tändler).

P. W.

Im National-Theater zu Berlin findet am Dienstag den 17. März 1896, Abends 7½ Uhr, die Aufführung eines neuen historischen Dramas statt, welches unsere Mitglieder besonders interessiren dürfte, weil es jene Kämpfe in der Mitte des 12. Jahrhunderts schildert, welche zwischen Deutschen und Wenden um das alte Berlin tobten. Das dreiaktige Schauspiel: Jaczo, der Wendenfürst, behandelt in 8 Bildern die Niederwerfung des Wendenthums durch Albrecht den Bären und den Untergang des kühnen Jaczo bei Schildhorn. Verfasser des Stückes ist der auch in unseren Kreisen bekannte Schriftsteller Victor Laverrenz, von welchem die Bücher: „Berliner Volkswitz“ und „Die Denkmäler Berlins und der Volkswitz“, sowie zahlreiche Militärhumoresken stammen. Durch Uebereinkunft mit der Direktion sind wir in der Lage, unseren Mitgliedern Billets zu halben Kassenpreisen zu überlassen. Bestellungen sind zu richten an den Hauptschriftwart Herrn Dr. H. Brendicke, W. Kurfürstenstr. 41, unter Beifügung des Betrages.

Preise der Plätze an der Kasse sind:

Fremden-Loge	12,— Mk.
Orchester-Loge	10,— „
Parkett-Loge	8,— „
Reservirter Sperrsitz . .	6,— „
Sperrsitz	5,— „
Erstes Parkett	3,50 „
Zweites Parkett . . .	2,— „

Von diesen Preisen zahlen unsere Mitglieder die Hälfte.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Brendicke in Berlin W 35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 4. — Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. — 1896.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

620. Versammlung.

9. (3. öffentliche) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 11. April 1896, Abends 7½ Uhr,

im

Bürgersaale des Rathhauses.

Vortrag des Herrn Oberlehrers Dr. Joh. Bolte: „Ein berlinischer Geschichtsforscher in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts.“ (Martin Friedrich Seidel.)

Für die Mitglieder und deren Damen werden die ersten Reihen der Mittelplätze bis zum Beginne des Vortrages freigehalten. Um pünktliches Erscheinen wird gebeten.

---

621. Versammlung.

10. (5. Arbeits-) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 25. April 1896, Abends 7½ Uhr,

im Rathhause, Zimmer Nr. 63.

Eingang von der Jüdenstraße.

1. Mittheilungen.
2. Vorlagen und Besprechungen.

An jedem Sonnabend, an welchem weder eine öffentliche noch eine Arbeitssitzung stattfindet, treffen die Mitglieder in dem zur ebenen Erde belegenen Vereins-Zimmer im Deutschen Dome auf dem Gendarmenmarkte (Aufgang von der Taubenstr.) Nachmittags von 6 bis 8 Uhr gesellig zusammen. Bibliothek und Archiv, welche sich gleichfalls im Deutschen Dome befinden, sind ebenda durch Vermittelung des Archivars und Bibliothekars zugänglich.

Bis zur Genehmigung der neuen Satzungen des Vereins durch die Aufsichtsbehörden und bis zur Wahl des Achtzehner-Ausschusses führen folgende Herren die Geschäfte des Wanderfahrts-Ausschusses:

Ferd. Lindenberg,
Dr. H. Brendicke,
Dr. Fr. Weinitz,
E. Marquardt,
Th. Violet,
G. Ahrens,
Fr. Wegener.

Am 1. April 1896 feierte Herr Hermann Busse, Mitglied des Vereins seit 1886, Werkmeister der Seifenfabrik des königlich italienischen Konsuls Heinrich Reibel, in der Stralauerstr. 52, das Jubiläum der 25jährigen Thätigkeit in dieser Firma. Wir bringen dem Jubilar auch an dieser Stelle unsere besten Glückwünsche für sein ferneres Wohlergehen dar. Seine Rüstigkeit im Beruf wie auf seinem Forschungsgebiet, bei Funden und Ausgrabungen, möge ihm noch lange erhalten bleiben.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Otto v. Ranke, Pfarrer an St. Elisabeth, N. Invalidenstr. 4.
- " Julius Koch, Pfarrer an der Samariterkirche, O. Frankfurter Allee 148.
- " Herm. Schomburg sen., Fabrikbesitzer, NW. Alt-Moabit 95/96.
- " Hermann Brand, Kaufmann im Hause Adolph Burchardt Söhne, W. Jägerstr. 25.
- " Victor Laverrenz, Schriftsteller, Schöneberg Helmstr. 5 II.
- " Edmund Liebheit, Dr. phil., Oberlehrer, NW. Rathenowerstr. 52/53.
- " Max Seipp, Civil-Ingenieur, C. Sophienstraße 19.
- " Hermann Reisner, Kfm., C. Königstr. 48.
- " Max Fritze, Bildhauer und Inhaber einer Bronzewaarenfabrik, S. Ritterstr. 40.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Wilh. L. A. Schultze, Konkursverwalter, SO. 33 (Treptow), Elsenstr. 3. Einf.: Herr J. P. Guthmann.
- " Paul Becker, Fabrikant, S. Alexandrinenstraße 51. Einf.: Herr J. P. Guthmann.
- " Rudolf Loholm, Kaufm., NW. Lessingstr. 50. Einf.: Herr Geh. Archivrath B. Reuter.
- " Dr. Paul Poppe, Gymnasiallehrer, S. 53, Urbanstr. 180. Einf.: Herr Geh. Archivrath B. Reuter.
- " Johannes Ott, Geh. Registrator im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Friedenau, Handjerystraße 58/59. (Sendungen nach Wilhelmstr. 80, Erdgeschoß, links.) Einf.: Herr Arthur Winterfeld.
- " Dr. Paul Schwartz, Oberlehrer, Friedenau, Wielandstr. 14a. II. Einf.: Herr Geh. Archivrath B. Reuter.
- " Uhles, Kammergerichtsrath, W. Thiergartenstraße 3a. Einf.: Der Vorstand.
- " Rud. Wendt, Rentier, SO. Köpenickerstraße 1 III. Einf.: Dr. H. Brendicke.

Wohnungsveränderungen:

Herr Dr. E. Albrecht, Oberlehrer, Pankow, Schönholzerstr. 8a.
- " Louis Fischer, Rentier, SW. Wilhelmstr. 28 I.
- " Reginald Morin, Zahnarzt, W. Potsdamerstraße 2 II.
- " Albert Klapper, Delikateßwaarenhändler, S. Schleiermacherstr. 17.
- " Le Fèvre, cand. theol., W. Französischestr. 5.
- " Dr. D. Joseph, NW. Lessingstr. 27.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

Fortsetzung der Berathung der ordentlichen Hauptversammlung vom 25. Januar und der Versammlung vom 22. Februar 1896,

am Sonnabend, den 7. März 1896, Abends $7^1/_2$ Uhr.

Im Zimmer Nr. 63 des Rathhauses eröffnete der 1. Vorsitzende, Herr Geh. Archivrath B. Reuter, um $7^3/_4$ Uhr unter Hinweis auf §. 15 des revidirten Statutes vom 26. November 1881 und auf die durch besondere Karte erfolgte Einladung die Sitzung als Fortsetzung der Versammlung vom 22. Februar 1896.

Der 2. Vorsitzende, Herr Dr. Holtze, empfiehlt nach Verlesung des in letzter Sitzung eingehend durchberathenen und durch Beschluß im Wortlaut festgestellten, wichtigsten §. 13 nunmehr die Enbloc-Annahme der übrigen Theile des Entwurfes. Dagegen erheben sich aus sachlichen und redaktionellen Gründen einige Stimmen. Insbesondere wünscht Herr v. Kesteloott, daß den Mitgliedern oder einer bestimmten Zahl von Mitgliedern das Recht gewahrt bleibe, auch ohne Vermittelung des Vertrauensausschusses eine Generalversammlung zu berufen, behufs Darlegung von Urkunden und im Namen des Vereins abgeschlossenen Verträgen und dergl., wie es sich im Vorjahre als wünschenswerth herausgestellt habe. Demgegenüber wird bemerkt, daß die Mitglieder von diesem Recht keinen Gebrauch gemacht hätten.

Auf Antrag des Referenten Herrn Direktors R. Walden werden §§. 1 bis 6 (mit dem in §. 5 von Dr. Holtze eingetragenen Zusatz, betreffend die korrespondirenden Mitglieder) durch einstimmigen Zuruf von der Versammlung angenommen.

Der Anregung des Hauptschriftwartes, die Beseitigung einiger von den Herren v. Kesteloott und Wallé gerügter „Schönheitsfehler" in Bezug auf Anordnung und Ausdrucksweise dem Vorstande zu redaktioneller Durchsicht zu überweisen, wird zunächst nicht Folge gegeben.

In §. 7 wird der Zusatz angenommen (mit allen Stimmen gegen die des Herrn v. Kesteloott): „Der Beschluß zur Ausschließung erfordert die Anwesenheit von mindestens 12 Mitgliedern des Ausschusses und eine Stimmenmehrheit von **zwei Dritteln** der Anwesenden." Herr v. Kesteloott stellt den Antrag, daß für den Ausgeschlossenen eine Berufung an den Verein, an das Gericht oder an den Oberpräsidenten zulässig sein solle, da ihm

das Urtheil von 8 Mitgliedern nicht genüge. Der Antrag wird abgelehnt. Der 2. Vorsitzende, Dr. jur. Holtze, macht darauf aufmerksam, daß bisher der Vorstand Ankläger und Richter war, daß aber jetzt durch den Vertrauensausschuß eine 2. Instanz geschaffen sei.

Es wird sodann über die §§. 8 bis 10 verhandelt.

Zu §. 8 wird auf Anfrage des Herrn v. Kesteloott, ob die Inhaber der silbernen Medaille vom Vereinsbeitrage befreit seien, der Zusatz angenommen:

> „Die Inhaber der silbernen Vereins-Denkmünze haben mit den Ehrenmitgliedern gleiche Rechte."

Der Schlußsatz in §. 8 lautet: „Diese Verleihung erfolgt mit Zustimmung des Ausschusses durch den Vorstand."

Die §§. 9 bis 12 werden ohne Erörterung angenommen.

Der §. 13 war bereits am 22. Februar im Wortlaut festgestellt. [Die Wahl des Achtzehner-Ausschusses erfolgt, sobald die Genehmigung durch den Oberpräsidenten erfolgt ist.]

In §. 14 wird die im Entwurf vorgeschlagene Zahl 25 beibehalten.

In §. 15 fallen die Worte fort: „Sowie Verleihung der Vereinsdenkmünze in Silber."

Die §§. 16 bis 18 werden dem Entwurf entsprechend angenommen.

Das Beschlußdatum ist der 7. März 1896.

Auf Antrag des Referenten Herrn Direktors R. Walden soll die Ueberschrift des Ganzen lauten: „Satzungen des Vereins für die Geschichte Berlins vom 7. März 1896"; auch soll eine typographische Hervorhebung der Stichworte zur Erzielung einer leichteren Uebersicht bewirkt werden.

Dem Vorstande wird auf Antrag des Herrn Justizraths Adel das Recht gegeben, die von der Aufsichtsbehörde etwa erforderten redaktionellen und sachlich erforderlichen Aenderungen vorzunehmen.

Nach Entgegennahme dieser Wünsche und Anregungen erfolgt die Abstimmung über den ganzen Entwurf, deren Ergebniß die einstimmige Annahme desselben ist.

Herr Direktor R. Walden betont zum Schluß, daß ihm bei seinen Erörterungen jegliche Absicht, den Vorstand oder einzelne Mitglieder zu kränken, fern gelegen habe, und der 1. Vorsitzende dankt dem Statuten-Ausschuß für seine Mühewaltung, dessen Thätigkeit mit dem heutigen Tage erloschen ist.

Zum Schluß wird der Aufruf zur Errichtung eines Brunold-Denkmals den Mitgliedern zur Kenntniß gebracht, sowie auf die Erstaufführung des Schauspiels „Jaczo" von unserem Mitgliede Herrn V. Laverrenz am 17. März 1896 aufmerksam gemacht; auch wird dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß die Nekrologe in den „Mittheilungen" noch mehr die Vereinsthätigkeit der verstorbenen Mitglieder berücksichtigen möchten. Schluß 9¼ Uhr.

In der öffentlichen Sitzung des Vereins am 14. März hielt Herr Oberlehrer Dr. Max Goerlitzer im Bürgersaale des Rathhauses einen Vortrag über „Das tägliche Leben in Berlin während des Mittelalters". Der Vortragende betonte zunächst die Schwierigkeiten, die sich einer genaueren Kenntniß des Berliner Lebens für die damalige Zeit infolge der vielfachen Unzuverlässigkeit des Materials entgegenstellen, und suchte deshalb vielfach die Berliner Zustände durch Vergleichung mit auswärtigen zu beleuchten. Darauf gab er zunächst eine eingehende Schilderung der Wohnungsverhältnisse des mittelalterlichen Berlins.

Die beiden Städte Berlin und Cölln zählten um die Mitte der von dem Redner behandelten Periode (etwa 1250 bis 1517), also um 1400, etwa 6000 Einwohner, die in etwa 320 „Buden" und 160 „Erben" wohnten. Die beiden Gattungen von Wohnhäusern unterschieden sich wesentlich nur dadurch, daß die Erben die Braugerechtigkeit besaßen und demgemäß sich im Besitz der alten erbeingesessenen Bürgerschaft befanden, während in den Buden die niederen Klassen der Bevölkerung, Höker, „Lakenscheerer", Bierschenker, Töpfer, „Schüsseler", Trödler und Juden wohnten. In der Bauart wird sich kein wesentlicher Unterschied ergeben haben. Die Einschließung der mittelalterlichen Städte durch Festungswerke, die nur einen verhältnißmäßig geringen Raum für die Bebauung freiließ, bedingte enge und schmale, langhingestreckte Baugründe, und diese nöthigten wieder, die Häuser mit dem Giebel nach der Straße zu stellen, was bei der Mehrzahl der Berliner Häuser noch um 1648 der Fall gewesen zu sein scheint. Ueberhaupt waren die damaligen Häuser klein und beschränkt, wie auch die auf der Gewerbe-Ausstellung in Treptow in „Alt-Berlin", allerdings für eine spätere Bauperiode, aufgeführten Baulichkeiten deutlich zur Anschauung bringen. Von den Nachbargebäuden waren sie durch einen Zwischenraum getrennt, der allerdings bei Feuersbrünsten für die Bekämpfung des entfesselten Elementes von großem Nutzen sein konnte, weshalb in Breslau 1377 die darin befindlichen Ausbauten mindestens 1½ Ellen vom Nachbarhause ab-

stehen mußten. Doch gaben diese Lücken eine unerwünschte Gelegenheit zur Ansammlung von allem möglichen Unrath und wurden auch gern zur Anlage von Sekreten benutzt. Schwerlich waren die Häuser im damaligen Berlin höher als ein Stockwerk, indem Werkstätten und Geschäftsräume im Erdgeschoß sich befanden, während der Oberstock dem Aufenthalt der Familie diente. In Kaufmannshäusern wird auch hier ein großer Flur mit schweren hölzernen, eisenbeschlagenen Thüren zum Lagern der Waaren gedient haben. Ein hoher, holzreicher Dachstuhl trug ein Dach von Schindeln oder Stroh, das der Feuergefährlichkeit wegen bereits 1436 in Berlin verboten wurde, freilich mit dem durchschlagenden Erfolge, daß nach einem vollen Vierteljahrtausend, nämlich noch 1691, die Strohdächer aus der Stadt nicht verschwunden waren. Ueberhaupt waren die Häuser in jener frühen Periode fast ausschließlich aus Holz gebaut, wie dies zunächst durch die Vergleichung mit anderen deutschen Städten wahrscheinlich gemacht wird. Im 13. Jahrhundert sollen in Cöln a. Rh. von 6000 Häusern nur 10 steinerne gewesen sein, und in Frankfurt a. M. bestand nach dem Berichte des Aeneas Sylvius noch um die Mitte des 15. Jahrhunderts die große Mehrzahl der Gebäude aus Holz. Das niederdeutsche Gesetzbuch, der Sachsenspiegel, das in der Mark in Geltung war, rechnet das Haus ausdrücklich zur fahrenden Habe, weshalb wir uns dasselbe als in Holz oder höchstens in Fachwerk ausgeführt denken müssen, wie denn derartige Häuser noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Skandinavien von einem Orte zum anderen versetzt wurden. Doch fehlt es für den Mangel an Steinhäusern in Berlin nicht an ausdrücklichen Zeugnissen. So wird 1310 ein Bürger ausdrücklich als »Sabellius de domo lapidea«, Zabel vom Steinhause, bezeichnet, und noch in einer Urkunde Friedrichs II. vom Jahre 1451 wird eine Baulichkeit etwa auf der Stelle des jetzigen Predigerhauses der Parochialkirche der „steinerne Giebel" benannt, Ausdrücke, die bei einer größeren Verbreitung des Steinbaues für Privathäuser undenkbar wären. Noch sehr viel später waren Steinhäuser selten. Noch in der italienischen Reisebeschreibung von A. M. Grazian aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts wird die Spree am Mühlendamm mit dem Canale grande in Venedig verglichen, mit Ausnahme der Häuser, die meist hölzern seien. In Zeilers Itinerarium German. werden die Städte Berlin und Cölln als ziemlich klein und „von schlechten Gebäuwen" bezeichnet, wie denn noch um 1650 die ganze Gegend hinter dem Neuen Markt bis in die Gegend der jetzigen Börse mit ganz elenden Gebäuden besetzt war. Für die älteste Zeit mag das bürgerliche Haus in Berlin etwa dem Bilde entsprochen haben, wie es Möser von dem niedersächsischen Bauernhause entwirft. Von der offenen Feuerstätte suchte sich dann bei dem Mangel eines Schornsteines der Rauch seinen Ausweg durch eine Lücke im Dache, wie sie in Frankfurt a. M. noch im Anfange des 13. Jahrhunderts vorhanden war. Gegen Regen, Schnee und Kälte wurde diese dann wohl durch eine Klappe geschlossen, die vielleicht wie die skandinavische „Lyre" aus einem Rahmen bestand, der mit gewissen Häuten von Kälbern oder Lämmchen überspannt war und dem Tageslichte den Durchgang gestattete.

Leider sind, auch außerhalb Berlins, verhältnißmäßig wenige Privathäuser erhalten, und da uns keine Grundrisse aufbewahrt sind, so wissen wir nur sehr wenig von der inneren Einrichtung des Hauses, doch können wir aus der ganzen Anlage desselben schließen, daß die Gemächer klein, eng und finster waren. Der Aufenthalt in diesen Räumen kann daher ein keineswegs angenehmer gewesen sein, zumal im Winter, da der Mangel an Glasfenstern nöthigte, entweder das Fenster offen zu halten und zu frieren oder bei geschlossenen Fenstern im Finstern zu sitzen. Die ältesten Fenster waren nur durch hölzerne Laden zu schließen, die in der Zeit der Minnesinger sich in vertikalen Angeln bewegten und daher im unteren Geschoß als Auslagetische für den Handelsverkehr dienen konnten. Solcher Art mögen die überdachten Tische gewesen sein, auf denen die Berliner Bäcker unter einer Ueberdachung ihre Waaren feilzubieten genöthigt waren. Das Bedürfniß nach Licht führte nun zunächst zum Einschneiden kleiner Oeffnungen in die Fensterläden, die mit, vielleicht geöltem und gefirnißtem, Pergament oder Papier, mit Thierhaut oder Hornscheiben geschlossen wurden. In Basel hatten die Häuser noch im 15. Jahrhundert linnene, das 1402 erbaute Züricher Rathhaus tuchene Fenster. So war die Einführung der Verglasung ein bedeutender Fortschritt, wenn auch zunächst nur die flaschenbodenartige Butzenscheibe zur Anwendung gelangte, deren Verwendung heutzutage einen Rückschritt bedeutet. Erst das Glasfenster schaffte einem der reizvollsten Gebilde der mittelalterlichen Baukunst, dem in den Kreuzzügen dem Morgenlande entlehnten Erker, seine volle Bedeutung, indem nun der Lauschende, selbst gedeckt, von hier aus die Straße ungestört beobachten konnte, doch scheinen Erker im alten Berlin selten gewesen zu sein. Gleichzeitig kam ein neuer Sport mit der Einführung der Glasscheiben auf, nämlich das Einwerfen der Fenster durch Nachtschwärmer, welchem Sporte

namentlich König Christian V. von Dänemark (1670 bis 1699) in seinen ersten Regierungsjahren gehuldigt hat.

Der Fußboden der Gemächer bestand aus gestampftem Lehm, seltener war er wohl gepflastert oder gar gedielt. Der Kälte wegen belegte man ihn daher in reicheren Häusern mit Decken und Teppichen, während man in ärmeren Heu und Stroh streute, das gewiß dem Ungeziefer eine erwünschte Brutstätte gab. Ueberhaupt hat man in diesen Räumen sehr gefroren, weshalb die Bevölkerung häufig, wie in Braunschweig, im Winter nur die eigentliche „Stube" bewohnte. Verständlich wird uns daher die Sehnsucht nach dem Frühlinge, wie sie uns beispielsweise in den Liedern der Minnesänger so lebhaft entgegentritt, da die Winter keineswegs wärmer waren als jetzt. Pelze und Decken vermochten nur ungenügend zu schützen. Auch die Heizmittel waren ungenügend. Der Kamin, häufig an der Außenwand des Gebäudes gelegen und daher sich schnell abkühlend, wirkte zwar als ein ungemein kräftiger Ventilator, aber er erzeugte deshalb auch einen unerträglichen Zug, und seine Heizkraft war verhältnißmäßig gering. Man drängte sich deshalb dicht um ihn zusammen, und die Ehrenplätze waren dicht am Feuer. Bei dem Mangel einer ausreichenden Beleuchtung konnte man sich nur mit leichten Arbeiten beschäftigen, so schnitzten die Männer Hausgeräthe und wohl auch das einfache Spielzeug der Kinder, Windmühlen, Steckenpferde und dergleichen, während die Frauen spannen, allerdings nicht an dem erst 1530 erfundenen Spinnrade, sondern am Spinnrocken. Aber doch hatte der Kamin seinen Reiz, wenn in der dämmerigen Stube die Rede von Mund zu Mund ging und in Sagen und Legenden der reiche Geistesschatz unserer Vorfahren kommenden Geschlechtern überliefert wurde. So pflegte an solchen Winterabenden Ulrich Zwingli, der Vater des großen Reformators, der lauschenden Kinderschaar von den Heldenthaten der Burgunderkriege zu erzählen, während die Großmutter durch Legenden ihren Sinn auf das Religiöse lenkte; so versammelte der holsteinische Edelmann Heinrich v. Rantzau seine Kinder um den Kamin, lehrte sie, leicht bekleidet, die bloßen Füße gegen das Feuer vorgestreckt, die Gluth von unten her auf den Körper wirken zu lassen, und öffnete ihnen dann den reichen Schatz seiner Erfahrung.

Von hoher Wichtigkeit war unter solchen Umständen die Einführung des Kachelofens. Die ersten Spuren davon finden sich früh, in den Museen zu Darmstadt und Speier finden sich Kacheln, die vielleicht aus dem 12. und 13. Jahrhundert herrühren, im 14. Jahrhundert aber ist er sicher vorhanden. Doch glich der plumpe, an den Ecken aus Backsteinen aufgemauerte und auf plumpen Füßen stehende Kachelofen noch lange nicht dem eleganten Gebilde des 16. Jahrhunderts. „Kachel" bedeutet ursprünglich einen Blumentopf, und dieser Art sind auch die sehr alten, im Märkischen Museum aufbewahrten Kacheln, doch fehlt am Boden natürlich das Luftloch, und an ihrer Oeffnung ist die Kachel nicht rund, sondern viereckig. Uebereinander aufgemauert boten diese Kacheln zahlreiche Heizflächen und gaben vielen Händen und Füßen Gelegenheit zur Erwärmung, während man in den oberen Töpfen Essen wärmen konnte, wie es noch im Anfang des 19. Jahrhunderts in jütländischen Bauernhäusern der Fall war.

Mit der Erfindung des Kachelofens fiel auch der lästige Rauch weg, den der Kamin nur zu häufig entwickelte, und der das Holzwerk der Zimmer schwarz beizte. Darin ersetzten ihn freilich die elenden Beleuchtungsmittel, der Kien- oder Buchenspan, die Fackel oder in vornehmen Häusern das Talg- und Wachslicht. Wohl kannte man Lampen, aber diese glichen den noch jetzt gebräuchlichen Illuminationslämpchen; in ihnen befand sich auf einem Schwimmer der Docht, und während sie kaum besonders hell gebrannt haben konnten, verbreiteten sie einen unangenehmen Geruch und verqualmten das Zimmer in hohem Grade.

An eine Tapezierung war unter solchen Umständen natürlich nicht zu denken, vielmehr waren die Wände, die auch in Steinhäusern meist hölzern waren, ganz oder theilweise mit Brettern verschalt. In anderen Fällen waren sie schlicht geweißt, und dann waren manchmal mit Schablonen dürftige Malereien aufgetragen. Dagegen behing man die Wände bei feierlichen Gelegenheiten mit Teppichen.

Das Meublement der mittelalterlichen Zimmer war sehr einfach, wie dies bei der Beschränktheit der Räume auch nicht anders sein konnte. Während große Schränke in besondere Zimmer oder auf den Hausflur verwiesen wurden, bildeten Tische, Truhen, Wand- und Ofenbänke fast die einzige Ausstattung der Wohnzimmer. Stühle fehlten fast ganz. Nur in vornehmeren Häusern finden sich am Schlusse des Mittelalters eigentliche Stühle. Was man bis dahin so nannte, waren große schwere Gestelle mit hoher Rückenlehne, unten befestigter Fußbank und, da man die Polsterung noch nicht genügend verstand, mit aufgelegten Kissen. Nur in reicheren Häusern war dies unbehülfliche Möbel zu finden, und der sogenannte Faltstuhl, der Ahnherr unseres Feldstuhles und Fauteuils, glich ihm an Plumpheit und Schwere. Man saß daher in der Regel, wie noch heute vielfach in Bauernstuben, auf Bänken, vor die der Tisch gestellt wurde. Während er im 13. Jahrhundert auf beweglichen Schragen

nur zum Essen aufgestellt wurde, so daß man, um Raum zu gewinnen, wirklich „die Tafel aufhob", scheint er später grundfest geworden zu sein, und schon finden sich auf den durch Querriegeln verbundenen und mit Fußleisten ausgestatteten Tischen Kasten; Klapptische werden in Breslau schon 1403 erwähnt. In ärmeren Häusern wurden Tische und Stühle häufig durch die zum Aufbewahren von Bekleidungsstücken und Werthsachen dienende Truhe ersetzt. Die Wandbänke waren oft beweglich, dann häufig mit hohen Lehnen ausgestattet; andere hatten ein Loch im Sitz, das durch ein Polster verdeckt wurde, und dienten dann zur Aufnahme von Wäsche. Ob die Wandbänke auch, wie die skandinavische Schlagbank, aufgeklappt und nach Ausziehen eines Einsatzes zum Schlafen dienten, hat der Vortragende nicht feststellen können. Dagegen wurden sie von der niederen Volksklasse unzweifelhaft als Lagerstätte benutzt, und manchmal diente dann wohl ein Stein als Kopfkissen, wenn man es nicht vorzog, sich geradeswegs in Heu und Stroh auf dem Fußboden zu betten. Dagegen kannte das deutsche Mittelalter in besseren Häusern bereits sehr vollkommene Betten, die entweder Bretterboden hatten oder als sogenanntes „Spannbett" einen Boden besaßen, der aus kreuzweise durch Ringe verbundenen Stricken bestand. Doch berührt es befremdlich, daß man bei gediegener Ausstattung des Bettes doch in der früheren Zeit auf Strohsäcken oder auf einer offenen Schütte Stroh schlief, in der das Ungeziefer hauste, wie denn der Nürnberger Folz, wohl scherzhaft, sogar die Mäuse darin nisten läßt. Dabei schlief man im Mittelalter gänzlich unbekleidet und häufig zu mehreren in *einem* Bette, wenn auch dem Vortragenden nicht bekannt war, daß hier wie in Skandinavien ganze Familien *ein* Bett getheilt hätten. Dagegen pflegte man in Deutschland wohl einen lieben Gast mit ins Bett zu nehmen.

Besonderes Interesse verdient die Küche, die, wenigstens im späterern Mittelalter, bereits reich ausgestattet war. Ueber dem plumpen, aus Backsteinen aufgemauerten Herde, auf dem offen das Feuer brannte, hing an einem Kesselhaken der gewaltige Kessel, während um ihn auf Dreifüßen größere und kleinere Töpfe kochten. Die Holzscheite wurden durch Feuerböcke hohl gelegt, um besser zu brennen, ein Blasebalg war vorhanden, das Feuer anzufachen. Daneben war der Bratspieß ein nothwendiges Erforderniß. Außerdem finden wir in wohleingerichteten Küchen auch die wesentlichsten Requisiten der Neuzeit. Anders stand es mit dem Anzünden des Feuers. Das Feuerzeug, das vielfach in der Gürteltasche getragen wurde, bestand aus Stahl und Stein, sowie einer Zunderbüchse, in der die Funken aufgefangen wurden. Daran wurden Schwefelfäden entzündet, an diesen Späne, dann Kienholz, trockenes Holz oder Reisig, endlich gespaltenes Holz und die großen Holzscheite. Dabei mußte oft mit dem Blasebalge nachgeholfen werden, wenn die Hausfrau es nicht vorzog, mit dem Munde das Feuer anzufachen, wobei die umherstäubende Asche nicht sonderlich dazu beigetragen haben wird, die Reize ihrer Morgentoilette zu erhöhen. Unter solchen Umständen zog man es oft vor, das Feuer die Nacht hindurch brennen zu lassen, was freilich im 17. Jahrhundert in Berlin verboten zu sein scheint, da Niemand vor 3 Uhr morgens oder nach 9 Uhr abends Feuer auf dem Herde oder unter der Darre brennen lassen soll. Vielleicht hat man auch, wie anderwärts, „Feuer geborgt", wobei freilich leicht durch fliegende Funken eine Feuersbrunst erzeugt werden konnte.

Wie man aus dem angeführten Verbote ersieht, begann der Tag für das Mittelalter, wie noch lange nachher, sehr früh. Man stand gegen 3 oder 4 Uhr auf. Noch im Jahre 1607 sollten die Schüler des damals noch nicht in Berlin befindlichen Joachimsthalschen Gymnasiums um 4 Uhr bei den Büchern sitzen, um 6 Uhr dem Gottesdienste beiwohnen, um sodann von 7 Uhr ab Unterricht zu empfangen. Nach dem Mittagsessen um 10 Uhr wurde wieder von 12 bis 3 Uhr unterrichtet, um 5 Uhr aß man zu Abend und ging um 8 Uhr zur Ruhe. Bei der Kleinheit der Städte brauchte man, um seinen Geschäften nachzugehen, keiner genauen Tageseintheilung, die wegen des Mangels an Uhren auch nicht zu erzielen war. In den wenigsten Häusern befanden sich Sanduhren, und die Bewohner richteten sich nach dem Läuten der kanonischen Zeiten. Morgens um 3, im Winter um 4 Uhr läutete es zur Matutin oder Mette, um 5 resp. 6 Uhr zur Prime, um 8 oder 9 Uhr zur Terz, um 11 oder 12 Uhr zur Sexte, nach 4 Uhr (im Winter um 3 Uhr) zur None und bald darnach zur Vesper, endlich, gleich nach Sonnenuntergang zur Komplete. Mindestens seit dem 14. Jahrhundert kam hierzu das Avemarialäuten, der Angelus oder englische Gruß, in Berlin die „letzten Glocken". Dann wurden die Stadtthore geschlossen, nachdem alle nicht unverdächtigen Fremden die Stadt hatten räumen müssen. Die Schlüssel wurden dem regierenden Bürgermeister überbracht, der Tag und Nacht von Stadtknechten umgeben war. Auch das Geläut der Kirchen regelte sich nach der Sanduhr. Erst um 1400 scheinen Berlin und Cölln die erste Uhr bekommen zu haben, bei der, da diesen „Seigern" ein Schlagwerk fehlte, ein „Sigrist" durch Glockenschlag die Stunden zu verkünden hatte. Ursprünglich vielleicht auf dem Rath-

hause auf der Langen Brücke aufgestellt, befand sich diese Uhr später (schon nach dem Brande von 1380) im Thurme des Rathhauses an der Spandauerstraße.

War der Berliner des Mittelalters nun zu so früher Tagesstunde aufgestanden, so machte seine Toilette keine großen Umstände. Die Märker galten nicht für besonders reinlich, und so wird man denn, vielleicht von einem flüchtigen Händewaschen abgesehen, wohl die Reinigung in der Regel auf die Tage des Bades verschoben haben. Bäder waren im Mittelalter sehr beliebt. An gewissen Tagen, fast überall Montag oder Dienstag, Mittwoch oder Sonnabend, war das Bad geöffnet, und bei dem Mangel an Uhren wurden die Stunden des Bades häufig durch Ausrufen bekannt gemacht. Handwerker schlossen seinetwillen am Sonnabend früher die Arbeit, und die niederen Stände erhielten damals kein Trink-, sondern ein „Badegeld". Zu dem Bade, das in Berlin am Krögel sich befand, gingen die Badegäste der Diebstähle wegen gern im bloßen Hemde, wie auch die Bademeister häufig in diesem Aufzuge in der Oeffentlichkeit erschienen, ja auch den Knappen der Leinen- und Wollenweber eine derartige Haustracht für das Erscheinen auf der Straße untersagt werden mußte. Uebrigens unterschied man Wannen- und Dampfbäder, in denen man oft stundenlang verweilte. In sehr eingehender Weise schilderte Redner die in den Badstuben, in denen in Berlin die beiden Geschlechter ausnahmsweise getrennt waren, sich abspielenden Scenen.

Aeußerst bunt und mannigfaltig war nach seiner Darstellung die Tracht beider Geschlechter. Während das 13. Jahrhundert bei den Männern lange, bis auf die Knöchel und Füße niedergehende, oft ganz geschlossene Gewänder liebte, erscheint das „Wamms" des 14. Jahrhunderts enger und kürzer, zum Knöpfen eingerichtet, mit engen Aermeln, die bis zum Ellenbogen ebenfalls mit Knöpfen versehen sind. Von ihm unterscheidet sich das Obergewand oft nur unwesentlich, manchmal nur durch die kürzeren Aermel. Im 15. Jahrhundert bleibt der Schnitt des Wammses, das jetzt von dem englischen jacket Schecke(nrock) genannt wird, wesentlich dasselbe, um am Schluß des Jahrhunderts, namentlich auf der Brust, geschlitzt zu werden, so daß das weiße Hemd hervortrat. Die nach unten erweiterten und mit Seide oder Pelzwerk gefütterten Aermel des 14. Jahrhunderts arteten immer mehr aus. Bald so lang, daß sie die Hand bedeckten, waren sie bald wieder weiter, als der Rock lang war, oder an beiden Armen von verschiedener Länge. Die Haupttracht aber war bei Männern und Frauen, seit dem 14. Jahrhundert in immer steigendem Maße, die Zaddeltracht, herbeigeführt durch immer tieferes Auszacken der Aermel und der Ränder der Kleidung, während man gleichzeitig Schellen und Teusinke, d. h. mit silbernen oder goldenen Buckeln beschlagene Gürtel trug. Bei den Männern waren Beinkleid und Strumpf und, indem man von 1350 bis 1460 eine Sohle darunter setzte, auch die Fußbekleidung ein Ganzes. Bunter noch war die Frauentracht, wenn auch hier die Doppeltheilung der ganzen Kleidung nach der Länge in zwei Farben selten vorkam. Das lange Unterkleid des 13. Jahrhunderts mit langen engen Aermeln wurde gewöhnlich von einem ärmellosen Obergewande, der Suckenie oder Sukni, umschlossen. Im 14. Jahrhundert wurde das Frauengewand immer länger, so daß man es mit der Hand aufheben mußte, während es im 15. Jahrhundert immer tiefer ausgeschnitten wurde. Fast alle Modethorheiten des männlichen Geschlechts wurden im 14. und 15. Jahrhundert von der Frauentracht nachgeahmt, so auch die bis 1492 in immer phantastischeren Formen herrschenden Schnabelschuhe. Die Kopftracht der Mädchen war seit dem 13. Jahrhundert der Schapel, ein Blumenkranz oder ein denselben nachahmender, auch mit Bändern umwundener Reif, während verheirathete Frauen anfingen, die Haube zu tragen, die sie oft mit der Kapuze, der Kugel, Gugel oder Gogel, bedeckten. Diese, im Gegensatz zum 13. Jahrhundert, das bei Männern gewöhnlich das Haupt unbedeckt ließ, im 14. Jahrhundert beliebt werdende Kopfbedeckung endete bei Männern hinten in einen nicht selten bis zum Boden niederfallenden Zipfel und wurde mannigfach gefüttert und ausgezaddelt. Leider gestattet der knappe Raum hier keine weitere Ausführung des interessanten Themas.

Trat der Bürger des alten Berlins nun auf die Straße hinaus, so umfing ihn eine Welt, von der wir heute noch kaum eine Vorstellung haben. Die Straßen waren ohne jegliche Baufluchtlinie, eng und winkelig, mit Ueberbauten und Vorkragungen versehen, eine Brutstätte ansteckender Seuchen. An Pflasterung ist in Berlin während des ganzen Mittelalters nicht zu denken, spottete doch selbst der Zustand der bedeutendsten Städte aller Beschreibung. Zwar hatte Paris schon im Jahre 1185 Straßenpflaster, 1229 Mantua, 1242 der Marktplatz zu Verona, aber erst 1331 wird Prag gepflastert, 1379 der Marktplatz in Windberg bei Straßburg, 1386 Nürnberg, wo bis dahin die Reiter im Schmutz nicht vorwärts kommen konnten; 1399 erhält Bern das erste Straßenpflaster, 1400 Regensburg, 1406 die Sandinsel in Breslau, 1416 Augsburg. Die Tuttlinger warnten Friedrich III. vor ihrer Stadt. Als er dennoch kam, versank sein Pferd

bis an die Schenkel im Schmutze, und in Reutlingen wäre er am 28. August 1485 beinahe mit seinem Pferde versunken. In Berlin wird noch um 1660 geklagt, daß Misthaufen und Bretterstapel die Straße verengten. Jeder warf seinen Mist einfach auf die Straße, und Kurfürst Johann Georg soll 1593 die erste Straßenreinigung angeordnet haben, wie er auch 1585 die erste ordentliche Nachtwache einführte. Dennoch weigerten sich im August 1624 die Bürger, den Mist fortzuschaffen, weil sie gerade mit der Feldarbeit beschäftigt wären. Bei der Petrikirche versperrten 1650 die Misthaufen geradezu die Passage, und der Mist auf dem Neuen Markte wurde 1671 durch Bauern aus der Stadt ausgeführt. Nicht wenig trug zu diesen Zuständen die Landwirthschaft der Bürger bei, deren Scheunen erst 1674 aus der Stadt verwiesen wurden, insbesondere die blühende Schweinezucht, die durch das Brauereigewerbe gefördert wurde. In der Bauordnung vom 30. November 1641 wird über die Verbauung der kleinen Gasse am Molkenmarkt durch Schweineställe Klage geführt. Diese befanden sich trotz aller Verbote häufig geradezu unter den Fenstern, was um so bedenklicher war, als Schweinemist für besonders pestfangend galt. Erst der eisernen Hand des Großen Kurfürsten gelang beim Herannahen der großen, 1678 von Konstantinopel ausgehenden und 1681 bis in die Altmark vordringenden Pest die Verbannung der Schweine.

Unter solchen Umständen war es, da nur an gewissen Eckhäusern im Mittelalter Kienpfannen brannten, Nachtschwärmern gerathen, sich mit Kienspan oder Fackel zu versehen, was, früher in deutschen Städten geradezu geboten, in Berlin 1618 wegen der damit verbundenen Feuersgefahr verständigerweise verboten ward. Der Vortragende ging an dieser Stelle auf eine nähere Schilderung einer Feuersbrunst in Berlin ein, wobei er betonte, daß die Einrichtungen unserer Vaterstadt verhältnißmäßig recht gute gewesen sein müssen, da wir, abgesehen von den drei fürchterlichen Bränden des 14. Jahrhunderts (1348, 1376 und 1380) von allgemeinen Brünsten nichts wissen, und schloß daran eine eingehendere Darstellung des Marktlebens und von Gerichtsscenen in der Nähe des Rathhauses, wobei er nicht unerwähnt ließ, daß die schwereren Lebensstrafen außerhalb der Städte, für Berlin in der Gegend des jetzigen Straußberger Platzes, für Cölln an der Schöneberger Grenze, vollzogen wurden.

Spaziergänge waren im alten Berlin nicht beliebt, zumal da die Umgegend außerordentlich unsicher war. Theater, Museen, Konzerte und dergl. waren für jene Zeit nicht vorhanden, und so dürfen wir uns denn nicht wundern, wenn die Genüsse unserer Vorfahren sich vornehmlich auf Essen, Trinken und Tanzen beschränkten. Der Vortragende schilderte hier in breiter Ausführung neben der Feier eines Kirchganges der Wöchnerinnen namentlich eine Berliner Hochzeit des 15. Jahrhunderts, wobei er auf eines der Wandgemälde des Bürgersaales verweisen konnte. Daran knüpfte sich eine Schilderung der sehr drolligen Vorgänge an einer damaligen Tafel, die der Vortragende durch eine Reihe von Anstandsregeln des Mittelalters und durch eine Anleitung des Erasmus von Rotterdam zur Kindererziehung aus dem Jahre 1530 beleuchtete. Leider gestattete die Kürze der Zeit nur eine kurze Skizzirung der Tafelgenüsse, bei denen starke Gewürze, Saffran und Pfeffer, eine Hauptrolle spielten. Nach einer Schilderung der damals üblichen Tänze ging der Redner auf eine Darstellung eines Berliner Leichenbegängnisses über, wobei er namentlich auf das Fehlen einer besonderen Trauerkleidung, eines Leichenwagens, von besonderen Leichenträgern und einer Grabrede hinwies. Auch wurden die Berliner Todten, wie auch sonst in deutschen Städten, nach dem Gesetze nicht im Sarge begraben, da das Stadtbuch von 1397 ausdrücklich vorschreibt, „sonder Schrein soll man die Todten begraben, arm oder reich". Der Kirchhof war im Mittelalter nicht wie jetzt ein Ort stiller Poesie, sondern diente, häufig verwildert und den Besuchen des Viehes preisgegeben, oft den weltlichsten Zwecken, ja selbst Tanzfreuden, an denen nicht selten Mönche und Nonnen sich betheiligten.

Nach einer kurzen Darstellung des Wüthens einer Pestilenz und ihrer Schrecken in einer mittelalterlichen Stadt berührte der Vortragende namentlich die Wirksamkeit der Kirche und gab im Anschluß an das Kirchenjahr eine kurze Schilderung der insbesondere von der Kirche geleiteten oder beeinflußten Feste.

Nicht unerwähnt blieb sodann diejenige Vereinigung, die sich die Pflege einer höheren und edleren Geselligkeit zur Aufgabe machte, um freilich auch der mittelalterlichen Derbheit zu erliegen, nämlich des Kalands, dessen Gebräuche der Vortragende erläuterte.

Die Rücksicht auf die zahlreich versammelte Zuhörerschaft, die trotz der großen zeitlichen Ausdehnung des Vortrages bis zuletzt ein gespanntes Interesse bewahrte, nöthigte den Vortragenden, von einer beabsichtigten Darstellung der Berliner Schulen im Mittelalter abzusehen und seinen Vortrag mit dem Hinweise zu schließen, daß wir in Anbetracht des starken Ueberwiegens der Schattenseiten des mittelalterlichen Lebens über die Lichtseiten uns freuen dürften, in der Ausstellung „Alt-Berlin" die letzteren ohne die ersteren genießen zu können.

Am Sonnabend, den 28. März 1896 wurde die Arbeitssitzung, da die Vorsitzenden dienstlich bezw. durch Krankheit am Erscheinen verhindert waren, durch den Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke mit der Vorstellung der neuen Mitglieder und der Bekanntgabe der Sitzungstage im Monat April eröffnet. Unter den Einläufen wurde der Aufsatz des Herrn Prof. W. Meyer-Göttingen über den Berliner Annalisten von 1434, und die Programmarbeit des Herrn Dr. Joh. Bolte über Martin Fr. Seidel besonders hervorgehoben.

Zunächst legte Herr H. Busse den in Urnen und kleinen Gefäßen bestehenden Inhalt eines vollständig erhaltenen altgermanischen Grabes aus Wilmersdorf (Kr. Beeskow) vor, der u. A. auch mehrere wohlerhaltene Ringe und Nadeln sowie eine bronzene Angel enthielt, die als eine der größten Seltenheiten ihrer Art auf der Fischereiausstellung zur Vorführung kommen soll.[1])

Darauf besprach Herr Dr. F. Krüner eine florentinische Gesandtschaftsrelation über Berlin von 1609.

Aus den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts liegt uns eine ausnahmsweise große Zahl ausführlicher Reiseberichte diplomatischer Agenten über Deutschland vor. Allein die Mehrzahl der letzteren begab sich nur an den Kaiserlichen Hof nach Prag und zu den maßgebenden geistlichen und weltlichen Reichsfürsten des südlichen und westlichen Deutschlands. Nur ein ausführlicher Bericht über den Nordosten unseres Vaterlandes ist uns erhalten, der des florentinischen Gesandtschaftssekretärs Daniel Eremita, dessen »Iter Germanicum« von 1609. In diesem Jahre begab sich auf Geheiß des eben zur Regierung gekommenen Großherzogs Cosimo II. von Toskana, um dessen Thronbesteigung den deutschen Höfen anzuzeigen, eine Gesandtschaft, bestehend aus Sylvius Piccolomini, einem Grafen Colloredo und dem oben genannten Sekretär, nach Deutschland, wo es neben der offiziellen Notifizirung des Regierungswechsels ihre Aufgabe war, die Stellung der einzelnen Reichsfürsten zu den beiden im Entstehen begriffenen Bünden, der Union und der Liga, sowie die Parteinahme in der brandenburgisch-neuburgischen Streitsache, Cleve betreffend, zu sondiren, endlich wenn möglich die bestehenden Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Italien zu fördern, besonders für die Deutschland durchschneidende große Handelsstraße von Danzig nach Livorno, auf welcher viel Getreide nach Toskana ging, bequemere Verbindungen und direktere Anknüpfungen zu gewinnen.

Das erste Ziel der Reise war naturgemäß Prag, wo sie auf die Audienz bei dem für die Außenwelt fast unnahbaren Kaiser Rudolf II. lange Tage warten mußten. Dafür kommt dieser auch in der Schilderung durch die Florentiner sehr übel fort. Sie verspotten seine Liebhaberei für alte Uhren, seltene Bilder und noch andere Objekte und bringen seinen frühzeitigen körperlichen Verfall mit seiner schnellen Art zu leben in Verbindung. Die landschaftlichen Reize der böhmischen Hauptstadt dagegen schildert der Bericht ebenso begeistert wie die Reise nach Dresden durch die malerischen Berglandschaften der Moldau und Elbe. Dresden hatte der Kunstsinn der letzten Kurfürsten mit hervorragenden Denkwürdigkeiten und klassischen Sammlungen geschmückt, so daß die Reisenden dort gleichsam ein Stück Italien auf deutscher Erde wiederfanden. Freilich paßte dazu wenig der Eindruck, den sie von dem derzeitigen politisch gleichgültigen, stets trinkfesten Kurfürsten Christian II. gewannen. Dieser empfing sie erst später in Torgau zwischen den Jagden und dem großen Landtage. „Ein wahrer Felsblock erschien uns dieser Sachse", sagt Eremita von ihm in lateinischem Wortspiel: »Saxo ille vere saxeus.«

Mit großen Erwartungen gingen die Gesandten von dort nach Berlin, von wo der Ruf des wunderthätigen Leonhardt Thurneysser und des kunstschöpferischen Rochus von Lynar in weite Ferne gedrungen war. Beide lebten noch in frischer Erinnerung der Berliner, wenn auch mehrere Jahre seit ihrem Tode vergangen waren. Für die verwöhnten Italiener blieben die vielbewunderten, zum Theil eben erst vollendeten Bildwerke der Nikolai-Kirche wohl die einzigen Zeugnisse der hier blühenden Kunst. Auf der anderen Seite freilich ließen ihnen die noch frischen Maueranschläge mit den Polizeiverboten gegen Straßenverunreinigung, nächtliche Ruhestörung und anderen Unfug die kleine märkische Hauptstadt als halbslavisch und barbarisch erscheinen. Wichtiger war für die wirthschaftliche Enquête der Gesandten der Handelsverkehr der beiden großen Häuser Weiler in der Georgen- (Königs-) Straße und Scholle in der Spandauer Straße, deren Beziehungen im Nordosten bis Danzig reichten, wenn sie auch im Südwesten in Augsburg ihr Ende fanden.

Der Empfang der Florentiner in Berlin ließ nichts zu wünschen übrig. Schon am Thore wurden sie von einem Hofmarschall begrüßt und erhielten Quartier im Schlosse. Der noch jugendliche Kurprinz Georg Wilhelm hatte von seinem vielbe-

[1]) Eine genauere Beschreibung der Fundstücke erfolgt in der nächsten Nummer.

schäftigten Vater den Auftrag, in jeder Weise für ehrenvolle Aufnahme der Gesandten zu sorgen. Der durch die schwierige äußere Lage wie durch die unbotmäßigen Stände vollauf in Anspruch genommene Johann Sigismund hatte wenig Zeit für die Florentiner übrig, wenn er auch zu ihrer Ehrung bei ihrer Ankunft und vor ihrer Abreise ein Festgelage veranstaltete. Dazu hatte der Hof soeben Trauer angelegt für den jüngsten Prinzen Albrecht Christian. Der Kurfürst war aus Ostpreußen, wo ernste Verwickelungen drohten, nach Berlin gekommen und rüstete sich schon wieder zur Rückreise nach Königsberg. Nur die schwebende clevesche Angelegenheit hatte ihn auf wenige Tage nach Berlin geführt, wo er mit seinen Verbündeten, dem Markgrafen von Ansbach und dem Landgrafen Moritz von Hessen, zusammentraf. Der erstere imponirte den Florentinern durch sein weltmännisches und feingebildetes Auftreten, das sie auch dem Landgrafen nachrühmen, so lange er in der Befriedigung seines Durstes sich zu mäßigen wußte. Im anderen Falle wurde er beleidigend, beschimpfte die Katholiken und ließ den Toskana feindlichen König von Frankreich hochleben. Im Uebrigen konnten die Gesandten mit Befriedigung berichten, daß die Union weder von Dresden noch von Berlin aus auf große Hülfe zu rechnen habe. Kurz vorher war der bis dahin wesentlich in cleveschen Angelegenheiten genannte Graf Adam Schwarzenberg nach Berlin gekommen, wo seine maßgebende Rolle aber erst beinahe ein Jahrzehnt später begann.

Von Berlin gingen die Florentiner nach Köthen, das durch den Herzog Ludwig zu einem Musensitze gemacht worden war, der in seinem äußeren Eindrucke gleichfalls das damalige Berlin übertraf. Den eigentlichen Glanz prächtiger Fürstensitze lernten die Gesandten aber erst in Koblenz, Aschaffenburg, Würzburg, Heidelberg und Stuttgart kennen, während das reiche blühende Leben der deutschen Handelsstädte ihnen in Frankfurt a. M., Ulm, Nürnberg und Augsburg aufging, von wo sie im Dezember 1609 die Heimkehr nach Florenz antraten.

Die historische Ausstellung in „Alt-Berlin".

Dem „Verein für die Geschichte Berlins" ist bei der bevorstehenden Gewerbe-Ausstellung in der Abtheilung „Alt-Berlin" eine nicht leicht wiederkehrende Gelegenheit geboten, zu zeigen, was er aus eigener Kraft zu leisten im Stande ist.

Nach dem von dem Vorstande und dem „Ausschuß für die historische Ausstellung" erlassenen Rundschreiben vom 12. Februar d. Js. hat die Gesellschaft „Alt-Berlin" dem „Verein für die Geschichte Berlins" die Räumlichkeiten der Heiliggeistkirche zur Verfügung gestellt.

Die Kirche giebt nicht nur äußerlich architektonisch richtig den Charakter der Zeit wieder, sondern wird auch im Innern mit historischer Treue, soweit möglich, ausgebaut werden.

Es gilt nun, in diesem Raume eine Ausstellung zu veranstalten, welche die Hauptepochen der historischen Entwickelung Berlins, insbesondere in Verbindung mit dem Wirken unseres Herrscherhauses, zur Darstellung bringen soll.

Der Aufruf vom 12. Februar d. Js. hat nun leider bisher noch nicht den Erfolg gehabt, den wir ohne Weiteres bei unseren Mitgliedern voraussetzen konnten. Es sind zwar eine Reihe von Anmeldungen sehr interessanten Inhaltes eingelaufen, jedoch sind dieselben der Zahl nach immerhin noch so geringfügig, daß die einzelnen, besonders ins Auge gefaßten Epochen noch nicht deutlich und klar in die Erscheinung treten.

Fast alle unsere Mitglieder sind, wie wir wissen, im Besitz von historischen Denkwürdigkeiten, oft der seltensten Art, und es bedarf wohl nur noch einmal der Anregung und Aufforderung, um alle Mitglieder zu einem schönen Zwecke zu vereinigen.

Das Zustandekommen der Ausstellung in einer der Würde des Vereins entsprechenden Weise ist natürlich davon abhängig, daß die Ausstellung nicht nur reichlich beschickt, sondern auch den angedeuteten Anforderungen völlig gerecht wird. Das Finanz-Konsortium theilt diese unsere Auffassung.

Möge also jedes unserer Mitglieder, durchdrungen von der Bedeutung des Vereins, Alles aufbieten, um dem Vorstande und dem „Ausschuß für die historische Ausstellung" die Durchführung des schönen und großartigen Unternehmens zu ermöglichen.

Auf das soeben zur Versendung gelangte Rundschreiben vom 2. April, namentlich auf die gegen Feuers- und Diebesgefahr gebotenen Garantien, gestatten wir uns hiermit noch einmal hinzuweisen und ersuchen diejenigen Mitglieder, welche die Anmeldung ihrer Ausstellungsgegenstände noch nicht bewirkt haben, diese sofort an Herrn Rechtsanwalt Holz, C. Kaiser-Wilhelmstr. 44, gelangen lassen zu wollen.

Berlin, den 4. April 1896.

Der Vorstand des Vereins für die Geschichte Berlins
und
Der Ausschuß für die historische Ausstellung in Alt-Berlin.

Die Berliner Straßenbeleuchtung im Jahre 1796.

Im Jahre 1794 richtete der Magistrat zu Posen an den dirigirenden Minister von Südpreußen, v. Voß, die Bitte, für die neueinzurichtende Straßenbeleuchtung die Summe von 2000 Thlrn. aus dem städtischen Verschönerungsfonds zu bewilligen. Der Minister war auch nicht abgeneigt, diesem zu willfahren, verlangte aber zunächst eine genaue Nachweisung über die Straßen, die Distanzen und die Anzahl der Laternen, ihre Form, innere Einrichtung, die Art der Aufstellung und besonders die Kosten der ersten vollständigen Anlage, und eine zweite Nachweisung über die Oekonomie der Unterhaltung, des darauf anzustellenden Personals und die jährlichen Kosten.

Um diesen Verlangen zu genügen, wandte sich der Posener Magistrat nach Berlin und Magdeburg um Auskunft über die dortigen Verhältnisse. Ueber die ihm aus Berlin zugegangenen Mittheilungen berichtet[1]) er am 18. Januar 1796 Folgendes: „Hiernach geschieht die Erleuchtung in Berlin durch Laternen, welche theils auf hölzernen Pfählen, theils an den Häusern auf eiserne Arme angebracht sind. Die Höhe der Laternen von dem Straßenpflaster ist auf 8—9 Fuß, die Entfernung derselben ist so eingetheilt, daß jedesmal auf 50 bis 60 Schritt 3 Stück stehen, welche übers Kreuz auf jede Seite vertheilt sind. Die Erleuchtung geschieht 8 Monate lang vom 1. September bis ult. April, und in jedem Monat werden im Durchschnitt wegen des Mondenscheins 20 Brenntage angenommen. Die Unterhaltung der Erleuchtung wird einem sach- und localitätskundigen Manne von 6 zu 6 Jahren in Entreprise gegeben. Nach dem diesfallsigen Contract erhält der Pächter für jede Laterne und sie in Reparatur zu unterhalten jährlich 3 gGr. vergütet, und für die Unterhaltung in Oehl 2 Thlr. 20 Ggr., für diejenigen aber, welche während der 12 Monathe die ganze Nacht hindurch brennen, 4 Thlr. 6 Gr. Die Laternen haben nur grüne ordinäre Glas-Scheiben und kosten das Stück 3 Thlr. 8 gGr.

Das Personale zu Besorgung der Erleuchtung bestehet aus zweyerley Personen, nemlich aus Laternen-Versorger und Laternen-Anzünder. Erstere putzen und versorgen die Laternen mit Oehl und Docht und hat dieser 120 bis 130 Laternen zu bestreiten. Letztere zünden bloß die Laternen an, wozu jedem eine Anzahl von 40 bis 50 angewiesen ist.

Erstere erhalten nach Beschaffenheit ihrer Arbeit monathlich 5 Thlr. 12 Gr. bis 8 Thlr. und letztere desgl. 2 Thlr. An Oehl wird nach einem ohngefehren Durchschnitt auf 8 Monath für eine Laterne 30 Pfd. gerechnet.

Diejenigen Laternen, welche auf den Antrag des einen oder anderen Dicasterii extraordinaire angelegt werden, müssen aus denen resp. Cassen nach den vorbenannten Säzen vergütet und von dem Pacht-Entrepreneur ebenmäßig unterhalten werden. Lezterer übernimmt die Laternen pro Inventario, jedoch werden die abgefaulten Laternen-Pfähle extraordinarie hergestellt und die Kosten aus der extraordinairen Casse des General-Directorii bestritten.

Wenn von Polizey wegen einige neue Laternen angesezt werden, so erfolgen die Kosten ebenfalls aus der extraordinairen Casse, die unentgeldliche Unterhaltung derselben aber wird bey dem nächstfolgenden Pacht-Contract einbedungen."

R. Prümers.

[1]) Original im Geh. Staats-Archiv Berlin: General-Direktorium, Südpreußen, Ortschaften, Posen Nr. 926.

Kleine Abhandlungen und Notizen.

Am Dienstag, den 17. März 1896 wurde im National-Theater zum ersten Male: „Jaczo, der Wendenfürst", historisches Schauspiel in drei Aufzügen, verfaßt von unserem Mitgliede Viktor Laverrenz, aufgeführt.

In acht Bildern entrollte der als Kenner vaterländischen Wesens bekannte Verfasser ein Stück Geschichte aus märkischer Vorzeit. Er nimmt eine geschichtliche Sage als dramatischen Entwurf und baut ein Stück auf, welches in der Reihe der vaterländischen Dramen einen beachtenswerthen Platz einzunehmen berechtigt ist. Die Geschichte Jaczos oder Jackos, wie sich der alte Wendenhäuptling genannt haben mag, ist in ihren Hauptumrissen jedem Märker, insbesondere jedem Berliner bekannt. Die Sommerausflüge nach Schildhorn frischen immer von Neuem die Sage auf und machen sie zum Gemeingut. Die Zeichnung des Wendenfürsten Jaczo ist vortrefflich. Ein tapferer, streitbarer Mann und ehrlicher Feind, der auch wärmerer Empfindung fähig und jedenfalls unter seinem Volke der Edelsten einer ist. Auf der Bühne erschien er aber, durch Siegfried Bruck dargestellt, etwas zu klein, nicht stattlich genug. Die Figur Albrechts des Bären ist charakteristisch gezeichnet. Die Sprache, welche Laverrenz den Personen seines Stückes in den Mund legt, ist durchaus edel, fast elegant. Manche allzu tiefe Empfindungen steigen in gefälliger Breite aus der Brust der rauhen

Krieger heraus. Befremdend wirkt das fast dämonische Auflodern heißer Liebe zwischen dem deutschen Ritter von Rheinstädt und Jaczos Tochter Slavina (Bertha Arco). Letztere fährt nur in einem Boote die Oberspree hinauf und Ersterer steht auf den Mauern Alt-Berlins. Und schnell erzielt der Liebespfeil in solcher Entfernung eine verhängnißvolle Wirkung. Von den acht Bildern, in welche die Handlung eingetheilt ist und welche sämmtlich ein lokal-patriotisches Interesse hervorrufen, sind unstreitig die am besten gelungenen „das Lager Albrechts des Bären", und „die Schlacht bei Schildhorn", die hinter der Bühne geschlagen wird. Die Darsteller nahmen sich des Stückes mit großer Liebe an und ein umfangreicher Apparat von Waffen, Kostümen, Dekorationen trat in Aktion, um die Sache möglichst charakteristisch zu gestalten. Die beiden Hauptpersonen Jaczo und Albrecht der Bär hatten in den Herren Bruck und Schmitt tüchtige Vertreter und errangen sich bald die Sympathie des Publikums; als ebenso tüchtige Darstellerin erwies sich Fräulein Arco. Aber völlig unzureichend erfüllte Herr Ludwig Rusing seine Aufgabe als Heinrich von Rheinstädt, der seine Rolle gut konnte, aber wohl nicht kannte. Der Verfasser mußte wiederholt erscheinen, um die Zeichen lebhafter Anerkennung von Seiten eines Publikums, das sonst wohl nur in den königlichen Theatern sich zu bewegen pflegt, entgegenzunehmen.

Dr. H. Brendicke.

Besprechung von Büchern etc.

„Deutsche Rundschau." Verlag der Deutschen Rundschau in Berlin W. 35, Lützowstr. 7.

Briefe der Königin Luise stehen an der Spitze des Märzheftes. Sie sind an die Oberhofmeisterin Gräfin Voß gerichtet und entstammen der Zeit von 1796 bis 1810; die Gestalt der Königin lassen sie klar hervortreten. Archivrath Paul Bailleu hat diese handschriftlichen Aeußerungen der Königin herausgegeben und sich dieser Aufgabe mit voller Hingebung gewidmet, indem er dem Texte erläuternde Anmerkungen beigab und den Briefen eine orientirende Einleitung voranstellte. In seinem übrigen Inhalt berücksichtigt das Heft die wichtigsten Tagesfragen; so bietet es den Anfang eines großen Aufsatzes „Zur Deutschen Frauenbewegung" von dem Göttinger Nationalökonomen Gustav Cohn; ferner wendet es sich den letzten großen politischen Ereignissen zu, indem es vom Grafen v. Pfeil einen Rückblick auf die Gründung der Boerenstaaten und von C. v. Hanneken einen Beitrag zur Geschichte des ostasiatischen Krieges bringt. Der Autor berichtet in einem zweiten Abschnitt seiner Episoden aus dem chinesisch-japanischen Kriege über die chinesischen Truppen in Korea. Die litterarhistorische Forschung und die Kritik ist vertreten durch eine feinsinnige Abhandlung von Otto Krümmel über Nautische Märchen und Sagen, sowie durch eine Reihe kleinerer litterarischer Notizen. Vizeadmiral Batsch würdigt ein neues Werk über unsere Kriegsflotte, G. Egelhaaf behandelt die von Ed. Zeller herausgegebenen Briefe von David Friedrich Strauß, an ihre Besprechungen schließt sich eine Charakteristik der deutschen Volksdichterin Katharina Koch.

Im Aprilheft behandelt Gustav Cohn die deutsche Frauenbewegung. Hier sind die Ziele und Bestrebungen der Frauenbewegung klargelegt und einer Kritik unterzogen, zu der Gustav Cohn wie kaum ein Anderer berufen war. Zu diesem fesselnden Artikel gesellen sich eine Darstellung Hermann Grimms von Bettinas letztem Besuch bei Goethe, die eine Fülle neuen Materials zur Beurtheilung Bettinas v. Arnim enthält, eine Schilderung von der Entwickelung unseres historischen Instituts in Rom aus der Feder von Max Lenz; die ersten Abschnitte neuer Erinnerungsblätter von Theodor Fontane, die den Tunnel unter der Spree schildern und in das Berliner litterarische Leben der vierziger und fünfziger Jahre auf das Liebenswürdigste einführen. Die Novelle L. Forsters: Die Flinte von San Marco, gelangt zum Abschluß und bewahrt bis zum Ende den Reiz ihres altitalienischen Kolorits; neben ihr wirkt ein neues Ostseemärchen Hans Hoffmanns: Prinzessin Meinetwegen, durch seinen Humor auf das Glücklichste. Im Chronikentheil finden sich litterarische Notizen und Besprechungen, wie eine Charakteristik der Memoiren von Barras und Ausführungen Milchhoefers über kunst- und kulturgeschichtliche Werke, deren Verfasser auf den Pfaden Homers wandeln; auch begegnen wir einer Uebersicht Karl Frenzels über Novitäten der Berliner Theater aus dem letzten Winter.

Rießlings 300 Quadratmeilen um Berlin. Verlag von Alexius Rießling in Berlin SW., Kleinbeerenstr. 26.

Kießlings Uebersichtskarte von 300 Quadratmeilen um Berlin 1 : 300000. Mit Ortschaftsverzeichniß. Preis 1 Mk. Unter diesem Titel veröffentlicht der genannte Verlag, der seit Jahrzehnten die Darstellung der Heimath als Spezialität pflegt, ein kartographisches Hilfsmittel, das allen Wanderfreunden willkommen sein wird. Das in handlichem Format zur Anschauung gebrachte Gebiet reicht weit über Neu-Ruppin, Joachimsthal, Schwedt, Küstrin, Frankfurt a. O., Lübben, Jüterbog, Rathenow und Kyritz hinaus und berücksichtigt somit ein gut Theil von Gegenden, für die man bisher auf theure Generalstabskarten angewiesen war. Die unter Mitwirkung des bekannten märkischen Wanderers Dr. B. Graupe bearbeitete, in geschmackvollem Farbendruck ausgeführte Karte, die alles in jüngster Zeit Entstandene berücksichtigt, ist frei von unnützem Beiwerk; die farbig eingetragenen Chausseen und Pflasterwege sind mit Kilometereintheilung versehen, so daß die Entfernung von Ort zu Ort sofort zu ermitteln ist: also eine reichhaltige, zuverlässige und äußerst wohlfeile Karte, die die weiteste Verbreitung verdient.

Briefkasten.

G. B. Die eingehende, mit vielen Abbildungen geschmückte Abhandlung „Der Berliner Thiergarten von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart" von Ferd. Meyer können Sie für 1,60 Mk. portofrei vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke beziehen.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Brendicke in Berlin W35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 5. — Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. — 1896.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

622. Versammlung.

11. (3. außerordtl.) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:

Mittwoch, den 6. Mai 1896.

Ausflug nach Köpenick.

Die Mitglieder mit ihren Damen und Gästen versammeln sich gegen 3 Uhr Nachmittags auf dem Bahnhofe in Köpenick und fahren mit der Pferdeeisenbahn nach Schloß Köpenick (jetzt Königliches Seminar). Dort 3½ Uhr Begrüßung durch den Herrn Seminar-Direktor Dr. Fritze und Vortrag des Herrn Seminar-Lehrers Trettin. Besichtigung des Schlosses und der Schloßkirche. Erläuterungen durch den Herrn Schloßpfarrer Schwarzlose. Kaffeerast bei Bormann. 6 Uhr Abfahrt mit dem Dampfer nach Kolonie Hirschgarten (bei schönem Wetter bis Rahnsdorf am Müggelsee und zurück). 8 Uhr Abendessen in Hirschgarten. Von dort 9^{31} Rückfahrt.

Theilnehmerkarten, rothe à 2,50 **Mk.**, blaue für Gäste à 3,00 **Mk.** (für Kaffee, Pferdeeisenbahn, Dampferfahrt, Abendessen) werden nur an Mitglieder gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte bis zum 4. **Mai** durch unsern Schatzmeister, Herrn Hoflieferanten C. Gerold, Unter den Linden 24, ausgegeben. Die Theilnehmer benutzen am besten den Vorortzug, der 2^{08} Uhr Nachmittags vom Schlesischen Bahnhof abfährt (Alexanderplatz 1^{59}, Friedrichstraße 1^{53}, Zoologischer Garten 1^{43}, Charlottenburg 1^{37} Uhr).

---

623. Versammlung.

12. (4. außerordtl.) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:

Sonntag, den 31. Mai 1896.

Wanderfahrt nach Schloß Petzow und Dorf Ferch am Schwielowsee.

Nähere Mittheilungen erfolgen durch Benachrichtigung auf Postkarte. Herr v. Kaehne auf Petzow hat sich in liebenswürdigster Weise bereit erklärt, den Verein zu empfangen.

Für das Sommerhalbjahr sind, abgesehen von dem Besuch der historischen Ausstellung in „Alt-Berlin“, folgende Ausflüge und Wanderfahrten in Aussicht genommen:

10. Juni: Königswusterhausen (halbtägig),
28. Juni: Schwedt a. O. (eintägig),
Juli: Herrenpartie (einundeinhalbtägig),
16. August: Fürstenwalde-Rauen (eintägig).

Ferner die Besichtigung der Nicolaikirche, des Kammergerichts, der Sternwarte u. A.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Wilh. L. A. Schultze, Konkursverwalter, SO. 33 (Treptow), Elsenstr. 3.
- " Paul Becker, Fabrikant, S. Alexandrinenstraße 51.
- " Rudolf Loholm, Kaufm., NW. Lessingstr. 50.
- " Dr. Paul Poppe, Gymnasiallehrer, S. 53, Urbanstr. 180.
- " Johannes Ott, Geh. Registrator im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Friedenau, Handjerystraße 58/59. (Sendungen nach Wilhelmstr. 80, Erdgeschoß, links.)
- " Dr. Paul Schwartz, Oberlehrer, Friedenau, Wielandstr. 14a II.
- " Uhles, Kammergerichtsrath, W. Thiergartenstraße 3a.
- " Rud. Wendt, Rentier, SO. Köpenickerstraße 1 III.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Paul Metke, Kaufmann, NO. Pallisadenstraße 24. Einf.: Herr Otto Mönch.
- " Ernst Schmidt, Architekt, Charlottenburg, Kaiser-Friedrichstr. 50a. Einf.: Herr Willy Müller-Friedenau.

Wohnungsveränderungen:

Herr Max Fritze, Bildhauer und Inhaber einer Bronzewaarenfabrik, SO. Elisabeth-Ufer 1.
- " Jean Bertrand, Fondsmakler und Rittergutsbesitzer, Südende, Bahnstr. 16.
- " Dr. Herm. Rohrbeck, Inhaber der Firma: J. F. Luhme & Co., Halensee, Bornimerstr. 8. Sendungen nach Berlin NW. Karlstr. 24.
- " Georg Brose, Kaufmann, W. Lützowstr. 47 I.
- " Eduard Bertz, Schriftsteller, Potsdam, Neue Königstr. 71.
- " Georg Beermann, Ingenieur, SO. Köpenickerstr. 74. I.
- " August Herbig, Verlagsbuchhändler, Rittmeister d. L., W. 10, Sigismundstr. 2 I.
- " Harder, Geh. Ober-Reg.-Rath, Major im 1. Garde-Landwehr-Reg., Potsdam, Meierei, Neuer Garten.
- " R. Wichmann, Kaufm., Schöneberg, Hauptstraße 54.

Gestorben:

Herr C. Simon, Fabrikbesitzer, N. Chausseestr. 53, Mitglied seit 1868, † 22. März 1896.
- " H. Gierschner, Ingenieur, W. Bülowstr. 44 II, Mitglied seit 1894.
- " C. Zinke, Expeditions-Chef, SW. Bergmannstr. 102. † 27. Februar 1896, Mitglied seit 1894.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

In der öffentlichen Sitzung des **Vereins** für die **Geschichte Berlins**, die am Sonnabend, den 11. April 1896 im Bürgersaale des Rathhauses vor zahlreich erschienener Versammlung abgehalten wurde, hielt Herr Oberlehrer Dr. Joh. **Bolte** einen Vortrag über **Martin Friedrich Seidel** (einen berlinischen Geschichtsforscher in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts).

Der Vortragende eröffnete seine historischen Auseinandersetzungen mit den Worten:

Dem Vereine für die Geschichte Berlins möchte ich in dieser Stunde einen seiner würdigsten, aber bisher nicht genug gewürdigten Ahnherren vorführen, einen echten Berliner, dessen Haus wenige Schritte von dieser Stätte stand, und dessen Leib in der Nicolaikirche ruht, einen Historiker, der unbedingt zum Ehrenmitgliede unseres Vereins ernannt werden würde, wenn er nicht eben schon vor 200 Jahren Todes verblichen wäre: den Kammergerichts-Rath M. F. **Seidel**.

Seine Lebenszeit ist begrenzt durch die Jahre 1621 und 1693; sie fällt also im Wesentlichen unter die Regierung des **Großen Kurfürsten**, desjenigen Hohenzollern, der in stürmischen gefahrvollen Zeiten sein durch die Soldateska des Dreißigjährigen Krieges niedergetretenes Land zur Sicherheit und Ruhe brachte, der die in Recht, Sitte und Bekenntniß so verschiedenen Provinzen zu einem einheitlichen Ganzen verschmolz, der wie für die Hebung des Wohlstandes, so auch für das Gedeihen der Kunst und Wissenschaft mit weitschauendem Blicke sorgte. Soviel nun auch neuerdings für die Erforschung der Regierungszeit Friedrich Wilhelms geleistet worden ist, für die Geschichte der Litteratur und der Wissenschaften bleibt noch viel zu thun übrig. Ldw. **Geiger**, der die Geschichte des geistigen Lebens in Berlin geschrieben hat, beginnt erst mit Friedrich I., der doch nur auf dem Grunde weiterbaute, den sein Vater gelegt hatte. Um aber Seidels Bedeutung recht zu verstehen, müssen wir einen kurzen Blick auf den Zustand der Wissenschaften in der Mark werfen.

Das eigentliche wissenschaftliche Leben konzentrirte sich mehr in der Landesuniversität Frankfurt a. O. als in der Hauptstadt Berlin. Dort waren die Vertreter der theologischen Fakultät, wohl immer die eifrigsten in der Produktion gelehrter Polemik und erbaulicher Schriften, die Juristen und Mediziner leisteten theilweise Tüchtiges, wie auch die

Philologen und Philosophen. Aber die Zeit der ersten Blüthe war doch mit dem 16. Jahrhundert zu Ende gegangen, und die Unruhen des Dreißigjährigen Krieges ließen keine rechte Sammlung und Vertiefung aufkommen. Traurig aber war es in dieser Zeit um die Geschichtsforschung, namentlich soweit es die engere Heimath anging, bestellt. Joachim II. hatte zwar einst Melanchthons Schwiegersohn, den gekrönten Dichter Georg Sabinus, zu seinem Historiographen bestellt, aber dieser leistete nicht sehr viel.



MARTIN FRIDRICH SEIDELL
Consiliarius Brandenburgicus
SEIDELII os oculosq dat hic manus æmula vero.
Nec dare plus LECTOR picta tabella potest
Si tamen os index animi est ac mentis imago.
Quæ laudum hic pariter pignora clara leges!
Augustus Buchnerus
in grati animi tesseram sculpsit et excudit Alb Christ Kalle Ao. 1660.

Nicht so hohe Ziele steckte sich der Mann, von dem ich nun reden will, M. F. Seidel. Er war, wie gesagt, 1621 zu Berlin geboren, also fast gleichaltrig mit dem Großen Kurfürsten, als der älteste Sohn eines tüchtigen Juristen M. P. kurfürstlichen Geheimrathes Erasmus Seidel. Er besuchte das Graue Kloster und die Schule in Joachimsthal, ferner die Universitäten Frankfurt a. O. und Königsberg. Große Reisen führten ihn nach Marburg, Leyden, England, Paris und Orleans. Mit

27 Jahren wurde er Dr. jur. und Konsistorialrath. Die folgenden Jahre verliefen ohne größere Ereignisse. Pflichtgetreu, aber ohne besonderen Ehrgeiz lebte Martin Friedrich seinem Amte, seiner Familie, deren Oberhaupt er nach dem 1655 erfolgten Tode seines Vaters geworden war, der Erziehung seines Sohnes und seiner beiden Töchter, und endlich seiner stillen, aber rastlosen Gelehrten- und Sammelthätigkeit.

1667 jedoch gerieth er in einen Konflikt, der für sein Schicksal verderblich werden sollte. Als Mitglied des Konsistoriums hatte Seidel an den Bestrebungen des Großen Kurfürsten mitzuwirken, zwischen den Anhängern des reformirten und des lutherischen Bekenntnisses eine „brüderliche Verträglichkeit" zu stiften. Hatte Friedrich Wilhelm auch keineswegs eine eigentliche Union, sondern nur eine gegenseitige Anerkennung ohne Zank und Verketzerung im Auge, so war doch das Mißtrauen der Lutheraner ein großes Hinderniß für seine Kirchenpolitik, zumal da seine Rathgeber, der reformirte Oberpräsident v. Schwerin und der Hofprediger Stosch, nicht immer die geeignetsten Maßregeln empfahlen und auch ihrerseits die Lutheraner als irrende Schafe ansahen, die zur rechten Lehre bekehrt werden müßten. Seidel war ein entschiedener Lutheraner, wenn auch kein Zelot. Er besaß, wie sein Neffe berichtet, „ein zartes Gewissen" und hatte öfter in seinem Leben die Aufforderung zum Wechsel seiner Konfession zurückweisen müssen. Im Konsistorium, wo unter dem Vorsitze des Lucius von Rahden die weltlichen Räthe Seidel, J. G. Reinhard und G. Schardius zusammen mit dem lutherischen Propste A. Fromm und dem reformirten Hofprediger B. Stosch saßen, hatte Seidel oft zu vermitelnder Thätigkeit Anlaß. Er mißbilligte eine von der Kanzel herab gethane Aeußerung des Predigers Heinzelmann, die Calixtiner wären verdammt, und notirte seufzend zu einem aufgeregten Briefe des abgesetzten und in Spandau gefangenen Predigers J. Schilling: „Ich sehe hieraus, das auch ein Man, der Gott gedencket zu bekennen vnd seinen Glauben zu bezeugen, trefflich vnd vnverandwordlich excediret." Aber er empfahl andererseits, gegen den Licentiaten E. S. Reinhart, der im Mai 1663 dem Berliner Religionsgespräche durch seine Weigerung, weiterhin mit den Reformirten zu disputiren, ein jähes Ende bereitet hatte, milde zu verfahren, und bedauerte offen das Schicksal des von Stosch verdrängten Fromm, der schließlich allen Halt verlor und in Prag zum Katholizismus übertrat. Tiefen Kummer empfand er bei den unerquicklichen Verhandlungen, die 1665–67 zur Absetzung des Berliner Propstes Lilie, des Licentiaten Reinhart, seines Nachfolgers David Gigas und des Diakonus Paul Gerhardt führten, um so mehr, als er mit allen diesen Geistlichen durch Freundschaft verbunden war. Schließlich gerieth er trotz seiner versöhnlichen Natur in die gleiche Lage. Die Regierung verlangte, um jeden geheimen Widerstand mißvergnügter Lutheraner zu brechen, daß sich sämmtliche Beamten, nicht nur die Geistlichen, durch die Unterzeichnung eines am 8. Mai 1668 erlassenen Reverses zur genauen Beobachtung der Religionsedikte von 1662 verpflichten sollten. Als darauf Seidel und sein Kollege Reinhart am 1. Juli schriftlich ihre Gewissensbedenken geltend machten, wurden Beide kurzerhand ihres Dienstes enthoben, ebenso der Kammerpräsident Raban v. Canstein.

Seidel bemühte sich nun um eine Anstellung am kursächsischen Hofe, doch da sein Freund, der Freiherr Ferdinand von Biberstein, im Oktober 1668 verstarb, zerschlug sich die Sache. Dann richtete er sein Augenmerk auf Schwedisch-Vorpommern und stellte sich im Mai 1669 zu Ziegenort dem Grafen Karl Gustav Wrangel vor. Zwei Jahre später ward er endlich zum schwedischen Hofkammergerichtsrathe in Wolgast berufen und siedelte, nachdem er vom Kurfürsten eine ehrenvolle Entlassung und Anerkennung seiner mehr als zwanzigjährigen Dienste erhalten, dorthin über. Daß ihm der Abschied von der Heimath nicht leicht wurde, ersieht man aus der Vorrede seiner „Bilder berühmter Märker", die er damals niederschrieb; auch kam es ihm in Wolgast anfangs „etwas spanisch" vor, doch getröstete er sich, daß er nun eine ungekränkte Freiheit des Gewissens genieße, und suchte sich mit Eifer in den neuen Verhältnissen zurechtzufinden.

Lange sollte freilich diese Ruhe nicht dauern. Zu Anfang des Jahres 1675 fielen die Schweden, gedrängt von ihrem Verbündeten, König Ludwig XIV., mit Heeresmacht in die Mark Brandenburg ein. Darauf erließ Kurfürst Friedrich Wilhelm, der gerade aus dem Elsaß zurückgekehrt war und Winterquartiere in Franken bezogen hatte, am 25. Januar zu Ilsfeld einen Befehl an seine in den schwedischen Landen befindlichen Unterthanen, sich sofort in ihre Heimath zu begeben. Der vaterlandsliebende Seidel, dem es nach seinem eigenen Ausdrucke sehr mühsam und sauer ankam, sein Stück Brot in der Fremde zu verdienen, der sich aber zugleich durch Pflichten der Ehre und Dank-

barkeit an seine schwedische Obrigkeit gebunden fühlte, gerieth in große Bestürzung. Er richtete am 1. März von Wolgast aus ein Schreiben an den Kurfürsten, in dem er um Aufschub zur Erlangung einer regelrechten Verabschiedung und um Wiederanstellung am Kammergerichte nachsuchte, da er wegen schwerer Vermögensverluste nicht ohne Amt existiren könne. Die letztere Bitte wiederholte er, als er nicht lange darauf zum Begräbniß seiner Mutter nach Berlin reiste, vor dem Statthalter, dem Fürsten von Anhalt, ohne jedoch eine Zusage zu erlangen. Vielmehr beauftragte der Kurfürst, nachdem Schweden auf dem Regensburger Reichstage für einen Reichsfeind erklärt worden war, am 13. September von Schwan in Mecklenburg aus seine Geheimen Räthe, den widerspenstigen Seidel, falls er noch in Berlin sei, festzunehmen und auf sein Erbtheil Beschlag zu legen.

Im Herbst 1678 rückte der Große Kurfürst, der die Schweden schon mehrfach in Pommern besiegt, Stettin nach viermonatlicher Belagerung erobert und sich darauf der Insel Rügen bemächtigt hatte, vor Stralsund. Der schwedische Kommandant, Graf Otto Wilhelm v. Königsmarck, war ein tüchtiger Offizier, der kurz zuvor die dänische Armee in Rügen geschlagen hatte und sich später als venezianischer Feldherr in Griechenland Ruhm errang; als aber am 10. Oktober das Bombardement begann, das einen Theil der Stadt in Flammen setzte, und der städtische Rath seinen Anordnungen engherzigen Widerstand entgegenstellte, sah er sich genöthigt, Unterhandlungen mit den Belagerern anzuknüpfen. Der Besatzung ward freier Abzug mit Waffen und Pferden bewilligt, und am 18. Oktober rückte der Große Kurfürst in die Stadt. Seidel begrüßte ihn im Namen der schwedischen Regierung, und Friedrich Wilhelm fragte ihn, warum er aus dem brandenburgischen Dienste ausgetreten sei, bezeugte sein Mißfallen darüber und bot ihm großmüthig Wiedereinsetzung in seine Aemter und Rückgabe seiner sequestrirten Güter an.

Noch vierzehn stille Jahre verlebte nun Seidel in seiner Vaterstadt, nachdem er sich am 14. September 1679 zum vierten Male vermählt hatte, und zwar mit der verwittweten Frau Eva Catharina v. Rochow, einer Nichte des Wallensteinischen Feldmarschalls v. Ilow. Zweiundsiebzigjährig starb er zu Anfang Mai 1693 — der Tag ist nicht überliefert — zu Berlin und ward in der Familiengruft zu St. Nicolai beigesetzt. Ausdrücklich hatte er verordnet, daß sein Begräbniß in der Stille und sonder unnöthiges Wesen und Kosten stattfinden solle.

Ernsten Sinnes, war er aller Leichtfertigkeit bis zur Pedanterie abhold, ein entschiedener Lutheraner, aber kein Liebhaber theologischen Gezänkes, friedfertig, aber auch bereit, für seine Ueberzeugung zu leiden, ein gewissenhafter Familienvater, ein zuverlässiger Freund, pflichtgetreu in der Berufsthätigkeit, aber ohne persönlichen Ehrgeiz, erfüllt von lebendiger Vaterlandsliebe, doch ohne volles Verständniß für die politische Größe seines Fürsten, der mit zäher Energie inmitten der ärgsten Zerrüttung aus dem Haufen seiner nach Konfession, Recht und Sitte so verschiedenen Provinzen einen organisch gefügten Staat schuf und dabei nicht des einzelnen Unterthanen Gefühle ängstlich schonen konnte; vielseitig gebildet und doch keineswegs gewillt, seine märkische Eigenart aufzugeben. Mit diesem Eindrucke seiner Persönlichkeit harmonirt das Bildniß aus seinem 39. Lebensjahre. Die arbeitgefurchten, fast bartlosen Züge, das kräftig ausgemeißelte Kinn, die stark hervorspringende Nase zeugen von ernster Lebensauffassung und hartnäckigem Willen; aber die breitgeliderten Augen blicken weniger streng als schwermüthig, als suchten sie während des „itzigen militarischen, glaublosen Säkulums“ Zuflucht in anderen, weit entfernten Regionen.

In der That gab es ein großes, ausgedehntes Reich, in das er sich mit Vorliebe aus den Berufsarbeiten zurückzog und in dem er Großes geleistet hat, das Gebiet der brandenburgischen Geschichte.

Der Trieb zum Sammeln und Forschen war ihm angeboren, so daß er schon 1644 ein Verzeichniß berühmter Buchdrucker und 1645 eine Porträtsammlung in Duodezformat anlegte; daß aber dieser Trieb sich gerade auf die Geschichte seiner engeren Heimath richtete, entsprang aus seinem in der Fremde lebhafter gewordenen Nationalgefühle. In Paris, wo der sechsundzwanzigjährige Polyhistor mit Mezerai, dem berühmten französischen Historiker, und anderen Geschichtsforschern und Alterthümersammlern verkehrte, hörte er geringschätzige Urtheile über die Faulheit und Einfalt seiner Landsleute, ohne daß er diese ausreichend widerlegen konnte. „Wie ich denn zu Paris“, berichtet er 1655 in seiner Geschichte Derer von Schwerin, „gar offte mit anhören mussen, das, wan einem oder dem anderen etwaß gar unvernünfftig vorgekommen, er zu seiner höchsten Beschwerung diese Worte angeführet: Meinet Ihr, daß ich ein Teutscher bin?

grade alß hätte er sagen wollen: Haltet ihr mich vor einen Thoren? Unter denen Faul- und Narrheiten aber, welche die Außwärtigen an uns gewahr werden, ist nicht die geringste, daß wier so träge zu seyn pflegen, die Thaten und Geschlechter unser vornehmen teutschen Helden zu verzeichnen, dagegen wier doch die Frembden fast nie fleißiger und andächtiger sehen, alß wenn sie die Ihrigen groß machen und deroselben Herkommen auffs weiteste herfürzusuchen bemühet seyn."

So war Seidel denn nach seiner Heimkehr zunächst eifrig bestrebt, Material für die Geschichte Berlins und Brandenburgs zusammenzutragen. Da die kurfürstliche Büchersammlung nur gering und bis 1661 dem Publikum unzugänglich war und die im 16. Jahrhundert entstandenen Privatbibliotheken Berlins wieder aufgelöst und zerstreut worden waren, erforderte das mehr Zeit und Geld, als man sich heute vorstellen kann. Die gedruckten Werke eines Jobst, Angelus, Leutinger, Cernitius und anderer Chronisten zu beschaffen, hielt freilich nicht schwer; ein Anderes aber war es, den handschriftlichen Geschichtswerken des Garcaeus, Creusing, Haftiz, Schnee oder den namenlosen Stadtchroniken von Guben und Sorau nachzuspüren und auch in den Nachbarländern nach ähnlichen Aufzeichnungen Umfrage zu halten. Seidel ging aber noch weiter. Er benutzte die Verbindungen seines Vaters und seines Schwiegervaters, des Vizekanzlers Kohl, um eine große Zahl alter und neuer Urkunden, kurfürstlicher Erlasse, Landtagsabschiede, Gerichts- und Polizeiordnungen, merkwürdiger Privatbriefe, theologischer Streitschriften, Stammbücher, Porträts und Wappen im Original oder in Kopien zusammenzubringen. Er durchstöberte die alten Urkunden des Berliner Rathhauses und entlieh von dort zu eingehendem Studium das werthvolle, im 14. Jahrhundert aufgezeichnete Stadtbuch, das später versehentlich mit seiner Bibliothek versteigert wurde und erst 1836 nach mehrfachem Besitzerwechsel nach Berlin zurückgelangte. Er sammelte einheimische und antike Münzen und achtete sorgsam auf die gelegentlich im märkischen Boden ausgegrabenen Thonurnen und Bronzefunde aus vorchristlicher Zeit. — Sein Haus in der Spandauerstraße, das von den Blankenfeldes erbaut war und erst vor einigen Jahren durch den Neubau der städtischen Elektrizitätswerke verdrängt worden ist, war ein Vorläufer des Märkischen Museums, angefüllt mit Alterthümern, Münzen und reichem handschriftlichen Forschungsmateriale, das er wohlgeordnet in stattliche, oft grün oder orange gefärbte Pergamentbände einbinden ließ. Hieraus entnahm Seidel dann den Anlaß zu einzelnen Arbeiten, bei denen er, da er nicht als berufsmäßiger Historiograph, sondern als Liebhaber schrieb, seinen persönlichen Neigungen folgen konnte. Diese aber zogen ihn nicht zur Darstellung großer politischer Aktionen oder blutiger Kriege, sondern richteten sich auf die Rechtsverhältnisse, die Kirchenreformation, die Litteratur, die Antiquitäten und Kuriositäten, wie die vielberufene Lehniner Weisagung, mit einem Worte auf die Kulturgeschichte, allerdings mit starker Betonung des persönlichen Elementes, der biographischen Form.

Seine erste größere Arbeit war eine Geschichte des adeligen Geschlechtes v. Schwerin, die er 1655 dem Geheimrathe Otto v. Schwerin (1616 bis 1679) widmete. Obwohl mit Fleiß zusammengestellt, leidet die Schrift doch unter dem Mangel einer Kenntniß des pommerschen Familien-Archivs; auch das ältere genealogische Werk des Großhofmeisters Ulrich v. Schwerin war Seidel unzugänglich. So ist es erklärlich, daß Otto v. Schwerin trotz seines Interesses für Geschichtsforschung und trotz der Empfehlungen des Leibarztes Otto Bötticher und des Hofpredigers Crell die Abhandlung nicht zum Drucke beförderte.

1658 überreichte Seidel dem Kurfürsten einen Aufsatz über die Verbrennung des Propstes von Bernau, indem er mit Glück die Darstellung des Chronisten Angelus ergänzte, wenn er auch hinsichtlich des Datums dieses Ereignisses, das erst 1881 durch Sello auf den 16. August 1325 fixirt worden ist, irrte. 1660 folgte eine anspruchslose Zusammenstellung über die Geschichte des Kammergerichtes. In der unfreiwilligen Muße, die durch seine Amtsenthebung herbeigeführt worden war, reiften endlich einige größere Arbeiten; 1669 der von seinem Bruder und seinem Sohne begonnene Katalog märkischer Schriftsteller und ihrer Werke, dessen Widmung an den Kurfürsten aus unbekannten Gründen zurückgezogen wurde, und die Abbildungen der in der Mark ausgegrabenen Todtenurnen. Zum Drucke gelangte aber nur sein Hauptwerk, die Bildersammlung berühmter Märker.

Das Vorbild dieser Icones et elogia virorum aliquot praestantium waren die Porträtsammlungen des französischen Gelehrten J. J. Boissart, des Amsterdamer Buchhändlers Willem Jansson, des österreichischen Rathes Jakob Schrenckh auf Notzing, des Ungarn Joh. Sambucus und des Italieners Marcus Mantua Benavidius. Im Vergleich zu

diesen Bilderwerken erscheinen freilich die hundert Porträts berühmter Brandenburger, die sämmtlich als Brust- oder Gürtelbilder aufgefaßt sind, nur einfach ausgestattet, da Seidel auf eine künstlerisch ausgeführte Umrahmung verzichtet und den biographischen Text nebst den üblichen lateinischen Lobepigrammen später nachzuliefern verheißen hat; in den Unterschriften giebt er außer Namen, Stand, Geburts- und Todesdatum nur selten noch ein Urtheil über den Charakter des Dargestellten; rechts oder links oben ist in der Regel sein Familienwappen beigefügt. Andererseits zeugt seine Auswahl von einem freieren Standpunkte als jene internationalen Kollektionen; er beschränkt sich nicht auf Gelehrte und Dichter, sondern berücksichtigt auch die Männer der That.

An die Spitze seiner chronologisch geordneten Reihe hat Seidel die Dichterin Hroswith von Gandersheim gestellt, die er, einer unglücklichen Konjektur seines Freundes Thomas von dem Knesebeck folgend, dem märkischen Geschlechte derer von Rossow zurechnet. Dann folgt ein Papst des 11. Jahrhunderts, Clemens II., aus der Familie v. Meyendorf, und mehrere Brandenburger, Havelberger und Lebuser Bischöfe des 14. bis 16. Jahrhunderts. Den Ruhm der jungen Frankfurter Universität verkünden die bürgerlichen Professoren Blankenfeld, Wimpina und Lindholz. Mit dem Kanzler v. Kettwig (Nr. 18) treten wir aus der katholischen Zeit der Mark in die protestantische ein. Da fallen uns unter den Theologen ins Auge Buchholzer, Agricola, Muskulus, Chemnitz, Pierius; unter den Juristen Schurff, Schrader, Benkendorf, Carpzow; wir finden Mediziner wie Hofmann, Flaccus, Nösler; Historiker wie Angelus und Leutinger; Philologen wie Host und Barth; Dichter in lateinischer und deutscher Sprache wie Sabinus, Mellemann, Rollenhagen, Hildesheim. Aus den Kanzlern und andern kurfürstlichen Beamten hebe ich nur Weinlöben, die beiden Distelmeier und Pruckmann hervor. Je weiter wir ins 17. Jahrhundert hineinkommen, um so subjektiver wird die Auswahl. Ein starkes Familiengefühl, das man nicht mit eitler Ueberhebung verwechseln darf, und persönliche Dankbarkeit haben Seidel bestimmt, einem großen Theile seiner Verwandtschaft hier ein ehrendes Denkmal zu setzen. Nicht nur sein Urgroßvater, Großvater und Vater erscheinen im Bilde vor uns, sondern auch drei Verwandte seiner Mutter, einer geb. Pasche, sein Eltervatersbruder Mauricius, fünf Angehörige der Familien Kohl und Kemnitz, denen seine erste und seine zweite Frau entstammten, sein Schwager Weitzke. Um seines Freundes und Gevatters Martin Weise willen, dessen Sohn mit Seidels Schwester vermählt war, hat er sogar seinen Grundsatz, nur Verstorbene aufzunehmen, dem er nur noch in einem Falle untreu wurde, verlassen. Auch seinen Lehrern Gutke, Dresem, Neander und seinem früheren Kollegen aus dem Konsistorium, dem reformirten Hofprediger Bergius, hat er auf diese Weise sein dankbares Andenken bethätigt.

Seine Tafeln sind nicht der Phantasie entsprungen, sondern getreu aus Münzen, Grabdenkmälern, Gemmen und Bildern älteren und neueren Datums kopirt. Und in der That läßt sich für die meisten seiner Bildnisse aus dem 16. und 17. Jahrhundert der Nachweis der Echtheit führen. Das 1581 von Franz Friedrich gestochene Porträt L. Schraders (Nr. 42) hat Seidel von der Originalplatte abgedruckt; für acht Tafeln (44. 45. 53. 82. 86. 92. 94. 100) ist die Uebereinstimmung mit den in seinem Handexemplar eingeklebten Vorlagen, die in älteren Kupferstichen, einem Holzschnitte und einer Tuschzeichnung bestehen, augenfällig; vier weiteren Nummern (67. 89. 93. 98) sind dort ältere Bildnisse beigegeben, die dieselben Personen in jüngeren Jahren oder anderer Haltung darstellen und mindestens die Aehnlichkeit verbürgen. Auf andere Vergleichungen vermag ich hier nicht näher einzugehen. Bedenklich steht es nur um die Authenticität der ersten elf Bildnisse. Daß die Züge der Hroswitha und des Papstes Clemens II., wenn auch die letzteren getreu einem Holzschnitte in der Holsteinischen Chronik des Angelus nachgebildet sind, keinen Glauben verdienen, liegt auf der Hand; und ebenso vermag ich für die Bischofsbilder Nr. 4 bis 6. 8 bis 11 keine sicheren Quellen (Grabplatten, Münzen?) nachzuweisen. Auch die theilweise wohl aus Siegelabdrücken entnommenen Wappen dürften nicht alle vor einer kritischen Untersuchung bestehen. Immerhin wird man hier eher von einem Irrthume oder einer Uebereilung des Herausgebers als von einer bewußten Täuschung reden müssen.

Daß die künstlerische Ausführung der Stiche keinen hohen Ansprüchen genügt, gesteht Seidel selber bereitwillig zu; aber fast alle Bilder geben den Gesichtscharakter der Vorlagen treu wieder. Aus dem Handexemplar können wir feststellen, daß Seidel unter den von ihm beschäftigten und leicht

von einander zu scheidenden Stechern den, der am stärksten zu vergröbern pflegte, in zwei Fällen nöthigte, seine Arbeit in besserer Weise zu wiederholen. Man muß auch bedenken, daß er, da er seit drei Jahren ohne Besoldung lebte und das Werk völlig aus eigenen Mitteln herstellte, gezwungen war, sich mehr an namenlose Gehülfen zu halten als an die Meister Albrecht Christian Kalle und Gottfried Bartsch, denen er sonst Aufträge gegeben hatte.

Die verheißenen Biographien, die er fast alle schon fertiggestellt hatte, herauszugeben, ward Seidel durch seine Entfernung von Berlin und das mangelnde Interesse seiner Zeitgenossen gehindert. Erst Küster, der gelehrte und unternehmungslustige Rektor des Friedrich-Werder-Gymnasiums, vollendete 1751 Seidels Werk, indem er die Kupferplatten der Porträts nochmals abdrucken ließ und ihnen einen deutschen Text beigab, der im Wesentlichen auf Seidels Vorarbeiten fußte und durch seine Reichhaltigkeit das Ganze noch heut zu einem unentbehrlichen Hülfsmittel macht.

Wenn man aber Seidels Verdienste um die vaterländische Geschichte nur nach den Werken von ihm beurtheilen wollte, die gedruckt vorliegen, so würde man ihm bitter Unrecht thun. Unleugbare Bescheidenheit, ein gewisser Mangel an Selbstvertrauen und vor Allem die Ungunst der Zeitverhältnisse ließen seine vielseitige Thätigkeit vielfach nicht ausreifen und beschränkten ihn auf das Zusammentragen des Stoffes. Zu schleunigem Verarbeiten und Publiziren neigte seine gründliche, schwerflüssige Art überhaupt nicht. Aber seine großen Materialsammlungen, die auch das Kleine und Unscheinbare nicht vernachlässigten, haben doch ihre Früchte getragen.

Zwar wurde seine werthvolle Bibliothek 25 Jahre nach seinem Tode von den Erben veräußert und, da weder der sparsame König Friedrich Wilhelm I. noch der bücherkundige Wolfenbütteler Herzog zu ihrer Erwerbung Lust hatten, in alle Winde zerstreut, so daß man heutzutage nur noch einen kleinen Theil davon in verschiedenen öffentlichen Bibliotheken wiederfindet. Aber sein Beispiel regte manche gleichgesinnte Männer, zunächst unter den Berliner Juristen, zu gleicher liebevoller Beschäftigung mit der Geschichte der Heimath an; und seine Manuskripte lieferten vielen Forschern des 18. Jahrhunderts Stoff zu eigenen Arbeiten, in denen freilich nicht immer des Vorgängers Seidel Verdienst gebührende Anerkennung fand. Ich nenne nur den Justizminister v. **Plotho**, den Hallenser Professor Joh. Peter v. **Ludewig**, den Rektor **Küster**, den Königlichen Leibarzt **Möhsen**, den Professor **Oelrichs** und den Ordensrath **König**. Wie viele Nachrichten über Berliner Persönlichkeiten des 16. und 17. Jahrhunderts wären uns überhaupt ohne Seidels unermüdlichen Sammelfleiß unwiederbringlich verloren! Wie viel charakteristische Einzelheiten aus dem Privatleben unserer Altvordern wären uns ohne ihn unbekannt! So hat er, um nur einige Beispiele herauszugreifen, über den Alchimisten **Thurneisser** interessante Einzelheiten überliefert; er hat uns ein witziges Spottlied aus dem Jahre 1602 auf die Bernauer, die einen Wolf jagten und statt seiner einen Hund erschossen, aufbewahrt, während die Bernauer Chronik nur die Thatsache mit knappen Worten meldet; er hat ein Porträt des märkischen Eulenspiegels Hans Clauert von Trebbin, kopirt: er hat endlich das Andenken des lustigen Berliner Rathsherrn Joh. Schönbrunn, seines älteren Zeitgenossen, durch eine offenbar eigenhändige Aufzeichnung seiner Witz- und Scherzreden für die Nachwelt gerettet.

Am Sonnabend, den 25. April 1896, wurde die Arbeitssitzung, da die Herren Vorsitzenden theils dienstlich, theils anderweitig am Erscheinen verhindert waren, durch den Hauptschriftwart Dr. H. **Brendicke** mit der Vorstellung der neuen Mitglieder und der Bekanntgabe des Planes für die Wanderfahrten im bevorstehenden Sommerhalbjahr eröffnet. Unter den Einläufen wurde die vom Geh. und Landes-Baurath Bluth übersandte „**Anleitung für die Pflege und Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Brandenburg**“ und die vom Mitgliede Hrn. Zeichenlehrer Robert **Mielke** herausgegebene und mit 85 Abbildungen geschmückte „**Volkskunst**“ (Magdeburg, Verlag von Walter Niemann) besonders hervorgehoben.

Ferner berichtete Dr. **Brendicke** über die Einlieferungen für die historische Ausstellung in Alt-Berlin und über die Grundsätze, welche den Prüfungs-Ausschuß bei der Auswahl der Gegenstände geleitet hätten. Dabei wurde die stattliche Zahl der Oelgemälde, die Fülle der der Vereinssammlung entnommenen Kupferstiche und Holzschnitte erwähnt und die vereinigte Ausstellung der Herren Dir. **Walden** und M. **Mai** betreffend die Einführung des Berliner Holzschnittes durch **Unger** und **Gubitz** betont.

Wegen der Ermäßigungen, die den Mitgliedern des Vereins in „Alt-Berlin“ gewährt werden könnten, schweben noch Verhandlungen.

Einige interessante Flugblätter von A. Hopf behandelten die komischen Volkstypen von Nante und Brennecke, welch Letzterer als Gastwirth, Landwehrmann und Politiker mehrfach im Berliner Humor wiederkehrt.

Danach hielt Hr. Ernst Winterfeld einen Vortrag über die Geschichte des merkwürdigen Betrügers Chr. Ludwig Kaulitz aus dem Journal von und für Franken (Nürnberg 1793), der in nächster Nummer der „Mittheilungen" veröffentlicht werden wird.

Das frühgermanische Gräberfeld in Wilmersdorf,
Kreis Beeskow-Storkow.[1]

Ueber das Gräberfeld bei Wilmersdorf habe ich bereits mehere Male in früheren Sitzungen des Vereins berichtet. Im Laufe des Jahres 1895 habe ich bei mehrfachen Untersuchungen 41 Gräber geöffnet, denen ich 151 Gefäße entnahm, wovon 60 mit Leichenbrand gefüllt und 91 Beigefäße waren. Die keramischen Funde, in sechs Kisten gepackt, wurden dem Königlichen Museum für Völkerkunde gesandt. Sämmtliche Gefäße habe ich genau vermessen, gezeichnet und eine Auswahl davon in der Februar-Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft vorgezeigt, dort die Ornamente und die Technik derselben besprochen, ebenso die Stein- und Bronzefunde aus diesen Gräbern behandelt. In einer Gruft fand sich auf dem Deckel der Mutter-Urne ein prachtvolles, mit konischer schräger Durchbohrung und verstärkten Backen versehenes, gänzlich abgeschliffenes Steinbeil; die Ausbeute an Bronzegegenständen war spärlich, doch fanden sich sieben mit verschiedenartigen Köpfen versehene Nadeln, ein Armband, eine Pfeilspitze, acht Ringe, einige davon gegossen, und verschiedene Bruchstücke. Der Hauptfund war jedoch ein gut erhaltener Angelhaken mit noch ganz spitzem Widerhaken aus kantigem Bronze-Material hergestellt, in einer Form, wie sie noch heut im Gebrauch sind. Derselbe ist in seiner Art der einzige in der Mark gefundene; ähnliche Exemplare kommen nur vereinzelt in Pommern und in den Pfahlbauten der Schweiz vor. Dieser Angelhaken soll in der diesjährigen Fischerei-Ausstellung, die einen Theil der Gewerbe-Ausstellung bildet, ausgestellt werden. Das oben erwähnte Steinbeil und der Angelhaken sind dem Verstorbenen als seine liebsten Handwerkzeuge von den Hinterbliebenen mit ins Grab beigelegt worden. Diesmal ist es mir auch gelungen, aus einem Grabe sämmtliche Gefäße unzerbrochen herauszunehmen. In der großen mit Dreiecken und Punkten ornamentirten Urne mit tellerartigem Deckel lag eine Bronzenadel, oben glatt, mit Doppelkopf, und zwei aus doppeltem Draht in drei Windungen gedrehte Ringe, anfangend mit einer runden Oese und endigend mit zusammengedrehter Spitze. Daneben stand eine zweite größere mit Riefen wagerecht verzierte Urne mit unregelmäßig gestricheltem Deckel. Drei mit Henkeln versehene topfartige Beigefäße standen dabei. Außerdem stand noch eine Schale mit Kinder-Leichenbrand gefüllt, die wieder mit einer gehenkelten Schale bedeckt war. Hierbei befanden sich zwei kleinere dem Kinde beigestellte napfförmige Töpfchen. — Auch ein Feuerstein-Beil, mit scharfer Schneide, aber ganz roh bearbeitet, aus der ältesten Steinzeit stammend bei Kummersdorf im Kreise Beeskow gefunden, lag noch aus.

Herrmann Busse.

[1] Wie in Nr. 4 Seite 45 der „Mittheilungen" 1896 angekündigt, bringen wir über die am 28. März von Herrn H. Busse vorgelegten Fundstücke nachfolgenden Bericht.

Den Handel mit Theaterbillets

halten Viele für eine Errungenschaft der Neuzeit; wie das nachstehende Schriftstück beweist, wurde über diese Unsitte schon vor mehr als hundert Jahren geklagt. Am 3. Januar 1775 war der Theaterdirektor Heinrich Gottfried Koch, der das — später Nationaltheater genannte — Theater in der Behrenstraße von den Söhnen des Direktors Schuch übernommen hatte, gestorben. Seine Wittwe vermochte das Unternehmen nicht weiterzuführen und schloß deshalb mit Theophil Döbbelin einen Vertrag ab, durch welchen auf diesen nicht allein das Gebäude, sondern auch die Dekorationen und die gesammte Garderobe überging. Am 23. März ward auf sein Ersuchen dem Döbbelin ein von dem König Friedrich II. genehmigtes, von dem Minister v. Derschau ausgefertigtes General-Privilegium ertheilt, in welchem ganz genau die einzelnen Bedingungen und Verpflichtungen angegeben waren, die Döbbelin bei Weiterführung des Unternehmens einzuhalten habe. Hierzu gehörte das Engagement des Kochschen Personals, 12 Köpfe stark. Um aber die großen Werke von Shakespeare, Goethe und Schiller, Singspiele und Ballets aufführen zu können, hatte er selbst 39 Herren und Damen verpflichtet, was, da er selbst mitwirkte, einen Bestand von 52 Mitgliedern aufwies. Döbbelin ging mit Enthusiasmus an die Direktionsführung, es war sein Streben, ein wirkliches, zur Bildung des Volkes geeignetes Kunstinstitut zu schaffen; bald jedoch verflüchtigten sich seine Ideale, denn er mußte sehen, daß seine Einnahmen immer kleiner wurden und er

kaum mehr im Stande war, das Unternehmen weiterzuführen.

Zu der Verringerung der Einnahmen trug besonders eine dem Publikum gewährte Vergünstigung bei, die Döbbelin von der Kochschen Theaterleitung übernommen hatte, nämlich der Verkauf von Dutzendbillets. Der Preis hierfür war außerordentlich niedrig gestellt; das Dutzend Logenbillets, von denen das einzelne einen Thaler kostete, wurde für fünf Thaler Gold verkauft, mithin um fast 17 1/2 Groschen billiger. Diesen Umstand machten sich vornehmlich die Gastwirthe zu Nutze, indem sie die Billets dutzendweise entnahmen und an ihre Gäste zum Einzelpreise absetzten. Gegen dieses Unwesen richtete sich nun folgendes Schreiben:

„Nachricht an das hiesige Publikum!

Da der Verlust, welchen ich bei Verkaufung der sogenannten Dutzendbillets schon immer gelitten habe, seit einiger Zeit für mich größer geworden ist, als ich es im Anfange dieser Einrichtung glauben konnte, so habe ich zu einem hiesigen gnädigen und hochgeneigten Publikum, welches in anderen Fällen immer so billig denkt, das mir äußerst schmeichelhafte Zutrauen, es werde mir jetzt hierin eine Abänderung zu machen erlauben, welche die Aufrechthaltung meines Werks unumgänglich heischt, und von welcher ich glauben darf, daß solche Niemanden unangenehm sein werde. Ich sehe mich nehmlich gezwungen, diese mir durch den Wucher so oft nachtheilig gewordenen Dutzendbillets für die Zukunft aufhören zu lassen, und die Preise der Plätze, worauf gedachte Billets gegolten haben, folgendergestalt zu bestimmen:

1. In den beyden großen Balkonlogen am Theater zahlt die Person einen Gulden.
2. Jede geschlossene Loge im ersten Range kostet nach wie vor zwei Thaler sechszehn Groschen.
3. Im Parket und in den sogenannten Mittellogen zahlt die Person zwölf Groschen.

Vom 1. Juni werden daher keine Dutzendbillets mehr verkauft, die noch unter dem Publikum befindlichen aber bitte ich, binnen 8 Wochen, also vom 1. Juni bis 1. August gefälligst zu verbrauchen, als solche so lange unweigerlich bei der Kasse sollen angenommen werden. Jedoch wird auch in dem Falle, wenn gegenwärtige Nachricht in dieser Zeit nicht zu Jedermanns Wissenschaft gelangen sollte, derjenige, der noch länger ein Billet an sich behält, auf selbiges das Schauspiel besuchen, oder es gegen Erstattung des Kaufpreises mir einhändigen können. Bei dieser neuen Einrichtung werden die Preise der Plätze nie einer Erhöhung unterworfen seyn, und wird auch in Ansehung der Dutzendbillets kein Abonnement Suspendu mehr Statt finden.

Berlin den 28. März 1783. C. T. Döbbelin."

Der einzige Unterschied zwischen damals und jetzt ist, daß man es damals nicht mit einer Zunft von Billethändlern zu thun hatte, wie es leider jetzt der Fall. Das Publikum zu schneiden, verstand man früher so gut wie heutzutage. **Quanter.**

Eine Schlütersche Zeichnung für ein Gedenkblatt auf Moritz Damian Marschall v. Bieberstein.

Vor Kurzem wurde in der „Vossischen Zeitung" durch Herrn G. Buß die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß unter den Kupfern des Stechers Jakob Wilhelm Heckhenauer sich ein solcher mit der Unterschrift befinde: »A. Schlüter delineavit.« — Bei der Geringfügigkeit des künstlerischen Nachlasses dieses genialen Bildhauers und Baumeisters lohnt es sich wohl der Mühe, hier Näheres darüber mitzutheilen, nachdem der Direktor der Sammlungen des Königlichen Kupferstichkabinets, Herr Geheimer Regierungsrath Dr. Lippmann, die Genehmigung zur Wiedergabe des werthvollen Blattes in den „Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins" gütigst ertheilt hat. Der betreffende Stich hat eine Größe von etwa 20 zu 30 cm und setzt sich aus dem durch einen Schriftrand umgebenen Porträt und der Zeichnung eines sarkophagartigen Unterbaus zusammen. Der obere Abschluß wird durch eine Allegorie der Zeit, einen Todtenkopf zwischen Flügeln, gebildet, der ebenso wie eine flott geworfene Stoffdraperie einem vielfach verschlungenen Schriftbande sehr geschickt eingefügt ist. Die Umschrift des Bildes lautet: »Mauritius Damianus Marschalch de Biberstein. Dinasta in Hermesdorf Cobelsdorf Malitsch et Naulit.« Auf dem Schriftband steht: »Symb.: Malis Turbabor Minime Dum Beor.« Ferner liest man links auf der Vase mit dem Wappen derer von Bieberstein: »Natus d. 11. Martii 1645« und über dem Sarkophag: »Denatus d. 22. Januarii a. 1702.«

Dieser Moritz Damian war nach dem angegebenen Aufsatz polnischer und sächsischer Geheimer Rath und Obersteuereinnehmer in Dresden, während seine Söhne in näherer Beziehung zum Berliner Hofe und zu dem markgräflichen Hause von Schwedt gestanden haben.

Daß es sich im vorliegenden Falle um ein von Schlüter für die Ausführung geplantes Epitaph handele, ist sehr unwahrscheinlich, da in der malerisch

frei bewegten Komposition des Ganzen der Hauptheil **nicht** als Relief sondern als Malerei gedacht ist, und bei plastischer Ausführung der Maßstab der klagenden Frauengestalt neben dem Sarkophag im Verhältniß zu dem Bilde ein viel zu kleiner wäre. Einen solchen ästhetischen Fehler darf man Schlüter nicht zutrauen, und so wird man annehmen müssen, daß Heckhenauer, der zusammen mit dem Baumeister Paul **Dencker** damals für den Schloßbau zeichnete, eines seiner zahlreichen Dedikationsblätter zur Ehre Verstorbener diesem Marschall v. Bieberstein widmete und zur Umrahmung einen Entwurf **Schlüters** erhielt oder aber eine vielleicht bereits vorhandene Zeichnung seines Meisters zu einem Epitaph für seine Zwecke benutzte.



Gedenkblatt auf den Geh. Rath Moritz Damian Marschall v. Bieberstein.

(† 1702.)

Nach einer Schlüterschen Zeichnung gestochen von Jakob Wilhelm Heckhenauer im Königlichen Kupferstich-Kabinet zu Berlin.

Immerhin ist das Blatt interessant genug, weiterhin bekannt zu werden, wodurch vielleicht noch weitere Angaben über seinen Zusammenhang mit einer ähnlichen Arbeit zu gewinnen sind.[1]) Der Stecher Jakob Wilhelm Heckhenauer, der solche Blätter auch auf andere Berliner Persönlichkeiten, wie Rüdiger, R. Faltz und Ursinus, herausgab, ging später nach Wolffenbüttel. Er gehörte einer Stecherfamilie an, über die man u. A. in Naglers Kunstlexikon Aufschluß findet.

Peter Wallé.

Besprechungen von Büchern etc.

„Von Schreibtisch und Werkstatt", Handel, Gewerbe und Industrie im Geiste des schaffenden Berlin. Berlin 1896. Verlag von Karl Siegismund. 160 S.

Ein Ausstellungs-Gedenkbuch im besten Sinne des Wortes wird rechtzeitig mit dem Tage der Eröffnung der Berliner Gewerbe-Ausstellung den Besuchern dargeboten. In Wort und Bild haben gegen 300 Dichter und Denker, redende und bildende Künstler, aber auch Kaufleute und Großindustrielle sich über den Werth und die Bedeutung der Ausstellung für Berlin und für das Deutsche Reich ausgelassen. Wir kommen auf das reich ausgestattete eigenartige Sammelwerk gern zurück.

Dr. Br.

Briefkasten.

Herrn J. M. hier. Auf Ihre Anfrage, ob sich eins oder das andere der früher bei Hinrichtungen in Berlin verkauften „Morithat"-Lieder erhalten hat, theilt uns Herr Dr. F. H. folgendes, bei der am 22. Jannar 1737 erfolgten Hinrichtung der Scharfrichtergesellen Müller vertriebene Lied mit: Die Gesellen hatten ihre Tante, die Wittwe Fuchs, am 20. Juni 1736 ermordet.

Im Ton: Ach Gott, thu dich erbarmen; zc.

Nun hört ihr Christen-Leute
Was sich jetzt wieder regt,
Wie sich auff böse Seite
So mancher Bube legt.
Wann will auf dieser Erden
Der Boßheit Ende werden?

Berlin kann dis bezeugen
Die gut und edle Stadt,
Wie Sünd und Laster steigen,
Und wie der Mordgeist hat
Aufs neu getrachtet eben
Ein Schauspiel anzugeben.

Es ist sogar nicht lange,
Da Briesmanns böses Hertz
Nach böser Unthat range,
Die ihm selbst machte Schmertz,
Wie schlimm hat er gelohnet,
Seinen Meister nicht verschonet.

Drauf Fixel und seine Rotte
Der Mordgeist nachgetracht,
Daß sie, vernimms ohn spotte,
Eine grause That vollbracht,
Den Lohn sie schon empfangen
Mit Radt, mit Schwert und Hangen.

Noch schwebt in frischen Dencken,
Wie Tornos mördrisch Hand
Die frommen Leut thät kräncken,
Wie auch das ganze Land,
Wie er von Wuth getrieben
Drei Seelen aufgerieben.

Noch hats damit kein Ende,
Zwey Brüder, Müller genant,
Besudeln ihre Hände
Mit grauser Mordthat Schand,
Ach Gott, wer kann ermessen,
Daß Menschen selbst sich fressen,

Sie scheun sich, nicht zu legen
Die Hand an ihrem Blut,
Es konnte nicht bewegen
Die tücksche böse Brut,
Daß sie schon grau von Jahren
Und nah verwandte waren.

Der ältste hat vermessen
Die Rede so gestellt:
Wir haben lang gesessen,
Daß wir gezehlt kein Geld,
Wer kann so länger leben
Und stets in Armuth schweben!

Wenn du wilt mit mir wagen
Nur einen kurtzen Gang,
So wollen wir bald erjagen
Viel Güter ohne Zwang,
Es wird viel Müh nicht setzen,
So kommen wir zu Schätzen.

Das möcht ich gern vernehmen,
Der jüngste fertig sprach,
Wie wir zum Reichthum kämen,
Du weist, wie uns gebrach,
Wie wir im Elend sassen,
Oft Saltz und Brot nur aßen.

Du kennst geliebter Bruder,
Sprach drauf der Aeltst erhitzt,
Das alte reiche Luder,
Die in Berlin dort sitzt,
Ders gar an nichtes fehlet
Und nur Dukaten zehlet.

Die kann, wie ich erachte,
Schon reif zur Erde seyn,
Wann ich dieselb abschlachte,
Daß bringt uns ausser Pein,
Du weißt, daß meine Hände
Zum Würgen gar behende.

Gar bald sie einig worden,
Ihr Vorsatz war gericht
Zu rauben und zu morden,
Hört ferner, was geschicht,
Sie fertgen ihre Sachen
Und auf den Weg sich machen.

Das Unglück sie bald führte
Hierher zur Stadt Berlin,
Ein böser Geist sie schürte,
Den Vorsatz zu vollziehn,
Sie eilen hin zur Beuten,
Nichts kan sie von ableiten.

Der Muhmen sie behende
Abstatten den Besuch,
Ach höchster Gott abwende
Von Christen diesen Fluch,
Der Aeltst auch sich thut regen,
Die Hand an ihr zu legen.

Gar schnell und ohn verweilen
Er ihr die Gurgel zwickt,
Und weil niemand thät eylen
Zur Hülf, ward sie erstickt,
Der jüngste thät sie halten,
Handlangers stell verwalten.

Wie sie nun liegt erblasset,
So fassen sie den Schluß,
Ob hätte sie gehasset
Ihr Leben aus Verdruß,
Sich selbsten aufgehencket
Und ihren Geist gekräncket.

Sie thun an einer Schlingen
Den Leichnam hängen auf,
So weit wollt es gelingen,
Drauf nahmen sie den Lauff,
Nachdem sie mitgenommen
Was ihnen fürgekommen.

Doch eilte mit der Rache
Des höchsten Allmachts-Hand,
Der ihre böse Sache
Und selbst sie plötzlich fand,
Es wurden bald verrahten
Die grossen Uebelthaten.

Der Ausgang war, wies pfleget
Bey solcher bösen That,
Es ward Gericht gehäget,
Ihr Urtheil ist das Rad,
Wohl dem, den dies kann leiten
Vom bösen abzuschreiten.

---

[1]) Von allen Blättern Jakob Wilhelm Heckhenauers in der Sammlung des Königlichen Kupferstich-Kabinets ist dieses das einzige, das dort, wo neben dem Stecher links noch ein anderer Autor angegeben wird, neben dessen Namen die Bezeichnung »delineavit« zeigt, während sonst ganz regelmäßig steht »pinxit«. Man darf daraus wohl schließen, daß diese Angabe sich nicht auf das Porträt selbst, sondern nur auf die Umrahmung bezieht, was die Annahme, daß Schlüter selbst eher ein Relief in der Mitte gewählt haben würde, gewissermaßen bestätigt.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Brendicke in Berlin W35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 6. | Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. | 1896.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

623. Versammlung.

12. (4. außerordtl.) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:

Sonntag, den 31. Mai 1896.

Wanderfahrt nach Schloß Petzow und Dorf Ferch am Schwielowsee.

Die Mitglieder mit ihren Damen und Gästen versammeln sich auf dem Potsdamer Bahnhof (Eingang Hauptportal am Potsdamer Platz) früh 7¾ Uhr und nehmen vom Vereinsboten Ullrich die Fahrkarte in Empfang. 8⁵ Uhr Abfahrt nach Potsdam. 9 Uhr Abfahrt von der Langen Brücke in Potsdam mit dem Dampfer der Gesellschaft „Stern". Dampferfahrt nach Petzow, Landen bei der Ziegelei, Begrüßung. Besichtigung des Parkes und des Schlosses des Herrn v. Kaehne. 11½ Uhr Vortrag des Herrn Pfarrers Hoffmann aus Glindow auf dem Kirchberg. Zelters Gedenktafel. 1 Uhr Aufbruch zur Dampferfahrt nach Ferch. Besichtigung der Kirche und Ansprache des Herrn Pfarrers Müller aus Bliesendorf (bezw. des Herrn Lehrers Ziechmann in Ferch). Rückfahrt nach Potsdam. 5 Uhr Mittagstisch im Eisenbahn-Hôtel.

Theilnehmerkarten, rothe zu **5 Mk.**, blaue für Gäste zu **6 Mk.** (für Eisenbahn- und Dampferfahrten und Mittagstisch) werden nur an Mitglieder gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte bis zum 29. Mai durch unsern Schatzmeister Herrn Hoflieferanten C. Gerold, Unter den Linden 24, ausgeliefert. Die Zahl der Theilnehmer ist auf 90 beschränkt.

Auf dem Dampfer steht kalte Küche und Bier zur Verfügung.

---

624. Versammlung.

13. (5. außerordtl.) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 30. Mai 1896.

Nachmittag 4 Uhr in Treptow.

Eröffnung der historischen Ausstellung

in der Heiliggeistkirche von Alt-Berlin.

Behufs Vorbesichtigung und Beurtheilung der Berolinensien werden die Mitglieder (ohne Damen und Gäste) zur internen Eröffnung der historischen Ausstellung in der Heiliggeistkirche von Alt-Berlin hierdurch eingeladen.

Den Mitgliedern ist an diesem Tage der freie Eintritt in Alt-Berlin gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte gestattet. Der Eintritt in den Ausstellungspark ist mit 50 Pf. zu bezahlen.

Da der Besuch der historischen Ausstellung in „Alt-Berlin" voraussichtlich ein recht reger und oftmals wiederholt werden wird, so werden zunächst die für den 10. Juni nach Königswusterhausen und für den 28. Juni nach Schwedt a. O. in Aussicht genommenen Wanderfahrten verschoben und es verbleiben auf dem Wanderplan für das Sommerhalbjahr 1896 wie bisher, im Juli: Herrenpartie, 16. August: Fürstenwalde-Rauen.

An jedem Sonnabend treffen die Mitglieder bis auf Weiteres Nachmittags von 6 Uhr ab in dem Heiliggeistbräu in Alt-Berlin gesellig zusammen. Einmal monatlich ist der Eintritt in Alt-Berlin für unsere Mitglieder frei.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Paul Metke, Kaufmann, NO. Pallisadenstraße 24.
- Ernst Schmidt, Architekt, Charlottenburg, Kaiser-Friedrichstr. 50a.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Max Preuß, Rechtsanwalt und Notar, Köpenick. Einf.: Herr Kaufmann Ferdinand Lindenberg.
- Carl Schwarzlose, Lic. theol., Dr. phil., Königl. Schloßpfarrer, Köpenick. Einf.: Herr Dr. H. Brendicke.
- Erich Sternbeck, Dr. jur., Kammergerichts-Referendar, N. Fennstr. 59. Einf.: Herr Hoflieferant Carl Gerold.
- Otto Fritsch, cand. jur., Gr. Lichterfelde, Steglitzerstr. 33. Einf.: Herr Hoflieferant Carl Gerold.

Wohnungsveränderungen:

Herr R. Béringuier, Dr. jur., Amtsrichter, N. Schlegelstr. 27 I.
- Heinrich Straßmann, Dr. med., Sanitätsrath, W. Mohrenstr. 60.
- Charlot Cabanis, Reg.-Bauführer, SO. Michaelkirchstr. 6.
- Georg Beermann, Ingenieur, SO. Köpenickerstraße 74.
- Bloch, Dr. jur., Hof-Buchhändler, W. Maaßenstraße 22.
- Fr. Albert Metzing, Maurer-Mstr., W. Kurfürstendamm 138.
- Paul Sasse, Regierungsrath, NW. Flensburgerstr. 13.
- Edmund Rose, Prof. Dr., Charlottenburg, Tauentzienstr. 8.
- A. G. Damuß, Architekt, SW. Bahnhofstr. 3 (am Anhalter Bahnhof).
- Erich Hammer, Bankbeamter, N. Kastanien-Allee 81.

Gestorben:

Herr Scheeffer, Kaufmann, Blumenstraße 7a, Mitglied seit Januar 1866.

Geschichte eines merkwürdigen Betrügers, Christian Ludwig Kauliz.[1])

(Aus dem Journal von und für Franken. VI. Band 1. Heft Seite 65—78. Nürnberg, im Verlage der Rawischen Buchhandlung 1793.)

Der Mann, dessen Leben ich hier aus seinen Kriminalakten und anderen Nachrichten zu beschreiben unternehme, gehört unstreitig unter die Menschen, die die Natur mit einem der seltensten Kunsttalente ausgestattet hatte, die aber durch verfehlte, sehr schlechte Erziehung gerade ihre Talente zum Schaden der Welt anwenden, statt ihr dadurch nützlich zu werden. Was hätte dieser Mann werden können, wenn die Anlagen, die ihm schon durch eigene Ausbildung zu einem so vorzüglichen Künstler machten, durch Anweisung und Leitung wären vervollkommnet und zu einem Punkt hingeführt worden; und was hätte er erst dann werden können, da bei allen seinen gefährlichen Handlungen stets der seinen eigenen Gang gehende Geist, das Genie durchschimmert, dessen Gepräge auch im Schlimmen, wie im Guten, unverkennbar ist.

Christian Ludwig Kaulitz wurde 1693 zu Berlin geboren. Sein Vater Joachim Kaulitz bekleidete daselbst das Amt eines königlich Preußischen Kunstmeisters oder Aufsehers über die Wasserwerke. Dieser unterrichtete ihn in seiner frühen Jugend in mathematischen Wissenschaften und wollte ihn zu seinem eigenen, so nahe daran grenzenden Beruf, vielleicht zu seinem einstmaligen Nachfolger, unterweisen. Allein kaum war Kaulitz 12 Jahre alt, so starb sein Vater und hinterließ ihm mit seinen Geschwistern kaum so viel, daß sie sich kleiden konnten. Nun kam Kaulitz unter die Aufsicht einiger Verwandten, dadurch aber wurde seine Erziehung noch mehr vernachlässigt. Er verdiente sein Brot mit Bernsteinschneiden, war sich ganz überlassen, und da der Verdienst zu seiner Unterhaltung nicht hinreichend war, so verübte er einige kleine Diebstähle. Statt den feurigen armen Jüngling von diesen Verirrungen abzuhalten und durch Entfernung von Nahrungssorgen und von der Gelegenheit zum Laster ihn zu einem nützlichen Weltbürger durch Benutzung seines Kunstgenies zu bilden — legten ihn seine Verwandte in seinem 17. Jahr ins Zuchthaus, und da kam er nun unter den Auswurf der Menschheit und verwilderte ganz.

---

1) Wir bringen heut, wie in Nr. 5 Seite 57 der „Mittheilungen" 1896 angekündigt, den von Herrn Ernst Winterfeld am 25. April d. Js. gehaltenen Vortrag.

Nach einem halben Jahre entfloh er — und fing zu betteln an. Noch immer regte sich ein Funke von Ehrbegierde in seiner Seele. Das erbettelte Geld sparte er sorgfältig zusammen, bis er sich eine gute Kleidung dadurch anschaffen konnte, und behalf sich mit der elendesten Kost. Unzufrieden mit seiner Lebensart ging er in den damaligen „Schwedisch-Dänischen Krieg" als Ingenieur, unter die Schwedischen Truppen. Theils seine Neigung und wirklichen mathematischen Kenntnisse, theils eine Beschädigung, die er in seiner frühen Jugend am Schenkel erhalten hatte, wodurch derselbe beinahe lahm geworden war, bestimmten ihn dazu. Er war bei verschiedenen Gefechten, wurde nach einem Jahre von den Dänen gefangen und nach erfolgtem Frieden freigelassen. Durch diese erlittene



Ludwig Max Goldberger. Fritz Kühnemann. Bernhard Felisch.

Die Mitglieder des Arbeits-Ausschusses der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

(Verlag von Edmund Gaillard in Berlin.)

Gefangenschaft vermuthlich noch mehr des Müßigganges gewohnt, durch seine Entspringung aus dem Berliner Zuchthaus dort vor gerechter Strafe nicht sicher, und durch seine ihn in vorigen Zeiten so übel behandelnden Verwandten völlig verwaist, — wie konnte er seinen vorigen Neigungen zum Betteln und allen anderen betrügerischen Lastern mehr widerstehn? — Er fing nun solches wieder an und kam bald darauf in Bekanntschaft eines sogenannten Stapplers, das ist, eines Betrügers, der durch falsche Dokumente seine Geschäfte treibt. Dieser fand ihn zu seiner Kunst sehr fähig; in wenigen Tagen hatte Kauliz alle Kunstgriffe des Nachgrabens von Siegeln und der Verfertigung falscher Dokumente gelernt und sich so vollkommen darinnen gemacht, daß er von allen Stapplern für den ersten Hochstappler erklärt wurde. Kein Siegel und keine Schrift war ihm zur genauesten Nachahmung zu schwer. Er durchzog nun wohl sechsmal Schlesien, Böhmen, Mähren, Ungarn, Oesterreich, Steiermark, Polen ꝛc. und betrog vorzüglich die Klöster dadurch, daß er sich von einem an das andere Empfehlungsschreiben verfertigte, sich durch andere von bekannten Kardinälen Bischöfen, Prälaten, Konsistorien ausgestellte nachgemachte Zeugnisse legitimirte und so im Namen einer zu erbauenden Kirche Kollekten sammelte, oder auch jene Zeugnisse durch eigene Boten an die Klöster einsandte und große Summen zusammenbrachte; — denn wer konnte an der Echtheit dieser Zeugnisse im geringsten zweifeln, da Schrift, Siegel und Empfehlungen, auch bei Vergleichungen mit schon erhaltenen anderen Dokumenten, die allervollkommenste Harmonie hatten. So empfing er einst von dem Kloster Leybus bei Breslau, da er für ein verunglücktes polnisches Jungfrauenkloster kolligirte, 30 fl. und, da er an eben dieses Kloster durch einen eigenen Boten für eine vom Könige in Schweden privilegirte katholische Kirche zu Stockholm, mit der Handunterschrift und dem Siegel des Königs gesiegelte Kollektenbriefe übersendete, 24 fl. Auf eben diese Briefe empfing er von dem in Trobniz befindlichen Jungfrauen-Kloster 100 fl. Der Prälat des Cisterzienser-Klosters zu Heinrichsau in Schlesien, ein sehr karger Mann, gab ihm einen Gulden und zeichnete solchen in sein Kollektenbuch ein. Kauliz veränderte künstlich dieses in 200 fl., schnitt das Siegel des Klosters von Heinrichsau auf das aller-

vollkommenste nach, drückte es zum Namen des Abts und begab sich in ein anderes sehr reiches Cisterzienser-Kloster dortiger Gegend. Voll Verwunderung sahen dort die Geistlichen, daß auf eine unerhörte Weise der karge Heinrichsauer Abt 200 fl. gesteuert hatte, und gaben — bloß um sich nicht beschimpfen und ihren Geruch von Mildthätigkeit stören zu lassen, wiewohl ungern — 100 fl.

Strigau, ein Kloster 9 Meilen von Breslau, brannte ab; davon sprachen alle Zeitungen. Kauliz verfertigte ein Botenschild mit dem Wappen des verunglückten Klosters, schrieb einen rührenden Brief über das erlittene Unglück, schilderte mit traurigen Farben dessen mißliche Lage und siegelte ihn mit dem Strigauer Klostersiegel, hing einem seiner Mitstappler das Botenschild an und schickte ihn mit dem Brief an das Kloster in Czechtogau in Polen. Die Unternehmung war glücklich; denn 400 fl. steuerten diese Betrogenen.

Einmal machte er mit einem getauften Juden Bekanntschaft. Dieser ein geschickter, aber sehr unmoralischer Mensch, verfertigte ihm einen in hebräischer Sprache abgefaßten Sammelbrief auf eine in Polen verunglückte Synagoge. Kauliz schrieb ihn so täuschend mit den den Juden ganz eigenen Zügen ab, daß die sonst sehr mißtrauischen Juden nicht den mindesten Zweifel darein setzten. Der getaufte Jude ließ sich nun den Bart wieder wachsen, stellte sich auch an den Orten ein, wo Kauliz seinen Sammelbrief bei den jüdischen Gemeinden vorzeigte und um Mithülfe bat, und bekräftigte, daß er wirklich gerade an diesem Orte in Polen anwesend gewesen sei, als das Unglück geschehen. Dadurch zweifelten die Juden nun noch weniger, sondern gaben Kaulizen in reicher Menge, drückten ihre Siegel bei und empfahlen ihn von einer Gemeinde zur anderen.

Aber nicht nur die Klöster und andere reiche Personen waren seinen Betrügereien ausgesetzt, sondern auch der Landmann. So bestrich er öfters, wenn er bei Bauern übernachtete, dem Vieh die Zungen mit Talg; natürlich konnte dasselbe nun nicht mehr fressen und die Bauern klagten ihm ihre Noth, daß dasselbe bezaubert wäre. Kauliz, der schon am Abend vorher viel von seinen Künsten gesprochen und sich's hatte merken lassen, daß er jede Zauberei heben könnte, hatte nun Gelegenheit, seine Künste zu zeigen. Er kochte einen Trank von Kräutern, gab denselben dem Vieh mit Zauberformeln und anderem Hokuspokus ein, suchte aber dabei in der Geschwindigkeit die Zunge mit Salz zu reinigen, und so konnte es nicht fehlen, daß das Vieh bald wieder zu fressen anfing und er reichliche Belohnungen empfing. Durch immer so glücklich ausgeführte Betrügereien hatte er nicht nur im Ganzen über 4000 fl. eingenommen, sondern hielt sich auch in Kleidung sehr kostbar, hatte sein eigenes Reitpferd, einen eigenen Bedienten und spielte die Rolle eines vornehmen Mannes. Doch es blieb ihm wenig übrig, so daß er stets auf neue Betrügereien sinnen mußte, um seinen Hang nach Ausschweifungen befriedigen zu können. Daher kam es aber auch, daß er vielleicht zu unbedachtsam zu Werke ging und endlich sich eine Entdeckung seiner Betrügereien und den Lohn seiner Thaten, freilich ohne alle Wirkung auf sein künftiges Leben, zuzog. Er kam nach Brünn und sammelte bei dem Jungfrauenkloster zu St. Joseph daselbst auf ein in Polen abgebranntes Jungfrauenkloster Marienthal, versehen mit vortrefflich gemachten Attestaten und einem eigenen, in Allem unverdächtigen Empfehlungsschreiben an die Brünner Nonnen. Diese steuerten reichlich, bewirtheten Kauliz gastfreundschaftlich und klagten dieses Unglück ihrer Mitschwestern einem Franziskaner, der soeben das Amt zu halten in ihr Kloster gekommen war, als Kauliz sich unter dem Vorwand der Eile mit der erbeuteten Gabe davon entfernt hatte. Der Franziskaner ließ sich das Empfehlungsschreiben zeigen, er erkannte es zwar der Form nach für vollkommen echt, aber es war früher ausgefertigt, als gerade dieser Geistliche dasselbe verlassen hatte; und damals hatte es sich unversehrt befunden. Dadurch vermuthete er Betrug, zeigte diesen Vorgang sogleich bei dem Landeshauptmann an, der Kauliz verfolgen und in Arrest bringen ließ. Der Betrüger ward entdeckt; man fand nicht nur dies Marienthaler, sondern auch die Nachschnitte des Erzbischöflich Salzburgischen, Bischöflich Passauischen, Bischöflich Wienerischen, Kardinal Ollmuzischen und vieler Klöster, Städte und Aemter Siegel bei ihm. — Kauliz, um sich einer mit großer Wahrscheinlichkeit vorauszusehenden Lebensstrafe nicht auszusetzen, benutzte das Hülfsmittel, das damals noch die beste Schutzwehr gegen Gesetze sein konnte, — er wurde katholisch. Es half; denn nachdem er 28 Wochen Arrest ausgestanden hatte, so wurde er mit anhangenden Siegeln, falschen Briefen und Dokumenten dreimal an den Pranger gestellt, darauf von dem Scharfrichter ihm der Buchstabe R mit einem Schnepper auf den Rücken geschröpft, solcher mit

Pulver eingerieben, und er des Königreichs Böhmen, Mähren, Schlesien und aller übrigen kaiserlichen Lande und Provinzen — Ungarn ausgenommen — verwiesen. Natürlich half diese Strafe nichts; denn wodurch ward Kauliz gebessert, und wodurch ihm Gelegenheit gegeben, seinen Unterhalt auf eine ehrliche Weise sich zu verschaffen? Kauliz legte seinen angenommenen katholischen Glauben nieder, ging gerade nach Wien, verfertigte sich neue Siegel und Zeugnisse und sammelte wenige Wochen nach damit in das Amt. Kauliz merkte Gefahr und entfloh in ein nahegelegenes Kloster Weisenohe. Allein eben dadurch hatte er sich noch verdächtiger gemacht und wurde nun förmlich gefangen genommen und nach Nürnberg in das Kriminalgericht gebracht. Nach einer durch die Schlauheit des Inquisiten sehr beschwerlich gemachten Untersuchung wurde ihm endlich das Urtheil dahin gesprochen: daß er auf lebenslang, bei sicherem, doch leidentlichem Arreste aufbehalten werden sollte. Man



Märkisches Bauernhaus. Von Paul Brockmüller.
Aus dem Werk: „Von Schreibtisch und Werkstatt". (Verlag von K. Siegismund in Berlin.)

diesem tragischen Vorgang, heiter und unbekümmert, mitten in der Hauptstadt der ihm verbotenen Länder, auf eine in Schlesien angeblich neugebaute evangelische Kirche große Beiträge, durchstreifte abermals Böhmen und kam endlich über Eger den 5. April 1721 nach Gräfenberg, einem Reichsstadt Nürnbergischen Landstädtchen. Dort zeigte er einem Geistlichen ein Sammelpatent für eine zu Troppau in Schlesien abgebrannte evangelische Kirche vor. Dieser schöpfte Verdacht, schickte ihn brachte ihn auf einen als Gefängniß eingerichteten Thurm, und dort blieb er, bis er im Jahre 1744 starb. Um ihm Beschäftigung zu geben und einen Theil seines Unterhalts verdienen zu lassen, mußte er Kopialbücher in die Archive verfertigen und die geheimsten Abschriften fertigen. In der übrigen Zeit arbeitete er für Privatpersonen und nahm keine andere Belohnung als Geschenke von Wein dafür an. So kopirte er für das Herzoglich-Weimarische Archiv eine Urkunde so meisterhaft,

daß sie vom Original durchaus nicht zu unterscheiden war, da er nicht nur die Kunst, die Schriftzüge nachzumachen, sondern auch dem Papier die Farbe des Alterthums zu geben, vollkommen verstand. Handlungshäuser ließen durch ihn öfters die wichtigsten Abschriften machen. Einmal übersendete er einem Handelsmann, dem er schon Vieles verfertigt hatte, eine Arbeit und legte einen von dem Kaufmann ausgestellten, auf eine hohe Summe sich belaufenden Wechsel bei, darin er die Handschrift so vollkommen nachahmte, daß der Kaufmann versicherte, er würde, wenn ihm diesen Wechsel jemand anders als Kauliz vorgelegt hätte, ihn anzunehmen genöthigt gewesen sein, da er die nachgemachte Handschrift mit nichts hätte ableugnen können. Ein ander Mal sendete er Aktenstücke in ein Amt zurück und siegelte mit des Amtes Signet so vollkommen, daß der Beamte anfänglich glaubte, Kauliz habe das Packet uneröffnet zurückgeschickt, und schon ungehalten werden wollte, bis er den Spuk fand, und ihm Kauliz das nachgegrabene Siegel aushändigen ließ. Man sollte kaum glauben, mit wie schlechten Instrumenten Kauliz seine Siegel verfertigte. Da er in Nürnberg eingezogen ward, so wollten die Inquisitoren nicht glauben, daß er selbst die bei ihm gefundenen Siegel gegraben habe, sondern vermutheten, daß etwa ein wirklicher Siegelgraber mit unter der Decke stecke. Allein Kauliz bat sich statt aller Antwort die Erlaubniß aus, eine Probe seiner Geschicklichkeit ablegen zu dürfen. Man bewilligte sie ihm und er verlangte ein Stück Schieferstein, einen Bleistift und ein paar Ahlen, wie sie die Schuhmacher gebrauchen. Da er nun ganz flüchtig die Zeichnung auf dem Schieferstein entworfen hatte, so grub er das königl. Preußische Siegel, mit diesem schlechten Instrument, in solchen so vortrefflich und so tief, daß man viele Abdrücke davon machen konnte, welche noch jetzt zum Theil in Kunstsammlungen aufbewahrt werden.

Er war aber nicht nur als Siegelgraber und Kalligraph, sondern auch als Zeichner ein ausgezeichneter Künstler. So zeichnete er den Prospekt, den er von dem Fenster seines Gefängnisses über die Stadt hin hatte, überaus täuschend und ähnlich. Mit der Feder zeichnete er ein altes Geschlechterbuch und dessen Figuren, das noch zu seinem Andenken auf der Stadtbibliothek zu Nürnberg befindlich ist. Er konnte alte Drucke so vortrefflich nachahmen, daß er manche defekte Werke zu kompletiren bekam. Er verfertigte Landkarten und Grundrisse und beehrte einen gewissen Weinhändler, Namens Junker, mehr als einmal das Jahr über mit sogenannten Quodlibeten, die nicht nur ungemein schön gezeichnet, sondern auch durchaus voll satirischen Inhalts waren. Dafür erhielt er eine reichliche Spende von seinem Lieblingsgetränke: denn sie waren wahre Kunststücke, die von Kennern geschätzt und nach dem Tode ihres Besitzers in auswärtige und hiesige Sammlungen sorgfältig und theuer aufgekauft wurden.

Wer wird nicht bei diesen Nachrichten das große Künstler-Genie beklagen, das, durch äußere Umstände veranlaßt, so falsch geleitet wurde, und das erst im Gefängniß nützlich seine Wirkungen äußern konnte, statt daß es vorher, zum Schaden seiner Nebenmenschen, sich geschäftig bewies. Deutschlands Künstlerreihe hätte gewiß eines ihrer ersten Glieder an ihm erhalten können, und sein Name würde ebenso ehrenvoll stehen, wie er nun unter die feinste Betrügerklasse mit Bedauern gezählt werden muß.

Zur Gewerbe-Ausstellung in Berlin.

Von Dr. Hans Brendicke.

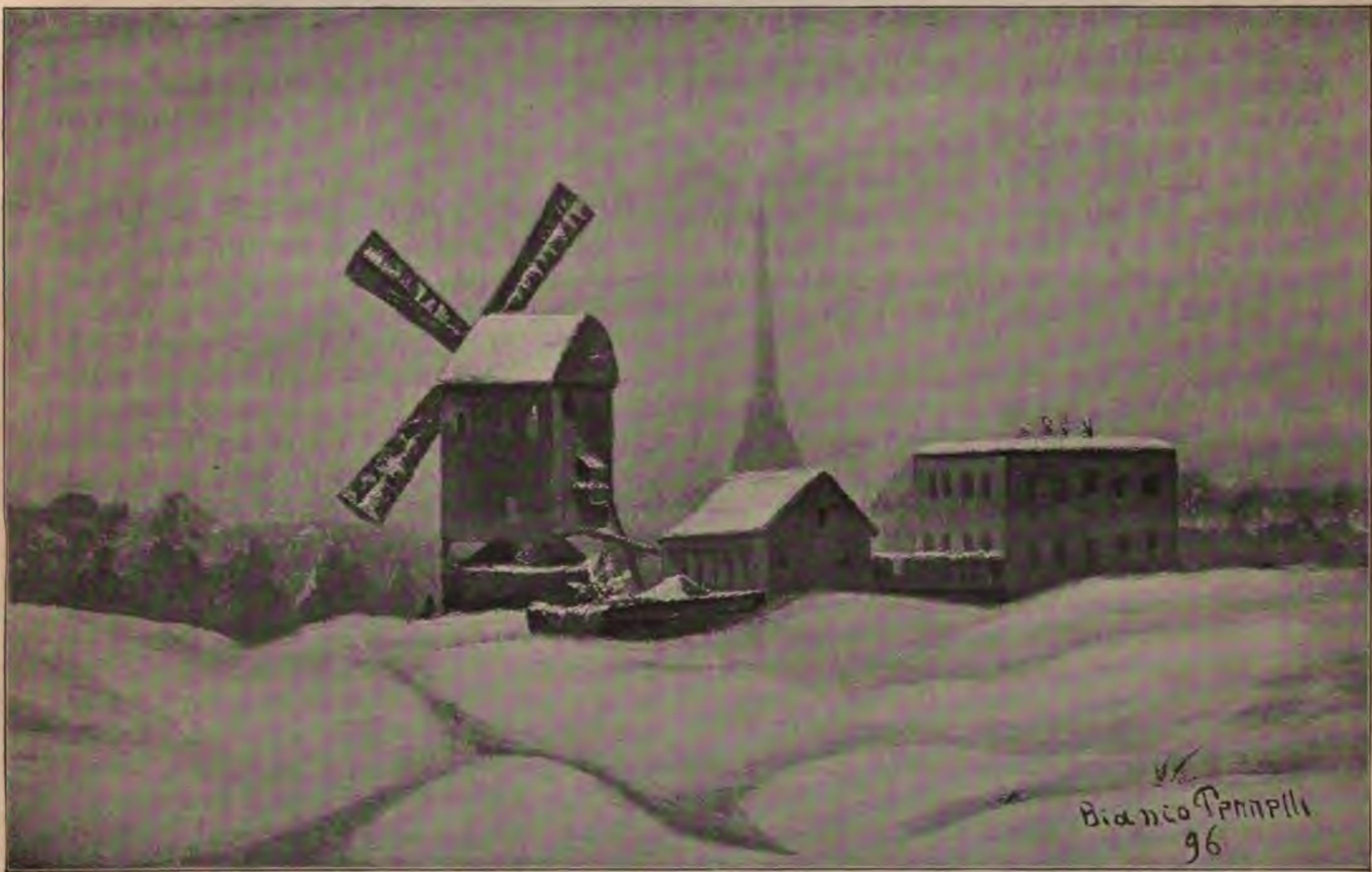
Die Berliner Gewerbe-Ausstellung, die am 1. Mai d. Js. in Gegenwart des Deutschen Kaisers unter den günstigsten Auspizien bei dem herrlichsten Hohenzollern-Wetter eröffnet worden ist, zeigt auf allen Gebieten einen ganz erheblichen Fortschritt, erstlich gegen die Ausstellung von 1879 und bei Weitem mehr natürlich gegen diejenige von 1844. Wie damals der Bau der Lokomotiven und der Pianinos allseitig bewundert wurde, so wird diesmal Berlin auf den Gebieten der Konfektion, der Luxuspapierfabrikation u. a. den Sieg davontragen.

Wir greifen heut zunächst aus der Ueberfülle von Neuheiten zwei Erscheinungen heraus, die ein weiteres Interesse zu erregen im Stande sind.

1. **Edm. Gaillards Album von Berlin**, in 4 Kollektionen à 16 Kabinets (Preis jeder Kollektion in Mappe 50 Pf.).

Die Firma Edm. Gaillard, Berlin SW., Lindenstraße Nr. 69, Kunstwerkstätte für moderne, auf Photographie beruhende Reproduktion, Präzisionsanstalt zur Fabrikation von Glasliniaturen und Glasnetzen für Autotypie, entstand aus der Firma Carl Heinr. Gerold — 1863 von diesem und Edm. Gaillard behufs Kultivirung des lithographischen Farbendrucks begründet —, von Letzterem seit 1875

allein weiter geführt. Von der Absicht geleitet, auch auf anderen graphischen Gebieten bahnbrechend zu wirken, wurde 1878 die Photographie in den Betrieb der Firma eingeführt, zunächst um sie dem Farbendruck dienstbar zu machen; aus der Kombination desselben mit dem Lichtdruck entstanden die „Heliochromographien"; es folgten hierauf die Einführung der Photolithographie, der Photochemigraphie, der Phototypie, der Autotypie, Photogravüre für Keramik, ferner die Herstellung von Prägeplatten auf photochemigraphischer Grundlage, sowie des Naturphotographischer Thätigkeit phototypische Arbeiten in allen Stadien und in großem Umfange ausführte, ebenso lagen im Jahre 1883 die Verhältnisse, als das Problem der Herstellung von Autotypien gelöst war; in diesem Jahre konstruirte die Firma bereits Glasnetze zur Erzeugung von autotypischen Negativen vermittelst einmaliger Exposition, nachdem sie hierzu vorher schon Kornplatten auf Glas für autotypische Negative angewendet hatte; dieselbe ist die einzige Firma in Europa, welche die Fabrikation von Glasliniaturen und Glasnetzen in



Der alte Windmühlenberg. Von Bianco Penelli.
Aus dem Werk: „Von Schreibtisch und Werkstatt". (Verlag von K. Siegismund in Berlin.)

selbstdrucks für Spezialitäten. Hieran reihte sich die Herstellung besonders schwierig auszuführender Hülfsapparate für die bez. Reproduktionen, wie der Glasliniaturen und Glasnetze für Autotypie, zu deren Herstellung und Kontrole wiederum besondere Mikroskope konstruirt wurden, die als Freihandmikroskope „Vagus" auch für viele andere Techniken zur Verwendung gelangen.

Obige Firma war 1880 die erste in Nord-, die zweite in Deutschland, welche auf Grund eigener großem Umfange betreibt, die einzige überhaupt, welche alle gebräuchlichen Systeme (neun verschiedene) erzeugt.

Jetzt legt die Firma die aus ihrer Anstalt hervorgehenden Phototypogravüren unter dem Titel vor: **Edm. Gaillards Album von Berlin.** Dieses Album soll den Beweis führen, was bei Benutzung der modernen photographischen Reproduktionsverfahren in Bezug auf schöne und billige Massenproduktion erreicht werden kann; es wird beabsichtigt, durch

die eigenartige Herstellungsart dieses gesetzlich geschützten Albums eine neue Form für die Herstellung von Ansichten- und Reklame-Alben für die Bedürfnisse weiter Kreise zu schaffen.

2. Ferner machten wir unsere Leser bereits bekannt mit dem Sammelwerk unseres Mitgliedes, Herrn Karl Siegismund, „Von Schreibtisch und Werkstatt", herausgegeben von Philipp Stein und W. v. Metzsch, die dem Werke folgende Geleitsworte mit auf den Weg geben:

„»Es ist eine schöne, lebendige Strömung der Geister hier . . . Alles ist hier in Fluß und Bewegung, Alles fühlt sich im Werden, zukunftsvoll.«

Seit Berthold Auerbach diese Worte über Berlin geschrieben — es war im Februar 1860 —, hat sich die preußische Residenzstadt kraftvoll emporgereckt zu des Deutschen Kaiserreichs Hauptstadt, zur jüngsten Weltstadt. Ein Jahrhundertsviertel ist verstrichen, seit sie diese Stellung erworben hat, und das kaiserliche Berlin feiert nun dieses erste Jubiläumsjahr durch ein Fest des Friedens, durch ein Fest der Arbeit, durch die erste große Berliner Gewerbe-Ausstellung.

Sie hält den Zeitpunkt für gekommen, von nah und fern die Genossen im friedlichen Wettbewerb einzuladen, daß sie prüfen sollen, was Berliner Gewerbefleiß, Erfindungs- und Gestaltungskraft zu schaffen vermag.

Dem Gedächtniß dieses Friedensfestes der Kaiserstadt Berlin soll dieses Gedenkbuch „Von Schreibtisch und Werkstatt" dienen. Zeigt sich draußen auf dem Treptower Gelände, im Osten der Weltstadt, was das moderne Berlin praktisch leistet in Gewerbe, Handel und Industrie, so soll dieses Buch die »schöne, lebendige Strömung der Geister« offenbaren. Das Berlin, das 1860 dem hier einziehenden Berthold Auerbach so zukunftsvoll erschien, es hat in ereigniß- und arbeitsreichen Jahrzehnten zu einer bestimmten Weltstadtphysiognomie sich durchgearbeitet. Berlins Handel, sein Gewerbe, seine Industrie stehen in bedeutenden Beziehungen zum internationalen Verkehr — wie denkt nun Berlin selbst über sich und seine auf der Gewerbe-Ausstellung vertretenen wichtigen Arbeitsgebiete?

Auf diese Frage soll unser Buch eine Antwort geben, und es kann diese Antwort geben, denn aus allen Arbeitsgebieten sind uns Aeußerungen hierzu zugegangen und von der Warte jedes Berufes. Nicht alle Namen sind vertreten, auf die Berlin stolz sein darf, aber doch fast alle. Und nicht nur in Worten ist hier Berliner Größe und Eigenart und das Wesen von Handel, Gewerbe und Industrie beurtheilt und zumeist gepriesen, auch im Bilde spiegelt sich, dank der Bereitwilligkeit unserer Künstler, in Porträt und Symbolik, in Straßenbild und Landschaft Berlins Werden und Gegenwart und die Poesie der Mark auf einer Fülle charakteristischer und schöner Blätter.

Ein litterarisches Denkmal soll dieses Buch sein für die Berliner Gewerbe-Ausstellung von 1896, für Berlin und Berliner Arbeit — ein Zeugniß, welcher Würdigung sich die deutsche Kaiserstadt, Berliner Handel, Gewerbe und Industrie im letzten Lustrum des scheidenden Jahrhunderts erfreuen — zunächst im Urtheil der Berliner."

Als beste Zeugen für das Gesagte führen wir einige echt Berliner Bilder zur Probe den Lesern vor.

Kleine Abhandlungen und Notizen.

Eine Bibliothek für die Geschichte des Berliner Buchhandels wird gegenwärtig unter Leitung des Herrn Bruno Jacobi angelegt, nachdem die angesehene Korporation der Berliner Buchhändler in liberalster Weise die nöthigen Mittel dafür bewilligt hat. In einer zur Nachahmung sehr empfehlenswerthen Art ist ein umfassendes Programm aufgestellt, wonach Alles, was sich im Besonderen auf den Buchhandel und die Buchhändler Berlins bezieht, gesammelt wird, zugleich auch Urheberrecht, Preßgesetzgebung, Gewerbefreiheit, Jubiläumsschriften, Biographien, Nekrologe, Privilegien, postalische Einrichtungen ꝛc. in Betracht kommen. Die Bibliothek dürfte sich bald zu einer sehr beachtenswerthen gestalten, da gerade Berlin in Männern, wie Rüdiger, Voß, Nicolai, Reimer, Ernst, Duncker u. A. ganz hervorragende Vertreter des Buchhändlerfachs aufzuweisen hatte und noch hat. W.

Besprechungen von Büchern etc.

Ausgewählte Gedichte von Richard Zoozmann. Verlag von P. Friesenhahn in Leipzig. 1896. 312 Seiten. Geb. 5 Mk.

Der junge Dichter, dessen Talent unsere Mitglieder gelegentlich der Aufführungen beim letzten Stiftungsfest kennen gelernt haben, hat eine „Auswahl" aus seiner jedenfalls großen Fülle von Gedichten getroffen und sie in drei Gruppen geordnet: 1. Lieder, Romanzen und Balladen; 2. Neue Dichtungen; 3. Aus Herz und Welt. Im ersten Theil zeigt sich der Verfasser als ein Kenner der Dichtungen der mittelhochdeutschen Hofpoesie, einige Stoffe scheinen dorther entlehnt zu sein (Walther

von der Vogelweide) und die Formen dieser Zeit sind ihm nicht unbekannt. Hier ist er der beherzte fahrende Sänger, wie wir ihn aus Baumbachs Dichtungen kennen. Im zweiten Theil neigt der Verfasser der Heineschen Dichtung zu, er scherzt mit der Anni und träumt; dieser Ton gelingt ihm aber weniger als der im dritten Theil angeschlagene „Aus Herz und Welt", wo ihm Bodenstedts Mirza Schaffi vorgeschwebt hat.

Man hat oft gesagt, daß in unserer eminent praktischen Zeit die Poesie erstorben sei, und, wo man etwa noch dichte, man sich in den ausgetretenen Bahnen der Schiller-Goetheschen Dichtung bewege. Ersteres ist wohl nicht ganz zutreffend, denn wir haben jüngst noch einen Sänger von Gottes Gnaden unter unseren Mitgliedern kennen gelernt: Fritz Eichberg, und betreffs der Form der Dichtung finden wir in dem Werk von Zoozmann manches Neue und Interessante. Die Ausstattung ist geschmackvoll, nur finden sich neben den entzückendsten Vignetten aus Feld und Wald recht triviale Dinge doppelt.

Freunde der Dichtung werden in den stimmungsvollen und launigen Erzeugnissen heiterer Stunden, die der Dichter „niht daz bewenden" konnte, ihre Freude haben.

Dr. H. Brendicke.

„Deutsche Rundschau." Verlag der Deutschen Rundschau in Berlin W. 35, Lützowstr. 7.

Im Maiheft berichtet Paul Heyse Neues über Ada Negri unter Anfügung neuer, von ihm meisterlich übertragener Gedichte der italienischen Dichterin, aus deren Sammlung „Stürme" in dem gleichen Heft Hedwig Jahn einige Proben mittheilt. Zur Kultur- und Zeitgeschichte sowie zur Litteratur und Kunst bringen hervorragende Gelehrte werthvolle Beiträge: Georg Busolt einen Aufsatz über die älteste Kulturepoche Griechenlands; der Kenner chinesischer Verhältnisse M. v. Brandt eine Charakteristik von Ito Hirobumi, der er einen weiteren Abschnitt über einen zweiten asiatischen Staatsmann folgen



Die alte Fischerstraße. Von Paul Höniger.
Aus dem Werk: „Von Schreibtisch und Werkstatt." (Verlag von A. Siegismund in Berlin.)

lassen will; Theodor Fontane ein Kapitel seiner Erinnerungen „Der Tunnel über der Spree", in dem er von seinen Beziehungen zu Theodor Storm erzählt; Gustav Cohn die letzten Abschnitte seiner Darstellung der deutschen Frauenbewegung. Zur Kunstgeschichte nimmt Herman Grimm das Wort, um aus Anlaß des 200 jährigen Bestehens der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin kunsthistorische Betrachtungen anzustellen. Ein zweites Jubiläum, das von Karl Immermanns 100 jährigem Geburtstag, ehrt Erich Schmidt durch eine scharfe Charakteristik von des Dichters Wirken und Bedeutung. Eine politische und eine litterarische Rundschau beschließen das Heft, das an seiner Spitze eine belletristische Gabe bietet: die erste Hälfte eines neuen Werkes von Anselm Heine, das unter dem Titel „Einklang" die Geschichte einer Künstlerehe psychologisch wahr entwickelt.

Katharine Pufahl. Berliner Patrioten während der Franzosenzeit von 1806 bis 1808. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Dorotheenschule zu Berlin. Ostern 1896.) Berlin 1896. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. 43 S. 8°.

Neben dem ausführlich in unseren Mittheilungen besprochenen diesjährigen Osterprogramm des Königstädtischen Gymnasiums, welches den werthvollen Aufsatz von J. Bolte über M. C. Seidel, den Berliner Geschichtsforscher, enthält, verdient das Osterprogramm der Dorotheenschule die Beachtung unserer Mitglieder. Der Oberlehrerin Pufahl an dieser Schule ist es vergönnt gewesen, ein Tagebuch von Karoline Sack, einer Tochter des bekannten Hofpredigers Sack, zu benutzen, in dem diese Dame als Augenzeugin ihre Wahrnehmungen während der französischen Okkupation von 1806 verzeichnet hat. Die interessanten, unmittelbare Eindrücke wiedergebenden Berichte werden in willkommener Weise ergänzt und erweitert durch die reichhaltigeren Tagebücher der Gräfin Sophie Schwerin geb. Gräfin Dönhoff,[1]) welche im Druck erschienen, aber, wie mit Recht bemerkt wird, viel zu wenig bekannt geworden und benutzt sind. Aus diesen Aufzeichnungen und unter Heranziehung reichhaltigen anderweitigen Stoffes giebt Fräulein Pufahl ein lebensvolles Bild jener Zeit der tiefsten Demüthigung Berlins, welche indeß, auch hierin ist Verfasserin durchaus beizutreten, keine Zeit der Erniedrigung war, wie man allerdings nach der unter französischem Drucke damals entstandenen, von der Verfasserin scharfsinnig beleuchteten Tageslitteratur annehmen könnte. Die Haltung der Berliner, einige wenige vaterlandslose Burschen bestätigen nur die Regel, war eine durchaus angemessene und würdige. Hiermit fallen denn auch die Anekdoten, als ob etwa nur der Konsistorialrath Erman die Ehre Berlins dem Kaiser Napoleon gegenüber gewahrt hätte. Nach dem Tagebuche von Karoline Sack beschränkt sich das »Sire, ce n'est pas vrai«, welches Erman dem die Königin Luise schmähenden Kaiser entgegengeschleudert haben soll, darauf, daß ihr Vater, der Hofprediger Sack, und Erman bei einer Audienz vor Napoleon „gelegentlich ihren König und ihre Königin loben konnten". Der Kaiser hat dies „gelegentliche" Lob sicher nicht übel vermerkt, vielmehr den Lobrednern die Hand gedrückt, eine Gunstbezeigung, welche Erman oft mit der etwas theatralischen Phrase erzählt haben soll: »Et je l'ai tenu ce bras, qui nous a fait tant de mal! Oh je n'aurais pa dû le lâcher!« Aus dieser Phrase auf einen thätlichen Angriff Ermans auf den Kaiser zu folgern,[1]) ist unzulässig; auch die Gnade, welche die Königin Luise beim Ordensfeste 1810 dem Konsistorialrathe, als ihrem Ritter, erwies, erklärt sich ausreichend durch seine „gelegentlichen" Lobreden bei jener Audienz im Oktober 1806.

So überall anregend, unrichtige Ueberlieferungen kritisch prüfend, erweitert die werthvolle Arbeit unsere Kenntniß der Berliner Zustände in jener schweren Zeit; und wir hoffen, daß die Verfasserin uns recht bald mit weiteren Früchten ihres eingehenden Studiums jener Tage beschenken möge.

Friedrich Holtze.

[1]) Ihr Gatte, Graf Wilhelm Schwerin, fiel 1815 als Kommandeur der Kavallerie-Brigade des Bülowschen Armeekorps bei Belle-Alliance. Ihre Aufzeichnungen sind nach ihrem 1863 erfolgten Tode von ihrer Schwester Amalie von Romberg herausgegeben worden.

[1]) Nach einer anderen Ueberlieferung soll Erman den Arm Napoleons mit den Worten gepackt haben: »Sire, ce bras victorieux sera gracieux« und Napoleon in Ehrfurcht erschauernd gemurmelt haben: »Quel géant ce vieux druide!«

Riesslings Radfahrer-Plan von Berlin (1:25 000.). In Taschenformat, 50 Pf. Verlag von Alexius Riessling, Berlin SW., Kleinbeeren-Straße 26.

Es liegt ein das ganze Weichbild der Stadt umfassender Plan von Berlin vor, auf dem diejenigen Straßen, Plätze und Brücken, welche Radfahrern verboten sind, in übersichtlicher Weise in grüner Farbe hervortreten. Die das Verbot aussprechende Polizei-Verordnung und ein alphabetisches Verzeichniß sämmtlicher Straßen Berlins ist dem in sauberem Farbendruck ausgeführten Plan beigefügt, der nicht nur allen Berliner, sondern auch den zur Ausstellung nach Berlin kommenden Radfahrern unentbehrlich sein wird.

Statuten, Mitgliedskarten, Anmeldeformulare für neue Mitglieder sind jederzeit vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke, Berlin W. 35, Kurfürstenstraße 41 I, zu beziehen. Die Anmeldeformulare sind deutlich und vor allen Dingen vollständig auszufüllen, sonst verzögert sich die Aufnahme und die Zusendung der Vereinsschriften.

Den neu eintretenden Mitgliedern wird das von einer Liederbuch-Kommission herausgegebene „Berlinische Liederbuch" hierdurch bestens zur Anschaffung empfohlen. Es enthält eine Fülle von Vereins- und Festliedern echt berlinischen Gepräges, zum Theil von Mitgliedern verfaßt, und ist für 60 Pf. vom Vereinsboten Ullrich zu beziehen.

Der Bericht über den Ausflug nach Schloß Köpenick am 6. Mai d. Js. erscheint in Rücksicht auf eine eingehendere Behandlung des Stoffes durch den Vortragenden und Herrn Schloßpfarrer Schwarzlose in Nr. 7 der „Mittheilungen".

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Brendicke in Berlin W 35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 7. — 1896.

Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

625. Versammlung.

14. (6. außerordtl.) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:

Mittwoch, den 8. Juli 1896.

Ausflug nach Südende-Lankwitz.

Die Mitglieder mit ihren Damen und Gästen versammeln sich Nachmittag 3½ Uhr auf dem Anhalter Bahnhof und benutzen den Zug 3[55] Uhr zur Fahrt nach Südende. Spaziergang nach Lankwitz. Dort wird der Kaffee eingenommen im Gasthof „Zur grünen Linde". Begrüßung durch Herrn Pastor Schacht und Besichtigung der alten Dorfkirche. 6 Uhr Besichtigung der Fischzuchtanstalt des Herrn Paul Matte. 7 Uhr Aufbruch nach Steglitz, woselbst im Logenrestaurant (Albrechtstraße) das Abendessen gegen 8 Uhr bereitet ist.

Theilnehmerkarten, rothe zu 2 Mk., blaue für Gäste zu 2,50 Mk. (für Kaffee und Abendessen), werden nur an Mitglieder gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte bis zum 6. Juli durch unsern Schatzmeister, Herrn Hoflieferant C. Gerold, Unter den Linden 24, ausgeliefert.

---

626. Versammlung.

15. (7. außerordtl.) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 25. Juli und
Sonntag, den 26. Juli 1896.

Herrenpartie nach Quedlinburg.

Anmeldungen nimmt Herr E. Marquardt, i. F. Ludwig König, S. Ritterstraße 85, entgegen. Näheres wird durch besondere Einladung auf Postkarte mitgetheilt. Die Fahrt findet nur statt, wenn sich mindestens 30 Theilnehmer melden. Jede Anmeldung wird als bindend betrachtet.

Zur Beachtung.

Auf Anregung des Vorstandes und infolge Genehmigung des Finanz-Ausschusses haben die Mitglieder des Vereins gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte an jedem Sonnabend freien Eintritt in Alt-Berlin. Der Zutritt zu der Sonder-Ausstellung von Berolinensien in der Heiliggeistkirche in Alt-Berlin ist für die Mitglieder und für alle Freunde vaterländischer Geschichte unentgeltlich. An der Eingangsthür wird ein Führer von Dr. H. Brendicke und eine historische Einführung in Alt-Berlin von Dr. P. Clauswitz zusammen für 20 Pf. käuflich abgegeben.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Max Preuß, Rechtsanwalt und Notar, Köpenick.
- „ Carl Schwarzlose, Lic. theol., Dr. phil., Königl. Schloßpfarrer, Köpenick.
- „ Erich Sternbeck, Dr. jur., Kammergerichts-Referendar, N. Fennstr. 59.
- „ Otto Fritsch, cand. jur., Gr. Lichterfelde, Steglitzerstr. 33.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Paul Eggebrecht, Weingroßhändler, N. Friedrichstraße 109. Einf.: Herr Geheimrath B. Reuter.
- „ Werner, Kaufmann, Hauptmann d. L., W. Steglitzerstraße 44I. Einf.: Herr Geheimrath B. Reuter.
- „ Eduard Gilck, Rentier, N. Barnimstr. 44I. Einf.: Herr Karl Becker, Gerichts-Kalkulator.
- „ Werkenthin, Pfarrer an der Gethsemane-Kirche, N. Stargarderstraße 6. Einf.: Herr Professor Dr. Brecher.
- „ Rudolf Doering, Postassistent, NO. Katharinenstraße 3I. Einf.: Herr Dr. H. Brendicke.

Wohnungsveränderung:

Herr Braun, Geheimrath a. D. NW. Kronprinzen-Ufer 19I.

Statuten, Mitgliedskarten, Anmeldeformulare für neue Mitglieder sind jederzeit vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke, Berlin W. 35, Kurfürstenstraße 41 I, zu beziehen. Die Anmeldeformulare sind deutlich und vor allen Dingen vollständig auszufüllen, sonst verzögert sich die Aufnahme und die Zusendung der Vereinsschriften.

Die Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde ladet zur 12. Jahresversammlung auf Sonntag und Montag, den 5. und 6. Juli 1896 nach Sommerfeld i. L. ein. Am Sonntag findet ein Ausflug nach dem Gräberfelde bei Belkau (Kr. Sorau) statt, am Montag die Besichtigung der Stadtpfarrkirche, des Archivs und des Büttelthurms. Anmeldungen nimmt Herr Stadtrath Knorr entgegen.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

Am Mittwoch, den 6. Mai 1896 unternahm der Verein für die Geschichte Berlins einen Nachmittagsausflug nach Schloß Köpenick. Dort begrüßte Herr Seminardirektor Dr. Fritze die Erschienenen, und Herr Seminarlehrer Trettin hielt in der Aula einen längeren interessanten Vortrag, aus dem wir Folgendes hervorheben.

Von welcher Seite man sich auch der Stadt Köpenick nähern möge, von überall her sieht man Schloß Köpenick über dem Häuserkomplex der Stadt emporragen, nach allen Richtungen der Windrose blickt Schloß Köpenick über die Stadt hinweg weit in die Lande, über weite Wasserflächen, Wiese und Wald und das bunt bestellte Feld im Teltow und im Barnim. — Aus hohen Fenstern blickt es erhaben auf die sonnenbeleuchteten, spiegelhellen Wasser des breiten, schiffbelebten Strombettes der Wendischen Spree. Poetisch verklärt leuchtet der gelbbraune Schloßbau aus den klaren Fluthen zurück, und wenn man nach einem Abendspaziergange aus dem Tannicht, welches meilenweit das linke Spreeufer begleitet, heraustritt und die langen Fensterreihen im Abendsonnenlicht erglühen sieht oder dieselben durch Lampenlicht vom Arbeitstisch von innen matt erleuchtet sind, dann erwachen der Phantasie wohl wunderbare Gestalten aus den aufsteigenden Nebeln der umfließenden Gewässer; Sage und Geschichte in mannigfachem Wechsel der Zeiten und Personen umweben Schloß und Schloßinsel Köpenick und ziehen an unserem Geiste vorüber, hier eindringlich und ernst redend von Kampf und Leid, dort plaudernd von Waidmannslust und kurbrandenburgischer Derbheit, oder von Jugendlust und Jugendfreud, von Sonnenschein und Himmelsblau.

Wir unterscheiden in dem Bestehen des Schlosses Köpenick im Anschluß an die wechselnden Bauten, die hier standen, ein altes bis 1550, ein mittleres bis 1677, und ein neues von 1677 bis heute, drei Perioden.

Zur Zeit der Wendenherrschaft in der Mark war Köpenick die Burgfeste eines Wendenfürsten. Die natürlich sichere Lage der Insel zwischen zwei schiffbaren fischreichen Flüssen mit zahlreichen Seebecken und verbindenden Flußarmen gab den

slavischen Landesherren Veranlassung, hier ihre Residenz zu gründen; denn einerseits war sie in finanzieller Rücksicht für Ueberwachung der Zollerhebung und der Fischerei wichtig, und andererseits war sie für die Vertheidigung des Landes, des Spreegaues, ein namhafter Punkt. — Der letzte Herzog von Köpenick war Jaczo, ein Wendenfürst polnischer Nation, wie man meint, ein Schwestersohn des Fürsten Pribislav von Brandenburg. Die ältesten in der Mark gefundenen Münzen rühren von diesem Jaczo her. — Wir kennen ihn aus der Geschichte Brandenburgs durch Albrecht den Bären (1157), durch die Sage vom Schildhorn (Wendenthum und Deutschthum. Heidenthum und Christenthum), Jaczo soll Christ geworden sein.

Indeß bleibt es fraglich, ob mit der Niederlage Jaczos auch zugleich Schloß und Herrschaft Köpenick an Albrecht überging; jedenfalls aber begann mit der letzten Eroberung Brandenburgs durch Albrecht die feste Begründung der deutschen Herrschaft im Spreegau, die Christianisirung der Wenden und die deutsche Kolonisation in den Gemarkungen von Köpenick im Teltow und Barnim.

Wann die Deutschen die Nuthe- und Havellinie überschritten haben, ist urkundlich nicht festgestellt. Jedenfalls ist aber die definitive Besitzergreifung des Teltow später erfolgt als die des Barnim, denn schon 1215 legte Markgraf Albrecht II. zur Verteidigung des Barnim gegen die östlichen und nordöstlichen slavischen Völker links vom Oderstrom eine Feste an der Oder, das Schloß Oderberg, an; wahrscheinlich verstärkte er die alte slavische Burgfeste des Barnim.

Eine vergleichende Untersuchung der Urkunden, welche auf jene Zeit Bezug haben, spricht dafür, daß der Teltow in verschiedenen Epochen hinüberweist, so namentlich der nordwestliche Theil des Plateaus zwischen der Havel und der Wasserscheide des Grunewaldes und der Telte (Bäke) noch zur Lebzeit Albrechts des Bären, also bis 1170, der übrige Theil aber mit den Schlössern Köpenick, Saarmund und Mittenwalde erst unter seinen Nachfolgern, vielleicht innerhalb der Jahre von 1184 bis 1225 resp. 1232, unter rechtlicher Anerkennung seitens der Slavenfürsten von den Deutschen erworben sind.

Lange zuvor aber, ehe die staatliche Gewalt der deutschen Markgrafen sich im Teltow und Barnim festsetzen konnte, hatte schon die Kirche im stillen und geräuschlosen Walten Eroberungen in dem neuen Lande gemacht. — Nur der Vorarbeit der Kirche, der Verbreitung christlicher Lebensanschauungen unter den heidnischen Slaven ist es beizumessen, daß die Markgrafen Johann I. und Otto III. schon unter dem 7. März 1232 eine Verordnung erlassen konnten, welche die Städte im Teltow, im Glin und im Barnim, „dem neuen Lande", anwies, ihr Recht von der Stadt Spandau zu holen. Städtische Einrichtungen nach deutschem Sinn und Wesen aber waren nur möglich, wenn das Christenthum in der großen Mehrheit der slavischen Bevölkerung feste Wurzel geschlagen hatte, und deutsche Kolonisten in genügender Zahl sich angesiedelt hatten. — Die Missionirung geschah hauptsächlich vom Bisthum Brandenburg aus. Die dem heiligen Laurentius geweihte Stadt- und Pfarrkirche in Köpenick war ursprünglich der Sitz eines Archidiakonus und Präbende des Bisthums Brandenburg. Ebenso Mittenwalde — 1237 erlangten Johann I. und Otto III. das Recht der Präsentation der Archidiakonen in Köpenick und Mittenwalde auf Grund eines Schiedsspruchs des Bischofs von Merseburg nach langem Streit um den Zehnten in dem „neuen Lande" — gaben es indeß schon 1255 wieder auf, und restituirten das an die Städte geknüpfte Archidiakonat dem Dompropste zu Brandenburg, in dessen Kirchenkreis beide Städte bis zur Reformation verblieben.

Von der alten Wendenfeste bezw. markgräflichen Burg Köpenick sind weder Bild noch Beschreibung auf uns gekommen, aus denen wir ersehen könnten, welcher Art das alte Schloß Köpenick war. Es muß uns genügen, von seiner Existenz zu wissen, und diese war wichtig genug, daß es noch Jahrhunderte hindurch ein namhafter Punkt blieb, worauf sowohl die Askanier, als Bayern und Luxemburger, als auch die Hohenzollern bei Ausbreitung und Befestigung des Deutschthums und ihrer Herrschaft sich stützten. Entweder war es besetzt von Reisigen des Kurfürsten unter Führung eines Schloßherrn oder Vogts, oder es war im Pfandbesitz eines ergebenen und treuen Vasallen, der dann die Schloßherrschaft im Namen des Landesfürsten übte. Aus diesen Zeiten erzählt uns die Geschichte manche interessante Begebenheiten.

Im Jahre 1238 machte den Markgrafen Johann I. und Otto III. Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, den Besitz der Burgen Köpenick und Mittenwalde streitig. Beide Markgrafen ernannten den Erzbischof Willibrand von Magdeburg zum Schiedsrichter. Heinrich der Erlauchte drang bis Strausberg im Barnim vor. Im Jahre 1245 war Cöpenick wieder im Besitz der Brandenburger

Markgrafen, der Sitz eines markgräflichen Vogts und der Mittelpunkt eines Landgerichts-Bezirks.

Am Schlusse des 13. Jahrhunderts wird Köpenick erwähnt in einem Erlaß des Markgrafen Otto des Langen, vom St. Michaelstage 1298, worin den beiden Städten Berlin und Cölln ihre alten Rechte bestätigt werden. In dieser Urkunde überläßt es der Markgraf den Rathsmännern und der Gemeinde zu Berlin für 220 Pfund gewöhnlicher brandenburgischer Münzen zum ewigen Eigenthum den Zoll von allem Holze, welches vor Köpenick vorübergeführt und gemeiniglich „Vlote" genannt wird, sowie den Zoll von jeglichem Schiff, das zwischen dem Mühlendamm von Berlin und Forstenwalde durch Köpenick fährt.

In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (1321) wird Köpenick mit unter den Städten aufgezählt, die sich gegenseitig gelobten, für den Fall des Ablebens des Herzogs Rudolf von Sachsen und „bevor use yunghen heren seine Kinder mündig geworden sein würden", nicht ohne gemeinschaftlichen Beschluß einem anderen Herrn zu huldigen, und nach Abgang des falschen Waldemar 1349, die Fürsten von Anhalt als ihre Herren anzuerkennen. Es werden diese urkundlichen Nachweisungen angeführt, weil sie wichtig sind für die Beurtheilung des Verhältnisses der Stadt zum Schloß. Die unmittelbare Stadt ist nur vom Landesherrn abhängig. Daneben bestand der Kietz. In der Karolingischen Finanzstatistik von 1375 wird Köpenick an sechs verschiedenen Stellen genannt. Hier wird die Stadt als zum Schlosse gehörig bezeichnet. Diese Versetzung der selbständigen Stadt in die Reihe der mittelbaren Städte war vielleicht die Strafe für den Ausdruck der Treue für das anhaltinische Fürstenhaus aus dem Jahre 1349. Die Stadt erreichte wahrscheinlich erst Mitte des 16. Jahrhunderts ihre alte Stellung wieder.

Wechselvoll ist das Schicksal von Schloß und Stadt Köpenick gegen Schluß des 14. Jahrhunderts, in jenen Zeiten der Verwirrung und Unsicherheit, in welche die Mark nach dem Ableben Karls IV. durch schlechtes Regiment gerathen war.

Der letzte Wittelsbacher in der Mark, Markgraf Otto, „hatte im Jahre 1371 Slotz Koppenick samt dem Slotz Oderbergk und den Stateken daselbes, und der Rat Olden Landespark mit czollen, mit geleiten, Zinse und Rente &c." seinem Haushofmeister Nikolaus v. Bismark für ein Darlehen von 1115 Mk. brandenburgischen Silbers verpfändet, jedenfalls veranlaßt durch Geldmangel in seinen Unternehmungen mit dem gesammten Hause Wittelsbach gegen Karl IV., nachdem er sich von diesem durch den Vertrag von Prag 1363 schmählich betrogen sah. Von letzterem wurde indeß Markgraf Otto zum Vertrage von Fürstenwalde am 15. August 1373 genöthigt, wonach Otto für eine freilich bedeutende Geldsumme die Mark an den Kaiser abtreten mußte, wodurch auch Schloß Köpenick wieder in unmittelbar kurfürstlichen Besitz kam. Denn 1375 war Schloß Köpenick kurfürstliches Amt.

Der jugendliche König Sigismund aber verpfändete schon wieder Köpenick an die Gebrüder Hans und Ulrich v. Bieberstein, Herren zu Sarow (Sorau) in Beeskow, wahrscheinlich im Jahre 1381. Die Herrschaften beider Pfandherren gehörten damals zur Lausitz, und man ist daher wohl berechtigt anzunehmen, daß auch Köpenick, wenn auch nur vorübergehend, in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zur Lausitz getreten ist. — Jedenfalls ist Köpenick aber nur kurze Zeit im Pfandbesitz der v. Bieberstein geblieben, denn noch in demselben Jahre 1381 versetzten sie „das hus und stad zu Kopenick up der Spreven, och die wende of dem Kitze derselben sind pflichtig" — mit allen Zubehörigen, wie sie in der Karolingischen Finanzstatistik nachgewiesen sind, für 520 Schock guter Behmischer Groschen an die vorsichtigen, ehrlichen Leuten, die Radmannen zum Berlin.

Der Magistrat von Berlin scheint die Absicht gehabt zu haben, das Schloß in Köpenick niederzureißen, denn durch die Gebrüder Beuerstein, die mit ihren Fehden die Nachbarschaft unsicher gemacht hatten, waren die „vorsichtigen Herren" von Berlin zu der Erkenntniß gekommen, daß ein festes Schloß wie Köpenick in solcher Nähe für den Frieden der Stadt bedenklich sei. In den Verhandlungen, welche der Magistrat von Berlin mit dem Markgrafen Jobst dieserhalb führte in den Jahren 1388 und 1389, gab letzterer auch seine Zustimmung dazu, doch unter der Bedingung, daß sich der Magistrat anheischig mache, das Schloß wieder zu bauen, wie es zur Zeit sei, sobald er es verlange, oder wenn er es besser bauen wolle, daß er ihm so viel Hülfe dabei leiste, als der festgesetzte Werth bestimme. — Das fand der „weise Rath" denn doch bedenklich; auch blieb er nicht lange genug im Pfandbesitz von Köpenick, um das Vorhaben im Interesse der Sicherheit und Macht der Stadt Berlin zu Ende zu führen. — Schon im Jahre 1393 trat Jobst wegen Einlösung desselben mit den Rathmannen zu Berlin und Cölln in Unterhandlung, und 1394 traten die kraftigligen wisen Radmannen

old und nye tu den Berlin Köpenick, slod und stad, mit aller rente und rechtikeit als sie dat pandwis von den Edelen Herren v. Beuerstein gehabt und beseten haben", an Heynich Richenbach ab für „Sestehalf hundert schock Behmische groschen, pragischer munte, welche Summen in zwei Terminen zu 350 und 200 Schock gezahlt werden sollte. Der zweite Termin war auf Weihnachten 1394 bestimmt. Würde die Zahlung der 200 Schock dann nicht erfolgen, „so scolen sie stan wente up den ander weynachten dorna und scolen mid willen den Radmannen in Berlin, old und nye, dan geuen von teyn schokken eyn schock behmischer groschen tu schadegelde, als sie dat seluen muten vorschaden (vorschießen). Es betrug demnach der landesübliche Zinsfuß am Schluß des 14. Jahrhunderts 10%.

Wahrscheinlich wurde der zweite Zahlungstermin (vielleicht auch beide nicht) seitens Heynich Richenbachs nicht inne gehalten, denn noch 1398 war der Magistrat Inhaber von Stadt und Schloß Köpenick wie auch im Besitze des 1298 (s. o.) erworbenen Zollrechts daselbst. Das Zollrecht zu Köpenick muß der Magistrat von Berlin zeitweise abgetreten haben, wahrscheinlich gleichzeitig bei Gelegenheit der Verhandlungen wegen Einlösung von Schloß und Stadt seitens Jobsts von Mähren in anderweitiger Verpfändung an Heynich Richenbach (1394). Es mußte zu peinlichen Störungen guten nachbarlichen Verhältnisses führen, wenn das Zollrecht der Stadt auf der Spree und die Schloßherrschaft bei zwei Herren stand. Genug, wir wissen, daß in der Zeit zwischen 1394 bis 1398 ein Mitglied der Familie Schlieben Inhaber des Zollrechts war. Wir entnehmen diese Thatsachen einem Erlaß des Markgrafen Jobst von Mähren vom Jahre 1398. — In demselben bestätigt er den „Ehrbaren Radmannen zu Berlin und Cöln" das Recht der Zollerhebung zu Köpenick, welches sie von Offen v. Slyven zu „In" (?) für 100 Schock Groschen eingelöst hatten, und sagt ihnen den Besitz dieses Rathes so lange zu, bis der Markgraf ihnen die gedachte Summe wiedererstatten werde. Dies geschah noch in demselben Jahre. Wilhelm der Einäugige, Markgraf von Meißen, kaufte nämlich 1398 die beiden Schlösser und Städte Köpenick und Sarmund, wodurch es Jobst möglich wurde, Berlin abzulösen.

Das Besitzverhältniß über die beiden Schlösser Köpenick und Sarmund seitens Wilhelms von Meißen unter der Landeshoheit des Markgrafen Jobst bot nach Jahren den Gebrüdern Quitzow willkommene Handhabe, sich in den Besitz der beiden Schlösser zu setzen. Am 2. Januar des Jahres 1399 war auf Veranlassung des Königs Albrecht von Schweden, Herzogs von Mecklenburg, ein Fürstentag in Perleberg, Hauptstadt der Priegnitz, zusammengetreten, um allen Streit zwischen Mecklenburg und der Mark zu schlichten, und besonders auch, um über gemeinsame Maßregeln gegen die Landbeschädiger und gemeinen Wegelagerer zu berathen und sich zu verständigen. Zu dem Fürstentage waren auch Dietrich und Hans v. Quitzow eingeladen und erschienen.

Die Beschlüsse gingen dahin, die alten Rechte zu bestätigen, die gemeinen Landfriedensbrecher zu bestrafen, ihre Burgen zu brechen und zu zerstören. Der Anfang sollte mit Schloß Lenzen, den Herren von der Kapellen gehörig, gemacht werden. Perleberg wurde ersucht, soviel Rüstwagen und Sturmgeräth zu stellen, als es vermöchte. Caspar Gans zu Putlitz lieh Jobst 200 Schock böhmische Groschen, wofür ihm Lenzen zum Pfande gesetzt wurde, und die Gebrüder Quitzow, die nächsten und mächtigsten Vasallen, stellten gegen Entschädigung ihre gesammte Kriegsmacht. Den Schuldbrief verbürgte Markgraf Wilhelm von Meißen, mit dem Zusatz, daß, wenn die Forderungen des Markgrafen Wilhelm an die Mark auch befriedigt seien, der eigentliche Pfandherr, also Jobst, dafür aufzukommen habe.

Dieser Schuldbrief war trotz wiederholter Mahnungen noch im Jahre 1407 nicht bezahlt, dem Todesjahr Wilhelms von Meißen, der am 10. Februar des Jahres starb. In demselben Jahre kam auch Jobst einmal wieder nach langer Abwesenheit in die Mark. Die Gebrüder Quitzow, namentlich Dietrich, hielten es für nöthig, sich persönlich dem 85jährigen Jobst vorzustellen, umsomehr als Dietrich zwei Jahre zuvor Schutzherr der Mark gewesen war. Bei dieser Gelegenheit wurde auch über die Einlösung des Lenzener Schuldbriefes verhandelt. Jobst verweigerte entschieden die Bezahlung desselben, wies vielmehr die beiden Brüder an den Erben des Markgrafen Wilhelm von Meißen, den Markgrafen Friedrich. — Auch dieser weigerte sich zu zahlen. Infolgedessen 24. November zum 25. November Sturm auf das Schloß. Konrad v. Quitzow, ein jüngerer Bruder, wurde der erste Befehlshaber des Schlosses. — Dietrich wohnte gern in Köpenick. — 1409 Kauf von Friesack. Stellung zu Berlin. — Tagsitzung zu Berlin 1408. — Bürgermeister Henning Strohband. — Klage bei dem Hofrichter, daß die Stadt ihm

im Frieden seine Knechte gemordet habe, — bei dem obersten Landesverweser Herzog Swentibor III. von Pommern, daß ihm die Stadt 1300 Schock rheinische Groschen schuldig sei. Diese Summe hatte die Stadt als Lösegeld für die gefangenen Pommern bei der Eroberung der Stadt Strausberg 20. September 1407 durch Dietrich v. Quitzow erhalten. — Dietrich verliert den Prozeß. — Größerer Zwiespalt. — Dietrich kniff die Krämerseelen nicht wenig. — Niklas Winz — gefangen in Bötzow. So brauste das Ungewitter der Fehde daher, Raub, Brand, Mord und Wunden waren seine Begleiter. Wahrlich, Wusterwitz, der Provisor des Klosters Lehnin, hatte Recht, wenn er sagte, die Gewässer der Mark seien sehr trübe gewesen, und es hätte sich sehr gut darin fischen lassen. Wer mitten in eine solche Zeit hineingestellt wird und Kraft und Muth in sich fühlt, wird schwer der Versuchung widerstehen können, ein Fischer zu werden, und immer die Rolle desselben der des armen Fisches vorziehen, der sich fangen und verspeisen lassen muß.

Aus dem weiteren Vortrage geben wir einige Daten als geschichtliche Anhaltspunkte: Dietrich v. Quitzow blieb im Besitz von Köpenick bis zum Jahre 1413. — Am 7. April Uebergabe an Friedrich. — Dieser an die Abgeordneten Berlins. — 8. April Huldigung der Stadt. — Noch in demselben Jahre, 11. November, erhielt das Schloß Werner v. Holzendorf gegen 600 Schock böhmische Groschen. — Bald darauf am 28. November schon wieder zurück — Köpenick verschwindet vom Schauplatz bis 1426. — In diesem Jahre verpfändet das Schloß Markgraf Johann, des Kurfürsten ältester Sohn, für 600 Schock an Hansen v. Uchtenhagen zu Freienwalde.

In der alten Burgfeste war es auch, wo der v. Otterstädt an die Thür des Schlafgemachs seines kurfürstlichen Herrn schrieb: „Jochimken ꝛc.“ Es war dieser Ausdruck des Treubruchs und Verraths die letzte Welle des Widerstandes des märkischen Adels gegen die fürstliche Landeshoheit.

Joachim war das Schloß verleidet. Er veräußerte es erbpachtweise 1526 an seinen lieben und getreuen Rath Georg Flauß. In der darüber ausgefertigten Urkunde bekennt Joachim I., „daß er seinem Rathe und lieben und getreuen Georg Flauß und seinen Erben Amt Köpenick, Schloß und Stadt, zu Amtmannsweise und auf rechten Wiederkauf eingethan und verkauft habe. — Unter Amtmannsweise verstand man nach anderen gleichzeitigen Urkunden, daß der Käufer die Stelle eines kurfürstlichen Beamten vertrat. — Die alte Burgfeste stand bis 1550. — Joachim II. — Neues Schloß. — Joachim II. starb hier 3. 4. Januar 1571. — Wolfsjagd. — Abendunterhaltung. — Kanzler Distelmeier, Mathias v. Saldern, Alb. v. Thumen. — General-Superintendent Muskulus. — An die Zeit Joachims erinnert der steinerne Mann. Wir hören von dem Joachimschen Jagdschloß erst wieder 1631. — Gustav Adolf.

Nach dem dreißigjährigen Kriege sank Schloß Köpenick immer mehr an Ansehen und Bedeutung. Eine neue Zeit war gekommen — 1658 war in den Zimmern, darin einst Joachim den selbsterlegten Hirsch auf reich besetzter Tafel hatte, ein alchimistisches Laboratorium eingerichtet. — 1677 fiel auch das kurfürstliche Jagdschloß; es machte dem heutigen Schloß Platz. — Erbaut von 1678 bis 1682. — Bewohnt von Kurprinzen. — Jagdschloß Friedrich Wilhelms I. — Kriegsgericht 28. Oktober 1730. — 1749 bis 1782 Wittwensitz der Prinzeß Henriette Marie. — 1804 an den Grafen v. Schmettau verkauft. — 1806 bis 1812 von Franzosen besetzt. — 1830 Staatsgefängniß. — Bis 1852 Traindepot. — Seit 1. Oktober 1852 Seminar.

Im Namen der Versammlung dankte Herr Dr. H. Brendicke dem Vortragenden für seine lehrreichen Auseinandersetzungen, und man begab sich dann in die freundliche Schloßkirche, über welche Herr Schloßpfarrer Lic. theol., Dr. phil. Schwarzlose folgende Angaben machte:

Die Königliche Schloßkirche zu Köpenick, welche noch heute Eigenthum des Königlichen Hauses ist, liegt auf der östlichen Seite der Schloßinsel. Vorn ist sie malerisch von den hohen Bäumen des Parks umstanden, hinter ihr fluthet in leisem Rauschen ein Nebenarm der Dahme vorüber, welcher den besonderen Namen „Frauentog“ führt. Der Gründer der Schloßkirche ist Kurprinz Friedrich, der nachmalige erste preußische König, welcher vom Jahre 1680 an mit seiner Gemahlin Henriette Elisabeth aus dem Hause Hessen-Cassel in Köpenick seine Residenz hatte und auch hier durch Rütger v. Langenfeld das noch jetzt auf der westlichen Seite der Schloßinsel stehende Schloß erbauen ließ. Der Baumeister der Schloßkirche ist Nehring, der auch in Berlin verschiedene Kirchen erbaut hat. Mit der Schloßkirche in Köpenick führte Nehring den Zentralbau in die Mark ein. Das Innere der Kirche ist im Stile der edelsten Renaissance gehalten und mit reicher Stukkaturarbeit

versehen. Letztere ist durchgehends Handarbeit und von italienischen Künstlern ausgeführt, welche Kurprinz Friedrich eigens zu diesem Zwecke in seinen Dienst gezogen hatte. Am 6. Januar 1685 wurde die Kirche feierlich im Beisein des Hofes eingeweiht. Zum Andenken daran, daß seine Gemahlin Henriette Elisabeth ein reges und maßgebendes Interesse bei diesem Kirchenbau bekundet hatte, ließ der Kurprinz ihr Bild in der Deckenwölbung oberhalb der Kanzel anbringen. Die Kanzel selbst, welche in mäßiger Höhe zwischen zwei Chorfenstern angebracht ist und die ganze Kirche beherrscht, ist aus Eichenholz und mit kunstvollen Schnitzereien versehen. Auch die anderen Einrichtungsgegenstände der Kirche weisen darauf hin, daß dieselbe königlichen Ursprungs ist. Die Orgel, welche sich auf einem Chor oberhalb des Eingangs befindet, ist ein Geschenk König Friedrich Wilhelms IV., der Taufstein und eine rothsammetne Altar- und Kanzelbekleidung ein Geschenk der Königin Elisabeth. Dagegen stammen die im Gebrauch befindlichen kostbaren silbernen Tauf- und goldenen Abendmahlsgeräthe noch aus der Zeit König Friedrichs I. Unterhalb des linken Chorfensters bemerken wir eine von der preußischen Königskrone und zwei marmornen Urnen überragte Tafel von schwarzem Marmor, auf der mit Goldbuchstaben folgende Inschrift zu lesen ist: „Diese Gruft umschließt die verweslichen Ueberreste der durchlauchtigsten Fürstin und Frau Henriette Marie, geborene Prinzessin von Preußen und Brandenburg, vermählte Erbprinzessin und Herzogin von Württemberg und Teck. Sie war geboren den 11. März 1702, vermählt den 8. Dezember 1716 mit dem Erbprinzen Friedrich Ludwig von Württemberg, ward Wittwe den 23. November 1731, entschlief in dem Herrn den 8. Mai 1782. Dieses Denkmal setzt ihr ihre einzige Tochter Luise Friederike, Herzogin von Mecklenburg-Schwerin, geborene Herzogin von Württemberg und Teck.“ Es bezieht sich diese Inschrift auf die Prinzessin Henriette Marie von Brandenburg-Schwedt, welche von 1749 bis 1782 im Schlosse zu Köpenick residirte. Ihr Sarg mit ihren theilweise noch gut erhaltenen irdischen Ueberresten steht noch jetzt in der geräumigen, unter der Schloßkirche befindlichen Gruft. Die Länge der Schloßkirche beträgt 17 m, die Breite 11½ m, die Höhe 13 m. Diese verhältnißmäßig geringe Größe der Schloßkirche rührt daher, daß dieselbe ursprünglich gar nicht für eine Gemeinde, sondern lediglich für die Königliche Familie und ihren Hofstaat erbaut war. Die rechts und links in der Kirche wahrnehmbaren Seitenlogen waren die fürstlichen Plätze. Erst durch die auch in Köpenick erfolgte Ansiedelung reformirter Flüchtlinge aus Frankreich, Pfalz und Böhmen bildete sich eine Schloßgemeinde. Diese, welche mit unserem Königshause zugleich der Union beigetreten ist und heute ungefähr 2000 Seelen begreift, besteht noch heute und erfreut sich als Königlich priviligirte Personalgemeinde derselben Rechte wie die Domgemeinde in Berlin. Die kostbaren, jetzt die Kirche schmückenden Altarfenster, von denen das eine die Geburt, das andere die Auferstehung Christi darstellt, sind ebenso wie die jetzt aufliegende silbergestickte Altar- und Kanzelbekleidung aus violettem Sammet, Neuerungen, welche die Fürsorge des gegenwärtigen Schloßpfarrers für die Schloßkirche ermöglicht hat.

Das neue Schloß wurde innerhalb der Jahre 1678 bis 1682 auf Befehl des Kurprinzen Friedrich von Rütger v. Langenfeld erbaut. Kurprinz Friedrich wollte hier mit seiner Gattin Henriette Elisabeth, einer geborenen Prinzessin von Hessen-Cassel, residiren. Der im Jahre 1683 erfolgte Tod seiner Gemahlin brachte es aber mit sich, daß er nicht so häufig, wie er es ursprünglich geplant, in Köpenick weilte. Das Schloß selbst ist ein großer, dreistöckiger Bau, von dessen einstiger Pracht und kostbarer Ausschmückung heute noch der jüngst renovirte „Orgelsaal“ und einige Zimmer Zeugniß ablegen, welche sich in den dem Direktor und Professor des jetzt hier befindlichen Seminars angewiesenen Wohnräumen befinden. — Mehrfach nahm längeren Aufenthalt in Köpenick König Friedrich Wilhelm I.; dauernd diente das Schloß zur Wohnung vom Jahre 1749 bis 1782 der Prinzessin Henriette Marie von Brandenburg-Schwedt, welche, wahrscheinlich ihrer boshaften Zunge wegen, von König Friedrich II. vom Berliner Hofe nach dem Köpenicker Schlosse verbannt war. Nach ihrem Tode wurde sie in der unter der Schloßkirche befindlichen Gruft beigesetzt.

Von 1804 bis 1806 befand sich das Schloß im Besitze des als Geograph bekannten Grafen Karl von Schmettau. 1806 kaufte es die Krone zurück. Nach einigen Wandlungen wurde es am 1. Oktober 1851 Seminar.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das Schloß durch die letzte Wandlung einer edlen und nutzbringenden Verwendung entgegengeführt wurde.

Freilich kann ein vorurtheilsloser Besucher den Gedanken nicht unterdrücken, daß die Räume heute für die Seminarzwecke nicht mehr ausreichen. Besonders der direkt unter dem Dach befindliche Schlafsaal giebt zum Nachdenken Anlaß. Auch ist zu berücksichtigen, daß Köpenick nicht mehr der harmlos-idyllische Ort ist, wie in den funfziger Jahren, sondern daß seine Bevölkerung durch die hier entstandenen Fabrikanlagen einen ganz anderen Charakter angenommen hat. Berührungen und Einflüsse sind nicht zu vermeiden. Infolgedessen kann mit ernstem Recht die Frage aufgeworfen werden, ob sich ein Fabrikort für die Dauer als Bildungsstätte für heranwachsende Lehrer empfiehlt.

Der „Verein für die Geschichte Berlins“ unternahm am Sonntag, den 31. Mai, bei schönstem Wetter die erste ganztägige Wanderfahrt nach Schloß Petzow am Schwielowsee. Nahezu 100 Personen, Mitglieder mit ihren Damen und Gästen, bestiegen um 9 Uhr an der Langen Brücke in Potsdam den großen Dampfer „Prinz Adalbert“ der Gesellschaft „Stern“, der die Theilnehmer in 1 ½ Stunden an den lieblichsten Aussichtspunkten (Kaputh, Villa Baldenius) mit einem kleinen Abstecher nach Alt-Geltow vorüber bis zur Ziegelei des Herrn Lieutenants Speichert führte, wo der Besitzer die Wanderfahrer landen ließ und aufs Freundlichste begrüßte. Nach einem kurzen Spaziergange am Ufer des Schwielowsees wurde das Schloß Petzow erreicht, wo Freifrau v. Kaehne persönlich die Führung durch den wohlgepflegten Park übernahm und die Theilnehmer zum kurzen Labetrunk einlud. Auf dem Kirchberg, der eine weite Aussicht auf die anmuthigen Havelufer und die im Sonnenschein erglänzenden Seen gestattete, hielt Herr Pfarrer Hoffmann aus Glindow einen längeren Vortrag, dem wir Folgendes entnehmen:

Petzow vereinigt in seiner Nähe Alles, was zur Schönheit einer Landschaft gehört, Wasser, Berg und Wald. Es liegt zwischen der Grellbucht des Glindower Sees, der mit der Havel verbunden ist, und dem großen Schwielowsee, der, früher nur ein Luch, durch einen Durchbruch der Havel bei dem Kaputher Gemünde entstanden ist. Beide Seen hat man, wenn man auf der Plattform des Kirchthurms steht, zu seinen Füßen. Entfernter fließt die Havel, die mit ihrer breiten, gewundenen Wasserfläche, ihren Halbinseln und Rohrflächen, ihrer romantischen Umgegend, den hohen Bergen bei Glindow und Werder, dem Plessower See (in der Ferne die Berge bei Phöben), Alt-Töplitz, Golm, Eiche, dem Wildpark, Alt-Geltow, Baumgartenbrück, dem hohen, waldbestandenen Seeufer des Schwielowsees mit dem Karlsthurm und der reizend gelegenen Villenkolonie Kaputh, dem Krähenberg, der Kunersdorfer Forst und dem Walde bis Beelitz und Lehnin einen herrlichen und anmuthigen Anblick gewährt. Zu Füßen liegt der liebliche Park von Petzow, der in sich einen runden See, den Haussee, birgt. Petzow ist allem Anschein nach ein altes Dorf. 1437 kaufte das Kloster Lehnin das Dorf von einem Witze Wull, wohl einem Ahnen der Pfuhl, Pfuel. Dieser Kauf wurde durch den Kurfürsten von Sachsen genehmigt. Die Wulls hatten also das Dorf von dem Kurfürsten von Sachsen zu Lehen, und ebenso empfing es auch das Kloster von dem Kurfürsten. Daraus geht hervor, daß Petzow sächsisch war. Deshalb findet man es auch nicht in dem Landbuch Carls IV. 1375, auch nicht in dem brandenburgischen Schoßregister von 1451. Es hat sich also von den sächsischen Dörfern, die noch jetzt diesen Namen tragen — Kleistow, Busendorf, Kanin, ¼ Meile von Ferch gelegen, die den Rochows gehören — ein schmaler Streifen sächsischen Landes bis Petzow und Baumgartenbrück gezogen, oder Petzow war eine sächsische Enklave im brandenburger Lande. Wann es brandenburgisch wurde, ist nicht bekannt. Die anderen Dörfer am Schwielow waren seit Alters brandenburgisch. 1190 schenkte Markgraf Otto II. dem Kloster Lehnin zwei am Schwielow belegene Dörfer, Teschendorf und Priscerc. Dieselben werden 1217 noch einmal erwähnt. Mit jedem Dorfe waren drei große Fischzüge auf dem Schwielow als Fischereigerechtigkeit verbunden. Diese beiden Dörfer müssen zwischen Petzow und den beiden Dörfern Ober- und Unterverch gelegen haben. Sie sind schon frühe, in den bayrischen Zeiten wüste geworden. 1375 wird Teschendorf noch einmal genannt, doch weiß das Kloster nicht einmal mehr die Hufenzahl anzugeben. Die Feldmarken sind jetzt bewaldet. Weiterhin im Walde lagen noch zwei Dörfer, Groß- und Klein-Lütgendorf, die auch wüste sind. Das Dorf Petzow wurde von einem Lehnschulzen und sechs Bauern bewohnt, es war also nur sehr klein, hatte um 1550 nur 20 abendmahlsfähige, erwachsene Personen. Die Bauernhöfe sind jetzt bis auf einen verschwunden. Dieser ist nachweislich schon seit 250 Jahren in den Händen der Familie Hancke, früher Hanicke. Die anderen sind mit dem Lehnschulzengute vereinigt. Dieses gehörte im dreißigjährigen Kriege einem Paascke, von ihm kaufte es eine aus Böhmen eingewanderte Familie Kaehne im Jahre 1630. Ende des vorigen Jahrhunderts pachtete der Besitzer als Generalpächter das Königliche Amt Potsdam. Seitdem war die Familie



Friedrich Wilhelm I. als Bauherr. Von Hugo Vogel.

Aus dem Werk: „Von Schreibtisch und Werkstatt". (Verlag von K. Siegismund in Berlin.)

bei dem Königlichen Hause in Ansehen; die Könige besuchten Petzow und hatten gelegentlich hier ihr Absteigequartier. Petzow gewann dadurch sehr, insofern Lenné sich dem Amtsrath zur Verfügung stellte und seine Verschönerungspläne ausführte; auch wurde die Kirche bei dem Neubau auf den Grellberg gestellt und der Landschaft angepaßt. Die neue Kirche ist 1841 nach Stülerschen Plänen im romanischen Stil gebaut. Friedrich Wilhem IV. war persönlich bei der Einweihung zugegen. Er hat sie gebaut, ebenso wie er die anderen an der Havel und in der Umgegend Potsdams gelegenen Dörfer durch Kirchen verschönert hat. Unweit Petzow liegen drei Ziegeleien. Auf ihnen nähren sich Petzows Bewohner, während andere von Ackerbau, Spargelbau, Obstbau, Kiesverkauf leben. Die erste Ziegelei, am Schwielowsee an dem Wege nach Baumgartenbrück gelegen, ist neueren Ursprungs Die andere, an der Grellbucht gelegen, deshalb Grelle genannt, ist uralt, die älteste in der Zauche. Hier haben wohl die Wenden schon Steine gebrannt, und deshalb heißt der Ort Petzow — Petsch-Ofen. Im Jahre 1750 finden wir einen Berliner Meister Zelter als Pächter auf der Grelle. Ihm wurde am 11. Dezember 1758 ein Sohn geboren, der aber in Berlin, wo sein Vater Bürger war, getauft wurde. Als Berliner war er nämlich nicht der Konskription unterworfen. Dies ist der später berühmte Tondichter Zelter. An seinem Geburtshause ist eine Gedächtnißtafel aus Porzellan angebracht.

Im Namen des Vorstandes dankte Herr Dr. Brendicke für die ausführlichen Auseinandersetzungen und brachte ein geeignetes Tonstück auf der Orgel zu Gehör, worauf ein Theil der Gesellschaft den Ausblick vom Kirchthurm herab genoß, während ein anderer Theil die an dem Hause des Ziegelmeisters angebrachte Gedenktafel für den Komponisten Zelter in Augenschein nahm. Nach Besichtigung der Ziegeleien, die in musterhafter Sauberkeit und Ordnung sich zeigten, erfolgte um 2 Uhr der Aufbruch zur Dampferfahrt nach dem Dorfe Ferch. Dort in dem Holz- und Fachwerkkirchlein begrüßte Herr Lehrer Ziechmann in Vertretung des Pfarrers Müller aus Bliesendorf die Erschienenen und gab seinem Bedauern Ausdruck, daß dieses abgelegene schöne Fleckchen Erde an der südlichsten Spitze des Schwielowsees so selten von Großstädtern besucht werde. Die Bedeutung des Namens Ferch liege noch im Dunkeln.

Die Rückkehr nach Potsdam, wo man um 5 Uhr im Eisenbahn-Hotel das Mittagessen einnahm, gestaltete sich zu einer genußreichen Fahrt havelaufwärts zwischen waldigen Höhen und industriereichen Ufern. Auf dem alten Tornow fesselte das großartige Krankenhaus (Diakonissenanstalt) die Aufmerksamkeit der Vorüberfahrenden.

Besprechung von Büchern etc.

„Deutsche Rundschau." Verlag der Deutschen Rundschau in Berlin W. 35, Lützowstr. 7.

Von Li Hung Chang, dem chinesischen Staatsmanne, entwirft der Kenner ostasiatischer Zustände M. v. Brandt eine umfassende Charakteristik, die über den chinesischen Vizekönig neue Thatsachen zur Kenntniß bringt. Auch in seinem übrigen Inhalte ist das Heft anregend, es enthält drei belletristische Beiträge: eine kleine Skizze „Eine Vision" von Marie von Ebner-Eschenbach, eine auf Reiseerinnerungen zurückgeführte italienische Liebesgeschichte „Der Thurm von Bevano" von J. V. Widmann und ein neues Ostseemärchen „Das Blumenschiff" von Hans Hoffmann. Hervorragende Gelehrte haben wissenschaftliche Aufsätze beigesteuert: so J. Reinke eine gehaltvolle Betrachtung über den „Mikrokosmos," Otto Seeck eine Studie über „Die Entwickelung der antiken Geschichtsschreibung", L. Friedlaender „Erinnerungen an Königsberger Gelehrtenkreise." Den Beschluß bildet eine Chronik über Vorgänge des künstlerischen, politischen und geistigen Lebens: Carl Krebs giebt einen Bericht über das „Berliner Musikleben" des vergangenen Winters, und in der litterarischen Rundschau finden sich eingehende Besprechungen der „neueren Litteratur über Afrika" von H. v. Horn, sowie der jüngst erschienenen „Roccoco-Studien" Karl Frenzels.

„Einklang", der neue Roman Anselm Heines, dessen erster Theil bereits großes Aufsehen erregte, gelangt im Juniheft der Deutschen Rundschau zum Abschluß und offenbart sich als ein ergreifendes und tief durchdachtes Werk. Auch andere Beiträge werden in dem Heft zu Ende gebracht: C. v. Hanneken giebt von seinen bedeutsamen „Episoden aus dem chinesisch-japanischen Kriege" einen neuen Abschnitt, indem er die Flottenverhältnisse der ostasiatischen Marine in einer fachkundigen Darstellung klarlegt; Theodor Fontane erfreut die Leser durch neue Bilder des Lebens im „Tunnel über der Spree" und tischt aus seinen Erinnerungen ergötzliche Geschichtchen von George Hesekiel und von den früheren Zuständen auf der Redaktion der „Kreuzzeitung" auf; Georg Busold beendet seine inhaltreichen Ausführungen über „Die älteste Kulturepoche Griechenlands". Einen dankenswerthen Aufsatz veröffentlicht der berühmte Kirchenhistoriker Adolf Hausrath über „Luthers erstes Verhör zu Worms", indem er eine verbreitete irrige Auffassung dieses weltgeschichtlichen Vorgangs widerlegt. Zur Frage des „Kampfes um den Einzelnen" ergreift Richard M. Meyer das Wort; er weist auf Grund umfassender Belesenheit nach, wie das Individualitätsproblem behandelt ist, wie es sich immer verschoben und welche Anschauungen es in unserer Gegenwart gezeitigt hat. Zu den Ereignissen des Tages führt die politische Rundschau und ein Artikel H. Vambérys über „Die Ungarn und ihre Millenniumsfeier".

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Brendicke in Berlin W35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 8. | Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. | 1896.

Tagesordnung der nächsten Sitzung.

625. Versammlung.

16. (8. außerordtl.) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 8. August 1896, Abends 6 Uhr

Besichtigung der Ausstellung von Berolinensien

in der Heiliggeistkirche zu Alt-Berlin.

Die Mitglieder mit ihren Damen und Gästen versammeln sich um 6 Uhr in der Heiliggeistkirche in Alt-Berlin.

Vortrag über die Bedeutung der Sonder-Ausstellung und Erläuterung der Berolinensien seitens der Herren Direktor H. Bernhard (Glasmalereien), Dr. Clauswitz (Urkunden), P. Wallé (Architekturen), Dr. Brendicke (Porzellane und Antiquitäten) und Dr. Weinitz (Graphische Künste).

Darauf findet ein gemeinsamer Abendtisch à 1 **Mk.** im Wirthshause „Zum Großen Kurfürsten" auf dem am Marktplatz gelegenen Söller statt.

Auf Anregung des Vorstandes und infolge Genehmigung des Finanz-Ausschusses haben die Mitglieder des Vereins gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte an jedem Sonnabend freien Eintritt in Alt-Berlin. Der Zutritt zu der Sonder-Ausstellung von Berolinensien in der Heiliggeistkirche in Alt-Berlin ist für die Mitglieder und für alle Freunde vaterländischer Geschichte unentgeltlich. An der Eingangsthür wird ein Führer von Dr. H. Brendicke und eine historische Einführung in Alt-Berlin von Dr. P. Clauswitz zusammen für 10 Pf. käuflich abgegeben.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Paul Eggebrecht, Weingroßhändler, N. Friedrichstraße 109.
- „ Werner, Kaufmann, Hauptmann d. L., W. Steglitzerstraße 44I.
- „ Eduard Gilck, Rentier, N. Barnimstr. 44I.
- „ Werkenthin, Pfarrer an der Gethsemane-Kirche, N. Stargarderstraße 6.
- „ Rudolf Doering, Postassistent, NO. Katharinenstraße 3I.

Zum Eintritt ist angemeldet:

Herr Theodor Grimm, Buchdruckereibesitzer, W. Schönebergerstr. 17a. Einf.: Herr Franz Grimm, SW. Markgrafenstr. 13.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

Der Verein für die Geschichte Berlins unternahm am Mittwoch, den 8. Juli 1896, einen Ausflug nach dem idyllischen Vorort Lankwitz.

Man benutzte den Zug 3[55] Uhr zur Fahrt nach Südende, unternahm einen kurzen Spaziergang nach Lankwitz und betrat nach kurzer Rast unter den duftenden Linden des freundlichen Gasthauses „Zur grünen Linde“ die alte Dorfkirche, deren Geschichte sicher in das 13. Jahrhundert zurückreicht. In der Kirche wurde die Gesellschaft mit Orgelspiel des Küsters und Lehrers Berkholz empfangen. Herr Pfarrer Schacht gab darauf in beredter und geschickter Form eine Uebersicht über die Geschichte des Dorfes und über die kommunalen Verhältnisse dieses immer weiter sich ausdehnenden Vorortes. Um 1240 wurde bei Begründung des Benediktiner Nonnen-Klosters in Spandau diesem das Dorf Lankwitz übergeben und von dem Bischof Heinrich von Brandenburg alsdann auch der Zehend ihm überwiesen. Die Nonnen, die ein beschauliches Leben führten, erhielten zu ihrer Ausstattung das Dorf und dann den Zehend aus diesem Ort und das Patronatsrecht über die Kirche, „um ihren ärmlichen Unterhalt zu vermehren“ (cf. Spieker, Kirchengeschichte der Mark). Der alte Bau, der noch einen breiten, wuchtigen Frontthurm mit verkleidetem Fachwerkaufbau hat, wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts (1759) nach Osten hin erweitert und nachher noch an der Thurmseite mit einem Logeneinbau für die Landgräfin von Hessen-Philippsthal versehen. Von der Ausstattung des bescheidenen Gotteshauses, das bei einschiffiger Anlage etwa 25 Meter lang ist, seien hier erwähnt: Eine alte Glocke mit der Aufschrift »Ave Maria gratia plena Domini«, ferner ein älteres Taufbecken aus Messing mit der Darstellung des Adam und der Eva und ein sehr schöner gothischer Kelch mit einem Fuß von 1589 nebst zugehöriger Patene. Nach der Aufschrift sind beide ein Geschenk des Predigers David Gruno. Hinter dem Altar hängt — vor der Kanzel — ein Christus in moderner Malerei, den der Oberkirchenrath vor etwa 20 Jahren gestiftet hat. Die Gemeinde ist 1894 von Schöneberg abgetrennt und mit rund 90000 Mk. abgefunden worden, die zum Theil zur Erbauung eines neuen Pfarrhauses verwendet, zum Theil zur Beschaffung des Gehaltes für den Prediger festgelegt wurden. 1880 wurde auf Kosten der Kirchenkasse eine Orgel beschafft und gleichzeitig wurden die Seitenchöre angelegt. 1889 erhielt der Kirchthurm eine Uhr, welche den Vorzug hat, daß sie gewöhnlich richtig geht. In den letzten Jahren erhielt die Kirche ein vorzügliches Terrazzopflaster und Heizung. Durch freiwillige Sammlung wurde im vorigen Jahre eine Altar-, Kanzel- und Taufsteinbekleidung von rothem Seidenplüsch beschafft; der dafür aufgebrachte Betrag von etwa 250 Mark legt ein gutes Zeugniß von der Opferfreudigkeit der Gemeinde ab. Bronzene Altarleuchter und Kruzifix wurden auf Kosten der Kirchenkasse gekauft, so daß die Kirche in ihrem Innern jetzt recht anmuthig ist. Aeußerlich zeigt die Kirche einen Granitunterbau mit Holzthurm und Schieferdach.

Das frühere Siegel der Kirche ist ausnehmend schön: ein Altar mit aufgeschlagener Bibel, an den Seiten je ein Cherub, unten halten die Engel eine Krone; die Umschrift lautet: Siegel der Kirche zu Schöneberg und Lankwitz. Kirche und Küsterei stehen unter Königlichem Patronat. Am 1. Oktober 1894 wurde Lankwitz, das bisher Filiale von Schöneberg war, zu selbständiger Parochie erhoben; doch hat die Königliche Regierung das Patronat über die Pfarre abgelehnt, in der richtigen Voraussicht, daß mit der Erbauung eines Pfarrhauses Kosten für den Patron entstehen. So sind die Patronatsverhältnisse in Lankwitz jedenfalls einzigartig.

Die Pfarrer in Lankwitz waren:

1746—1773 Pastor Petersen
1773—1800 „ Eichler
1800—1808 „ Wagner
1808 im Interregnum verwaltete Pfarrer Dressel in Charlottenburg die Pfarrstelle,
1808—1846 Pastor Pfenningk
1846—1873 „ Frege
1874—1884 „ Gutschmidt
1884—1894 „ Bönisch
vom 15. Dezember 1894 ab Pastor Schacht.

Auch ein Ritter- und Lehnschulzengut besaß Lankwitz; das Siegel zeigt einen Schild mit drei Aehren, auf dem Schild einen Helm und aus demselben aufsteigend einen Löwen; die Umschrift lautet: „Lehnschulzen-Gerichtssiegel zu Lankwitz.“

Das Ritter- und Lehnschulzengut war Mitte vorigen Jahrhunderts im Besitz des Generals v. Pfuel. In dieser Zeit erwarb General v. Kalkreuth das Nachbargut, neun Hufen groß, mit dazu gehörigem Krug auf der anderen Seite der Dorfstraße. Um den Bauern nicht nachzustehen, erbaute

Herr von Kalkreuth 1767 ein einstöckiges Haus mit 19 Fenstern Front. Dasselbe trägt über dem Portal die Inschrift: E.C. P.B. Fundamentum Posuit MDLXVII, was vielleicht auf die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig, die erste Gemahlin Friedrich Wilhelms II., zu deuten ist. (Elisabeth Christine von Braunschweig war 1765 bis 1769 vermählt mit König Friedrich Wilhelm II. und gebar 1767 eine Tochter, aber schon 1769 wurde die Ehe getrennt.) Der feindliche Nachbar, General v. Pfuel, ließ darauf flugs, um nicht nachzustehen, seinem elffenstrigen Hause noch einen Anbau von zehn Fenstern in der Front ansetzen, so daß er nun 21 Fenster Front am Hause hatte. Der letzte Lehnschulze, welcher 1824 dieses Gut erwarb, hieß Schmidt. Dieser hatte als siebzehnjähriger Jüngling die Freiheitskriege in eigener Ausrüstung als Jäger mitgemacht und den zweiten Feldzug gegen Frankreich ebenfalls in eigener Ausrüstung als Husar. Jetzt ist sein Gut im Besitz seiner einzigen Tochter Frl. Schmidt.

Das Kalkreuthsche Gut war um 1800 im Besitz der vorgenannten Landgräfin von Hessen-Philippsthal. Diese ließ hinter dem Kruggut sich einen Park anlegen, die seiner Zeit dort befindliche Anhöhe mit Rosen bepflanzen, so daß diese fortan den Namen „Rosenberg" erhielt; auch einen Karpfenteich ließ die Landgräfin anlegen. Von all dieser Herrlichkeit zeugt nur noch der gegenwärtig mit Rohr bestandene Teich. 1813 bis 1819 muß der Besitzer ein Hauptmann v. Billerbeck gewesen sein, denn das Kirchenbuch weist nach, daß dieser Hauptmann 1813 bis 1819 in jedem Jahr Familienzuwachs erhielt und taufen ließ. Etwa 1850 war Besitzer ein Franzose Les Peires, dann wechselt das Gut oft seinen Besitzer, gegenwärtig ist es Eigenthum des Herrn Dr. Oliven.

Der Kirchhof hat auch seine Geschichte. 1753 wurden, jedenfalls auf Veranlassung des „Großen Friedrich", Maulbeerbäume vom Schulmeister Janke gepflanzt und der Kirchenvorsteher Peter Zietemann bezahlt aus der Kirchenkasse die Kosten dafür. 1756 wird berichtet, daß den Bäumen theils von Mäusen die Wurzeln abgefressen, theils seien die Bäume vom Vieh, und wie man sagt, von des Schulzen Blumenbergs Ochsen, bei Gelegenheit der Vakanz des Schulmeisterdienstes ruinirt worden, dessen Wittwe zum Ersatz angehalten wurde. 1759 wird berichtet, daß die Bäume auf dem Kirchhof „durch Ochsen, so durch den Thorweg durchgebrochen, vollends verdorben seien". Auf energische Ordre sind dann zwei Dutzend nachgepflanzt, jetzt aber nicht mehr vorhanden.

Das Pfarrhaus ist 1895 bis 1896 erbaut von dem Ablösungskapital, das Schöneberg an Lankwitz bei der Abtrennung von Schöneberg zahlte. Rühmenswerth ist, daß die Wittwe Hermine Lüdecke, einstige Erbpächterin und dann Besitzerin der zwei Pfarrhufen, das jetzige Grundstück für die Pfarre etwa 4000 Mk. unter dem Werth an die Kirchengemeinde verkaufte, und ferner, daß die Gutsbesitzerin Frl. Auguste Schmidt, ebenfalls einstige Erbpächterin und dann Besitzerin der anderen zwei Pfarrhufen, am 6. Juli 1896 dem Pfarrer 1000 Mk. als Geschenk zur Erbauung eines Stalls &c. auf der Pfarre übergab.

Das alte Schulhaus neben der Kirche ist 1877 verkauft und auf dem Küsterschulacker ein neues Schulhaus erbaut; damals war die Schule einklassig — 1850 zählte Lankwitz gegen 300 Seelen —, jetzt hat die Schule sechs Klassen mit sechs Lehrern bei etwa 3000 Seelen in der Gemeinde.

Die Linden vor der Kirche bis zur Chaussee sollen von französischen Kriegsgefangenen 1813 gepflanzt sein; der älteste Theil des Dorfes liegt jenseit der Kirche, und die Güter sind noch in den Händen der alteingesessenen Familien Dillges, Dahlemann, Berlinicke, Reinicke, Lüdicke, welche Namen auch ihren wendischen Ursprung erkennen lassen. Trotz der verlockendsten Angebote von Seiten der Spekulanten hat die Liebe zur angestammten Scholle die Besitzer doch abgehalten, sich ihres Landbesitzes zu entäußern; indeß haben die Besitzer durch theilweisen Verkauf von Acker zu Baustellen es doch zu erheblichem Wohlstand gebracht. Im Stammdorf wird die Landwirthschaft betrieben; im sogenannten Rosenthalschen Villenterrain wohnen Kaufleute und Beamte; im größten Terrain, dem Zietemannschen, wohnt vorzugsweise Arbeiterbevölkerung; auch Gärtnereien und industrielle Anlagen sind hier, wie Theaterdekorationsmalereien, Schneidemühlen, Pianofortefabrik &c.

Trotzdem Lankwitz vor den Thoren Berlins liegt, ist es doch verhältnißmäßig wenig bekannt. Dies kommt daher, weil das Terrain postalisch zu Lichterfelde gehört und die Bewohner sich mit Vorliebe Lichterfelder oder Berliner nennen. Ferner fehlen vielfach die kommunalen Bequemlichkeiten, wie Gas- und Wasserleitung und Beleuchtung der Chaussee von Südende bis Lankwitz. Das Alles wird sich aber bald ändern; im nächsten Jahre wird Lankwitz in elektrischem Licht erstrahlen und

eine elektrische Bahn haben, die Lankwitz von der Lichterfelder Grenze ab über Südende, Mariendorf, Tempelhof mit Berlin verbindet. Wenn dann noch die Wasserleitung überall in der Gemeinde angeschlossen sein wird, so wird das herrlich gelegene Lankwitz einen der verlockendsten Anziehungspunkte für diejenigen bilden, welche sich nach einem ruhigen und vornehmen Heim sehnen.

Lankwitz, das den Namen von der unscheinbaren, in die Bäke mündenden Lanke hat, zählt neben dem Urdorf mit der schönen Dorfaue noch zwei neuere kolonieartige Ansätze, hat aber im Ganzen seinen ländlichen Charakter vielfach noch glücklich bewahrt, wenngleich jetzt schon die Anlage einer elektrischen Bahn und die Einführung elektrischen Lichtes im Werke sind. —

Sodann brach die Versammlung zum Besuch der bekannten Fischzuchtanstalt von Paul Matte in Lankwitz auf, in welcher durch den Besitzer eine Reihe von wesentlichen Verbesserungen für die Pflege und Zucht fremdländischer Zierfische in den Aquarien vorgeführt wurden. Besondere Aufmerksamkeit erregten die in diesem Jahre hier zum ersten Male in Europa gezüchteten Schlangenkopffische (Ophiocephalus striatus und punctatus), dann die doppelschwänzigen Teleskop-Schleierschwänze, zuchtfähige und einsommerige, der Kletterfisch (Anabas scandens aus Ostindien), der Panzerwels (Callichthys punctatus aus Südamerika), der Paradiesfisch (Polyacanthus opercularis, von denen das Paar 20 *M* kostet) und der Katzenwels. Herr Matte hielt über die nur schrittweise vor sich gegangene Einführung der Zierfische in Europa einen längeren Vortrag, aus dem zu erfahren, daß die ersten Goldfische vor etwa 200 Jahren aus China nach England kamen. Diese Zierfische werden von Herrn Matte importirt, gezüchtet und auf Ausstellungen dem größeren Publikum und Fachliebhabern zugänglich und bekannt gemacht. 26 Ehren-, goldene und silberne Preise legen Zeugniß davon ab, welche Anerkennung der Besitzer, der die Anstalt im Jahre 1876 gründete, in weitesten Kreisen gefunden hat, obwohl er als Laie und Dilettant begonnen hat und stets seine eigenen Wege gewandelt ist. Der Kultur von Aquarien- und Terrarienpflanzen (Schwimm- und Sumpfpflanzen) wird in der Anstalt eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Auch die schmackhaften Fischkuchen (100 Stück 2,50 *M*) und an der Luft getrocknete Daphnien (pro Liter 2 *M*) lernte die Gesellschaft kennen. — Der Abend wurde mit einem gemeinsamen Mahle im Logengarten zu Steglitz beschlossen.

Die Sonder-Ausstellung von Berolinensien des „Vereins für die Geschichte Berlins" in der Heiliggeistkirche zu Alt-Berlin.

Der „Verein für die Geschichte Berlins", der seit dem Jahre 1865 eine segensreiche Thätigkeit für die Erforschung der geschichtlichen Denkmäler der Stadt Berlin entwickelt hat, wollte auf der Gewerbe-Ausstellung nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne den Besuchern der Ausstellung einen Begriff zu geben, wie reich an geschichtlichen Denkwürdigkeiten unsere Vaterstadt ist, und beschloß, in der ihm von den Unternehmern „Alt-Berlins" zu diesem Zwecke überlassenen Heiliggeistkirche eine Sonder-Ausstellung von Berolinensien zu veranstalten.

Schwierigkeiten aller Art stellten sich dem Unternehmen in den Weg. Der Mangel voller Gewährleistung gegen Diebes- und Feuersgefahr, pietätvolles Zurückhalten alten Familienbesitzes und ähnliche Bedenken verhinderten vielfach einen schnelleren Entschluß, und so kam es, daß dem Vereinsausschuß erst allmählich die Arbeit unter den Händen wuchs und das Vertrauen mit der Arbeitsfreudigkeit sich vergrößerte.*) Es liegen in 212 Nummern der zweiten Auflage des von dem Unterzeichneten verfaßten Kataloges über 600 Gegenstände von durchaus eigenartigem Interesse den Besuchern und Freunden vaterländischer Geschichte vor.

Die Büste des Protektors, Sr. Majestät des Deutschen Kaisers, in Bronze von Börmel, und die des früheren Protektors, Sr. Majestät des Kaisers Friedrich, in Bronze von R. Schweinitz — aus der Gießerei von Gladenbeck & Sohn — sind neben den Bronzebüsten Kaiser Wilhelms I. von C. Keil und des „alten Fritz" unter einem Thronhimmel an der langen Nordwand aufgestellt.

Die Bronzegruppe „Der große Kurfürst" von Schlüter, auf kunstvollem Piedestal, grüßt den Ein-

*) Zur Vorbereitung dieser Ausstellung war unter dem Vorsitz des Herrn Rechtsanwalts J. Holz ein besonderer Ausschuß eingesetzt. Derselbe besteht aus den Herren Dr. Baillen, Dr. Brendicke, Dr. Clauswitz, Professor Ad. M. Hildebrandt, F. Lindenberg, Assessor Magnus, E. Marquardt, Hofphotograph F. Alb. Schwartz, Dr. G. Voß, P. Wallé, E. Winterfeld, Dr. Weinitz. Die Einordnung und Aufstellung der eingelieferten Gegenstände leiteten die Herren F. Lindenberg, E. Marquardt und Dr. Franz Weinitz. Die Ausarbeitung des Führers übernahm Dr. H. Brendicke.

tretenden, und die 10 ersten Kurfürsten von Brandenburg sind längs der anderen Wände der Kirche in Bronzestandbildern zu finden. Das Königliche Institut für Glasmalerei (Direktor H. Bernhard) hat zunächst durch Einfügung von geeigneten Darstellungen den hohen Fenstern einen herrlichen Schmuck verliehen. Aus dem städtischen Archiv zu Berlin stammen acht Original-Urkunden als Beispiele zum Berliner Schrift- und Urkundenwesen (von 1338 bis 1410). Eine Reihe von Belegen für die Entwickelung und Neubelebung der Stecher- und Holzschneidekunst in Berlin von Joh. Fr. Gottlieb Unger jun. und Joh. Georg Unger (1715 bis 1788), sowie von Friedrich Wilhelm Gubitz (1786 bis 1870) sind ausgestellt vom Hofantiquar Mai und Direktor R. Walden. Aus der Medaillen-Sammlung des Vereins sind über 100 Glanzstücke, meist Porträt-Medaillen der berühmten Münzschneider G. Loos, Brandt, C. Fischer, Jachtmann, ausgewählt. Medaillen auf Freimaurer, auf Ereignisse aus dem Leben der französischen Kolonie, aus der Cholerazeit in Berlin u. A. finden sich hier in großer Zahl beisammen.

Eine Fülle von Oelgemälden, ferner Möbeln und Porzellanen, besonders Tassen mit Ansichten, aus älterem Berliner Familienbesitz zeigt, was der Berliner Bürger sich pietätvoll von Geschlecht zu Geschlecht aufbewahrt. Proben solcher Erbstücke legen besonders in reicher Auswahl die Mitglieder Herren Paul Kühne und Erich Marquardt vor. Ersterer hat außerdem eine Orgel aus Eichenholz ausgestellt, die Friedrich der Große 1757 der böhmischen Brüdergemeinde schenkte und die 1854 für 15 Thaler an den Gastwirth Kühne verkauft wurde, jetzt aber infolge Gutachtens des bekannten Orgelbauers Dinse mit 1000 Mk. versichert worden ist. Die große Zeit des Befreiungskrieges ist durch schöne Zeugnisse vertreten, durch Eisenringe, Gestellungs- und Requisitionsscheine, durch das Eiserne Kreuz von 1813 und Proklamationen. Aus seiner über 2000 Blatt umfassenden Sammlung von Darstellungen aus dem vormärzlichen Berlin von Th. Hosemann hat der Besitzer, H. Schmaltz, nur einen Theil ausgestellt, ebenso der Unterzeichnete nur die interessantesten Aquarelle aus dem Nachlasse des verstorbenen Professors Robert Rabe.

Den weitaus größten Raum nehmen natürlich die im Besitz des Vereins befindlichen Prospekte und Pläne von Schmettau, J. D. Schleuen, G. E. Müller, die Stadtansichten von J. Rosenberg u. A. ein. Die farbigen Blätter, Uniformen der preußischen Armee, entstammen meist den großartigen Sammlungen des Mitgliedes C. H. Goldschmidt, sowie die Proben zu „Berliner Witzen und Redensarten“, die sich über 20 Katalognummern erstrecken.

Aber auch Fachmänner finden hier des Anziehenden und Interessanten genug. Peter Wallé stellt eine Gruppe von Porträts älterer Berliner Baumeister aus (J. A. Nering, † 1695, G. W. v. Knobelsdorf, † 1596, C. v. Gontard, † 1791). Von Berliner Innungen haben Embleme, Fahnen, Laden oder Urkunden hierher geliehen, die Schwertfeger-, die Buchbinder-, die Nadler- und die Siebmacher-Innung. An das Zeitalter Friedrichs des Großen erinnern die vom Verlagsbuchhändler Karl Siegismund ausgestellten messingenen Rauchtabaksdosen und die vom Regierungs-Assessor G. G. Winkel geschmackvoll angeordneten seidenen Vivat-, Sieges- und Friedensbänder, betreffend die Schlachten bei Krefeld, Zorndorf und den Hubertusburger Frieden. Spinnrad, Garnhaspel, Kommoden und vor Allem der große rothseidene Regenschirm, genannt „Stralauer“, 4 ½ m im Umfang, versetzen jeden Besucher in die traulich stille Zeit vor 1840, und wer die Namen älterer Berliner Bürger aufsuchen will, findet dazu Gelegenheit in den beiden Adreßkalendern von 1713 (178 Seiten) und 1796 (276 Seiten).

Der „geborene Berliner“ wird sich in dieser Sonder-Ausstellung sicherlich wohl fühlen und sich gern früherer Zeiten erinnern oder bereit sein, die Erforschung derselben zu fördern und zu unterstützen.

Dr. Br.

Berlin vor hundert Jahren.

Von W. Quanter.

Wer heute die Haupt- und Residenzstadt des Deutschen Reiches durchwandert, der kann nicht anders als befriedigt sein über die musterhafte Ordnung und Reinlichkeit, die überall herrscht, wie sie anderwärts kaum in solchem Maße gefunden wird. Es mag ja Leute geben, die über diese „enthusiastische“ Lobesspendung lächeln, ihnen mögen auf den Straßen zu viele Fuhrwerke und Menschen begegnen, Anderen zu wenige, dem Einen mag am Abend die Beleuchtung zu dunkel, einem Anderen, der gern dunkle Wege wandelt, zu hell erscheinen — Nörgler giebt es überall; man läßt sie reden. Mit dem Bessermachen ist es so eine eigene Sache! Wie viele alte Städte giebt es — und Berlin kann man doch als eine sehr alte Stadt bezeichnen —, in denen die Straßen so breit, so licht- und luftreich, in denen so viele geschmackvoll mit Pflanzen besetzte Plätze vorhanden sind wie hier? Doch was soll ich all die Vorzüge einzeln aufzählen, sie sind ja leicht zu erkennen, und man vermag das Lob Berlins nach einem be-

rühmten Muster, entsprechend verändert, kurz in die fließenden Verse zusammenfassen:

„Es giebt zwar mehr Kaiserstädt',
Doch nur ein Berlin!"

Ich weiß, ich weiß, daß dies nicht ganz richtig ist, denn in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erfreut sich auch eine Stadt dieses Namens, es mag daher wie leider so oft eine zur Schau getragene oder eine wirkliche Unwissenheit als licentia poetica gelten. Hier mußte sie angenommen werden, denn es würde doch sehr wenig dichterisch erscheinen, wollte man das „Nationale" Berlins nach Provinz, Längen- und Breitengraden angeben.

Es würde ja eine Thorheit sein, bestreiten zu wollen, daß nicht auch hier Manches anders, Manches besser sein könnte, denn wo Licht ist, wird auch Schatten sein. Allerdings kommt es auf die Art des Lichtes an, durch welches die Länge und Tiefe des Schattens bedingt wird. Die längsten Schatten wirft die Morgen- und die Abend-, die kürzesten die Mittagssonne. Da wir uns nun weder am Anfang, noch weniger aber am Ende unserer Entwickelung befinden, so werden wir der Mittagssonne entgegengehen. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, im großen Ganzen dürfen wir Berliner als Bürger dieser Stadt mit unserem Loose zufrieden sein und haben es nicht nöthig, uns nach der guten alten Zeit zurück zu sehnen, wie dies auffälligerweise heute noch geschieht. Das Sehnen wird auch nur durch bare Unkenntniß der damaligen Verhältnisse verstärkt, deshalb dürfte es nicht ohne Nutzen und Interesse sein, gewissermaßen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, wie es vor hundert Jahren hier aussah und wie man hier lebte, denn die nachstehenden Schilderungen sind von Personen verfaßt, die zu jener Zeit lebten, in den verschiedensten Kreisen verkehrten und mit scharfer Beobachtungsgabe die gewonnenen Eindrücke niedergeschrieben haben.

Vor mir liegt ein Buch: „Berlin. Eine Zeitschrift für Freunde der schönen Künste, des Geschmacks und der Moden. Berlin 1799. In Kommission bei Heinrich Frölich." Mit wahrer Freude habe ich viele von den darin enthaltenen Aufsätzen gelesen und — wie das Gähnen eines Einzelnen auf eine ganze Gesellschaft lähmend wirken kann, so vermag die Freude einen Kreis zu beleben; in dieser Hoffnung lasse ich nun die Berichte folgen, um zu zeigen, wie herrlich weit man es vor hundert Jahren gebracht hatte. Dem Buch ist ein Plan von Berlin beigegeben, aus dem wir ersehen, daß die Stadt sich nur so weit ausdehnte, als die heute noch „Thore" bezeichneten Plätze erkennen lassen. Es sei hierbei bemerkt, daß der „Alexanderplatz" damals „Paradeplatz", die Blumenstraße „Lehmgasse", die heutige Fruchtstraße „Bullenwinkel" hießen. Die Hollmannstraße wurde „Husarenstraße" genannt, die Ritterstraße, die nur von der Linden- bis zur Alten Jakobstraße reichte, „Hasenhegerstraße", die Oranienstraße, die nur die Jakobstraße mit der noch ohne Namen angegebenen Alexandrinenstraße verband, „Orangengasse", die Kürassierstraße hieß „Todtengasse", die Sebastianstraße „Kirchgasse", die Dresdener „Rixdorferstraße" und die Annenstraße „Schäfergasse". Der Belle-Allianceplatz „Rondel", der Leipzigerplatz „Achteck" und der Pariserplatz „Viereck". Dies sind die hauptsächlichsten Unterschiede gegen heute und nun zu dem mit »M« — unterzeichneten Artikel mit der Ueberschrift: „Etwas über das Aeußere Berlins", der buchstäblich wiedergegeben ist.

„Berlin ist, seinem Flächenraume nach, eine der größten Städte Europas. Die mehrsten Straßen sind geräumig, breit, und die Häuser selten über vier Etagen hoch. Auch an freien und offenen Plätzen mangelt es nicht; man empfindet daher das Drückende der Luft in denselben nicht, was in Wien, Hamburg und anderen Städten, wo Menschen und Häuser so sehr auf einem kleinen Raume zusammengedrängt sind, das Einathmen beschwerlich macht. Dagegen hat es eine andere Unbequemlichkeit in dem häufigen und feinen Sandstaube, welchen im Sommer jedes Lüftchen auf den Straßen erregt, und der deswegen nicht zu verbannen ist, weil der ganze Boden in und um Berlin bloß aus diesem Sande besteht.

Die breiten Straßen, und die im Ganzen schöne Bauart der mehrsten Häuser, geben Berlin ein äußeres Ansehen, wie es wenige große Städte haben. Die Wilhelmsstraße, welche fast ganz mit Palästen bebaut ist, die Leipzigerstraße, die Linden u. s. w. sowie die vortrefflichen Plätze, der am Opernhause, der Gensdarmenmarkt, der Lustgarten, der Wilhelms- und der Dönhoffscheplatz u. s. w. erregen die Bewunderung der Fremden.

Eine äußerst bequeme Einrichtung, womit sich der jetzige Präsident der Stadt, Hr. Eisenberg, gewiß den Dank jedes Fremden verdient, ist das Anschlagen der Namen der Straßen an jeder Ecke. Man hat zu dem Ende große blau angestrichne Bleche gewählt, worauf die weiße Schrift schon in der Ferne leserlich ist. Die Bequemlichkeit wird noch vergrößert werden, wenn das vorgeschlagene Nummeriren der Häuser erst ausgeführt seyn wird.

Dieser genannten Vorzüge ungeachtet, giebt es manches in Berlin, was dem Reisenden, der mehr große Städte gesehen hat, äußerst auffällt, und ihn gegen diese Stadt einnimmt. Dahin gehört vorzüglich:

1. Das schlechte Straßenpflaster. Nicht zu gedenken, daß in den abgelegenen Stadttheilen viele Straßen noch gar kein Pflaster haben, so sind auch die besten sehr schlecht damit versehen. Der jetzige König scheint diesem Mangel abhelfen zu wollen, und hat beträchtliche Summen zu diesem Zwecke verwandt; der ganze Schloßplatz ist neu gepflastert, die Königsstraße, und die Linden sind sehr verbessert; aber mit innigem Bedauern sieht man, daß das neue Pflaster gerade ebenso schlecht wird, als das alte war. Und doch hätte man jetzt, bei den einmal aufgewandten Kosten, so leicht Verbesserungen anbringen können. An andern Orten, wo ein gutes Straßenpflaster ist, läßt mans seine erste Sorge seyn, die Steine zu sortiren, und einen Platz, oder eine Straße mit Steinen ziemlich gleicher Größe zu belegen. Hier legt man ohne Bedenken neben schuhbreiten Steinen andere, die kaum die Größe eines Eies haben, und die Folge ist, daß sich die kleinen Steinchen gleich wieder in den lockeren Sandboden eindrücken lassen, während ihr großer Nachbar seine erste Lage behält; wodurch das Pflaster denn nach einigen Monaten eben wieder so holpricht wird als es war, und man im Dunkeln Gefahr läuft, über die einzeln hervorragenden Kolossen die Füße zu brechen.

2. Die offenen, an jeder Seite der Straße fortlaufenden Rennsteine. Da die Straßen, wie der Grund Berlins, überall sehr wagerecht sind, so findet der darin zusammenlaufende Unrath wenig Abfluß; im Herbst und Frühling sind sie also fast immer angefüllt, und im Sommer, wo sie durch die Hitze austrockenen, verpesten sie nicht selten durch ihre faulen Ausdünstungen die Luft auf ganzen Straßen. Hat es geregnet, so muß man sich an den Häusern wegdrängen, und dieser Gang ist oft durch die hervorragenden Kellerhälse, Treppen und Buden so schmahl, daß man sich nur mit Mühe gegen das Fallen halten kann. Vor jedem Hause liegt über diese Rennen eine hölzerne Brücke, die oft so schmahl ist; daß man im Dunkeln sich sehr hüten muß, um nicht von den Seiten herab in den abscheulichsten Schlamm zu fallen. Das Tiefergraben und Ueberwölben dieser Kanäle, ist freilich mit großen Kosten verknüpft; da man aber diese Verbesserung nach und nach vornehmen, und nur mit den Hauptstraßen den Anfang machen könnte; so würde der Aufwand so abschreckend nicht seyn.

3. Die mangelhaften Anstalten zur Reinigung der Straßen, wo es bei dem besten Willen der Polizei an Hülfsmitteln fehlt, Verbesserungen vorzunehmen. Im Herbst und Frühling ist der Koth oft nicht zu durchwaten, und im Sommer sieht man nicht selten auf den Straßen todte Hunde und Katzen von Würmern verzehren, ehe sie weggeschafft werden. In den abgelegenern Theilen der Stadt giebt es Gassen, die kaum eine Wagenspur breit sind, und wo man an das Reinigen fast gar nicht gedenkt. Jeder Unrath wird hier vor den Thüren der Häuser aufgehäuft, und ist man gezwungen, durch diese schmutzigen Winkel seinen Weg zu nehmen, so kann es nur mit Sprüngen und zugehaltener Nase geschehn.

Wir müssen unsere Leser um Verzeihung bitten, sie mit Gegenständen der Art unterhalten zu haben. Wir wollten sie einen Blick auf das Aeußere Berlins thun lassen, und da konnten wir diese Flecken ohnmöglich ganz verbergen. Freilich haben wir uns anfangs bei den Vorzügen Berlins nicht so lange verweilt; allein man lege uns dies nicht als Partheilichkeit aus. Wir haben uns vorgenommen, sie mit den Schönheiten Berlins einzeln und ausführlich bekannt zu machen; dagegen versprechen wir, ohne Noth nicht wieder auf diesen unangenehmen Punkt zurück zu kommen. Um indeß alles von Herzen loszusagen, was wir noch darauf haben, sey es uns erlaubt, noch etwas über die Beleuchtung der Straßen zu sagen.

Man wird es uns in entfernten Gegenden kaum glauben, daß ein beträchtlicher Theil Berlins noch ohne alle Straßenbeleuchtung ist, z. B. vor dem Königsthore u. s. w. Aber auch in den schöneren Theilen ist die Beleuchtung sehr schlecht. Die Laternen sind zu sparsam angebracht, und aus so grünem schmutzigen Glase gemacht, daß sie in der That mehr blenden als leuchten. Die kugel- oder cylinderförmigen Laternen von weißem Glase, sind freilich kostbarer; man könnte sie indeß sehr wohl nach und nach einführen.

Der Fremde, welcher zum erstenmal in den Straßen Berlins umherwandelt, pflegt sich gewöhnlich auch über die Menge der zum Theil auffallenden Ueberschriften der Kaufgewölbe und Buden zu belustigen. Die Sucht, die Worte: Königlich Preußisch privilegirt über seinem Laden zu lesen, geht so weit, daß man alle Augenblicke auf eine Königlich Preußischen privilegirten Butter- oder Weinessigladen stößt. Nimmt man diese Ueberschriften von Seiten der Sprache und Rechtschreibung in Anspruch, so werden sie noch lächerlicher. Da findet man bald ein Englisches Stuhlmacher Magazin, oder eine Weinessig-Fabriken-Niederlage, oder eine Italiäner Handlung und Niederlage u. s. w. Auf das Wort: Niederlage scheint man dabei einen ganz besonderen Werth zu setzen, weil man es überall anzubringen sucht.

Die Berliner haben in ihrem Dialekt einige Eigenheiten, die in diesen Ueberschriften auf eine lächerliche

Art zum Vorschein kommen. Ein Fächer heißt ein Weeger; das ei lesen und sprechen sie als e, deswegen verwandelt sich der Feigenbaum an dem Schilde eines Gasthofs in einen Feegenbaum, und eine ganze Innung, keinen einzigen ausgenommen, schreibt den Namen ihres Handelzweiges falsch; nämlich die Kürschner, welche überall über ihre Läden: Rauchhandlung, oder: Niederlage von Rauchwaaren, statt Rauhhandlung 2c. schreiben.

Es mangelt auch nicht an Häusern, welche noch ganz im Geschmack und Geist des vorigen Jahrhunderts mit Sinnbildern und Inschriften verziert sind. So steht über der Thür eines Hauses in der Friedrichstraße ein vergoldetes Schiff mit drei Masten, welches als ein Sinnbild der heiligen Dreieinigkeit vorgestellt wird, und die Ueberschrift trägt:

Drei Wesen in einem Gott,
Glaub mir, es ist kein Spott!

Der Symmetrie wegen ist über der zweiten Thür dieses Hauses in einem Felde von gleicher Größe ein schwarzer Adler angebracht, unter welchem man mit ebensolchen Buchstaben, nämlich vergoldeten auf schwarzem Grunde, Königlich Preußische privilegirte Butterhandlung liest.

An einem anderen Hause ist ein Adler angebracht, mit der Unterschrift:

Durch diesen Adler stell ich hier
Gottes macht und Weisheit für;
Ihm befehl ich meine Sachen,
Er wird schon alles machen.

Aber selbst an ganz neuen schönen Häusern findet man der lächerlichen Emblemen nicht wenig. So stehen z. B. über der Thür eines neuen ansehnlichen Gebäudes Unter den Linden, welches einem Bäcker zugehört, zwei stattliche Löwen von Stuck, welche eine Königliche Krone auf eine Fastenpretzel setzen.

Eine Aufmerksamkeit anderer Art erregen die ungeheueren Mengen Liqueur- und Branntweinladen, welche ihre Waaren auf großen Aushängeschildern in vergoldeter Schrift anpreisen, und dem Fremden wegen ihrer großen Zahl von der Mäßigkeit der niedern Volksklasse keinen sonderlichen Begriff geben. Noch häufiger sind die Tabagien, welche sich durch Aushängeschilder ankündigen, die durch ihre kleine unansehnliche Form gewöhnlich schon das Aermliche des ganzen Wesens verrathen. Eine nicht viel bessere Gestalt machen die Schilder, auf welchen man liest: Hier wird Unterricht im Christenthum 2c. ertheilt; oder: Au noble jeu de Billard.

Naht man sich den Thoren Berlins, so verrathen nur zwei derselben mit den Straßen, welche zu ihnen führen, den Eingang zu der Hauptstadt eines mächtigen Reichs, nämlich die Straße von Charlottenburg und das Brandenburger Thor, und die Straße von Potsdam. Wegen der großen Ebene, auf welcher Berlin liegt, hat man nirgends eine ausgezeichnete schöne Ansicht desselben.

(Fortsetzung folgt.)

Die verehrlichen Mitglieder des Vereins für die Geschichte Berlins werden ergebenst ersucht, sich möglichst zahlreich an der vom 6. bis 9. September in Blankenburg am Harz stattfindenden General-Versammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu betheiligen und ihre Geneigtheit dem Vorstand rechtzeitig bekannt zu geben.

Berlin, den 1. August 1896.

Der Vorstand
des Vereins für die Geschichte Berlins.
Reuter.

In den „Mittheilungen" 1896 Nr. 4 berichteten wir über die Aufführung des historischen Schauspiels „Jaczo, der Wendenfürst" im National-Theater, von unserem Mitgliede Herrn Viktor Laverrenz. Dieses Schauspiel ist nunmehr als Buchausgabe im Verlage von Hugo Steinitz erschienen. Den Mitgliedern stehen Exemplare zu dem ermäßigten Preise von 1,50 Mk. (statt 2 Mk.) zur Verfügung und sind zu beziehen durch die Buchhandlung von Georg Nauck, Friedrichstr. 52/53, deren Inhaber, Herr Fritz Rühe, Mitglied unseres Vereins, Bestellungen gern entgegennimmt.

Meinen lieben Freunden und Bekannten im Verein für die Geschichte Berlins zeige ich hierdurch tiefbetrübt an, daß meine geliebte Tochter Käthe im Alter von 17 Jahren mir am gestrigen Tage, nach langen schweren Leiden, durch einen sanften Tod entrissen wurde.

Steglitz, den 22. Juli 1896.

Maximilian Gritzner,
Königl. Bibliothekar, Prem.-Lieut. a. D.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Brendicke in Berlin W35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.



No. 9. Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. **1896.**

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

625. Versammlung.

17. (9. außerordtl.) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:

Mittwoch, den 16. September 1896.

Ausflug nach Königswusterhausen.

Abfahrt vom Bahnhof Friedrichstraße Nachmittag 2[10] Uhr. Nähere Angaben erfolgen durch besondere Einladung auf Postkarte.

---

626. Versammlung.

Ordentliche Hauptversammlung.

18. (6. Arbeits-) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 17. Oktober 1896, Abends 7 ½ Uhr im Rathhause, Zimmer Nr. 63.

Eingang von der Jüdenstraße.

Tagesordnung.

Berathung des Entwurfs der Satzungen des Vereins für die Geschichte Berlins.

(Das Königl. Polizei-Präsidium hat die ihm zur Genehmigung unterbreiteten Satzungen mit dem Ersuchen zurückgereicht, zunächst noch einige formale Bedenken zu erledigen.)

§. 15 des revidirten Statuts vom 26. November 1881: „Zu den Hauptversammlungen haben nur Mitglieder Zutritt. Zur Beschlußfähigkeit der Hauptversammlungen ist die Anwesenheit von mindestens 50 Mitgliedern erforderlich ꝛc.“

Da die Berathung offenbar nur zu einer Enbloc-Annahme des bereits eingehend geprüften Entwurfs führen wird, so folgt darauf um 8 Uhr eine

Arbeits-Sitzung.

Tagesordnung: Vortrag von Dr. Fr. Holtze: Lokalgeschichte des Kammergerichts.

Die geselligen Versammlungen im Deutschen Dom beginnen nach Reinigung und Wiederherstellung der Räumlichkeiten am Sonnabend, den 24. Oktober 1896, Abends 6 Uhr.

Auf Anregung des Vorstandes und infolge Genehmigung des Finanz-Ausschusses haben die Mitglieder des Vereins gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte an jedem Sonnabend freien Eintritt in Alt-Berlin. Der Zutritt zu der Sonder-Ausstellung von Berolinensien in der Heiliggeistkirche in Alt-Berlin ist für die Mitglieder und für alle Freunde vaterländischer Geschichte unentgeltlich. An der Eingangsthür wird ein Führer von Dr. H. Brendicke und eine historische Einführung in Alt-Berlin von Dr. P. Clauswitz zusammen für 10 Pf. käuflich abgegeben.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neues Mitglied ist aufgenommen:

Herr Theodor Grimm, Buchdruckereibesitzer, W. Schönebergerstr. 17a.

Zum Eintritt ist angemeldet:

Herr Louis Müller, Schneidermeister, in Firma Bernh. Barth Nachf. (Husfeld & Müller), SW. Markgrafenstraße 27a. Einf.: Herr Dr. H. Brendicke.

- Wolfgang Plieschka, Posamentier, SW. Königgrätzerstr. 16. Einf.: Der Vorstand.

Wohnungsveränderung:

Herr Ernst Schmidt, Architekt, Ungabrück bei Osnabrück.

Gestorben:

Herr Postkommissarius Wilhelm Groth im 81. Lebensjahre, am 13. August 1896. (Die Beerdigung fand am 16. August auf dem alten Sophienkirchhof in der Bergstraße statt.)

Herr Adolf Hagemeyer, Ober-Inspektor des städt. Krankenhauses am Urban, am 16. August 1896. (Die Beerdigung fand am 19. August auf dem alten Luisenkirchhof in der Bergmannstraße statt.)

Beiden hochverehrten Mitgliedern wurde eine Kranzspende dargebracht und das letzte Geleit gegeben. Herr Hagemeyer, Mitglied seit 1882, war seit mehreren Jahren regelmäßig als Kassenprüfer thätig; den bejahrten Herrn Groth durften wir noch auf dem letzten Stiftungsfest in seiner frischen Heiterkeit bewundern und begrüßen. Ehre dem Andenken dieser Männer!

Außerdem haben unsere beiden um den Verein wohlverdienten Mitglieder Herr Dr. R. Béringuier und Herr H. Busse den Tod ihrer Frau zu beklagen. Frau Claire Béringuier geb. La Quiante entschlief am 10. August 1896 im fast vollendeten 29. Lebensjahre und wurde am 13. August auf dem alten französischen Kirchhof, Chausseestr. 120, beerdigt.

Frau Minna Busse geb. Lintow entschlief im 46. Lebensjahre am 17. August und wurde am 20. August auf dem neuen Nikolaikirchhof, Prenzlauer Allee, beerdigt.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

Der Verein für die Geschichte Berlins hielt Sonnabend, den 8. August 1896, abends 6 Uhr eine außerordentliche Sitzung in der Heiliggeistkirche in Alt-Berlin ab, um bei dieser Gelegenheit die wichtigsten Stücke der vom Verein veranstalteten Ausstellung von Berolinensien für seine Mitglieder zur Erklärung bringen zu lassen. Nach kurzer Begrüßung durch den ersten Vorsitzenden Herrn Geheimen Archivrath Reuter gab Herr Direktorialassistent Engel vom Königlichen Institut für Glasmalerei in Vertretung des Herrn Direktors H. Bernhard, der durch die am 7. d. M. in Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers stattfindende Einweihung der Willibrordikirche zu Wesel am Erscheinen verhindert war, einige Erläuterungen zu den werthvollen Glasgemälden für den Dom zu Havelberg, den Dom zu Stendal und die Wunderblutkirche zu Wilsnack, die dem gothischen Maßwerk der in Alt-Berlin gebotenen Nachbildung der Heiliggeistkirche geschickt eingefügt waren. Er gedachte dabei der großen Verdienste des Königs Friedrich Wilhelm IV. um die Wiederbelebung der monumentalen Glasmalerei, die zunächst hier einen wenig dankbaren Boden fand und erst seit etwa zehn Jahren vermöge des Entgegenkommens der Staatsverwaltung durch den zeitigen Direktor der historisch getreuen geschichtlichen Bewegung dieser vornehmen Kunstrichtung zugeführt wurde. Herr Dr. Brendicke machte alsdann auf einige besonders interessante Antiquitäten aufmerksam, so auf einen Eisenring von 1813 mit der Aufschrift „Gold gab ich für Eisen", auf das eiserne Kreuz und ein eisernes Armband aus derselben Zeit, auf eine von Friedrich II. der böhmischen Gemeinde geschenkte kunstvolle Orgel und zahlreiche Vivatbänder zur Erinnerung an Siege und Schlachten des vorigen Jahrhunderts und empfahl die Wiedereinführung der Sitte, dergleichen Vivatbänder von Jungfrauen bei festlicher Gelegenheit tragen zu lassen. Er erinnerte daran, daß bei der Menzelfeier ein seidenes Band zur Vertheilung gelangt und so die Sitte bereits in glücklicher Form wiederaufgelebt sei. Daneben fanden sich Tabaksdosen mit patriotischen Darstellungen aus dem siebenjährigen Kriege, Gestellungsscheine aus den Befreiungskämpfen, Innungsladen und Bürger-, Lehr-, Meister-, Pathenbriefe 2c.

Demnächst besprach Herr Architekt P. Wallé die wichtigsten architektonischen Blätter der Sammlung,

so zwei Ansichten des Königlichen Schlosses aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, ein vor 70 Jahren zusammengestelltes Album älterer Berliner Originalansichten (aus dem Besitz des Herrn Dr. E. Friedländer), ein Oelgemälde mit einer Ansicht des alten Domes von Nordosten her aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, Perspektiven des ehemaligen Hetzgartens in der Neuen Friedrichstraße, des Triumphbogens auf dem Schloßplatz beim Einzuge Friedrichs I. im Jahre 1701 und eine Ansicht der Moabiter Brücke aus dem Jahre 1777, von dem Maler G. Mathes, dem späteren Zeichenlehrer Friedrich Wilhelms IV aus dem Besitz des Herrn Direktors Walden. Daneben fanden sich noch Medaillen auf Gilly, Eitelwein und Schinkel, die Medaille auf den Bau der Parochialkirche (von 1695) und ein Reliefporträt Schlüters, das wahrscheinlich dem Atelier Tassaerts entstammte.

Herr Dr. Franz Weinitz machte zum Schluß interessante Angaben über zahlreiche Blätter des künstlerischen Nachlasses von Gubitz, Unger sen. und jun. und Th. Hosemann (aus den Sammlungen der Herren Direktor Walden, Hofantiquar Mai und H. Schmaltz), sowie über die werthvollsten der ausgestellten Porzellane, zu denen besonders Herr Wirkl. Geheimer Ober-Regierungsrath Lüders sehr seltene Stücke beitrug. Es wurde der Wunsch ausgesprochen, daß die Ausstellung den Anlaß geben möchte zur Errichtung einer Sammelstelle für Berolinensien jeder Art inmitten des Vereins, da das Märkische Museum wesentlich andere Ziele verfolge und mannigfachen Zwecken diene. Nach der Besichtigung der Ausstellung fand sich die Versammlung im Wirthshause „Zum Großen Kurfürsten“ auf dem am Marktplatz gelegenen Söller zu gemeinsamem Abendtisch zusammen und lauschte den Weisen, welche die Stuttgarter Liedertafel erschallen ließ.

Die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg.

In Königsberg (Neumark) beabsichtigt man jetzt mit der Restaurirung der beiden Thürme auf dem Schwedter und auf dem Bernikower Thore zu beginnen. Bereits im Jahre 1893 waren die Kosten auf zusammen 7500 Mk. veranschlagt worden. Davon entfielen auf das Schwedter Thor 5000 Mk., auf das Bernikower 2500 Mk. Der Provinzial-Ausschuß hatte seiner Zeit eine Beihülfe von 2500 Mk. gewährt, unter der Voraussetzung, daß die dazu erforderlichen Mittel von anderer Seite sichergestellt würden. Nachdem neuerdings sehr genaue und sauber ausgeführte Aufnahmen der beiden Thorthürme mittels photogrammatischen Bildverfahrens gemacht und der Provinzial-Kommission zur Denkmalspflege vorgelegt worden waren, hat sich herausgestellt, daß die nöthige Instandsetzung doch umfangreicher sei, als dies bei der ursprünglichen Aufstellung der ersten Kostenanschläge angenommen worden war. Eine neuere Veranschlagung ergab nun, daß zur Restaurirung des Schwedter Thorthurmes 6500 Mk. und des Bernikower 4000 Mk., zusammen also 10500 Mk. erforderlich seien. Auf Antrag des Regierungs-Präsidenten von Frankfurt hat daraufhin der Provinzial-Ausschuß die frühere Bewilligung unter den gleichen Bedingungen auf 3500 Mk. erhöht. Den Rest tragen der Staat, der Kreis und mehrere Bürger und Gutsbesitzer, welche in einer Sammlung gegen 1000 Mk. aufgebracht haben.

Ueber das dritte Thor, das Vierradener, dessen Ruine der Rest eines ehemals viereckigen hohen und mit einem Satteldach versehen gewesenen Thurmes ist, der 1830 abgetragen wurde, ist bereits in einer früheren Nummer der „Mark“ berichtet worden. Da sich im Laufe der letzten Zeit herausgestellt hatte, daß die vorhandene schmale und niedrige Thoröffnung dem Wagenverkehr ein sehr großes Hemmniß entgegenstellt, wurde eine Beseitigung des Thores geplant. Mit Rücksicht darauf aber, daß auch die jetzige Beschaffenheit der Ruine eine malerische Wirkung gewährt, daß sie ein bemerkenswerthes Denkmal mittelalterlicher Befestigungsweise ist, dessen Erhaltung vom Standpunkt der Denkmalspflege aus sehr zu wünschen war, und mit Rücksicht ferner darauf, daß bei der Lage der Ruine zu ihrer Umgebung eine Erweiterung der Durchgangsöffnungen ausgeschlossen war, wurde seitens der Königlichen Staatsregierung von einem Abbruch abgesehen. Das Hemmniß wurde beseitigt, indem mittels Durchbrechung der östlich an das Thor anschließenden Stadtmauer eine Oeffnung für den Fußgängerverkehr hergestellt wurde.

Wie sehr die Provinzial-Kommission bestrebt ist, kunsthistorische Gebäude zu erhalten, beweist auch ihr Vorgehen bei der in Königsberg (Neumark) befindlichen, dem ehemaligen Augustinerkloster gehörigen Kapelle nebst einigen Nebenräumen und Theilen des ehemaligen Kreuzganges. Der derzeitige Besitzer, ein Privatmann, geht damit um, das Gebäude zu verkaufen oder einem Umbau zu unter-

ziehen. Da in beiden Fällen die Gefahr vorliegt, daß dieses kunstgeschichtlich und architektonisch wichtige Denkmal in seinem Bestande in Frage gestellt ist, so ist es nur Recht, daß an den Magistrat der Stadt Königsberg seitens der Aufsichtsbehörden das Ersuchen gerichtet worden ist, das Gebäude für die Stadt zu erwerben und sich seine Erhaltung angelegen sein zu lassen. Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß die städtischen Behörden von Königsberg dem Ersuchen nachkommen.

Bei dieser Gelegenheit möge der Thätigkeit dieser „Provinzial-Kommission für die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg", die zum unmittelbaren Ressort des Ober-Präsidenten gehört, einmal eingehender gedacht werden. Der Zweck der Kommission ist, die innerhalb des Gebiets der Provinz vorhandenen vaterländischen, geschichtlichen und vorgeschichtlichen Denkmäler, sowohl die beweglichen wie die unbeweglichen, zu erforschen und in ihrem Bestande zu sichern, auch nicht sachgemäße Veränderungen oder Verunstaltungen an denselben zu verhindern. Die Provinzial-Kommission, deren Geschäftsordnung vom 16. November 1892 datirt, besteht aus dem Ober-Präsidenten der Provinz Brandenburg, dem Vorsitzenden des Brandenburgischen Provinzial-Ausschusses, dem Landesdirektor der Provinz Brandenburg, dem Konservator der Provinz Brandenburg und aus vierzehn von dem Provinzial-Ausschusse auf sechs Jahre gewählten Mitgliedern, von welch' letzteren alle drei Jahre die Hälfte ausscheidet. Die Mitglieder der Kommission fungiren ehrenamtlich. Die Provinzial-Kommission hat auf drei Jahre den Provinzial-Konservator gewählt, welcher als sachverständiger Beirath der Kommission und zugleich als staatlicher Berather des Konservators der Kunstdenkmäler in Berlin fungirt. Zur Führung der laufenden Geschäfte ist von dem Provinzial-Ausschusse ein engerer Ausschuß von drei Mitgliedern bestellt, welchem der mit der Ausführung der Beschlüsse der Provinzial-Kommission sowie des engeren Ausschusses betraute Provinzial-Konservator angehört.

Den Vorsitz in der Provinzial-Kommission und im engeren Ausschusse führt der Ober-Präsident der Provinz Brandenburg, inaktiver Staatsminister Dr. v. Achenbach, Exzellenz. Ständige Mitglieder sind: der Vorsitzende des Provinzial-Ausschusses Graf v. Wilamowitz-Möllendorff, der ehemalige Landesdirektor der Provinz, Wirklicher Geheimer Rath Dr. v. Levetzow Exzellenz und Geheimer Baurath Bluth, Provinzial-Konservator und Landesbaurath. Gewählte Mitglieder sind: Geheimer Regierungs- und Stadtrath Friedel – Berlin, Amtsrichter Dr. Béringuier – Berlin, Geheimer Regierungsrath, Professor, Gymnasial-Direktor a. D. Dr. Schwartz – Berlin, Professor Dr. Holtze – Berlin, Professor Dr. Jentsch – Guben, Professor Schwartze – Frankfurt a. O., Bürgermeister Hammer – Brandenburg a. H., Major und Adjutant Graf v. Brühl – Berlin, Bauinspektor Koerner – Berlin, Architekt und Redakteur Wallé – Berlin, Geheimer Regierungsrath, Professor, Direktor Dr. Lessing – Berlin, Professor Dr. Hartmann – Landsberg a. W., und Rittergutsbesitzer v. Arnim-Densen – Schwedt a. O. Den engeren Ausschuß bilden: Dr. v. Achenbach, Dr. v. Levetzow und Geheimer Rath Bluth. Unterstützt wird die Provinzial-Kommission außerdem durch ungefähr 200 Vertrauensmänner, die sich auf rund 40 Kreise vertheilen.

Das Hauptaugenmerk der Kommission richtet sich naturgemäß auf Kirchengebäude. Ihrer Unterstützung in erster Linie verdankt ihren Ausbau die Cisterzienser-Klosterkirche zu Stadt Zinna, eines der interessantesten Gebäude der Mark; wegen der konsequenten Durchführung ihrer Konstruktionsweise nicht bloß das bedeutendste und werthvollste seiner Art, sondern vielleicht das vollendetste. Unter allen bekannten Kirchen, welche aus behauenen Feldsteinen aufgeführt sind, zeichnet sich die Klosterkirche zu Zinna durch großartige Gesammtanlage, reiche Entfaltung der Formen und ausgezeichnete Handhabung des Materials aufs Vortheilhafteste aus. Kaum eine andere Kirche ist ihr in dieser Beziehung zur Seite zu stellen. Die meisten anderen aus demselben Material gebauten Kirchen pflegen von kleineren Maßen zu sein, oder es fehlt ihnen die reichere Hauptform des Querschnitts und der niedrigeren Abtheilungen des Langschiffes. Noch seltener ist es, daß dieselben, wie hier, mit ursprünglichen Gewölben durchgehend überdeckt sind, da der Feldsteinbau im Ganzen einer früheren Periode angehört, ehe die Kunst des Wölbens allgemeine Geltung gewann. Die konsequente Verwendung des spröden Feldsteinmaterials, des einzigen welches neben den Brandziegeln in der Mark zur Verfügung stand, hat der romanischen Kirche das strenge, schmucklose und theilweise wuchtige Gepräge verliehen, mit welchem sie dem Beschauer entgegentritt. Jedenfalls einzig ist der reiche Schmuck der fünf östlichen Apsiden. Dabei ist hier die Technik des Feldsteinbaues zur höchsten Vollkommenheit

gediehen, so daß schon die einfachen Mauerflächen dem Beschauer einen anziehenden Blick gewähren; geradezu ein Meisterstück des Feldsteinbaues ist das Mauerwerk an den kunstvoll gebrochenen Apsiden-Polygonen der Ostseite. Wie der äußere Bau, so zeichnet sich auch das Innere durch schöne Verhältnisse und einfache Ausschmückung vortheilhaft aus. Zu diesem architektonischen Werth gesellt sich der historische. Zehn Jahre früher als das Kloster Lehnin ist die Klosterkirche von Zinna gestiftet worden (1170). 1173 bei einem wendischen Zerstörungszuge wurde das Gebäude derart beschädigt, daß am Schlusse des 12. Jahrhunderts ein Neubau nöthig war, welcher der größtmöglichen Monumentalität halber ganz aus Granitquadern hergestellt und in der Zeit von 1220 bis 1230 beendigt wurde. Die Klosterkirche in Zinna ist also in künstlerischer und kunsthistorischer Hinsicht gleich werthvoll; ein solches Denkmal, welches mit der Kulturentwickelung des Landes sowie auch mit seiner politischen Geschichte eng verwachsen ist, in baulichem Zustand zu erhalten, war deshalb Pflicht der interessirten Behörden. Da die Gemeinde Zinna — eine von Friedrich dem Großen begründete Weberkolonie — derart arm ist, daß sie selbst die Kosten zur Restaurirung der Kirche nicht aufzubringen vermag (ist doch seitens des Landwirthschaftsministeriums in Anerkennung des großen Nothstandes für Zinna ein außerordentlicher Fond zur Beschäftigung der Bevölkerung in dem nahegelegenen Königlichen Forst geschaffen worden), so mußten andere Kräfte helfend eingreifen. Der lange Jahre am Orte selbst wirkende Pastor Schmidt—Sommerfeld lenkte immer wieder aufs Neue die Aufmerksamkeit der Behörden auf den nothwendig gewordenen inneren und äußeren Ausbau der Kirche. Nach dem Voranschlage belaufen sich die Kosten auf 19000 Mk. Der Fiskus als Patron erklärte sich zur Zahlung von 6000 Mk. bereit, der Rest der Summe sollte von der Gemeinde aufgebracht werden. Im Hinblick auf deren Armuth wandten sich Gemeindekirchenrath und der „Verein zur würdigen Erhaltung der Klosterkirche“ an die Provinzial-Kommission. Der Provinzial-Ausschuß war aber der Ansicht, daß dies trotz der Bedeutung des Gebäudes in geschichtlicher, kunsthistorischer und architektonischer Beziehung die Grenzen des Gebietes der Mark überschreite. Es sei Obliegenheit des Staates, sich an diesen Kosten, abgesehen von dem Patronatsbeitrag, zu betheiligen. Nach seiner Meinung lag für die Provinz keine Veranlassung vor, zu den Kosten beizutragen, welche behufs Erhaltung der konstruktiven Theile des Gebäudes oder zu gänzlichen Erneuerungen, ohne Restauration des Alten, aufzuwenden sei. Da aber die Provinz zur Erhaltung und Wiederherstellung der aus der Vergangenheit überkommenen Architektur Kosten zu übernehmen bereit war, bewilligte sie gern einen Beitrag von 4200 Mk. Nach den bereits bewilligten Mitteln in Höhe von insgesammt 10000 Mk. dürfte es kaum zweifelhaft sein, daß der Staat auch die restirende Summe in Form eines Gnadengeschenkes der bedürftigen Gemeinde überweist.

(Schluß folgt.)

F. Brunold.

Ein märkischer Dichter.

„Rosen blühen auf dem Heidegrab.“

Wer kennt nicht den bekannten Refrain des in der Sangesweise von W. Heiser tief ergreifenden Liedes „Das Grab auf der Heide“? Wie viele haben es gesungen? Es ist vor mehr als 50 Jahren in die Welt gegangen, um Millionen Herzen in allen Landen, wo Deutsche wohnen, zu erfreuen.

Noch heute behauptet dieses Lied seinen Platz in dem liederfrohen Herzen jedes Gesangsfreundes. Aber wer hat gewußt, wer und was der Dichter dieses Liedes ist? Des Dichters hatte Niemand Acht; die Welt schwieg den Mann todt, der schlicht und bescheiden, abseit vom Wege des Weltgetriebes in unserm märkischen Städtchen Joachimsthal seine Tage verbrachte und dort am 27. Februar 1894 seine Seele aushauchte: F. Brunold.

Der Dichter (eigentlich Aug. Ferdinand Meyer), am 19. November 1811 als der Sohn eines Rektors in Pyritz geboren, war nach Absolvirung des Gymnasiums für das Baufach bestimmt und kam zum Zwecke des Studiums 1828 nach Berlin. Indeß widrige Verhältnisse zwangen ihn, dies aufzugeben; er wandte sich dem Lehrfache zu. Von 1829 bis 1834 sehen wir ihn als Lehrer in Berlin in einer höheren Knabenschule. Brunold versuchte sich schon früh in der Kunst der Musen, und so kam es, daß er in dieser Zeit seines Berliner Aufenthalts einen Kreis von Schriftstellern fand, wo ihm Anregung und Gelegenheit wurde, sein schriftstellerisches Talent auszubilden. Zu diesem Kreise gehörten insbesondere: Franz v. Gaudy, Eduard Ferrand, Julius Midding, Friedrich v. Sallet, G. Th. A. Burghard, Julius und Ludwig Kossarsky, Willibald

Alexis, Herrmann Marggraff, Eduard Maria Oettinger, A. Bernstein u. A.

Eine Sammlung der Gedichte dieses litterarischen Kreises gab Brunold unter dem Titel „Nachklänge, Lieder von F. Brunold, Eduard Ferrand, W. Jaeger, L. Kossarsky, A. Bernstein" heraus. Später noch, so oft ihm sein Amt freie Zeit ließ, trat Brunold in diesen Dichterkreis, neue Anregung zu dichterischem Schaffen zu finden. Die Glieder dieses Kreises sind im Laufe der Jahre gestorben und meist vergessen; alle sind dem Rufe noch oben gefolgt und als letzter dieser Tafelrunde Brunold. Seinen Dichtergenossen aus dieser Zeit hat er ein litterarisches Denkmal errichtet in seinen in zweiter Auflage 1881 erschienenen „Litterarischen Erinnerungen". Der Dichter bietet hier dem Leser einen Einblick in die litterarischen Verhältnisse Berlins in den dreißiger und vierziger Jahren. 1834 siedelte Brunold nach Stettin über, wo es ihn jedoch nur ein halbes Jahr hielt. In Stettin verkehrte er mit Ludwig Giesebrecht und dem Balladenkomponisten Carl Löwe. Noch in demselben Jahre erhielt Brunold in Joachimsthal eine Lehrerstelle, wo er bis 1879 im Amte verblieb und auch seinen Lebensabend in körperlicher und geistiger Frische verlebte.

Eine stattliche Anzahl von Romanen, Novellen und Erzählungen entstammen seiner Feder, wovon wir die beiden historischen Romane „Erstes und zweites Leben" (1847) aus der Zeit des askanischen Markgrafen Waldemar und „Bei der Knallhütte" (1862) aus der Zeit der Fremdherrschaft des Königs „Lustik" von Westfalen, erwähnen.

Befreit von den Sorgen und Aufregungen des Lehramts, entwickelte er noch eine umfangreiche litterarische Thätigkeit, in welcher er sich mit den Arbeiten der reiferen Jugend zuwandte. So schrieb er nacheinander vier Erzählungen für die reifere weibliche Jugend: „In der Fremde", „Edle Herzen", „Gertrud" und „Die Schützlinge der Prinzeß", die 1888 in zweiter Auflage erschienen sind, und zwei Erzählungen für Knaben: „Harte Kämpfe" und „Aus eigener Kraft". Alle diese Jugendschriften verdienen je nach ihrer Bestimmung die allerernsteste Beachtung und Empfehlung. In ihnen zeigt sich, wie Brunold ein sinniger, mit den Regungen der jungen Herzen wohlvertrauter Mann war, der mit Bewußtsein durch seine Erzählung auf die Gemüther erziehlich einwirken will. Es liegt ein stiller Zauber über diesen Büchern ausgebreitet; wir laben uns an der Jugend Sonnenschein und empfinden des Lebens Herbigkeit mit; bald ist der Inhalt lebensfroh und heiter, ohne überschwänglich, bald tiefernst, ohne sentimental, und spannend, ohne überspannt zu sein.

In Brunolds Prosawerken tritt uns eine seltene Gemüthstiefe entgegen. Er ist oft ein Meister der kleinen Novelle genannt worden, wie Ludwig Giesebrecht von ihnen einmal geäußert hat: sie seien moralische Erzählungen im edelsten Sinne. Brunolds eigentliche Bedeutung liegt jedoch in der Lyrik. Hier zeigte er in der einfachen schlichten Form seine poetische Begabung. Die ihn umgebende Natur war zumeist der Born, aus dem er reichlich die Gebilde seiner Muse schöpfte. Die erste Auflage seiner Gedichte erschien 1837, die zweite im Jahre 1847. Erst spät sammelte Brunold die verstreut in Zeitschriften veröffentlichten Gedichte und gab sie 1887 in einem 392 Seiten starken Bande als dritte Auflage bei Schröter und Meyer in Zürich heraus. Diese Sammlung enthält nahezu das ganze lyrische Lebenswerk des Dichters. Der romantischen Schule angehörig, ist Brunold in manchen Gedichten den Dichtern der „modernen" Richtung wohl kaum verständlich. Die zarte Keuschheit seines inneren Lebens, die Tiefe seiner bei alledem männlichen herzenswarmen Empfindung, die sich, abhold jeder hyperpoetischen Phrase, wiedergiebt, die ideale Liebe für alles Gute und Schöne auf der Welt, die reine Freude an der Natur und ihren Reizen, die besonders in den Waldgedichten zum glücklichsten Ausdruck kommt, klingen uns im lärmenden Geräusch unseres rastlos vorwärts stürmenden, modernen Lebens wie Töne aus versunkener Zeit an unser Ohr. Sein Gedicht „Der Wald ist schön" ist eine herrliche Schilderung des göttlichen Waltens der Natur. Auch andere Waldgedichte zeugen von dem reinen frommen Sinne des Dichters. Den Stoff der Sage und der Geschichte hat Brunold oft und mit hohem Talente behandelt. Durch den Beruf seines Sohnes, der Lokomotivführer war, angeregt, pflegte er häufig die „Eisenbahnpoesie", ein sonst fern von seiner lyrischen Thätigkeit liegendes Gebiet ganz moderner Dichtkunst. Einzelne der Gedichte dieses Genre sind von echt realistischer Kraft und tiefer Empfindung. Von diesen enthält das in die meisten Anthologien aufgenommene Gedicht „Im Gebirge" am Schlusse die für unsere Zeit so recht charakteristische Strophe:

> „Das ist die Poesie der neuen Zeit,
> Romantik unserer heißbewegten Tage.
> Was gilt die Liebe noch? Was gilt das Leid? —
> »Wie komm' ich vorwärts?« ist der Menschheit Frage."

Viele seiner Gedichte sind echte Proben deutscher Poesie. Im Jahre 1878 gab Brunold gemeinsam mit Hedwig Dohm eine Blüthenlese neuerer deutscher Lyrik unter dem Titel: „Lust und Leid im Liede“ heraus, die 1887 bereits sieben Auflagen erlebte.

Hauptsächlich durch die unmittelbaren Eindrücke, die Brunold auf historischem Boden in der Umgegend von Joachimsthal empfangen, angeregt, beschäftigte ihn schon frühzeitig die Geschichte unserer Mark. Um diese hat er sich dadurch verdient gemacht, daß er in Zeitungen und Zeitschriften früher und auch noch im späten Alter mit geschichtlichen Aufsätzen vielfach hervorgetreten ist. So war er 1875 Mitbegründer des „Bär“ und für diesen bis in die jüngste Zeit fortdauernd thätig. Am meisten zogen ihn die Gestalten der askanischen Markgrafen, besonders Otto mit dem Pfeil und Waldemar, an, die er auch besang. Die Stätten um den Werbellin, wo vornehmlich unter diesen Fürsten Glanz und Macht herrschten, Schloß Werbellin und Grimnitz machte er zum Gegenstande seiner Forschung. Seiner Anregung ist zu danken, daß die noch vorhandenen Baureste jener beiden Jagdschlösser aus einst glanzvoller Zeit erhalten geblieben sind. Bezüglich des Jagdschlosses Werbellin hatte der Ober-Forstmeister v. Massow s. Z. den Prinzen Carl von Preußen auf den Berg am Südende des schöngelegenen Werbellin-Sees, wo einst das Schloß gestanden, als auf eine Stätte der Erinnerung an das bedeutungsvolle Wirken der askanischen Fürsten in der Mark, aufmerksam gemacht. Der Prinz, erkennend wie diese Fürsten Gesittung und staatliche Ordnung rings um sich in die Lande brachten, gleichsam den Boden kultivirend, auf dem späterhin die Macht der Hohenzollern so glänzend erblühen sollte, erwarb den Schloßberg, um seine Erhaltung dauernd zu sichern. Auf Kosten des Prinzen Carl ist auf diesem Berge zum Gedächtniß einer glorreichen Zeit, wie seiner Fürsten, die dort von 1247 bis zur Mitte des folgenden Jahrhunderts residirten, im Jahre 1879 ein Aussichtsthurm aufgeführt, der Platz herum mit Eichen bepflanzt und mit einer Hecke umgeben. Unweit dieser Stätte in der Schorfhaide befindet sich das Jagdschloß Hubertusstock, das erst unter Friedrich Wilhelm IV. im Schweizerstyl errichtet worden ist.

Aus Anlaß der Errichtung des Aussichtsthurms und auf Veranlassung des Prinzen Carl schrieb Brunold als eine Art Festschrift: „Die Askanierburg Werbellin, ein Beitrag zur Geschichte der Mark.“ In dieser Schrift giebt Brunold manchen Aufschluß über Personen und landschaftliche Verhältnisse, welche auf Schloß Werbellin und seine Umgebung Bezug haben, aus der Zeit der Askanier bis in die neueste Zeit.



F. Brunold.
(Aug. Ferd. Meyer in Joachimsthal.)

Einer besonderen Studie hat B. die Frage über die Echtheit des sog. falschen Waldemar unterworfen. Er hat geglaubt, aus den von ihm angeführten Gründen annehmen zu müssen, daß der 1347 Heimgekehrte der richtige Waldemar gewesen sei.

Enttäuschungen haben dem Dichter auch in dem stillen Städtchen nicht gefehlt, so daß ihn manchmal in einer Stellung mit allzu kurzem Solde und in einer für seine Bedeutung wenig Verständniß zeigenden Umgebung ein Gefühl der Bitterkeit beschlichen hat. Indeß alle Leiden, die in Mißgunst und Zurücksetzung ihren Grund hatten, haben in keiner Weise seine schriftstellerische Thätigkeit neben der pflichtgetreuen Ausübung der Erziehung der Jugend, beeinträchtigen können. Wenn ihn die Aergernisse allzuhart erfaßten, so vergrub er sie in eine Thräne, in sein Lied; er ging in den nahegelegenen Wald, fand dort seine Beruhigung, den Lebensmuth wieder, wie ein echtes Kind der Natur.

Trotzdem waren die Versuche seiner Freunde, ihn nach Berlin zu ziehen, vergeblich. Das Einerlei seines Einsiedlerlebens wurde nur dann unterbrochen, wenn seine Freunde ihm eine Freude bereiteten. So besuchten der Verein für die Geschichte Berlins vor mehr als 10 Jahren und später ein Gesangverein aus Berlin den Dichter. Einen äußerst lebhaften Briefwechsel mit den bekannten Schriftstellern entschädigte ihn für sein Stillleben. Tag für Tag, mochte Schneegestöber oder heftiges Regenwetter sein, wanderte er in den Wald. Eine seltene Rüstigkeit des Körpers und eine lebhafte Geistesfrische ließ es zu, seinen Arbeiten obzuliegen. Manch' schönes Gedicht entstand noch in den letzten Jahren. Noch kurz vor seinem Tode schrieb er: „In der Arbeit liegt meine Freude.“ So vergingen die Jahre, als ihn ein harter Schlag traf. Im Sommer 1892 riß der Tod seine Gattin, die um 7 Jahre älter und mit der er 55 Jahre in glücklichster Ehe vereint war, von seiner Seite. Mit welcher Liebe und Verehrung er an seiner Gattin hing, ersieht der Leser aus dem Gedicht: „Einer Todten.“

Selbst im Winter ließ er es an frischen Blumen auf ihrem Grabe nicht fehlen, wie er auch die Grabstätte täglich und dann noch besuchte, als er schon dem Tode nahe war.

Schon nach Jahresfrist traf den Dichter ein noch härteres Leid. Sein einziges Kind, sein Sohn, war der Mutter im Tode gefolgt.

Dann wurde es immer stiller, einsamer um ihn. Er fühlte sich hingezogen zu seinen im Tode voraufgegangenen Lieben. Sang er schon vor Jahren:

„Doch, die ich geliebt auf Erden,
Gingen all' zum Himmel ein;
Und so muß auch wohl im Himmel
Meine süße Heimath sein.“

so gab jetzt seine Leier Stimmungen wieder, wie sie in folgendem Gedicht ausgedrückt sind:

„Es weiß die Welt mein Lauschen
Im Wald zu deuten nicht;
Mir aber ist sein Rauschen,
Sein Schweigen ein Gedicht.

Es weht wie Himmelsmahnung,
Wie Friedenshauch mir zu;
Die Brust durchdringt die Ahnung:
Sei still! Bald schläfst auch Du.“

Leider hat diese Todesahnung nur zu bald ihre ergreifende Bedeutung erlangt; er hat am 27. Februar 1894 seine müden Augen für immer geschlossen. Nun ruht der Dichtergreis im Grabe neben seiner Gattin Louise. Das deutsche Volk singt seine Lieder, von denen der Dichter schon 1887 über hundert Kompositionen zählen konnte; seinen Namen hat es längst vergessen.

Hat Brunold die ihm gebührende Anerkennung als deutscher Dichter im Leben nicht gefunden, seine Freunde, Schüler und Verehrer haben es unternommen, seinen Namen nicht ganz der Vergessenheit anheimfallen zu lassen und ihm in Joachimsthal, wo er 60 Jahre gelebt, gewirkt und — gelitten, eine Stätte der Liebe, Verehrung und Dankbarkeit zu weihen, in einem Zeichen, das dauern möge bis in die fernsten Zeiten, so lange noch ein Mund sich öffnet zum Gesange, der austönt in den Schluß:

„Rosen blühen auf dem Heidegrab.“

Adolf Scharlipp.

Berlin vor hundert Jahren.

Von W. Quanter.

(Fortsetzung.)

So weit unser Chronist. Aus jeder Zeile dieser knappen und doch klaren Darstellung fühlt man die eigene Anschauung heraus. Ohne zu schmähen hat der Verfasser ein offenes Auge für die stellenweise recht großen Uebelstände und den oft noch recht langen Zopf seiner Mitbürger, den sie nicht kürzen wollen, obgleich doch zu jener Zeit selbst das Haarbeutelchen schnell verschwand. Aber vorsichtig ist unser Mann auch: Er bezeichnet das, was er beseitigt wünscht, sucht aber immer den Schein zu erwecken, als ob die Bewohner Berlins an den Unzuträglichkeiten Schuld wären. Die Behörden, in deren Hand es doch zunächst gelegen, deren Pflicht es doch in erster Reihe gewesen wäre, Ordnung zu schaffen, sie werden mit außerordentlicher Zartheit behandelt und vor jeder Anzapfung und Belästigung bewahrt. Darin kann man dem Verfasser nun nicht so ganz Unrecht geben, denn damals gab es ein so vorzügliches Preßgesetz nicht, dessen sich sämmtliche Schriftsteller Deutschlands jetzt zu erfreuen haben, und damals verstand man bei einer Kritik einer Behörde noch weniger Spaß als in späteren Tagen. Da es schon an der Wende des vorigen Jahrhunderts größere Annehmlichkeiten gegeben haben soll, als einen Weg nach der Hausvoigtei oder einem anderen derartigen ruhigen und sicheren Ort anzutreten, so kann man es dem ungenannten Verfasser nicht verdenken, wenn er die staatlichen und städtischen Behörden wirthschaften ließ, wie sie mochten und konnten, und lieber einen anderen Weg einschlug. Das Gefühl der Preßgroßmacht war noch recht schüchtern in ihm vertreten. Er mochte wohl denken: Wer den Größten seiner Zeit

nicht wehe gethan, der hat gelebt für alle Zeiten. Habeat sibi!

Hier ist auch der Brief eines Reisenden an seinen Freund, der eine Beschreibung der Straße Unter den Linden nebst deren Umgebung, vornehmlich aber des Thiergartens enthält. Die Beschreibung stammt gleichfalls aus dem Jahre 1799 und ist sehr anschaulich, deshalb mag sie der ersten folgen.

„Schon vier Wochen, guter W.—, bin ich in Berlin, und erst heute habe ich Zeit, Dir zu schreiben. Ich wohne an der schönen Lindenallee, im Hotel de Russie, dem ersten Wirthshause der Stadt, und meine Fenster verschaffen mir die Aussicht auf die immer lebhafte Promenade.

Meine Geschäfte haben mich bis jetzt abgehalten, Berlin und seine Einwohner näher kennen zu lernen, als sich beide auf dieser Promenade, und in dem unmittelbar daran stoßenden Thiergarten zeigen, welchen ich zur Erholung alle Tage besuche; und da will ich Dir mittheilen, was ich etwa selbst beobachtete, oder von meinen Freunden erfuhr.

Wenn man die Linden und den Thiergarten in Berlin nennt, so hat man in vieler Hinsicht das Schönste der Stadt genannt. Ich will durch die Bemerkung, daß es zugleich fast das einzig Schöne in dieser Stadt ist, das Prädikat desselben eben nicht herabwürdigen; denn, ob man hier gleich weder die romantisch schönen Promenaden von Cassel, noch den Prater oder Augarten von Wien findet, so giebt es doch eigene Vorzüge, die man überall vergeblich sucht. Die Straße, welche von den sechs Reihen Bäumen, von welchen sie beschattet wird, den Namen der Linden erhalten hat, ist eine der schönsten in Berlin, und wenige große Städte möchten sie schöner aufzuweisen haben. Sie ist ganz gerade, an 1500 Schritt lang, und wenigstens 100 Schritte breit. Nur zwischen den beiden mittelsten Reihen Bäumen ist die, mit einer hölzernen Barrière eingefaßte fünfzig Fuß breite Promenade für Fußgänger, auf welcher weder gefahren noch geritten werden darf.

Nach der Stadtseite zu wird die Aussicht von dem alten, durch seine Größe imponirenden königlichen Schlosse begrenzt. Tritt man unter den Schatten der Linden heraus, so befindet man sich auf dem Platz am Opernhause, einem der schönsten Plätze, den eine Stadt Europas aufzuweisen hat. Gerade vor Dir hast Du, wie ich schon erwähnte, das alte, ehrwürdige Schloß, nebst dem Palais des jedesmaligen Kronprinzen von Preußen; zunächst links liegt der große simple Palast des Prinzen Heinrich — (jetzt Universität) —, dann das Zeughaus, welches man für ein Meisterstück der Baukunst hält; dann rechts das schöne Opernhaus, auf welchem das Auge mit Entzücken ruht, weil es in der That eins der schönsten Gebäude ist, die ich kenne; dann die majestätische katholische Kirche und — zum Glück durch sich selbst versteckt — das mit jener so gewaltig kontrastirende Nutrimentum spiritus, die neue, durchaus in einem läppischen Styl erbaute Bibliothek.

Auf der Mitte dieses herrlichen Platzes hat sich nun schon seit Jahr und Tag eine elende Bretterbude erhalten, welche rund umher mit grellen Abbildungen wilder und zahmer Thiere behangen ist; und in welcher einige fremde Thiere zu allen Zeiten des Tages für Geld zu sehen sind. Der Herr dieser Menagerie ist ein hagerer Franzos, der seinen kärglichen Unterhalt vorzüglich zwei kleinen Affen verdankt, welche auf sein Kommando nach dem Schall einer jämmerlichen Janitscharenmusik auf dem Seile tanzen; oder vor der Thür seiner Bude die Vorübergehenden durch ihre Sprünge herbeilocken müssen. Der witzige Franzos scheute sich nicht, seine beiden Virtuosen eine Zeit lang mit einer Preußischen Uniform zu kleiden, und sie mit einem hölzernen Gewehr, trotz dem wirklichen Grenadier, exerziren zu lassen. So lange nun dies Gaukelspiel dauert, wird der Pöbel nicht müde, sich in einem großen Kreise umher zu drängen, und bei jedem Fratz, welchen der Aff' schneidet, ein gellendes Gelächter in die Luft zu schicken. Gehst Du nach der Seite des Thiergartens zu, so ist die Aussicht durch das neue Brandenburger Thor geschlossen, welches, trotz seiner Fehler gegen den griechischen Styl, in welchem es erbaut seyn soll, immer das schönste Thor in der Welt ist. So wie man aus dem Thore kommt, liegt der Thiergarten, als ein großer, schattiger, nach allen Richtungen mit geraden und gewundenen Gängen durchschnittener Lustwald vor Dir. Aber eh' Du unter diese einladenden Schatten trittst, mußt Du zuerst über einen Weg, welcher an der Stadtmauer fortläuft, und sobald es etwas regnet, mit Fuß hohem Schlamm bedeckt ist. Freilich bringt dieser Schlamm einigen armen Gassenbuben, welche unaufhörlich beschäftigt sind, schmale Steige für die Promenirenden hindurch zu fegen, einige Groschen ein, die man ihnen, auf ihr freundliches Bitten, für ihre Mühe zuwirft; aber billig sollte doch die Polizey diese Sorge für die Bequemlichkeit der Spazierengehenden auf der ersten und einzigen Promenade Berlins nicht den Gassenbuben überlassen. —

So bald Du unter die ersten Bäume trittst, siehst Du Dich zwischen einer Anzahl kleiner Tische, welche mit Pfennigsemmeln, kleinen Pfefferkuchen, Würsten

und großen Branntweinflaschen reichlich besetzt sind. Zwischen ihnen hat sich wohl auch ein armer Invalide mit einem Kuckkasten, oder einem künstlichen Bergwerk placirt, dessen fingerlange Bergleute den ganzen lieben Tag an einem Stückchen Silbererz hämmern, um ihrem Gebieter einige Kupferpfennige zu verdienen, die ihn am Abend vom Hunger befreien sollen.

Dies alles wird Dir von dem Luxus der Berliner gerade keinen glänzenden Begriff machen. In Paris z. B. würden Dir, statt der alten vertrockneten Mütterchen, die Du hier mit rothen Nasen hinter den Branntweinflaschen siehst, artige Mädchen ein Glas Orgeade bieten; und im Sommergarten zu St. Petersburg findest Du statt der Pfennigsemmeln hohe Pyramiden von Orangen und Apfelsinen aufgethürmt, und neben dem bärtigen Eigenthümer eine junge freundliche Verkäuferin, die sich freut, Deine Bekanntschaft zu machen, wenn Du ihr für einen Groschen abkaufst.

Noch hast Du indeß hier die freie Wahl, wohin Du Deinen Weg nehmen willst. In der Mitte des Gartens, gerade vom Thor aus, läuft eine breite Straße nach Charlottenburg, dem Lustschloß des Königs, wo sich der Hof im Sommer gewöhnlich einige Monate aufzuhalten pflegt. Willst Du gehn so steht es Dir frei, Dich unter eine bunte Gruppe, die von den heterogensten Theilen zusammengesetzt ist, zu mischen; denn unaufhörlich wandelts an schönen Tagen unter den hohen Linden mit welchen der Weg zu beiden Seiten eingefaßt ist, hier hin und her. Willst Du fahren? Zu jeder Stunde des Tags findest Du am Brandenburger Thore ganze Haufen kleiner Korbwagen, mit zwei auch drei Pferden bespannt, bereit, Dich und noch 6 bis 7 andere, welche der Wagen faßt, für zwei Groschen hinüber zu fahren. Diese Wagen fahren den ganzen Tag unaufhörlich hin und her, und der Weg ist einer der lebhaftesten, der sich denken läßt. Obgleich Charlottenburg zu einem ziemlichen Flecken angewachsen ist, so ist es doch nicht wohl möglich, die Zahl der dorthin wallfahrenden Berliner an schönen Tagen zu fassen. Die Straße ist dann, wenn man hinein kommt, an beiden Seiten mit zahllosen Tischen besetzt, und die Berliner sitzen in unübersehbaren Gruppen umher, auf Stühlen, Bänken und altem Bauholz, und trinken mit sichtbarer Behaglichkeit ihr Glas Bier — oder ihren Kaffee; zu Wein oder Punsch versteigt sich hier ihre Oekonomie fast nie. Was den Anblick noch interessanter macht, sind zwei Reihen von Equipagen, welche neben dem Wege hier halten und sich sehen lassen — Doch ich werde Dir von Charlottenburg und seinen Herrlichkeiten nächstens mehr sagen; ich kehre jetzt zum Thiergarten und den dortigen Promenaden zurück.

Nimmst Du Deinen Weg vom Brandenburger Thor aus links, so führen Dich hohe schattige Gänge zu einer Reihe Häuser, welche eine kleine Straße bilden. Größtentheils sind es Koffeehäuser, und unter diesen ist Richard einer der beliebtesten Traiteurs der Berliner. Auch viele schöne Landhäuser reicher Particuliers liegen hier, und in der That kann man nicht schöner wohnen. Man geht quer über einen kleinen Weg, so ist man in dem schattigen Walde, wo überall Tische und Bänke angebracht sind. Wer es nur einigermaßen bewerkstelligen kann, wohnt hier wenigstens einige Wochen im Frühling, um den Brunnen zu trinken. Von fünf Uhr morgens an findest Du hier schon Gruppen junger Mädchen und Weiber, die bei einem Glase Pyrmonter oder einer Tasse Chokolade den Morgen verplaudern, oder sich mit einem Buche einsam unter einen Baum setzen, oder ungenirt umher schäkern, oder sich am Arm des Geliebten in die dichteren Gänge und Gebüsche des Thiergartens verlieren.

Wer hier auch nicht ganz wohnt, macht doch gern des Morgens früh eine Promenade heraus, um bei dem Hofjäger — d. i. in dem entferntesten Wirthshause auf dieser Seite — zu frühstücken. Man placirt sich in verschiedenen Lauben umher, und trinkt bei einer nicht unangenehmen Musik, wozu man Lust hat.

Durchkreuzt man dann, so etwa um 11 Uhr, den Thiergarten auf dieser Seite, so wird man ihn interessant finden. Allenthalben schwärmen häusliche Gruppen, Mütter mit ihren Kindern groß und klein umher, und suchen, wo die Natur ein Plätzchen hinwarf, das etwas Anziehendes hat. Leider giebt es dieser Plätzchen wenig; nur ein einziges hab' ich aufgefunden, welches einigermaßen das Beiwort: romantisch verdiente. In einem ziemlichen Teiche liegt eine kleine Insel, mit einigen hohen Erlen bewachsen, unter welchen eine einfache Urne steht. Man hat dieser Insel den bezaubernden Namen: Rousseau-Insel gegeben, und einige Bänke umher gesetzt. Dies Fleckchen ist das einzige im ganzen Thiergarten, wo die Natur über den gelben Sand weglächelt.

Die mehrsten Gesellschaften des Morgens sind hier weibliche; die Männer kommen erst nach Tische heraus. Nur einzelne Offiziere oder andere junge Leute tummeln sich in den großen Gängen auf muthigen Pferden umher, und alte schwindsüchtige Herren und Mütterchen fahren im zugemachten Wagen, und öffnen nur so lange das Fenster, als nöthig ist, ein Stück Lunge hinaus zu keuchen.

Daß es hier nicht an galanten Mädchen fehlen wird, die ihre Netze auswerfen, kannst Du denken. Die berüchtigte Madame Schubitz, welche unter den Leuten, die „für das Vergnügen des Volkes sorgen", eine so wichtige Stelle einnahm, hatte sich hier ein schönes Garten-Haus gekauft, wohin sie eine Kolonie ihrer Zöglinge verlegte. Die Polizey fand dies ein wenig unanständig, und diese Kolonie nicht am rechten Ort — Madame Schubitz war also gezwungen, das Haus an ihren Marqueur zu verkaufen, und mit ihren Nymphen, wie andre Leute vom Stande, hier den Brunnen zu trinken.

Gegen Mittag sieht man immer viele dieser Mädchen in leichten Negligés, in offenen Berolinen in allen Gängen umher fahren. Gewöhnlich haben sie einige kleine Kinder neben sich, um sich bei den Fremden das Ansehn einer Gattin oder Mutter zu geben.

Während es Vormittags auf der linken Seite des Gartens so aussieht, ist es auf der rechten, oder am sogenannten Zirkel noch ziemlich still und leer.

Zu diesem Zirkel, der eine ziemliche Strecke entfernt ist, geht und fährt man in schattigen Alleen. Er hat etwa 150 Schritte im Durchmesser, und in der Mitte steht ein kaum mittelmäßiges Standbild der Flora. Rund umher laufen drei Reihen Bänke unter hohen Bäumen, und von dem Mittelpunkte aus verschiedene Wege, nach allen Seiten des Gartens. Zwischen diesen sind schattige Lauben gepflanzt, und mit Bänken versehn. Nach der Spree zu wäre der Zirkel offen, und würde eine gute Aussicht über das Wasser nach dem sogenannten Moabit und den Pulvermühlen gewähren; wenn sich hier am Strome nicht drei Koffeewirthe angebaut hätten, deren Häuser den Namen der Zelte führen. Der Platz an diesen Häusern ist am Zirkel hin mit Linden bepflanzt, und einem Stacket eingefaßt. Unter den Linden stehn unzählbare Tische und Stühle, und der Zusammenfluß von Menschen ist hier an schönen Nachmittagen und Abenden unglaublich stark, und aus allen Ständen und Volksklassen zusammengesetzt. Man drängt sich fast in den Alleen, und muß sich oft halb mit Gewalt den Weg zu den Zelten bahnen; doch wird man hier ziemlich schnell und mit allem bedient, was man verlangt. Dieser große Zusammenfluß hält indeß die höheren Stände zurück, anders Theil an der Promenade zu nehmen, als im offenen Wagen über den Zirkel zu fahren, um so die Menschen zu mustern.

So zahlreich dieser Erholungsort besucht wird, so giebt doch das Ganze dem Fremden einen Begriff von Aermlichkeit, dem er sich nicht erwehren kann; bloß die große Zahl von Menschen verräth die große Stadt. Die Koffeehäuser sind nichts als elende Hütten, von einer Etage, die kaum zwei bis drei kleine Zimmer enthalten. Nun solltest Du das Leben sehen, wenn die Gesellschaft plötzlich von einem Regen überrascht wird. Alles strömt und drängt in die kleinen Häuser, wo man zuletzt dem Ersticken nahe ist. Ein Wunder ist es, daß keine Taschendiebe dabei ihr Glück versuchen; aber diese Industrie hat bis jetzt in Berlin nicht fort gewollt.

Auch das Aeußere dieser Häuser ist so geschmacklos als möglich. Das mittelste und geräumigste von allen, ist roth angestrichen, und mit Göttern und Göttinnen in Lebensgröße beklecksт, die an Abscheulichkeit alles hinter sich lassen, was mir je Elendes in der Art vorgekommen ist.

Bei dem allen gewährt mir eine Promenade gegen Abend hier heraus ungemeines Vergnügen. Du weißt, wie sehr ich gemischte Volksgesellschaften liebe, und da finde ich hier Stoff zur Unterhaltung die Menge. Alte Mütterchen, in einem Kostüm, wie es vor fünfzig Jahren Mode war, und galante Mädchen, die sich jeden Morgen nach der neuesten Mode erkundigen, sitzen hier traulich nebeneinander; überall ist Natur und Affektation, Kunst und Geschmacklosigkeit in bunten Gruppen durcheinander gemischt.

Bettler aller Art suchen gleichfalls hier ihr Glück zu machen, obgleich das Betteln streng verboten ist. Alle Augenblicke sieht man, sich einen Kreis um jemand schließen, der mit ganz neuen Kunststücken aufwartet, das heißt, in eben der Art, wie gestern, auf dem Kopfe steht, durch ein Faßband springt und dergleichen und dann höflich um eine Unterstützung bittet; oder einige Kinder klettern auf eine Bank, und schreien eine herzbrechende Ballade her. Ein alter blinder Mann sitzt täglich hier, und spielt die Violine, wozu seine Frau singt. Vor sich hat er seinen Hut gelegt, worin ihm viele der Vorübergehenden eine Gabe werfen. Am mehrsten wurde ein Weib beschenkt, die sich fast acht Tage hindurch zu aller Zeit sehn ließ. Sie setzte sich ruhig einige Schritte vom Wege ab, an einen Baum, sahe bleich und kränklich aus, und hatte zwei kleine Kinder auf dem Schoß, denen beiden zugleich sie die Brust reichte. Der Anblick war überaus rührend, und wenig junge Weiber gingen vorüber, die nicht stehn blieben, sie anredeten und beschenkten. Sie blieb indeß den ganzen Tag in derselben Attitüde, und bewies dadurch, daß das Ganze eine feine Spekulation war.

So bald es anfängt dunkel zu werden, begiebt sich der ehrbare Theil der weiblichen Gesellschaft nach Hause, und Mädchen und Weiber, welche länger

bleiben, ohne von ihren Eltern, Männern oder Kindern begleitet zu seyn, setzen sich dem Verdacht aus, zu der feilen Klasse ihres Geschlechts zu gehören. Die Polizei hält indeß so gute Ordnung, daß der öffentliche Wohlstand nicht beleidigt werden darf.

Will man vom Zirkel aus seinen Weg weiter fortsetzen, so führt dicht an den Ufern der oft mit großen Kähnen bedeckten Spree, eine schöne Promenade zu dem Lustschloß und beständigen Aufenthalt des Prinzen Ferdinand von Preußen, Bellevue, welches eine so interessante Lage hat, als es in der flachen Gegend um Berlin möglich ist. Hinter dem Schlosse liegt längs dem Flusse ein Garten, der viele sehr gut angelegte Partien hat, und zu aller Zeit für das Publikum offen ist. Es sind hie und da einige Denkmäler, Büsten, Urnen und dergleichen darin angebracht, welche verstorbenen Verwandten oder Freunden des Prinzen gewidmet sind.

Ueberall stehn auch im Thiergarten einzelne Statuen von Sandstein, welche Friedrich II. hinsetzen ließ; sie haben indeß alle sehr wenig Kunstwerth. Der Weg nach Charlottenburg führt über einen Kreis, der rund umher mit Statuen, Götter und Göttinnen vorstellend, besetzt ist. Einen charakteristischen Zug der Berliner kann ich Dir dabei aufführen. Sie nennen diesen Platz nie anders als: den Puppenplatz, und die Statuen selbst, die Puppen; dies zeigt ihren Kunstsinn nun freilich noch in einer jungen Gestalt.

Gleich beim Eingange in den Garten am Brandenburger Thore stehn zwei kolossale nackte Figuren, Apoll und Herkules Musagetes, welche die besten von allen, und nicht ohne Kunstwerth sind. Noch jetzt sollen sich viele Berliner an der Nacktheit dieser Statuen ärgern, und einen Theil der Sittenlosigkeit der jungen Leute aus dem täglichen Anschauen derselben herleiten.— Wie lange wird es noch dauern, lieber W.—, bei dieser Denkart jenen Kunstsinn zu entwickeln, dessen Mangel man dem deutschen Publikum so mit Recht vorwirft? Verzeih mir diese Abschweifung — ich kehre zu meiner Promenade zurück.

Von den Gezelten aus kann man auch den Weg nach dem Garten von Bellevue auf der Spree in bequemen Gondeln machen, welche hier immer bereit sind, oder diese angenehme Fahrt noch weiter fortsetzen. Steigt man am andern Ufer aus, so findet man gleichfalls einige nicht unangenehme Parthien, und einige Kaffeehäuser, die indeß nur von den niederen Ständen besucht werden.

Jetzt, lieber W.—, bist du bekannt mit den Schönheiten dieses Theils von Berlin, ohne welchen die Berliner in der That übel daran wären, weil sie in der sandigen und unfruchtbaren Gegend umher den Genuß der schönen Natur sonst ganz entbehren müßten u. s. w."

Diesem Brief, der höchst wahrscheinlich im Sommer 1798 geschrieben ist, folgt eine Ergänzung aus dem Juli 1799. Bei ihr ist Monat und Jahreszahl angegeben, während sie bei dem Briefe fehlt. Geben wir also wieder unserm Beobachter das Wort:

„Manches, was ich Dir in meinen vorigen Briefen über Berlin schrieb, bedarf schon einer Berichtigung, da sich vieles hier geändert hat. — Das schlechte Straßenpflaster, worüber ich mit allen Fremden so mit Recht klagte, fängt hie und da an eine andere Gestalt zu gewinnen, und man befleißigt sich, bei den letzten Arbeiten, dem Pflaster mehr Ebenheit und Dauer zu geben.

Die Lindenallee ist seit vorigem Jahre sehr verbessert worden, indem sie ganz, wie die Straßen auf beiden Seiten, geebnet ist. Die schlechte hölzerne Barrière an den Seiten wird gleichfalls weggerissen und durch eine steinerne ersetzt. Die steinernen Kegel sind geschmackvoll; doch begreife ich nicht, warum man vom einen zum andern eine gerade eiserne Stange laufen läßt, und nicht lieber den Zwischenraum mit einer schlaff hangenden Kette schließt? Der Kostenaufwand würde dadurch fast gar nicht vermehrt, die Ansicht aber ungemein verschönert werden. Was jetzt indeß, an trocknen und windigen Tagen, diese an sich so schöne Promenade fast ganz ungenießbar macht, ist der fürchterliche Staub, der die Luft so sehr verfinstert, daß man in der Entfernung von einigen Schritten, schon alles wie in einem braunen Flor gehüllt sieht. Er entsteht vorzüglich dadurch, daß man die Straßen zu beiden Seiten der Allee, um das neue Pflaster zu befestigen, einige Zoll hoch mit feinstem Flugsande überfahren hat. Dies hätte billig, der Gesundheit der Promenirenden wegen, nicht geschehen sollen. Man sprach vor Kurzem von einer Anstalt, diesem Uebel durch tägliches Wassersprengen abzuhelfen; allein bis jetzt ist noch nichts von Projekten der Art zur Ausführung gekommen.

Du erinnerst Dich vielleicht noch, daß ich Dir vor etwa zwei Jahren aus Hamburg einen englischen Kupferstich schickte, der mit der Unterschrift: boeuf à la mode, einen Ochsen vorstellte, der mit einer Menge der neuesten Putzwaaren und Damenschmuck behangen war. Erst diesen Sommer wurde die Idee in Berlin bekannt, und noch in diesem Augenblick wird sie bis zum höchsten Ekel wiederholt. Man malte den Ochsen auf Tabaksdosen, und verkaufte ihn in allen Formen von Kupferstichen. Zu dem weiblichen Schmuck fügte

man auch den männlichen hinzu, verwandelte endlich den Ochsen in einen Esel, den Esel wieder in einen Affen, der Affe ward in einen Hund travestirt, und der Hund wich endlich einer Katze. Indem die Kritzler, welche sich Künstler nennen, so das halbe Thierreich in Kontribution setzten, um durch Veränderungen einer fremden Idee, den gänzlichen Mangel an eigenen zu verbergen; that ein kühnes Genie einen Riesenschritt, und — ließ selbst den leidigen Satan, mit Hahnenfüßen, Hörnern ꝛc. die Rolle des verdrängten Ochsen spielen. Freilich kauft nur der Pöbel diese Kleckfereien; aber an allen Straßenecken, an den gangbarsten Brücken und wo sonst hier die Kunst ihre Bude aufschlägt findest Du hinter einigen befestigten Faden, alle diese Sachen zum Verkauf ausgestellt. Ich wünschte indeß die Polizey auf diese herumwandelnden Kunst- und Buchhändler ein wenig aufmerksam zu machen. Denn außer verschiedenen, oft sehr schmutzigen Kupfern, besteht ihr Haupterwerb in dem Verkauf von Liedern und Brochüren für das gemeine Volk. Man erstaunt über die Menge dieses Zeuges, und über den oft über alle Beschreibung elenden, nicht selten auch sittenverderbenden Inhalt; wenn man sich die Mühe giebt einige davon zu durchblättern. Wie beträchtlich dem ungeachtet der Absatz seyn muß, beweißt, daß wenigstens drei bis vier solcher Verkäufer ihren Unterhalt dadurch verdienen! Welch ein schöner Kanal wäre dies nicht, manche gesunde nützliche Idee unter dem gemeinen Volk in Umlauf zu bringen, wenn man sich zu seinem Geschmack etwas herabließe! Viele hundert Dienstboten kaufen sich die hier feilgebotenen Lieder, lernen sie auswendig, und singen sie bei ihren Zusammenkünften. Was könnte hier eine zweckmäßige Auswahl nicht zu der Bildung des Geschmacks dieser vernachlässigten Menschenklasse, und zu einer vernünftigen Unterhaltung derselben beitragen? Wie diese Lieder jetzt beschaffen sind, davon mögen Dich folgende Proben überzeugen:

Holofernus, David und Salomon,
diese drei, die wissen es schon;
Adam und Eva hat's Lieben erdacht,
ich und mein Mädchen haben's auch so gemacht.
Heisa, Brüder! Lasset uns lustig seyn!
es mag beim Bier seyn, oder beim Wein!
Die Grillen versoffen; die Mädchen geliebt,
das bringet selten ein traurig Gemüth! —

Dies ist bei weitem nicht die schlechteste und ungereimteste Stelle aus: Acht neuen Liedern, die an allen Ecken verkauft werden, und worunter einige gar keinen Sinn haben. Wer sind die Verfasser solcher Lieder und Erzählungen? Mehrentheils Buchdrucker und Soldaten. Jene beschäftigen im Sommer, wo oft Mangel an Arbeit ist, ihre Pressen mit solchem sinnlosen Zeuge, das sie selbst ersinnen und verfassen; diese wählen aus Liebe zum Müßiggange diesen Nahrungszweig, bei dem sie sich nicht übel stehen.

(Schluß folgt.)

Besprechung von Büchern etc.

Das auch in unserer Berolinensien-Ausstellung (Nr. 202) ausgelegte Werk: „Berlin anno 1690. 20 Ansichten aus Johann Stridbecks des Jüngeren Skizzenbuch. Nach den in der Königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrten Originalen herausgegeben und erläutert von Dr. Wilhelm Erman. Mit einem Plan von Berlin aus dem Jahre 1685" (Berlin 1881) bietet unser Mitglied C. Meder (in Firma Verlagshandlung Amsler & Ruthardt) den Mitgliedern auf Antrag des Vorstandes statt 25 Mk. für 20 Mk. an, wenn sich mindestens 30 Reflektanten beim Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke melden. Zur Empfehlung des Werkes braucht nichts hinzugefügt zu werden.

„Deutsche Rundschau." Verlag der Deutschen Rundschau in Berlin W. 35, Lützowstr. 7. (Augustheft.)

Den Sinn und die Wahrheit des Satzes »Das Leben ist golden" sucht Adalbert Meinhardt in einer Novelle hier zu erweisen, in der herbe Schicksale so dargestellt sind, daß sie durch eine hohe Lebensauffassung ihre Verklärung erhalten. Dasselbe Heft bringt einen bemerkenswerthen Beitrag zur modernen Erziehungslehre: Ludwig Stein behandelt das Kapitel der experimentellen Pädagogik und thut dar, wie die naturwissenschaftliche Methodik auch für die Pädagogik neue Perspektiven eröffnet. Seine Erinnerungen an Königsberger Gelehrtenkreise beschließt Ludwig Friedlaender, ebenso giebt Otto Seeck die letzten Abschnitte seiner Uebersicht über die Entwickelung der antiken Geschichtschreibung; Land und Leute des Nordens veranschaulichen plastisch herausgearbeitete Bilder aus Island von Andreas Heusler. In mehreren Aufsätzen werden Ereignisse der Gegenwart behandelt: Julius Lessing schildert die Anlage der Berliner Gewerbeausstellung, Alfred Schöne hält die Erinnerung an die Einweihung des Goethe-Schiller Archivs in Weimar fest; Hermann Grimm gedenkt in begeisternden Worten des großen Todten Ernst Curtius, dessen Wesen er in einem Briefe den Freunden als Freund vor Augen führt.

Zur Beachtung!

Die Ausstellung von Berolinensien in der Heiliggeistkirche in Alt-Berlin wird am Sonnabend, den 10. Oktober Abends 7 Uhr geschlossen.

Die Herren Aussteller werden gebeten, sofern dieselben nicht andere Wünsche vorher äußern, die freundlichst zur Verfügung gestellten Gegenstände am Mittwoch, den 14. Oktober 1896, Nachmittags von 3 bis 7 Uhr, gegen Rückgabe der Quittung aus dem Vereinszimmer im Deutschen Dom abholen zu lassen.

Die verehrlichen Mitglieder des Vereins für die Geschichte Berlins werden ergebenst ersucht, sich möglichst zahlreich an der vom 6. bis 9. September in **Blankenburg am Harz** stattfindenden General-Versammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu betheiligen und ihre Geneigtheit dem Vorstand rechtzeitig bekannt zu geben.

Berlin, den 1. August 1896.

Der Vorstand
des Vereins für die Geschichte Berlins.
Reuter.

Programm

für die

Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Blankenburg am Harz.

Vom 6. bis 9. September 1896.

Sonntag, den 6. September:

Von 1 Uhr Nachmittags ab: Empfang der Theilnehmer auf dem Bahnhofe, wo einige Gymnasiasten bereit stehen werden, um die Ankommenden in ihre Wohnungen zu führen.

In dem Wartezimmer 1. Klasse wird die Ausgabe der Theilnehmerkarten, Festzeichen, Karten zum Festmahle und zur Fahrt nach Rübeland stattfinden.

Am Abend von 8 Uhr ab findet die erste gesellige Vereinigung der Theilnehmer im Kiefernadelbade (Restaurant Thewes) statt.

Montag, den 7. September:

8 Uhr Morgens: Erste Hauptversammlung im großen Saale des Fürstenhofes, Mauerstraße Nr. 9, wo auch die übrigen Sitzungen stattfinden.

Eröffnung durch den Vorsitzenden. Begrüßungsreden. Geschäftliche Berichte.

Vorträge: 1. Herr Gymnasialdirektor Professor Dr. phil. Müller aus Blankenburg: „Herzog Ludwig Rudolf von Braunschweig und das Blankenburger Theater."

2. Herr Professor Dr. Höfer aus Wernigerode: „Das erste Auftreten des Eisens im Nordharzgebiet."

Von 10½ bis 11 Uhr: Frühstückspause.

Hernach: Delegirten- und Sektionssitzungen (Berichterstattungen).

Für diejenigen, welche an den Delegirten- und Sektionssitzungen nicht theilnehmen, findet sich Gelegenheit zur Besichtigung von Blankenburg (Herzogliches Schloß, Bartholomäuskirche, städtisches Museum) und dessen näherer Umgebung.

2 Uhr Nachmittags: Gemeinschaftliches Festmahl im Fürstenhofe (Gedeck 2,50 Mk.), zu dem die Karten im Empfangszimmer auf dem Bahnhofe zu lösen sind.

4 Uhr: Ausflug nach dem ¾ Stunden entfernten Kloster Michaelstein zur Besichtigung des Kreuzganges und der beiden Säulen unter Führung des Herrn Kreisbauinspektors Spehr. Für Fuhrwerk wird auf Wunsch Sorge getragen werden.

Dienstag, den 8. September:

8½ Uhr Morgens: Zweite Hauptversammlung.

Vortrag des Herrn Regierungs- und Bauraths Brinckmann aus Braunschweig: „Ausgrabungen im Braunschweigischen Harze."

10 Uhr: Sektionssitzungen (Berichterstattungen).

Frühstück bezw. Mittagessen in den verschiedenen Absteigequartieren.

3 Uhr Nachmittags: Ausflug nach dem Regenstein, woselbst Herr Oberlehrer Steinhoff die Führung übernimmt. Versammlung beim Gymnasium am Thie.

Später Zusammenkunft im Garten des Fürstenhofes.

Mittwoch, den 9. September:

8 Uhr Morgens: Sektionssitzungen.

10 Uhr: Dritte Hauptversammlung.

Bericht über das Ergebniß der Delegirten- und Sektionssitzungen.

Danach gemeinsames Frühstück auf dem Bahnhofe.

1½ Uhr: Fahrt mit der Zahnradbahn nach Rübeland zur Besichtigung der Hermannshöhle (Preis für Hin- und Rückfahrt 1 Mk.).

Der Beitrag zu den Kosten der Generalversammlung ist für alle Theilnehmer auf 3 Mk. festgesetzt; die Herren Vereinsdelegirten haben außerdem noch für jeden von ihnen vertretenen Verein 3 Mk. zu entrichten. Damen sind willkommen und zur Zahlung des Festbeitrages nicht verpflichtet.

Die geehrten Gäste werden freundlichst gebeten, ihre Theilnahme an der Versammlung bis zum 2. September bei dem mitunterzeichneten Oberlehrer Steinhoff anmelden zu wollen, damit seitens des Ortsausschusses für eine geeignete Unterbringung in Gasthäusern oder Privatquartieren — je nach Wunsch — rechtzeitig Sorge getragen werden kann.

Empfehlenswerthe Gasthöfe

in der Stadt Blankenburg: Weißer Adler, Kaiser Wilhelm, Krone, Gebirgshotel, Fürstenhof, Stadt Braunschweig;

in der näheren Umgebung: Hotel Heidelberg, Hotel zum Großvater, Hotel Silberborn.

Berlin und Blankenburg a. H., im August 1896.

Für den Verwaltungsausschuß des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine:

Reuter, Geheimer Archivrath. Dr. Holtze, Amtsrichter.

Der Ortsausschuß und der Vorstand des Zweigvereins Blankenburg des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde:

Dr. jur. Breithaupt, Kreisdirektor. Glanz, Eisenbahndirektor.
Professor Dr. phil. Müller, Gymnasialdirektor. Peters, Rentner. Salemon, Bürgermeister.
Ribbentrop, Oberamtsrichter a. D. Spehr, Kreisbauinspektor. Steinhoff, Oberlehrer.
Külbel, Steuereinnehmer a. D.

Anträge und Anfragen für die Generalversammlung.

1. Der Verein für Mecklenburgische Geschichte beantragt, unter Abänderung der §§. 2, 7, 20, 22, 24, 25 und 27 der Satzungen, zu beschließen, die Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine nur alle zwei Jahre, und zwar, abwechselnd mit den Historikertagen, in den ungeraden Jahren stattfinden zu lassen.

2. Herr Archivrath Dr. Grotefend — Schwerin wiederholt seine in der Konstanzer Generalversammlung gestellte Frage:

   Wie sollen der Gesammtverein und die zu ihm verbundenen einzelnen historischen Vereine sich zu den Versammlungen deutscher Historiker und zu den damit verbundenen Konferenzen von Vertretern landesgeschichtlicher Publikationsinstitute stellen? Können insbesondere die Vereine durch ihre Thätigkeit die Ziele dieser Versammlungen und Konferenzen fördern?

   Referent bezieht sich wegen der Einzelheiten der Begründung auf die der vorigen Fragestellung beigegebene „Erläuterung", die u. a. in Nr. 9 des Korrespondenzblattes für 1895 abgedruckt ist.

3. Herr Archivar Dr. Zimmermann — Wolfenbüttel wiederholt ebenfalls seine vorjährige Frage (siehe Korrespondenzblatt 1895, S. 96 und 131):

   Wie stellen sich die Geschichtsvereine bezw. Archive und Bibliotheken zu dem Sammeln von Zeitungen?

Ferner sind folgende Fragen neu angemeldet:

4. a) Auf den Höhen des Harzes finden sich die Wegebezeichnungen: Ulmer Weg, Nürnberger und Leipziger Straße. Lassen sich diese Namen mit bestimmten Verkehrszügen jener Handelsstädte in Verbindung bringen, und haben sich dieselben Namen auch in anderen deutschen Gebirgen erhalten?

   b) Es wurde versucht, ein ganzes System von Elendsherbergen (domicilia, auch capellae peregrinorum) in einer den Harz in der Mitte durchschneidenden Straße nachzuweisen. Wo giebt es noch dergleichen fromme mittelalterliche Einrichtungen in deutschen Gebirgen, und bietet die Litteratur unmittelbaren Anhalt für eine solche planmäßige Sorge für Wanderer in der Gebirgswildniß?

   c) Sind die auf dem Harz urkundlich ziemlich früh zu verfolgenden Heidenstiege oder heidnischen Stiege wirklich als Rückzugslinien der dem Christenthum sich entziehenden Germanen (Sachsen) anzusehen, und finden sich solche Stiege oder Schlupfwinkel auch in anderen Gebirgen und unzugänglichen Strecken bezeugt?

   (Archivrath Dr. Jakobs — Wernigerode.)

5. a) In welchen Städten Deutschlands finden sich noch Spuren der mittelalterlichen Straßenabsperrungsketten?

   b) Wie waren dieselben angebracht, und in welcher Weise erfolgte deren Gebrauch und Sicherung?

   c) Zu welchem Zwecke waren diese Straßenabsperrungen vorgesehen und bei welchen Veranlassungen oder Gelegenheiten kamen dieselben thatsächlich zur Anwendung?

   d) Bis zu welchem jüngsten Zeitpunkte wurden die Straßenketten verwendet, und wann erfolgte jeweils deren Abschaffung und Beseitigung?

   (Der Vorstand des historischen Vereins der Oberpfalz und von Regensburg.

   [Major a. D. Dengler.])

6. Ist eine größere Berücksichtigung der Orts- und Provinzialgeschichte in den Schulen zu erstreben, und auf welche Weise ist dieselbe zu erreichen?

   (Archivrath Dr. Prümers — Posen.)

7\. 1. „Rennsteige" sind über ganz Deutschland verbreitet.

Folgende Rennsteige sind den Antragstellern bekannt:

I. In Thüringen:

a)*) Auf der Höhe des Thüringer Waldes nebst 2 bis 3 ebenfalls diesen Namen tragenden Abzweigungen.

b) In der Thüringer Mulde:

α) Westlich von Uftrungen an der Grenze der unteren und mittleren Cent.

β) Zwischen Sittendorf und Brücken im ehemaligen Nabelgau; Verbindungsweg zur Kaiserpfalz Wallhausen.

c) Stolberger und Schwarzburger Grenzzug auf dem Kyffhäuser, vergl. Meyer-Rackwitz, Helmegau.

d)*) Auf der Höhe des Hainich.

e)*) Auf der hohen Schrecke.

II. In Hessen:

a) In der Gegend von Salchenmünster am linken Ufer der Kinzig.

b) Westlich von Fulda zwischen Flieder und Schlirf.

III. In Franken:

a) Bei Gefell und Effelder.

b)*) Bei Belrieth im Herzogthum Meiningen, zwischen Werra und Jüchsen.

c)*) Auf den Haßbergen, zwischen Königshofen und Königsberg, Flußgebieten der Baunach und Nassach.

IV. Im Vogtland: Bei Dorf Gommla in Reuß ä. L. d. Z. in der Volksüberlieferung erloschen.

V. Im Osterland:*) Zwischen Zwenkau und Pegau in der Haardt.

VI. Im Taunus:

a)*) Von der Platte bei Wiesbaden am Trompeter vorbei nach Niedernhausen.

b)*) Westlich von Neu-Weilnau.

VII. Im Hunsrück:*) Vom Saarwald durch den großen Soonwald zum Binger Wald an der Ellerfsprung vorbei.

VIII. In Lothringen: Zwischen Schauenberg bei Tholey und dem Walde am Stenweiler, nahe am Kloster Wörschweiler.

IX. In der Schweiz: Im Gau Bubikon, Russikon, Herrliberg, Horgen (Kanton Zürich).

X. In Oesterreich: Rennweg in Wien.

2\. Eine zusammenhängende Untersuchung hat bisher nur der thüringische Rennsteig erfahren. Vergl. Bühring-Hertel, Der R. des Th. W., Jena 1896.

3\. Die dabei vorgetragenen Ansichten über Namen und Bedeutung des Weges bedürfen zu ihrer Befestigung des Vergleichs mit den übrigen deutschen Rennsteigen.

4\. Da die Ergebnisse dieser Vergleichung für Geschichte und Landeskunde aller fraglichen Gegenden lehrreich sein werden, so erlauben wir uns, an die verehrlichen Geschichtsvereine unseres Verbandes folgende Umfragen zu richten:

a) Ist im Vereinsgebiet oder in seiner Nähe ein „Rennsteig" („Rennweg", „Reitsteig", „Rittweg") vorhanden? Wo beginnt und wo endigt er? Welchen Verlauf hat er?

b) Ist er urkundlich belegt? Seit wann? Oder ist er nur durch mündliche Ueberlieferung bekannt? (Mundartliche Form!)

c) Was gilt als Zweck des Weges?
Für Thüringen hat man angenommen:

α) Grenzweg.

β) Patrouillenweg für Reiter.

γ) Reitweg für den Grenzumritt.

δ) Weideweg der Rosse zu den Hochweiden im Walde.

d) Ist der Weg zugleich Grenzweg? (Politische Grenze? Stammesgrenze?)

e) Knüpfen sich Sagen an den Weg oder einzelne Theilen desselben?

f) Hat man Spuren von alten Befestigungen (Wartthürme, Burgruinen 2c.) oder Waffenreste, Hufeisen u. dergl. auf dem Weg oder in seiner Nähe vorgefunden?

(Vorstand der Museumsgesellschaft in Arnstadt und der Verein für Meiningische Geschichte Dr. Bühring und Dr. A. Humann.)

8\. Die fränkisch-alemannische Ansiedelungsfrage nach 496.
(Pfarrer Dr. Gmelin — Großaltdorf.)

9\. Inwieweit lassen die Funde aus den sogenannten Reihengräbern einen Schluß auf deren alemannischen oder fränkischen Charakter zu?
(Sanitätsrath Dr. Florschütz — Wiesbaden.)

10\. a) Finden sich in Mittel- und Norddeutschland Eisensachen, die sich mit Sicherheit früher als die La Tène-Periode ansetzen lassen?

b) Wo sind Funde in jenen Gegenden, besonders an Thongefäßen, gemacht worden, welche den Hallstatter Typus zeigen?
(Prof. Dr. Schmidt — Halle a. S., Direktor des Provinzialmuseums von Sachsen.)

Berichterstattungen über

1\. Die Angelegenheit des Denkmalschutzes. (Referenten: Herr Archivrath Dr. Grotefend — Schwerin, Herr Architekt P. Wallé — Berlin.)

2\. Die Arbeiten zur Herstellung statistisch-historischer Grundkarten. (Referenten: Herr Professor Dr. von Thudichum — Tübingen und Herr Professor Dr. Brecher — Berlin.)

3\. Die bisherigen Ergebnisse der Fragebogen für vorgeschichtliche Kultusstätten. (Referent: Herr Sanitätsrath Dr. Florschütz — Wiesbaden.) (s. Korrespondenzblatt 1895, S. 123.)

4\. Die Mardellenfrage. (Referent: Herr Sanitätsrath Dr. Florschütz — Wiesbaden.) (s. ebenda.)

5\. Die historisch-statistische Verwerthung der Kirchenbücher. (Referent: Herr Pastor Dr. Gmelin — Großaltdorf.) (s. Korrespondenzbl. 1895, S. 130.)

6\. Die Arbeiten der zu Konstanz in der Sitzung der vereinigten dritten und vierten Sektion am 18. September v. Js. ernannten Kommission zur Ausarbeitung bestimmter Vorschläge für den Inhalt und Umfang einer archivalischen Ausstellung. (Referenten: die Herren Archivräthe Dr. Ermisch — Dresden, Dr. Grotefend — Schwerin und Dr. Prümers — Posen.)
(1895, S. 128.)

*) Noch jetzt bekannt.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Hans Brendicke in Berlin W35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

Professor E. M. Hildebrandt del.

No. 10. | Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. | 1896.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

626. Versammlung.

Ordentliche Hauptversammlung.

18. (6. Arbeits-) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:
Sonnabend, den 17. Oktober 1896, Abends 7½ Uhr im Bürgersaale des Rathhauses.
Eingang von der Königstraße.

Tagesordnung.

Berathung des Entwurfs der Satzungen des Vereins für die Geschichte Berlins.

(Das Königl. Polizei-Präsidium hat die ihm zur Genehmigung unterbreiteten Satzungen mit dem Ersuchen zurückgereicht, zunächst noch einige formale Bedenken zu erledigen.)

§. 15 des revidirten Statuts vom 26. November 1881: „Zu den Hauptversammlungen haben nur Mitglieder Zutritt. Zur Beschlußfähigkeit der Hauptversammlungen ist die Anwesenheit von mindestens 50 Mitgliedern erforderlich 2c."

Da die Berathung offenbar nur zu einer Enbloc-Annahme des bereits eingehend geprüften Entwurfs führen wird, so folgt darauf um 8½ Uhr eine

Oeffentliche Sitzung.

Tagesordnung: Vortrag von Herrn Dr. Fr. Holtze: Lokalgeschichte des Kammergerichts.

---

627. Versammlung.

19. (7. Arbeits-) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:
Sonnabend, den 24. Oktober 1896, Abends 7½ Uhr, im Rathhause, Zimmer Nr. 63.
Eingang von der Jüdenstraße.

Tagesordnung: Vorlagen und Besprechungen.

Die geselligen Versammlungen im Deutschen Dom beginnen nach Reinigung und Wiederherstellung der Räumlichkeiten am Sonnabend, den 31. Oktober 1896, Abends 6 Uhr.

Die letzte Zusammenkunft in Alt-Berlin findet am Sonnabend, den 10. Oktober, Nachmittags von 5 Uhr ab in der Heiliggeistkirche statt.

Am 14. November öffentliche Sitzung im Bürgersaal, am 28. November Arbeits-Sitzung im Rathhause, Zimmer Nr. 63.

Zur Beachtung!

Die Ausstellung von Berolinensien in der Heiliggeistkirche in Alt-Berlin wird am Sonnabend, den 10. Oktober geschlossen.

Die Herren Aussteller werden gebeten, sofern dieselben nicht andere Wünsche vorher äußern, die freundlichst zur Verfügung gestellten Gegenstände am Mittwoch, den 14. Oktober 1896, Nachmittags von 3 bis 7 Uhr, gegen Rückgabe der Quittung aus dem Vereinszimmer im Deutschen Dom abholen zu lassen.

Veränderungen im Mitglieder-bestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Louis Müller, Schneidermeister, in Firma Bernh. Barth Nachf. (Husfeld & Müller), SW. Markgrafenstraße 27a.
- " Wolfgang Pliesch ka, Posamentier, SW. Königgrätzerstr. 16.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr F. Miermann, Hoflieferant, Kunst-Tischlermeister, C Adlerstr. 11. Einf.: Der Vorstand.
- " C. v. Kühlewein, Regierungs-Rath a. D., Direktor der Großen Berliner Pferde-Eisenbahn. W. Keithstr. 2II. Einf.: Herr Amtsrichter Dr. Béringuier.

Wohnungsveränderung:

Herr Ernst Schmidt, Architekt, Quakenbrück bei Osnabrück.
- " C. Francke, Regierungs-Baumeister, NW. Klopstockstr. 21.
- " C. Clément, Ingenieur, SW. Blücherstr. 10I.
- " Le Fèvre, Predigtamts-Kandidat, W. Mohrenstr. 15III.
- " Gustav Ahrens, Buchdruckerei-Besitzer, SW. Friedrichstr. 243.
- " Carl Ohse, Kfm., N. Kolbergerstr. 20II.
- " R. Müller, Fabrikbesitzer, W. Magdeburgerstraße 33 pt.

Gestorben:

Herr Bankier Reinhold Seelig, W. Bellevuestr. 13, Mitglied seit 1889.
- " Hugo Thormann, Kaufmann, † 8. September 1896, Mitglied seit 1891.
- " Franz Ressel, Kaufmann, † 23. September 1896, Mitglied seit 1887.

Unser Vereinsmitglied, Herr Victor Laverrenz, dessen historisches Schauspiel „Jaczo, der Wendenfürst" im März dieses Jahres im National-Theater zu Berlin zur Aufführung gelangte und in der Presse wie beim Publikum einen wohlverdienten Beifall fand, hat ein neues Drama vollendet, dessen Stoff diesmal nicht der Geschichte, sondern der nordisch-germanischen Heldensage entnommen ist. Es betitelt sich „König Ring" und wird am 25. November d. Js. im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zur Aufführung kommen und zwar mit Erlaubniß des Reichs-Marine-Amts zum Besten der Hinterbliebenen der mit dem Kanonenboot „Iltis" untergegangenen Seeleute.

Die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg.

(Schluß.)

Ein kirchliches Gebäude, dessen Ausbau augenblicklich vorgenommen wird und bei dem der Provinzial-Konservator mitgewirkt hat, ist die Hauptkirche zu Sorau. Im Chor werden die über der südlichen Kapelle belegenen Räume zu Emporen geöffnet, die südliche Kapelle zur Sakristei und einem Zugange für letztere, die nördliche Kapelle zur Taufkapelle eingerichtet, die am Chor befindliche sogenannte „Promnitz-Kapelle" erhalten. Im Schiff werden die alten baufälligen Holzemporen beseitigt und neue Emporen in einer Reihe über den Seitenschiffen, auch eine neue Quer- und eine Orgelempore ausgeführt, sowie auch für Zugänge zu den Emporen von außen gesorgt. Dagegen werden zwei seitliche später am südlichen Schiff angelegte Anbauten beseitigt. Während die Mittel zum Kirchenumbau bereits vorhanden sind, fehlen die für den Ausbau des Kirchenschiffes erforderlichen noch. Wie recht der Provinzial-Konservator hatte, als er sich für die Erhaltung der „Promnitz-Kapelle" energisch aussprach, beweist eine Notiz aus dem Sorauer Wochenblatt folgenden Inhalts:

„Beim jetzigen Tempelumbau in der hiesigen Hauptkirche wurde vor einigen Tagen behufs baulicher Untersuchung auch die hinter dem Altar befindliche Reichsgräflich Promnitz-Pförtensche Gruft geöffnet. Man hatte zu diesem Zweck die beiden oberen der den Eingang verdeckenden Steinstufen abgehoben und gelangte dadurch auf wenigen abwärts führenden inneren Stufen in das geräumige von zwei vergitterten offenen Luken erhellte Grabgewölbe. Dasselbe enthält einen marmornen, zwölf metallene und drei hölzerne Särge verschiedener Größe, welche die irdischen Ueberreste wahrscheinlich nur allein von Familienmitgliedern des Reichsgrafen Ulrich von Promnitz-Pförten und seiner selbst umschließen. Dieser Reichsgraf, geboren am 2. Januar 1636, war ein Bruder des Sorauer Reichsgrafen Erdmann I. von Promnitz, nach dessen frühzeitigem Tode (1664) er für Erdmanns damals erst fünfjährigen Sohn Balthasar Erdmann die vormundschaftliche Verwaltung der Herrschaften Pleß, Sorau, Triebel und Naumburg übernahm. Da den beiden Brüdern Ulrich und Erdmann von ihrem Vater, dem Reichsgrafen Sigismund Seyfried von Promnitz, die Anwartschaft auf Forst und Pförten beim Kurfürsten von Sachsen ausgewirkt

worden war, und diese beiden Lehen im Jahre 1667 offen wurden, so kam Ulrich in diesem Jahre in den Besitz der Herrschaft Pförten, während das Lehn Forst an den Herzog Christian von Merseburg überging. Indessen blieben beide Herrschaften trotz dieser Trennung noch in gewissen Beziehungen miteinander verbunden, und so durfte unser Reichsgraf Ulrich sich auch „Herr von Forst und Pförten“ nennen und schreiben. Die vormundschaftliche Verwaltung der Herrschaften seines Sorauer Neffen Balthasar Erdmann führte er bis zu dessen Mündigkeit im Jahre 1678. Reichsgraf Ulrich ließ für sich und seine zahlreiche Familie die erwähnte Gruft nebst der darüber befindlichen, mit Malereien und Stukkaturen im Geschmack der damaligen Zeit reich verzierten kapellenförmigen Halle in der Sorauer Hauptkirche erbauen. Der Bau wurde am 28. April 1670 begonnen und im Oktober 1672 beendet. Im Jahre 1674 wurden vier, in den Jahren 1667, 1670 und 1674 verstorbene Söhne Ulrichs als erste Leichen in der Gruft beigesetzt, denen sodann bis zur Vollendung der vom Reichsgrafen Erdmann II. von Promnitz (1741) in die Susannen-Kapelle der hiesigen Hauptkirche eingebauten „neuen“ herrschaftlichen Gruft noch weitere Beisetzungen aus der Pförtener — darunter die des am 29. Juli 1695 gestorbenen Ulrich —, wie auch aus der Sorauer Reichsgräflichen Familie erfolgten. Die der Sorauer Familie angehörigen Särge wurden sodann in die letzterbaute neue Gruft übergeführt. Bei der kürzlich vorgenommenen Besichtigung jener Pförtenschen Gruft hat sich dieselbe als sehr reparaturbedürftig erwiesen: das im Laufe der Zeit durch Witterungseinflüsse und sonstige Unbilden zerstörte Pflaster muß durchweg erneuert, auch Wände und Gewölbe müssen stellenweise neu verputzt werden; ebenso bedarf der Oberbau, die genannte, reich verzierte Halle, einer Renovation, welcher auch die in der Gruft stehenden staubbedeckten, meistens noch gut erhaltenen, mit Ornamenten versehenen und mit den Namen der darin ruhenden Verstorbenen bezeichneten sechzehn Särge zu unterziehen sind. Für die Sorauer Geschichtsforschung ist es von besonderem Werth, daß diese Namen durch Entfernung der sie verdeckenden Staubkruste wieder lesbar gemacht werden. Da die Begräbnißstätten der ehemaligen Sorauer Herrschaftsbesitzer mit dem Uebergange der Herrschaft (1765) an Sachsen und (1815) an Preußen fiskalisches Eigenthum geworden sind, so sollen, wie wir hörten, wegen angemessener Erneuerung dieser Gruft und Halle die nöthigen Anträge bei unserer Regierung gestellt werden.“

Der Thätigkeit der Provinzial-Kommission verdanken auch die Ruinen der ehemaligen Klosterkirche zu Himmelpfort ihre Sicherung gegen weiteren Verfall. Von dem Gebäude ist nur noch ein einschiffiger Chor erhalten, der für den Gottesdienst benutzt wird. Von dem ehemals dreischiffigen Langhause sind nur noch die Mauern des Mittelschiffes bis über die rundbogigen Arkadenöffnungen als Ruinen erhalten, in ihrem letzteren Theile aber vollständig dem Verfalle ausgesetzt. Besonders ist die Abdeckung der Mauern zum Schutze gegen die Einflüsse der Witterung nöthig. Die Kosten hierfür sind auf 500 Mk. veranschlagt, die von dem Kultusministerium und dem Provinzial-Ausschuß zu gleichen Theilen bewilligt wurden.

Dem Einfluß der Provinzial-Kommission ist es ferner zu danken, daß die für die Kirche von Darrmietzel (Kreis Königsberg, Neumark) geplante Ablösung der Westwand von der Süd- und Nordwand und der umfassend geplante Neubau verhindert wurde. Da das aus dem 13. Jahrhundert stammende Bauwerk sonst wohlerhalten ist und, abgesehen von der erwähnten Ablösung, sich in gutem baulichen Zustande befindet, wurde aus Gründen der Denkmalspflege der Neubau der Kirche, der ihren ursprünglichen Charakter zerstört hätte, mit Recht als nicht zulässig erachtet. Aus gleichen Gründen wurde auch der Abbruch der Kirche zu Radewege bei Brandenburg a. H. verboten. Die aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts stammende Kirche, einschiffig mit Kreuzgewölben überdeckt, mit einem aus drei Seiten des Achtecks geschlossenen Chor versehen, ist ein werthvolles architektonisches Denkmal des Mittelalters, dessen Erhaltung geboten ist.

Für die Stadtkirche zu Spremberg, welche infolge mehrfacher, sehr mißlungener Restaurationen zur Zeit einen wenig erfreulichen Eindruck gewährt, ist ein umfassender Um- und Ausbau geplant, bezüglich dessen mehrfach erhebliche Abänderungen nöthig waren. In Küstrin soll die in den Jahren 1767—80 erbaute Pfarrkirche einen neuen Anstrich der Wände und des Gestühles erhalten. Für die sehr werthvollen Tafelbilder in der Kirche zu Zielenzig, deren Restaurirung auch den Kaiser sehr lebhaft interessirt, hat die Provinzial-Kommission gleichfalls kräftig mitgewirkt. Den von der Stadt Wusterhausen a. D. beabsichtigten Abbruch des Hospitals St. Spiritus gestattete die Provinzial-Kommission nur unter der Bedingung der Wieder-

aufrichtung des alten Ostgiebels an das neu zu erbauende Hospital.

Die vor mehreren Jahren in der Kirche zu Nieder-Werbig aufgefundenen Wandmalereien hat das Kultusministerium zum Schutze gegen Beschädigung und Uebertünchung mit Leinwandrahmen überspannen lassen. Die Wandgemälde fanden sich sowohl im Langhause als an der gewölbten Apsis. In letzterer waren sie nicht mehr zu erkennen, dagegen ließ sich ein Theil an der ersten und des Trennungsbogens zwischen diesem und dem Chor noch erkennen. Die südliche Wand enthält eine 6 Meter lange, 1,4 Meter hohe Reihe von vier Gemälden, die durch senkrechte Linien voneinander getrennt sind. Die beiden ersten zeigen die Erschaffung der Eva und den Sündenfall, während das dritte und vierte nicht mehr erkennbar sind. An der entsprechenden Wand des Thorbogens befinden sich die Kreuzigungsgruppe, links vom gekreuzigten Christus Johannes, rechts Maria, der im buchstäblichen Sinne ein Schwert durch die Seele zieht. Die auf der Südseite angebrachte Bilderreihe ist durch eine horizontale Linie der Höhe nach und durch eine vertikale Linie in sieben Felder getheilt, so daß 14 Bildflächen vorhanden sind, von denen sich sechs Bilder als der Einzug in Jerusalem, das Abendmahl, Christus am Oelberge, der Verrath, die Geißelung und die Himmelfahrt deuten lassen; acht sind nicht mehr erkennbar. Die Bilder sind in derber, handwerksartiger Weise des Mittelalters hergestellt und insofern von Werth, als sie ein interessantes Beispiel dieser Malerei darstellen. Mit Rücksicht darauf, daß kaum ein Maler der Jetztzeit in derartiger Technik erfahren sein würde und somit der größere Theil ganz neu komponirt und wieder hergestellt werden würde, war zu fürchten, daß der Künstler versucht werden möchte, etwas Neues zu schaffen, und daß das Ursprüngliche somit doch nicht wiedergewonnen werden könnte. Aus diesem Grunde ließ das Kultusministerium die Bilder überspannen.

Vorgefundene Reste von Wandmalereien beschäftigten die Provinzial-Kommission auch in den Kirchen zu Praußnitz (Zauch-Belzig), Hekelberg (Ober-Barnim), Dahlem und Wilmersdorf (Teltow); der innere Ausbau und Veränderungen in den Kirchen zu Lychen, Guten-Germendorf (Ruppin) und Schmargendorf (Teltow); Reparaturen und Ergänzungsbauten in der Kirche zu Großbeeren.

Zu der Restaurirung des Denkmals des Großen Kurfürsten in Rathenow, welches in den Jahren 1736–38 auf Kosten der Ritterschaft der Kur-, Alt- und Neumark und einer Anzahl Städte von dem Bildhauer Johann Georg Glume errichtet worden war, hat die Provinz einen erheblichen Beitrag gesteuert. Die Kosten waren auf 6500 Mark veranschlagt, davon stellten der Kreis Westhavelland 500 Mark, die Stadt Rathenow 300 Mark und der Provinzial-Ausschuß 1100 Mark, zusammen 1900 Mark zur Verfügung. Nachträglich bewilligten noch der Kommunal-Landtag der Kurmark 2000 Mark und der Provinzial-Ausschuß den durch Ersparnisse erzielten Rest mit 1700 Mark.

Zur Erhaltung der Stadtmauer und der Mauerthürme in der Stadt Gransee, wobei die zu erhaltenden Mauerstrecken genau festgestellt sind, hat das Kultusministerium eine Beihülfe von 1700 Mark gewährt. Dem Ruppiner Thore dieser Stadt fehlten bisher Bedachung und Giebelaufmauerung. Um diese stilgemäß zu ergänzen, waren 7500 Mark erforderlich, davon trugen der Staat und die Provinz je 3000 Mark, die Stadt Gransee 500 Mark. Zur Wiederherstellung der mehr als 35 Jahre hindurch zerstörten Spitze nebst Zinnenkranz am Dramburger Thorthurm der Stadt Reetz waren 3700 Mark erforderlich. Eine Meinungsverschiedenheit zwischen den mit der Kunstdenkmalspflege betrauten Behörden und dem interessirten Stadtkörper um die Erhaltung eines Restes der Stadtmauer, von der bereits voreilig ein baufälliger Theil abgebrochen wurde, ist in der Stadt Kyritz entstanden, indem die Stadt sich weigert, den Rest zu erhalten.

Von weiteren zu erhaltenden Denkmälern beschäftigten die Provinz das von der Regierung zu Büreauzwecken benutzte Schloß in Lübben, die auf dem Schloßberg bei Freienwalde a. O., bisher in ihren wesentlichen Theilen noch unbekannten, freigelegten Mauerreste einer mittelalterlichen Burg, von der anzunehmen ist, daß sie gegen Ende des 12. oder 13. Jahrhunderts errichtet wurde, und die Erhaltung der nahe der Mecklenburgischen Grenze im Kreise West-Prignitz belegenen Burgruine des Gutes Neuhausen.

Berlin vor hundert Jahren.

Von W. Quanter.

(Schluß.)

Im letzt verwichenen Frühjahr erschien hier die Beschreibung eines schrecklichen Ungeheuers, welches in Aegypten gefunden seyn sollte, mit beigefügter Abbildung. Ich kam in den ersten Tagen nach der Erscheinung derselben in eine hiesige Druckerei,

wo ich diese höchst sinnlose Erzählung nicht allein entstehen sah, sondern auch verschiedene Käufer derselben fand, welche Buchweise kauften, um einzeln zu verkaufen. — Wer kann es den nicht hinlänglich beschäftigten Druckern verdenken, daß er um vierzehn Tage eine Presse zu beschäftigen, welche sonst müßig gewesen wäre, diese saubere Lüge ersann, verfaßte, verlegte, druckte und verkaufte? Eine Presse, welche den ganzen Tag über schwitzte, war ja nicht im Stande soviel Exemplare zur Welt zu bringen, als gefordert wurden. Während meiner Anwesenheit in der Druckerei kam unter andern ein halbnackter Junge, dessen ganzes Vermögen, wie er höchst naiv gestand, neun Pfennige waren. Er bat um einige Exemplare jenes Ungeheuers für sein Vermögen. Der Verfasser und Verleger, welcher alle Hände voll zu thun hatte, um die Käufer engros zu befriedigen, wollte anfänglich dieses Jungen nicht achten, gab aber endlich seinen demüthig dringenden Bitten nach — und verkaufte ihm für seine neun Pfennige sechs Exemplare. Seiner 100 Procent gewiß, entfernte sich der Junge mit froher Miene. Am Abend — so erzählte mir der Verleger am folgenden Tag — kommt er mit sechs Dreiern wieder und kauft 12 Exemplare. Schnell verdoppelte er sein steigendes Vermögen, und erschien am dritten Tage mit baaren 5 Reichsthalern, um einen Handel engros zu schließen. Weil gerade keine Exemplare mehr vorräthig waren, so ließ er sein Geld als Vorausbezahlung für die nächsten Abdrücke zurück. Wie willkommen war jetzt dem Verleger der Junge, dessen er Anfangs nicht achtete! und wer kann diesem Jungen kaufmännisches Talent, ächten Spekulationsgeist absprechen? Ein Kolporteur erschien in der Druckerei und sagte: Der französische Gesandte Sieyes habe ihm eine Quantität abgekauft, durch welchen Umstand er verleitet wurde, auf diese Schnurre einen höhern Werth zu legen als auf andre, und einen ansehnlichen Kauf zu schließen. Wie im Großen so im Kleinen! Kaum zeigte sich, daß dieser Unsinn dem Publikum gefalle, als ein Nachdrucker auftrat, und eine bedeutende Auflage machte. Gleich seinen Amtsgenossen machte er seinen Nachdruck durch schlechteres Papier und unähnliche Abbildung des Ungeheuers kenntlich. Der wahre Verleger wurde durch diesen Eingriff in sein Eigenthum empört, drohete dem Nachdrucker eine Klage, tröstete sich aber zuletzt. J nun, dachte er, ich habe doch 30 000 Exemplare bereits in die Welt geschickt, und meine ächte allein richtige Auflage geht ja doch noch. — Jener Nachdrucker hatte nämlich nicht wie seine Genossen im Reiche das Daseyn dieser wohlfeilern Ausgabe öffentlich angekündigt, auch nicht wie die großen Nachdrucker thun, Verlagskatalog und einige Exemplare dem Verleger ins Haus geschickt. Neulich kam ein namhafter Mann von Prag und Wien heim und versicherte, daß diese Beschreibung eines schrecklichen Ungeheuers, welche besser schreckliche Beschreibung eines Ungeheuers betitelt wäre, in jenen beiden Städten überall zum Verkaufe an den Mauern hinge. Welch eine Beruhigung für die wahren Verleger der Lafontainischen Romane, denen die Wiener und ganz kürzlich Herr Behrens in Frankfurt am Main nachgedruckt hatten.

Interessant ist es zu wissen, daß in den hiesigen Tabagien Bürger jeglichen Standes jenen Unsinn für eine Satyre gehalten, und in der näheren Beschreibung des Ungeheuers Anspielungen auf die Uniform 2c. der Franzosen und Oesterreicher gefunden haben. Um der Sache ein tiefer eindringendes Interesse zu geben, hatte der Verfasser den Geburtsort nach Aegypten versetzt, und sogar den Helden des Tags, Buonaparte, mit in's Spiel gebracht. — Wie fein hat der sein Publikum taxirt! — Dieser Umstand bestätigte jene Grübler in dem Wahne, daß Satyre darunter versteckt wäre bei einem Aufsatze, bei dem sich der Verfasser nichts weiter gedacht hatte, als seine müßige Presse einige Tage zu beschäftigen. — So sucht mancher Gelehrter die Stelle eines dunkeln Buchs zu erklären und zu enträthseln, bei welcher der Verfasser nicht und nichts gedacht hat.

Es wäre zu wünschen, daß auf diesem Wege etwas zur Bildung und Besserung des Volkes gethan werden könnte, aber wie gesagt, das ist ein frommer Wunsch. Bei vernunftmäßigen Aufsätzen und Erzählungen für's Volk — und wenn sie mit jener musterhaften Gellertschen Popularität abgefaßt wären — findet weder der Verleger noch der Käufer seine Rechnung. Dem Verfasser jenes Ungeheuers sagte ich neulich: ich wollte ihm einige gute dem Volke verständliche und nützliche Erzählungen geben, die er so unter das Volk bringen möchte. Spöttisch lachte er meines Anerbietens und sagte: Das kann nichts helfen! ich drucke die Sache nicht, wenn sie nicht nach dem Geschmacke des Pöbels — d. h. wenn es nicht abenteuerlicher Unsinn ist, dem das Gepräge der Unwahrheit schon an der Stirne steht. — Das einzige Mittel jenen frommen Wunsch zu erfüllen, wäre, ganz langsam von den höchst unsinnigen Volksliedern und Erzählungen zu minder unsinnigen hinauf zu steigen, bis man endlich mit der Wahrscheinlichkeit des Siegs in das Gebiet der sinnvollen und nützlichen übergehen könnte. Selbst die Polizei kann nur auf diesem Wege etwas zur Verbannung der unsinnigen Lieder beitragen.

Bei dieser Gelegenheit muß ich noch eines ganz eigenen hohen Grades von Industrie erwähnen; man erzählte mir, es sei hier ein Mann, welcher mit fast allen Buchdruckergesellen in genauer Bekanntschaft stehe, und von diesen um einen höchst niedrigen Preis die Korrekturbogen der Romane kaufe, aus welchen er eine Leihbibliothek stifte, deren Theilnehmer eine unbedeutende Kleinigkeit monatlich bezahlen. Diese Art sein Brot zu gewinnen, wäre wenigstens keineswegs tadelnswerth und wahrlich ehrenvoller, als die eines hiesigen Krämers von dem es heißt: er habe verdorbenen etwas bröcklichen Zucker als Proben des neuen Rübenzuckers hier verkauft, überall als den ächten neuen Zucker in die Provinz geschickt, und dadurch eine für die Sache ansehnliche Summe gewonnen."

Aus verschiedenen Aufsätzen und Briefen ist hier ein einheitlicher Bericht zusammengestellt worden, wodurch jedenfalls die klarere Anschauung gewonnen hat. Erstaunen müssen wir aber beim Lesen des letzten Absatzes. Wie kann der Verfasser, der doch augenscheinlich zu den Gebildeten gehört, einen offenbaren Diebstahl entschuldigen und für ehrenvoller halten als ein leider ja heute noch manchmal vorkommendes corriger la fortune im geschäftlichen Verkehr! Die gute alte Zeit hatte recht eigenthümliche Begriffe von dem geistigen Eigenthum. Das geistige Schaffen hielt man im Allgemeinen für eine nutzlose Beschäftigung, für einen thätigen Müßiggang, denn sonst wären die Honorare undenkbar, wie sie den besten Künstlern für deren beste Werke gezahlt worden sind. Hat doch selbst die Dresdener Hofbühne, nachdem die Berliner abgewirthschaftet hatte, nächst Wien in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts die bedeutendste Deutschlands, das Eigenthumsrecht an Karl Maria von Webers „Freischütz" für hundert Thaler erworben. Allerdings sind später Webers Erben weitere, nicht unerhebliche Zuwendungen gemacht worden, allein das ist Sache für sich und nur eine Folge des über alles Erwarten großen Erfolges, dessen sich dieses volksthümlichste Opernwerk zu erfreuen hatte, dem Schöpfer des Werkes wurden einhundert Thaler eingehändigt, ein in jener Zeit noch ganz anständiges Honorar. Und was will ein solches Sümmchen besagen gegen die Honorare, die Richard Wagner für seine Musikdramen bezogen hat, der sich außer den Tantièmen — bei größeren Bühnen bis zu 10 Prozent der Nettoeinnahme — noch das Recht der ersten Aufführung extra mit tausend Thalern bezahlen ließ; und diese Tantièmen-Einnahme von jeder Vorstellung bei jeder Bühne beziehen Wagners Erben noch dreißig Jahre nach des Meisters Tode fort, soweit nicht seitens der Erben andere Vereinbarungen eingegangen sind, also da Wagner am 13. Februar 1883 gestorben ist bis zum 31. Dezember 1913. Weber war dagegen mit seinen hundert Thalern gesetzlich ein- für allemal abgefunden und dabei giebt es naive Menschen, welche behaupten, daß der Freischütz trotz seiner veralteten Schreibweise, eine Beurtheilung, die ja unserm Mozart in noch viel höherem Maße zutheil wird, heute noch künstlerischen Werth hat. Wie mit den Honoraren für Musik, war es mit den auch für litterarische Werke.

Gehen wir nun näher auf den Bericht des Chronisten ein, so sind es die sittlichen Zustände des damaligen Berlin, welche uns durch ihre ziemlich grelle Beleuchtung zunächst ins Auge fallen. War auch das eheliche Leben des regierenden Königs, Friedrich Wilhelms III., mit seiner Gattin, der unvergeßlichen Luise, ein geradezu musterhaftes, so konnte man dies seinem Vorgänger keineswegs nachrühmen. Es muß anerkannt werden, daß Friedrich Wilhelm II. ein hochsinniger, wohlwollender Monarch war, der manches Gute gestiftet hat. Wie sein Oheim auf der Flöte, war er Künstler auf dem Violoncello und hat die Kunst, aber auch Handel und Industrie erheblich gefördert, allein sein Verhältniß zu der Kammerfrau Rietz, späteren Gräfin Lichtenau erregte um so mehr ein öffentliches Aergerniß, als dieses Weib, eine Tochter des Musikus Enke, eine im höchsten Grade ungebildete Person war, die den allergemeinsten Berliner Jargon sprach. Abgesehen hiervon hatte sich der König von seiner ersten Gemahlin, der Prinzessin Elisabeth Christine Ulrike von Braunschweig, getrennt und mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt vermählt, außerdem aber noch Fräulein von Voß, die er zur Gräfin von Ingelheim erhob, und Gräfin von Dönhoff zur linken Hand antrauen lassen.

Daß das oben gegebene Beispiel in allen Schichten des Volkes Nachahmung fand, kann um so weniger wundern, als schon Friedrich II. sich um die Liebhabereien des Einzelnen nicht kümmern konnte und Jeden nach seiner façon selig werden ließ. Alle auf das Volksleben Berlins eingehenden Schriften aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stimmen darin überein, daß das Aeußere wie das Innere der Straßen der Stadt etwas sumpfig war. So brauchen wir auch nicht zu erstaunen, wie die Fräuleins der Madame Schubitz sich im Thiergarten bewegten, nahm man doch keinen Anstoß daran, daß dies im Theater in gleicher Weise geschah, denn hier, und zwar im Nationaltheater in der Behrenstraße hatte die übrigens stadtbekannte Dame ein- für allemal eine Loge im

zweiten Rang gemiethet. Trotzdessen darf man nun nicht annehmen, daß in Berlin Alles versumpft und verkommen gewesen ist, im Gegentheil, in den echt bürgerlichen Familien war die eheliche Treue und Sittsamkeit ausgezeichnet und selbstverständlich. Um einen aus eigener Anschauung gewonnenen Einblick in diese Verhältnisse zu erlangen, ziehen wir wieder den Chronisten an:

„Oeffentliche Koffeehäuser giebt es zwar viele, aber nur um zu wetteifern, welches das schlechteste sey. Die Hauptingredienzien sind ein Paar kleine, gewöhnlich schmuzige Zimmer, ein Billard, eine dicke Wolke Tabaksdampf und ein anhaltendes Geklapper der Würfeln im Brettspiel. (Man spielte also wohl: Puff.) Wer an diesen Dingen nicht Geschmack findet, thut wohl zu Hause zu bleiben.

Für den Freund ausschweifender Vergnügungen hat man weit besser gesorgt. Er hat jeden Abend die Wahl zwischen mehreren zum Theil recht gut eingerichteten, dekorirten und erleuchteten Sälen, wo er für einige Groschen eine nicht unangenehme Musik, Tanz und eine Anzahl niedlicher Mädchen findet, welche der Polizei bekannt sind und eine monatliche Abgabe zu zahlen haben. Wer nicht Lust hat, diese öffentlichen Lokale zu besuchen, findet eine Menge stiller Wirthschaften, wo er sein Geld verprassen kann. Diese werden theils von Mädchen unterhalten, welche sich zu vornehm dünken, jene Säle zu besuchen, oder denen es an dem erforderlichen Putz mangelt, theils von alten Mütterchen, die aus den Vergnügungen der jungen Welt ihren Vortheil ziehen. Diese Lokale sind der Polizei gleichfalls bekannt und werden von ihr geduldet. Derartige Anstalten haben in Deutschland viel Gerede von Berlins Galanterien und ausschweifender Lebensart gemacht: allein mit Unrecht, denn Berlin ragt in diesem Punkte eher von einer guten als schlechten Seite hervor, und man wird schwerlich an einem andern Ort von gleicher Größe bei Weibern und Mädchen, vorzüglich im Mittelstande, so viel eheliche Treue und Sittsamkeit finden, als hier. Wenn z. B. in Neapel ein Fremder, der an ein Haus empfohlen ist, ausgelacht wird, wenn er nicht schon bei seinem ersten Besuch der Dame vom Hause die Cour macht, weil man voraussetzt, daß er keinen Korb bekommt; so wird hier der Mann lächerlich, der hier einen solchen Versuch wagt, weil man — der Regel nach — voraussetzt, daß er abgewiesen wird. Demohngeachtet hat diese galante Seite Berlins eine Ansicht, wo sie traurig macht, und welche nicht unerwähnt bleiben kann.

Es ist nicht zu leugnen, daß die eben gerühmte Keuschheit der Berlinerinnen mit ihren Grund in dem mittelmäßigen Wohlstand der Einwohner hat. Es ist eine ausgemachte Erfahrung: je höher der Luxus steigt, je üppiger und schwelgerischer die Lebensart einer Stadt, je geräuschvoller und bunter die Vergnügungen sind, je mehr schwindet die zarte Sittsamkeit des schönen Geschlechts dahin, und macht einer ungebundenen Ausschweifung Platz. Allein der zu große Mangel an Vermögen, ist hier bei dem allgemeinen Hange des weiblichen Geschlechts zum Putz, eine Quelle heimlicher Ausschweifungen, die um so gefährlicher sind, weil sie — der getroffenen Anstalten wegen — gänzlich unentdeckt bleiben, und dem Rufe nicht schaden.

Es giebt hier gewisse Kupplerinnen, welche fast in allen Häusern der Stadt, nur nicht als Kupplerinnen bekannt sind; größtentheils jüdischer Nation, welche mit Gold, Spitzen, allen Arten Zeugen und Putzwerk Handel treiben, und sich auf diese Art überall bei dem schönen Geschlecht Eingang zu verschaffen suchen. An diese wendet sich der reiche Lebemann, und bezeichnet ihnen den Gegenstand seiner Sehnsucht, und keine Schwierigkeit schreckt diese zurück ihm zu willfahren. Aufblühende Töchter, oft aus sehr angesehenen Häusern, denen es an Vermögen fehlt, sich im Putz ihren reicheren Freundinnen gleich zu stellen, oder junge Weiber, welche sich in derselben Lage befinden, sind gewöhnlich ihre Opfer; sie folgen um so eher der Ueberredung der Kupplerinnen, weil ihnen die Unmöglichkeit der Entdeckung bewiesen wird. Fast in allen Theilen der Stadt haben diese in den unverdächtigsten Häusern eigene Zimmer gemiethet. Welches Weib, welches Mädchen macht nicht einmal allein einen Besuch bei einer Freundin, oder eine Promenade? Sie schlüpft in das bestimmte Zimmer, wo schon der unterrichtete Liebhaber ihrer wartet. Das unverheirathete Mädchen erhält dann gewöhnlich noch Lobsprüche von den getäuschten Eltern, daß sie so vieles Geld durch den Verkauf ihrer Stickereien gewinnt, und der getäuschte Ehemann freut sich über den Putz seiner Gattin, weil er glaubt, sie habe ihn mit ihrer Hand verdient."

Das ist ein überaus trübes Bild, welches hier von der Moralität Berlins vor unseren Augen entrollt wird. Allein die Sucht, in Staat und Putz sich hervor zu thun, ist durchaus keine Charaktereigenthümlichkeit des hiesigen weiblichen Geschlechts, man findet sie in großen wie in kleinen Städten, man findet sie auf dem Lande. Wenn auch die Quelle, aus der heute geschöpft wird, eine unverfängliche sein mag, so muß

man doch manchmal staunen, wenn man in Familien, deren Einkommen man so ungefähr berechnen und als keineswegs glänzend bezeichnen kann, Frau und Töchter mit Sammet, Seide und Atlas behangen sieht; man wird sich unwillkürlich fragen: Wie ist das möglich? Wenn hier von der Putzsucht die Rede ist, so kann selbstverständlich nicht an diejenige einzelner Personen, es muß vielmehr an die Allgemeinheit gedacht werden. Die Putzsucht zeigt sich am auffallendsten, je wechselnder und geschmackloser die Mode den Ton anschlägt. Eine Geschichte der Mode ist ein interessanter Beitrag zur Kulturgeschichte, denn die Mode wird sich am schnellsten ändern, heute die Kleidung eng, morgen weit vorschreiben, heute verwaschenene, morgen grelle Farben wählen, je unruhiger und verwickelter das staatliche Leben sich gestaltet. Man kann daher mit Recht sagen: Die Putzsucht ist eine Krankheit der Civilisation und zwar nicht eine endemische, sondern eine epidemische.

Bei wilden Völkern schmückt sich der durch seine Kraft und seinen Muth hervorragende Mann zum Zeichen seiner Macht und Würde, während das weibliche Geschlecht schmucklos einher geht. Wird dann die Bevölkerung dichter, schaart sie sich mehr und mehr um den Stärksten als ihren Häuptling zusammen, auf diese Weise ein Volk bildend, so schmückt der Häuptling auch seine Angehörigen, damit sie sich vor den Uebrigen auszeichnen. Je mächtiger der Fürst wird, einen um so größeren Anhang an Berathern und Dienern wird er haben, die er ihrem Range oder seinem Wohlwollen entsprechend kenntlich macht. So haben sich die Wappen, so nach und nach die Uniformen gebildet. Je fester in sich geschlossen ein Volk zusammenhält, einen Staat bildend, um so bestimmender wird der Wille und Geschmack des Oberhauptes und dessen Gattin auf das Aeußere zunächst ihrer Umgebung, dann aber auch auf dasjenige des gesammten Volkes wirken. Steht ein solcher Staat recht stark und glanzvoll da, so wird er seinen Einfluß in dieser Beziehung auch auf seine Nachbarschaft ausüben. Um die alte Zeit außer Betracht zu lassen, bedenke man, wie Jung und Alt, Hoch und Niedrig, soweit es nur zu erschwingen war, in Deutschland und England die um etwa 1625 von Ludwig XIII. in Frankreich allgemein eingeführte Perücke auf das stolze Haupt stülpte, trotz des vielleicht reichen und schönen Haarschmuckes, den dieses zierte. — Ludwig hat die Perücke nur als neue Mode eingeführt, erfunden war sie längst, denn man bediente sich ihrer bereits im fernen Alterthum. Zur Zeit der römischen Kaiser kam sie bei den vornehmen Römerinnen sehr in Aufnahme, denn diejenigen, welche ihr natürliches dunkles Haar nicht blond färbten, bedienten sich der blonden Perücken, weil die Farbe des Haares der blonden Germaninnen Modefarbe geworden war. Nach und nach ging dann die Bestimmung der Mode aus dem Palast in die Werkstatt über und es wurde immer Anderes, immer Neues verlangt. Schlugen die politischen Wogen recht hoch und heftig, dann drangen sie auch bis in die stille Arbeitsstätte hinein und verzerrten und verschoben das Gebilde des Modekünstlers, das er sich zum Schutze und zur Zierde des menschlichen Körpers erdacht hatte. Um die Richtigkeit der Anführung darzuthun, daß Putzsucht und Mode durch die Zeitläufte beeinflußt werden, sei erinnert an die Zeit der Reformation mit ihrer Zerrissenheit und den Bauernkriegen, da kamen die Pluderhosen auf, gegen die wie auch gegen den übertriebenen Aufwand, der seitens der Frauen gemacht wurde, Kirche und Behörde eiferten. Zur Zeit Ludwigs XIV., in welcher das unbeschränkte Königthum in der höchsten Blüthe stand, kennzeichnete die Mode die Grandezza und Wichtigkeit der Vornehmen durch die Pracht, aber auch die Steifheit der Gewänder; als dann unter seinem Nachfolger sich schon das politische Wetterleuchten von unten herauf bemerkbar machte, dagegen die Sitten am Hofe immer freier und dessen Anmaßung immer größer wurde, nahm die Prachtentfaltung noch zu, artete aber zur unsinnigsten Narretei aus, denn die Männer trugen die schwere Allongeperücke und die Frauen einen Kopfputz, der fußhoch in die Lüfte ragte und mit allerlei Tand verziert war. Die Revolutionszeit schlug in das Gegentheil um, sie brachte die geschmacklose Tracht der incroyables, der Reifrock wurde verbannt, die Kleider der Frauen waren so eng geworden, daß man beim Gehen die Körperformen erkennen konnte. In unserer Zeit, in der die Standesunterschiede mehr oder weniger ausgeglichen sind, ist es kaum mehr möglich, an der Kleidung auch nur annähernd zu erkennen — die gewöhnlichen Arbeitsanzüge abgerechnet —, welche Stellung Mann oder Frau im Leben einnimmt. Aber nicht allein die Kleidung beherrscht die Mode, sondern auch die Kunst wird von ihr ganz gewaltig beeinflußt. Wer wollte bestreiten, daß die Farbenpracht, die von den Gewändern gewichen ist, sich in der Malerei und Musik um so breiter macht? Wer achtet jetzt noch der süßen Weisen, an denen unsere Voreltern, ja unsere Eltern noch im Theater sich entzückt haben? Selbst ein Mozart entgeht kaum diesem Schicksal! Man schätzt mehr seinen Namen als seine Werke. Was ist von all den wunderbaren Klängen, die er geschaffen, übrig geblieben? Don Giovanno und Figaros Hochzeit. Seltener noch hört

man seine Zauberflöte oder gar Belmonte und Konstanze. Und welche Fülle herrlicher Tonbilder ist in Idomeneus, in Cosi fan tutti, im Titus enthalten! Sie sind veraltet! Unsere durch den Kampf um das Dasein überreizten Nerven bedürfen jetzt anderer Anregungen. Aber wo soll das hinaus? Zur Umkehr! Immer mehr macht sich die Sehnsucht nach Beruhigung geltend, und wer weiß, ob unsere Kinder oder unsere Kindeskinder sich nicht nochmals an dem erfreuen werden, was unsere Voreltern ergötzte? Glaubt man doch jetzt schon kein größeres Konzert veranstalten zu können, in dem nicht Johann Sebastian Bach, dieser edelste und gewaltigste aller Tonmeister vertreten ist. Es ist Bülows Verdienst, ihn uns näher gebracht zu haben. Und es wird Zeit zur Umkehr! Was Richard Wagner geschaffen, wird unvergänglich bleiben für immer, jedoch von dem unendlichen Troß, der in seinen Fußtapfen zu wandeln glaubt, kann man getrost sagen: „Und wie er sich räuspert, wie er spuckt, das habt Ihr ihm trefflich abgeguckt!

Aber auch die Schriftstellerei ist der Herrscherin Mode unterworfen; wer seine Feder nicht in ihrem Dienste bewegt, der schreibt für die Vergessenheit. So war es auch in früheren Tagen. Recht deutlich veranschaulicht dies unser Chronist, er schreibt: „Die Mode, diese unterhaltende Göttin des Tags, geht in Berlin ebenso buntscheckig als irgendwo, und hat so mannigfaltige Formen wie in Paris und London. Sie hat sich nicht allein die Farbe auf den Wangen hübscher Mädchen, sondern auch die Farbe der Häuser und Paläste unterworfen, streicht bunt an, was sonst einfarbig war, und tyrannisirt den Zuschnitt der Galawagen, wie den Zuschnitt der Roben. Aber nicht allein über diese äußeren Dinge streckt sie ihren wankelmüthigen Zepter, sondern selbst das Eigenthum des Geistes tastet sie an, und die Produkte des Genies müssen so gut ihren Stempel tragen, wie die Produkte des Schneiders. Utz und Gleim hat sie von den Toiletten unserer Schönen verbannt, den Namen Kant in ihr Souvenir gekritzelt, und Goethe hat einen Schweif bekommen von genielosen Nachahmern. Jean Paul, durch dessen verbildeten Geschmack Züge eines mächtigen Genies, wie einfallende Blitze schimmern, macht die Modelektüre der Damen und damengleichen Herren; und die Buchhändler verlangen ausdrücklich: daß man schreiben solle wie Jean Paul; denn sie und ihre Colporteure fangen an eben so gut ihre Leisten zu haben wie die Schuster.

Auf das Berliner schreibende und lesende Publikum hatte, seit der Epoche der jetzigen Regierung, die Mode einen sichtbaren Einfluß. Kaum hatte Friedrich Wilhelm II. die Augen geschlossen — (16 November 1797) —, so sah man an allen Brücken und Ecken Colporteure wie Pilze aus der Erde wachsen, die eine Menge von Pamphlets, gereimt und in Prosa, eines immer schlechter als das andere, feilboten. Die Begebenheiten einer bekannten Dame — (der Frau Kammerdiener Rietz späteren Gräfin Lichtenau, Mutter des Grafen von der Mark) — gaben diesen Leuten reichen Stoff. Eine ungeheure Menge von Anekdoten, satyrischen, witzigen und witzig seyn sollenden Biographien überschwemmten das Publikum. Man fing endlich an, vor die Pamphlets und Anekdoten allegorische Holzschnitte zu setzen, und auf einmal schiens, als ob die Gewohnheit Mode werden würde, welche in London zu so manchem guten Einfall Gelegenheit giebt, nämlich die Geschichte des Tags durch Karrikaturen zu persifliren. Eine gewisse Gräfin wurde auf drei Kupferblättern vorgestellt, von welchen indeß nur eins dem scurrilen Witz der Engländer gleich kam. Das Publikum hatte sich vorher lange mit einer Anekdote amüsirt, welche einen ungeheuer kostbaren Nachtstuhl der Dame betraf, von welchem man die wunderseltsamsten Dinge erzählte. Auf diesem Stuhle, der gleich einem Throne durch verschiedene Stufen erhöht war, hatte man die Dame sitzend vorgestellt, vor ihr stand ein bekannter Kammerherr und räucherte, und ein anderer Mann mit einer Perücke, welchem ein Zettel aus der Tasche hing, mit der Aufschrift: Religions-Edict. — (Erschien am 9. Juli 1788, war von dem Minister von Wöllner verfaßt und that der religiösen Aufklärung in schroffster Weise Einhalt.) — Er befahl drei neben ihm, in demüthiger Stellung knieenden Geistlichen, für den glücklichen Fortgang der Expedition der Dame zu beten. Hinter dem Stuhle stand ein anderer vornehmer Herr, der sich das Maaß desselben nahm u. s. w. Wer sich die Geschichte der Zeit erinnert, wird das Beißende in der Composition leicht finden. Die Polizei mochte indeß fürchten, daß die Gewohnheit in Unfug ausarten möchte, und untersagte den Verkauf. Der Tod der berühmten Schubitz gab nicht weniger Veranlassung zu einer Menge, theils witziger Flugschriften, die aber bald in Pasquillantenton fielen.

Andere suchten ihr Glück durch neue Volks- Zeit und Wochenschriften zu machen. Selbst Preußens schöne Zukunft mußte schon den Stoff zu einem eigenen Journale hergeben, andere feuerten eine Lärmkanone ab, oder fabricirten die Pritsche. Ich könnte dies Namenregister von Schriften, die eben so schnell wieder vom Schauplatze verschwanden, als sie erschienen waren, sehr zahlreich machen; aber auch nur das Erträgliche unter ihnen würde schwer aufzufinden seyn.

Unter die Modesachen der Berliner fängt auch jetzt an die Freimaurerei zu gehören, und zwei der hiesigen Logen, die Landesloge und die Loge zur Freundschaft, gaben dem Publikum verschiedenen Stoff zur Unterhaltung, und die Bruderliebe scheint zwischen ihnen einen kleinen Stoß erlitten zu haben. Mitglieder der ersteren beschuldigten in namenlosen Schriften die letztere öffentlich unerlaubter Neuerungen, und suchten sie durch die Anklage des heimlichen Jakobinismus verdächtig zu machen. Dagegen vertheidigt sich die letztere in einem festen und entscheidenden Tone, und giebt ihren Widersachern Intoleranz und Mangel an Einsichten über ihren eigenen Orden Schuld; und wie es scheint, ist wenigstens die uneingeweihte Vernunft auf ihrer Seite.

Damen, welche diesen Artikel, der die Ueberschrift: Moden trägt, anfingen zu lesen, in der Meinung, den Schnitt eines neuen Kleides daraus zu lernen, werden zürnen, daß ich bis hierher Dinge schrieb, welche sie nicht interessiren, aber verzeihen Sie, meine Schönen! auch ich habe mich nach der Mode gerichtet, indem ich von der Mode schrieb; das heißt, ich habe à la Jean Paul unter diesem Titel Dinge zusammengestellt, welche unter Hunderten nicht einer darunter sucht; wie zum Beispiel die Lärmkanone, Karrikaturen und Freimaurerei: Doch jetzt bin ich zu Ihren Diensten!

Die Berlinischen Damen lassen sich in Rücksicht ihres Putzes füglich in drei Klassen theilen. Ein Theil entzückt durch den feinen ausgesuchten Geschmack, welcher alles auszeichnet, was ihn umgiebt; ein anderer fällt durch die geschmackloseste Karrikatur auf, und ein dritter füllt den Raum zwischen diesen beiden Extremen. Will man sagen, daß dies an allen Orten der Fall ist, so hab' ich nichts dagegen.

Beim Kopfputz nimmt die erste Stelle eine Frisur ein, welcher man anfangs den Namen à la confusion gegeben hatte. Sie besteht darin, daß das Haar leicht, ohne allen Zwang und ungepudert in die Höhe geschlagen, und in regellosen Locken, nach der Laune und dem Geschmack des Haarkünstlers vertheilt, oft auch mit einem Bande oder schlichten Tuch durchflochten wird. Ich habe Köpfe in dieser Art geputzt gesehen, welche man sich von dem Kopfputz der alten Griechinnen macht. Freilich ist es auch gerade diese Frisur, welche nicht selten in die abscheulichste Karrikatur und Incroyables ausartet, vor welchen man laufen möchte.

Das Zoddelköpfchen à la Titus will in Berlin kein rechtes Glück machen, und in der That kann nur der Reiz der Neuheit diese Tracht, an welcher Geschmack und Kunst verloren geht, verbreiten. Auch die Perücken aller Art machen nur langsame Fortschritte, und die Damen goutiren die Mode selten früher, als bis die Noth sie dazu zwingt. Einige Damen halten die leichten Locken mit einem Geflecht von Band oder mit goldenen Ketten zusammen, andere durchflechten einen leichten geschmackvollen Lockenbau mit einer Blumenguirlande. Häufig sieht man eine Art Diadem von schwarzem Sammet mit Verzierungen von Schmelz oder auch leichte Strohhüte, seltener von grünem, rothem oder schwarzem Sammet eine Art Mützen, mit zwei Federn von derselben Farbe." — Den Abbildungen aus jener Zeit zufolge waren diese Mützen ziemlich hoch und hatten das Aussehen der alten Tschakos, unten eng und oben weit. Sie wurden auf das Hinterhaupt aufgestülpt. Im Gegensatz zu ihnen trug man die erwähnten „leichten Strohhüte" auf dem Vorderhaupt. Auch die Hüte waren ziemlich hoch, oben abgerundet und hatten eine etwas konische Form. Der hintere Theil war kürzer als der vordere, der in eine Art Schirm auslief und keine Spur der Stirn, kaum die Augen sehen ließ. Die Hüte hatten große Aehnlichkeit mit einem umgestülpten Topf. — „Die Hälfte der Damen und vorzüglich die Bejahrten, bleiben indeß dem Puderquast, und dem regelmäßigen Lockenbau der Etiquette getreu.

Der Hauben und Kopfzeuger giebt es eine zahlreiche Menge, und Geschmack und Laune zeigen darin wechselsweise ihre Herrschaft. Eine Art simpler Mützen, unter welchen ein lockiges Haar ins Gesicht fällt, und hinten langes Haar in die Höhe geschlagen, und oben in einer Locke befestigt ist, nimmt sich sehr schön; aber völlig zur Karrikatur sind die Tücher ausgeartet, mit welchen man den Kopf umwickelt. Sie sind oft mit den heterogensten Farben, oder Gold und Silber gestickt, mit — nicht selten falschen — Haarlocken durchflochten, und erreichen oft die Höhe eines Fußes; oben, wo das Gebäude offen steht, sucht man einen dicken Lockenbusch zum Vorschein zu bringen, und befestigt nicht selten schwarze, weiße und farbige Federn daran. Hüte werden von allen Formen getragen, und dieser zweckmäßige Putz bleibt immer einer der schönsten und vortheilhaftesten, wenn er mit Geschmack gewählt und getragen wird. Widersinnigeres läßt sich indeß nichts denken, als die herrschend werden wollende Mode, den Hut, statt auf dem Kopfe, hinten an demselben, gleichsam hangend zu befestigen; und ihm, statt der natürlichen, mehr horizontalen Lage, eine völlig perpendikulare zu geben. Die Idee, daß er auf diese Weise getragen, ganz unnütz und eine zwecklose Last wird, macht diese Mode unausstehlich.

Unter den Kleidern behauptet das sogenannte griechische Kleid noch immer die Oberhand, und der

gute Genius des Geschmacks gebe, daß es nie von einer andern Mode verdrängt wird. Da indeß Alles durch Uebertreibung lächerlich werden kann, so ist es auch hier. Die Griechin gürtete ihr loses Kleid dicht unter der Brust mit einem Gürtel zusammen, und die dadurch sich bildende kurze Taille, und das leicht herab fließende Gewand sind eigentlich die Eigenschaften, welche die Tracht schön machen. Man bemüht sich indeß die Taille noch kürzer zu machen, als sie die Natur irgend einem Weibe gegeben hat, und verletzt dadurch das schöne Ebenmaß des Körpers, welches durch nichts ersetzt werden kann. Man befestigt, statt des schönen, weggelassenen Gürtels, einen Bandstreif an das Kleid selbst, der mehr über den Busen, als unter demselben wegzulaufen scheint, sich dicht unter den Armen zwischen den Schultern bis an den Nacken, spitz in die Höhe zieht, und hier sich in eine gewaltige Bandrose endigt. Auch der schönste weibliche Wuchs wird so sehr durch diese Mode entstellt, daß die Schultern zu hoch, und der Hals eingebogen erscheinen. Dazu kommt noch die Mode, welche allerdings befiehlt, etwas — man erlaube mir den plattdeutschen Ausdruck — duckenartig d. i. mit vorgebogenem Kopfe zu gehn, welches dann die Wirkung der Kleidung noch vermehrt. Daß man die Kleider von den langen Schleppen befreit hat, ist für die Damen vortheilhaft; man sieht doch jetzt, daß sie mit Füßen begabt sind. Auch die Schuhe ohne Hacken, und das um den Fuß gegürtete Band" — die Schuhe waren damals ganz offen, fast noch mehr als unsere jetzigen Hausschuhe, und wurden mittelst kreuzweis bis an die Wade hinauf geschlungener Bänder befestigt — „macht, durch die Erinnerung an die Griechin, eine angenehme Wirkung."

„Um nun auch auf die Männer zu kommen, unsere jungen Herren trugen das Haar fast dicht am Kopfe abgeschnitten, goldene Ringe in den Ohren und ein dickes Halstuch — weiß oder bunt — bis beinahe an die Wangen umgeschlungen. Der faltenreiche Rock, dunkelblau oder grau mit schwarzen Kragen und Aufschlägen, ist so kurz, daß er die Kniee nicht erreichte; mit weißer Weste, Pantalons und Halbstiefeln angethan, die vorn so lang und spitz sind, daß sie sich über die Zehe hinauf krümmen. So ungefähr ist das Bild eines Stutzers. Man würde indeß fehl schießen, wollte man den größten Theil der Berliner in diesem Kostüm zu erblicken glauben — es sind bloß die sich auszeichnenden Elegants, die sich so kleiden. Andere lassen sich im Nacken ein kleines Zöpfchen Haare stehn, das sie mit Band umwickeln, und so wachsen dann die Zöpfe in mannigfaltigen Stufen bis zur gewöhnlichen Größe heran; und in eben dem Grade wird dann der Rock weniger faltenreich, länger, die Halbstiefeln sind kürzer und weniger spitz, das Halstuch wird dünner, die Ringe fallen aus den Ohren und das Haar kräuselt sich an der Seite."

Es darf nicht wunder nehmen, daß hier auch die Kleidung bis in Einzelheiten, soweit es in einer wissenschaftlichen Zeitschrift angängig, beschrieben worden ist. Allein wenn man schildern will, wie das Leben und Treiben an einem Orte zu einer gewissen Zeit sich gestaltet hat, so genügt es nicht, anzugeben, welcher Art die Straßen, Plätze, Gärten, und was sonst zu erwähnen ist, waren, in denen und wie sich die Menschen darin bewegten, sondern es ist auch unbedingt nothwendig, hinzuzufügen, wie diese Menschen aussahen. Die Kleidung verleiht der Zeit ein charakteristisches Gepräge, vielleicht auch umgekehrt — für uns ist die Wirkung dieselbe —, und wir können uns nur erst dann ein klares Bild von dem geselligen Leben unserer Voreltern schaffen, wenn wir sie in ihrer Tracht uns denken. Wer mit Interesse auf die Vergangenheit zurückblickt und mit einiger Phantasie begabt ist, dem werden die vorstehenden Andeutungen genügen, um sich vorzustellen, wie die vergangenen Berliner durch den Schlamm am Brandenburger Thor, an dem bergwerkbegabten Invaliden vorbei nach dem Zirkel gewandelt sind und dort im Schweiße ihres Angesichts ihren „Koffee" geschlürft haben.

Ein Punkt aber bleibt noch zu berücksichtigen, den der Chronist schon angezogen hat, der dem gesammten Verkehr des damaligen Berlins einen eigenartigen Stempel aufdrückt und uns die ungeheure Philistrosität seiner Bewohner leicht erklärlich macht, nämlich eine gewisse, fast alle Kreise beschränkende Dürftigkeit. Zwei verschiedene Berichte aus dem Jahre 1799, die hier in einen verschmolzen sind, bekunden darüber:

„Bezüglich einer Charakteristik der Einwohner Berlins stehen hier dem Beobachter manche Schwierigkeiten im Wege. In den großen Städten des Nordens ist es bei der übertriebenen Gastfreundschaft ein Leichtes, die Menschen in dem Innern ihrer Häuser zu beobachten, weil man überall willkommen ist, wohin man den Fuß setzt — überall einen wohlbesetzten Tisch und einen freundlichen Wirth findet, dem es wohlthut, wenn nur viele Gäste sich einfinden, und den Ueberfluß seiner Küche verzehren helfen — nicht so in Berlin! Es hält schwer in Familien Zutritt zu finden, und Beobachter des häuslichen Lebens zu seyn. Die beschränkten Einkünfte des größten Theils der gebildeten Stände verstatten keinen Luxus der Tafel, und selbst der reichere Theil fügt sich nach der Sitte.

Jedem Fremden, der nach Berlin kommt, und die Idee einer großen Residenzstadt mitbringt, fällt nichts so sehr auf, als der Mangel an Luxus, welcher mit einer Residenz kaum verträglich scheint. Die Equipagen auf den Straßen sind selten, und nichts weniger als glänzend. Alles fährt mit zwei Pferden, deren Geschirre sich durch nichts auszeichnen, und hinten steht ein Bedienter auf, zwei oder ein Jäger verkünden schon eine Herrschaft vom ersten Range. Die Menge der Fiaker, welche in Paris, London und St. Petersburg auf allen Straßenecken halten, kennt man hier nicht einmal dem Namen nach — fast Alles geht zu Fuß. Damen, welche in den erstgenannten Städten um alles nicht zu Fuß quer über die Straße gingen, machen hier Promenaden von Viertelmeilen weit, und haben höchstens einen Bedienten oder ein Mädchen hinter sich hergehn. Dies Alles macht mit den prächtigen Straßen und schönen Häusern einen auffallenden Kontrast, und läßt den Fremden auf Mangel an Reichthum schließen, worin er noch mehr bestätigt wird, wenn er in dem Innern der Häuser bekannt wird. Da giebt es keine Vorhäuser und Antichambern voll gallonirter Bedienten und Müßiggänger, keinen Palast, um welchen den ganzen Tag die Wagen der Besuchenden sich drängen; und noch weniger hört man von Festen, welche Tausende an einem Abend kosten. Wenn z. B. in St. Petersburg der mittelmäßig begüterte Kaufmann nicht glaubt anders leben zu können, als wenn er die Fußböden seiner Wohnzimmer mit Mahagoniholz oder feinen türkischen Teppichen belegt, die Boden und Wände seiner Schlafzimmer mit dem feinsten englischen Tuche beschlagen hat; so erstaunt man hier in den Häusern der ersten und reichsten Staatsmänner von alle dem keine Spur zu finden. Wenn in London die Mode für jede Jahreszeit ein eignes Ameublement nothwendig macht, so sieht man hier dasselbe simple Sopha, denselben Stuhl durch das ganze Jahr unverändert stehn. Der Luxus der Tafel macht einen ebenso großen Kontrast, und was am deutlichsten den Mangel an Reichthum verräth, ist der gänzliche Mangel an öffentlichen Lustbarkeiten sobald sie mit Aufwand verbunden sind.

Das Vauxhall, dieser beliebte Abendunterhalt aller Städte, und Feuerwerke kennt man hier fast gar nicht. Masqueraden, Redouten und was sonst die Winterabende so angenehm macht, selbst öffentliche Konzerte, sucht man hier außer der kurzen Zeit des Karnevals vergebens. Das einzige Nationaltheater, welches kaum 1200 Menschen faßt, und ein Ballet, was sich noch nie über die Farce erhoben hat, sind Alles. Einzelne Familien verbinden sich zu Ressourcen, Picknicks und Bällen, wovon indeß der Nachbar im zweiten Hause nichts gewahr wird.

Kunstsammlungen, Bibliotheken u. s. w., welche beträchtlich wären, giebt es gleichfalls nicht — mit der Königlichen Bibliothek und der Galerie auf dem Königlichen Schlosse wird man bald fertig; und Privatsammlungen sind unbedeutend. Aus diesen Gründen gefällt Berlin dem Fremden in den ersten Zeiten seines Aufenthalts gewöhnlich nicht. Bleibt er indeß längere Zeit, so söhnt er sich aus, fängt an sich zu gefallen und ist endlich an diesen Ort mehr als an irgend einen andern gefesselt.

Diese Erscheinung ist nichts weniger als selten, und die Geschichte der mehrsten Männer von Geist, welche sich eine Zeitlang hier aufgehalten haben. Der Grund davon liegt offenbar in dem hohen Grade geselliger Bildung, welche man in den feineren Zirkeln antrifft, und wo Berlin mit allen Städten Europas wetteifern kann. Es möchte sich nicht leicht eine Stadt — außer Paris — finden, welche mehr helle Köpfe, Philosophen, Schriftsteller und Künstler (verhältnißmäßig) in sich vereinigte, als Berlin, wo sich ein Gesellschaftston von mehr Urbanität, Feinheit und Ungezwungenheit gebildet hätte, als in Berlin. In diesen Zirkeln spielt das weibliche Geschlecht eine bedeutende Rolle. Weiber und Mädchen von der feinsten Ausbildung und unter diesen auch vorzüglich einige Jüdinnen, geben ihnen eine interessante Seite. Freilich wollen diese Zirkel gesucht seyn, aber sie lassen sich finden — nicht gerade in den Vorzimmern der Großen, und noch weniger auf Ressourcen und Picknicks; und am wenigsten an einer table d'hôtes. Menschen von Geist und Kopf suchen Nahrung für beides; außer sich finden sie hier nichts, und müssen folglich aus sich selber schöpfen. Für Einseitigkeit, Pedanterie und Kleinstädtlichkeit schützt sie die mannigfaltige Zusammensetzung aus allen Nationen, und der ewige Wechsel der Ideen, welche in diesen Zirkeln als einen Mittelpunkt der neuesten Litteratur zusammenfließen. Es wird nicht leicht irgendwo in Deutschland etwas von Bedeutung gedruckt werden, daß man nicht vier Wochen nachher in Berlin hätte, und kein Ort Deutschlands — etwa Hamburg ausgenommen — hat sich einer größern Denk-, Preß- und Lesefreiheit zu rühmen."

Mit diesem vollen, harmonischen Akkord schließen wir die Betrachtung. Die Darstellungen des gesammten Berliner Lebens sind keineswegs Freilichtmalerei; sehr sorgfältig sind in den einzelnen Schilderungen Licht und Schatten abgewogen. Diese Schilderungen, deren Durchsicht dem Verfasser durch die Freundlichkeit des

Herrn Konsul Wellnitz hier ermöglicht wurde, sind nicht allenthalben genau so wiedergegeben, wie der Chronist sie geschrieben, theilweise sind, wo er zu weitschweifig wurde, Sätze ausgelassen, theilweise sind verschiedene Berichte in einen verschmolzen, immerhin ist aber die Orthographie und der Wortlaut möglichst beibehalten. Mag man den Chronisten auch von einer gewissen Einseitigkeit in der Ausdrucksweise nicht freisprechen, so ist doch anzuerkennen, daß er eine große Schärfe und Vielseitigkeit der Beobachtung beweist und uns ein klares Bild von dem Zustande Berlins vor hundert Jahren giebt.

Die juristische Vorbildung Friedrichs des Großen.

I.

Die Erziehung Friedrichs des Großen ist seit den letzten Jahren öfter Gegenstand wissenschaftlicher Darstellung gewesen. Bratuscheks im Jahre 1885 erschienenes posthumes Werk wurde schon im Jahre darauf durch zwei andere Forschungen überholt: Koser benutzte in seinem „Friedrich der Große als Kronprinz" ein weit reicheres Quellenmaterial, als es Bratuschek zu Gebote gestanden hatte, und gleichzeitig wies Zeller in seinem „Friedrich der Große als Philosoph" in überzeugendster Weise den Einfluß nach, welchen die philosophischen Anschauungen des achtzehnten Jahrhunderts auf die Lebensführung und die Regierungsgrundsätze Friedrichs ausgeübt haben. In allen drei Werken ist aber die Beziehung des großen Fürsten zur Justiz, namentlich seine Stellungnahme zu den von ihm vorgefundenen Rechtszuständen, etwas stiefmütterlich behandelt, und es soll deshalb der Versuch gewagt werden, hier auf einige Punkte hinzuweisen, welche für die Beurtheilung des Eingreifens Friedrichs in die Justiz beachtungswerth sind.

Der Erziehung Friedrichs wurde — wie bekannt — derselbe Plan zu Grunde gelegt, welcher 20 Jahre früher bei der seines Vaters zur Anwendung gebracht worden war und auf dessen Aufstellung der Philosoph Leibniz maßgebenden Einfluß ausgeübt hatte. Aber ein gewaltiger Unterschied mußte sich geltend machen, denn Friedrich Wilhelm war als Sohn eines Kurfürsten, Friedrich wurde als Erbe eines Königs erzogen. Allerdings hatte Friedrich III. in der für seinen Sohn aufgesetzten Erziehungsinstruktion den Satz aufgenommen, der Prinz solle von der Allmacht Gottes so überzeugt werden, daß ihm alle Zeit eine heilige Furcht und Veneration vor Gott beiwohne, „denn dieses ist das einzige Mittel, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreite souveräne Macht in den Schranken der Gebühr zu halten". Hiermit schied er in allerschärfster Weise die Unabhängigkeit der seinem Erben vorbehaltenen Regierungsgewalt von allen menschlichen Schranken.

Aber diese stolze Stellung erlitt doch eine sehr wesentliche Einschränkung, denn Friedrich Wilhelm mußte das Lateinische lernen, weil es die goldene Bulle erforderte. Trotz seiner tiefen Ueberzeugung von der Souveränetät seines Hauses sah Kurfürst Friedrich also in seinem Erben doch zugleich den einem Kaiser mannigfach unterstellten, an die Reichsgesetze, vorab an das die Verhältnisse der Kurfürsten zum Kaiser regelnde vorgedachte Grundgesetz gebundenen zukünftigen Reichsstand. Er befand sich hier also, indem er zugleich souveräner Fürst in Preußen und zugleich ein Reichsfürst war, welchem das Reich theoretisch sehr viel, praktisch sehr wenig vorzuschreiben hatte, in jener eigenartigen Zwitterstellung, für welche selbst die Interpretationsfähigkeit eines Zacharias Zwanzigk um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts keine befriedigende Stellung im staatsrechtlichen Systeme zu finden vermocht hatte. Aber die Bande, welche den kräftig aufstrebenden jungen Staat an das Reich fesselten, waren mehr scheinbar als in Wirklichkeit vorhanden und lockerten sich zudem von Jahr zu Jahr immer mehr. Daß sich dieser Prozeß aber nicht noch schneller vollzog, war durch die Erkenntniß bedingt, daß jene Bande auch werthvolle Rechte gewährten; nicht mehr die erzwingbare Pflicht, sondern das berechnende Interesse hielt Preußen mit dem Reich verknüpft. Dieses eigenartige Verhältniß zu lösen und diesen Gegensatz zwischen staatsrechtlichen und historischen Pflichten und dem Vollbewußtsein der eignen Kraft zu versöhnen, war Friedrich Wilhelm nicht gegeben. Noch zu fest hielten ihn die Fesseln alter Gewohnheit an Kaiser und Reich, er überschätzte auch wohl ihre Kraft und die Vortheile, die sie ihm gewähren konnten. Aber er erkannte, daß die Gegensätze zwischen seinem Königreiche und dem Reichsganzen auf die Dauer nicht durch die Künste der Politik zu versöhnen waren, er fühlte instinktiv, daß einst gewaltsam eine Entscheidung herbeigeführt werden mußte, ob für Preußen im Reiche noch Raum war, und er erzog deshalb seinen Erben unter Berücksichtigung dieser vielleicht bald eintretenden Entscheidung. Wenn Bratuschek meint, Friedrich Wilhelm sei durch die im Jahre 1687 erschienene Schrift des Thomasius

und die darin enthaltene Ausführung, daß ein Prinz auch ohne Kenntniß des Lateinischen zu einem vollkommenen Regenten erzogen werden könne, dazu bestimmt worden, das Lateinische aus dem Unterrichtsplane Friedrichs zu verbannen, so ist dies mehr als unwahrscheinlich; offenbar sollte Friedrich vielmehr das Lateinische aus demselben Grunde nicht lernen, aus welchem sein Vater es hatte lernen müssen, nämlich weil es in der goldenen Bulle als Unterrichtsgegenstand für einen deutschen Prinzen angeordnet war. Es war nicht sowohl der Stolz des Vaters, der sich gegen eine Beschränkung des von ihm beanspruchten Rechtes, allein die Erziehung seines Sohnes zu regeln, trotzig auflehnte; sondern vielmehr der Wunsch, seinen Erben als preußischen, nicht als deutschen Fürsten erziehen zu lassen. So lernte denn Kronprinz Friedrich kein Latein. Das, was Bratuscheck von einem durch Duhan de Jandun eingeschmuggelten lateinischen Privatlehrer erzählt, welcher vom Könige dabei überrascht wird, wie er dem Kronprinzen die goldene Bulle explizirt, und mit den Wortten „Ich will Dich Schurken auream bullam" stockgeschlagen davongejagt wird, ist eine im äußeren Beiwerke herzlich schlecht, im inneren Kerne vortrefflich erfundene Anekdote. Schlecht insofern, als Jandun selbst im Stande gewesen wäre, seinem Zögling etwas Latein beizubringen, und er sich schwerlich der Gefahr ausgesetzt haben würde, gegen den strengen Befehl des Königs dies, noch dazu durch einen Dritten, zu thun; vortrefflich insofern, als scharfsinnig der Hauptgrund der Abneigung Friedrich Wilhelms gegen diesen Lehrgegenstand zum Ausdruck gebracht ist: Mein Sohn liest die goldene Bulle! Was geht sie den Kronprinzen von Preußen an?, der ist ihr nicht unterworfen; hinweg mit dem Reichsgesetz! Der Mangel der Kenntniß des Lateinischen bedeutete damals für einen Fürsten im Allgemeinen wenig; als höfische Umgangssprache und im Verkehr der Kabinette war es längst durch das Französische ersetzt worden; aber eine genauere Kenntniß des in Deutschland geltenden Rechts war ohne lateinische Sprachkenntnisse kaum zu erlangen. Fast alle Quellen und Kommentare des gemeinen Rechts, welches in den deutschen Landen Friedrich Wilhelms als Privatrecht zur Anwendung kam, waren in lateinischer Sprache abgefaßt und ohne Kenntniß derselben oft genug gar nicht zu verstehen. Aber gerade dieser Umstand trug nichts dazu bei, dem Könige das Lateinische zu einem empfehlenswerthen Unterrichtsgegenstande zu machen. Denn nach seiner Meinung beruhten die zahlreichen Mängel in der Rechtspflege seines Landes zum größten Theile auf dem Vorhandensein des in fremder Sprache geschriebenen, für fremde Verhältnisse berechneten, auslegungsfähigen und darum die Advokatur begünstigenden gemeinen Rechts. Der Fürstenstolz wurde auch dadurch betroffen, daß dieses Recht in allen deutschen Ländern galt, das junge Königreich also hier nur als Theil eines größeren Ganzen erschien, in vielen Beziehungen von diesem abhängig. Hatte auch der recht vernünftige Gedanke des Königs, den er unmittelbar nach seiner Thronbesteigung zu verwirklichen strebte, das dänische Gesetz Christians V. in seinen Ländern einzuführen, keinen Erfolg gehabt, waren auch seine sonstigen Versuche, ein allgemeines Landrecht für seine Gebiete zu schaffen, bis auf kleine Anläufe im Sande verlaufen, so war doch die königliche Abneigung gegen das gemeine Recht die gleiche geblieben, und sein Wunsch, es zu beseitigen, durch keinen mißlungenen Versuch abgeschwächt worden. Es galt ihm als ein zu überwindender und — bei seinem Feuergeiste war dies dasselbe — als ein bereits überwundener Standpunkt; was sollte sich sein Erbe also damit und mit dem zum Verständnisse erforderlichen Latein beschäftigen! Daß er aber dem Sohne damit die Möglichkeit beraubte, sich selbst ein Urtheil über dieses Recht zu schaffen, das übersah der sonst weitblickende König. Dazu kam Anderes: Nach der Erziehungsinstruktion von 1718 sollte dem kaum siebenjährigen Knaben in Verbindung mit der Geschichte der letzten 150 Jahre Erdkunde und Naturrecht gelehrt werden. Bei Koser findet sich statt letzterem der Druckfehler „Naturreich", wobei man an naturwissenschaftliche Belehrungen denken kann, und es scheint fast, als habe sich die Feder davor gesträubt, das Naturrecht unter die Lehrgegenstände eines Kindes zu setzen. Thatsächlich hat denn auch diese vornehme Disziplin keinen bemerkbaren Raum im Unterrichte eingenommen; Duhan de Jandun mag bisweilen seine Geschichtsvorträge mit einigen rechtsphilosophischen Bemerkungen verbrämt und damit der Instruktion ihre Ehre erwiesen haben. Jedenfalls kam viel darauf an, in welcher Weise dem Thronerben der sehr reichlich bemessene Geschichtsunterricht ertheilt wurde, und da war folgenreich, daß Duhan de Jandun, also ein zugewanderter Franzose, diesen Unterricht ertheilte. Mochte derselbe auch einen geschickten Auszug aus dem Theatrum Europaeum herstellen, ihn glänzend vortragen und die Helden der letzten 150 Jahre, vor allen den

großen Kurfürsten dem Fürstenstolze schmeichelnd vorführen: so war er doch aus dem Grunde zu einem ernsthaften Geschichtslehrer deshalb ungeeignet, weil ihm, dem Ausländer, selbstverständlich das Verständniß für die besondere brandenburgische Art und die Entwickelung des brandenburg-preußischen Wesens abging. Er erfüllte seinen Zögling mit dem stolzen Bewußtsein, von Heroen abzustammen, aber die feudalistische Grundlage der Kurmark, die Rechte der Stände und ihr Verhältniß zum Kurhut, die verschiedenen Formen, in denen der Angliederung der anderen, ehemals selbständigen Staatskörper an das Stammland erfolgt war: das Alles waren Gegenstände, welche allerdings zum Theil sehr behutsam behandelt werden mußten, über welche der Thronerbe aber nicht im Unklaren gelassen werden durfte, wenn er durch seine Vorbildung schon im Stande sein sollte, die Rechte und die Bedürfnisse seiner Unterthanen zu würdigen. Friedrich hat nie die Folgen dieses in usum Delphini ertheilten Geschichtsunterrichts völlig überwunden, wie dies auch seine histoire de la maison de Brandebourg zeigt, deren hin und wieder recht schiefe Urtheile nur im Mangel von Kenntnissen über den inneren Entwickelungsgang seiner Länder ihre Erklärung, zum Theil ihre Entschuldigung finden.

Im Jahre 1727 war der Schulunterricht des Kronprinzen beendet und er konnte nunmehr — wenn auch mannigfach beschränkt — mehr nach eigener Wahl seine Bildung erweitern. Da ist es denn nicht auffallend, daß er für seine juristische Bildung im weiteren Sinne des Wortes so gut wie nichts gethan hat. Es wäre ein Wunder, wenn er es gethan hätte; denn Alles wirkte zusammen, um ihm die Lust zur Belehrung und die Möglichkeit dazu gründlich zu verderben. Wie konnte er ohne Kenntniß des Lateinischen sich ein einigermaßen zutreffendes Bild vom Wesen und der Eigenart des gemeinen Rechts verschaffen, und wie sollte er zu diesem für ihn unendlich schwierigen Versuche auch nur die Lust haben, wo sein Vater und alle seine Nachsprecher darin einig waren, daß das ganze gemeine Recht nur eine von und für Advokaten hergestellte Sammlung von juristischen Kniffen sei; wo man in der Justiz die Rechtsbeistände verachtete, die Richter kaum honorirte und die Rechtsuchenden bemitleidete! Neben dem gemeinen Rechte vegetirte, seit lange in der Wurzel gebrochen, allenthalben kümmerliches Gewohnheitsrecht, namentlich auf dem Gebiete des Lehnrechts. Den letzten kräftigen Stoß hatte ihm Friedrich Wilhelm durch die gewaltsam durchgeführte Ersetzung der Lehnsdienste durch eine Geldabgabe unter gleichzeitigem Verzichte auf die Lehnsherrlichkeit versetzt. Seitdem war dieses Erzeugniß von Jahrhunderten dem völligen Untergange geweiht, und der Kronprinz hätte ganz besondere Beanlagung zu rechtsgeschichtlichen Studien haben müssen, wenn ihn die Vorgeschichte dieses Instituts hätte zu näherer Durchforschung anziehen sollen. Diese Beanlagung fehlte dem Prinzen aber ganz und gar, deshalb blieb ihm auch das Lehnrecht lebenslang eine abgelebte Wunderlichkeit, und selbst die gebräuchlichsten Kunstausdrücke des Lehnrechts blieben ihm fremd. Kein Wunder; umfaßte doch auch seine im Jahre 1730 auf königlichen Befehl versteigerte Büchersammlung lediglich vier juristische Werke: Die Institutionen in französischer Uebersetzung, les droits civiles dans leur ordre naturel des Jean Domat, eine Uebersetzung des Hugo Grotius, de iure belli et pacis, letzteres sogar mehr philosophischen als juristischen Inhalts, und eine in Paris erschienene Geschichte des Lehnrechts; das war Alles! Eigenthümlich berührt es aber, schon in der Bücherei des erst achtzehnjährigen Prinzen dem Domat zu begegnen, welcher einst mit Pascal so hervorragend an der Redaktion des Code Louis thätig gewesen war. Es scheint, als habe ihn schon damals seine Erziehung zur Erkenntniß geführt, daß es geboten sei, das ganze historisch entwickelte Recht als einen eingewurzelten Krebsschaden zu beseitigen und dafür nach dem Muster des vielbewunderten Franzosenkönigs seinem Lande ein auf Natur und Vernunft begründetes Recht zu geben.

So befand sich Friedrich trotz der Unzulänglichkeit seiner juristischen Bildung, ja man kann sagen infolge dieser Unzulänglichkeit schon damals auf demselben Standpunkte, zu dem sich ein Leibniz und andere leuchtende Größen emporgerungen hatten. Die von diesen erworbene Erkenntniß, daß das gemeine Recht und die Observanzen der einzelnen deutschen Gebietssplitter von Grund aus zu beseitigen seien, diese Verachtung des geschichtlich Gewordenen war der Punkt, auf welchem sich die größten Geister der Nation mit dem selbstherrlichen Bewußtsein eines Friedrich Wilhelm I. und des jungen Friedrich berührten. Die Gelehrten und die Fürsten wollten das Alte beseitigen, aber doch erst dann, wenn Neues an dessen Stelle gesetzt werden konnte. Die Schöpfung dieses Neuen war aber schwieriger, als die Fürsten anzunehmen glaubten, und die Erkenntniß aller Mängel des Bestehenden erzeugte damals in Deutsch-

land keine gesetzgeberischen Kapazitäten, wie sie in ähnlicher Lage Frankreich und Dänemark vor kurzer Zeit hervorgebracht hatten. Der Feuereifer Friedrich Wilhelms, der schon 1713 ein Landrecht binnen Jahresfrist verlangt hatte, war nicht zum Ziele gelangt, ja man kann sagen, er war gescheitert. Denn anstatt eines handlichen allgemeinen preußischen Gesetzbuches, an welches der Fürst gedacht hatte, begann Mylius in kolossalen Bänden eine ganze Summe aller Gesetze und Verordnungen, welche jemals in den königlichen Provinzen erlassen waren, zu sammeln und zu publiziren. So dankenswerth diese Riesenarbeit war, welche geeignet war, die häufigen Zweifel, quid juris, zu beseitigen, so zeigt doch gerade diese Edition, daß man noch weit davon entfernt war, mit kühnem Stoße das Alte zu zertrümmern. Denn man setzt nicht die alten Gewehre in dem Augenblicke in Stand, wo man neue einführen will. Auch bekannte Friedrich Wilhelm selbst, daß er trotz aller redlichen Bemühungen, die Justiz zu reformiren, keinen Erfolg gehabt habe. (Schluß folgt.)

Besprechung von Büchern etc.

Droschkenwegemesser von Berlin und Umgegend. Auf Grund der Polizei-Verordnung vom 28. April 1896. Geographisches Institut und Landkarten-Verlag, Jul. Straube, Berlin SW61, Gitschinerstraße 109. Im Auftrage des Königl. Polizei-Präsidiums von Jul. Straube bearbeitet.

Bisher bestanden für gewöhnliche Droschken und für Taxameter-Droschken besondere Grenzen für die Fahrten innerhalb des Stadtbezirks Berlin. Der Droschken-Polizei-Bezirk für Taxameter-Droschken umfaßte außer dem Weichbilde Berlins die Stadt Charlottenburg und die Nachbarorte Reinickendorf, Pankow, Heinersdorf, Weißensee und Neu-Weißensee, Hohen-Schönhausen, Lichtenberg, Wilhelmsberg, Stralau, Rummelsburg, Rixdorf, Tempelhof, Schöneberg, Deutsch-Wilmersdorf, während für die nicht mit dem Taxameter-Apparat ausgerüsteten Droschken die Droschken-Polizei-Bezirksgrenze Berlin sich meist mit der Weichbildgrenze Berlins deckte.

Zufolge der Polizei-Verordnung vom 28. April 1896 sind diese beiden Droschken-Polizei-Bezirksgrenzen für alle Arten Droschken dergestalt zusammengelegt, daß die der Taxameter-Droschken wesentlich näher an Berlin gezogen, die der anderen Droschken dagegen entsprechend hinausgerückt ist. Durch die Karten des amtlichen Droschkenwegemessers wird diese Grenze genau festgelegt. Der amtliche Droschkenwegemesser, der allen Fahrpreis-Berechnungen — auch denen der Taxameter-Droschken — zu Grunde gelegt wird, besteht aus dem Polizei-Reglement nebst einem Plan von Berlin 1:17777 (Größe 52:64 cm) vierfarbig, und einer Karte der Umgegend von Berlin 1:36000 (Größe 52:64 cm) dreifarbig, beide von Jul. Straube bearbeitet, welche alle Ortschaften mit ihren Straßen, gepflasterten Wegen, Chausseen 2c. umfaßt, nach welchen der Droschkenkutscher von Berlin aus Fahrten zu unternehmen verpflichtet ist. — Sämmtliche Straßen Berlins (mit Hausnummern versehen) und die Fahrwege der Umgegend Berlins sind auf diesen Karten mit Farbenabschnitten versehen, welche eine Fahrstrecke von 160 m = 1 Minute Fahrzeit bedeuten; je 15 Farbenabschnitte bilden eine Tour. Da ein auch nur angefangener neuer Farbenabschnitt über 15, 30 2c. hinaus den nächst höheren Fahrpreis bedingt, so kann man event. durch Verkürzung der Fahrt um einige Häuser 40 bis 50 Pfennige sparen.

Vor Antritt einer Fahrt sollte man daher den amtlichen Wegemesser zu Rathe ziehen. Man erspart sich durch vorheriges Abzählen der Farbenabschnitte Aerger durch Streit mit dem Droschkenkutscher und Geld, und hat nach zurückgelegter Fahrt genaue Kontrole über den gezahlten Fahrpreis. Alle Droschkenkutscher — auch die der Taxameter-Droschken! — sind polizeilich verpflichtet, ein amtlich gestempeltes Exemplar dieses Wegemessers bei sich zu führen. — Das Polizei-Reglement klärt so manche irrige, im Publikum verbreitete Ansicht über Nachtfahrten und Fahrten nach außerhalb auf, welche die meisten Fahrgäste zu ihrem Nachtheil nicht kennen. Der Preis (2,75 Mk., auf Leinwand gezogen 3,40 Mk. und 4 Mk.) dürfte sich in kurzer Zeit bezahlt machen.

Von „Kießlings Berliner Verkehr", dem bewährten rothen Westentaschenkursbuch sämmtlicher Berliner Verkehrsmittel erschien pünktlich die Winter-Ausgabe (30 Pf.). Die übersichtlich nach Bahnen geordneten Eisenbahnfahrpläne sind derartig erweitert, daß sie für Touren in der Mark Brandenburg und den angrenzenden Gebieten vollkommen ausreichen; die Ende Oktober in Kraft tretenden Pferdebahnfahrpläne weisen auf den meisten Linien wesentliche Kurs- und Tarifänderungen nach, ebenso die der Omnibusse, Dampfstraßen- und elektrischen Bahnen. Der Tarif der Fahrraddienstmänner und der Stundenplan der Sehenswürdigkeiten ist dem Büchlein einverleibt worden. Alles in Allem verdient der praktisch und gewissenhaft wie immer bearbeitete „Kleine Kießling" nebst seiner Ergänzung „Kießlings Taschenplan von Berlin" (20 Pf), der in der neuen Ausgabe durch Rothdruck der bebauten Flächen sehr übersichtlich geworden ist, die beste Empfehlung.

Berichtigung.

In Nr. 1 der Mittheilungen findet sich unter „Kleinen Abhandlungen" ein unrichtiges Citat.

Es muß lauten:

Wer war jemals je so frech,
als der Bürgermeister Tschech,
Der getroffen auf ein Haar
hätt' das theure Königspaar.
Pockennarben in't Gesichte
Des bedeutet gutes nichte!
Dunker hat es gleich errathen,
daß er würde attentaten.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Hans Brendicke in Berlin W35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

Professor A. d. M. Hildebrandt del.

No. 11. 1896.

Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

627. Versammlung.

19. (4. öffentliche) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 14. November 1896, Abends 7½ Uhr, im Bürgersaale des Rathhauses.

Vortrag des Herrn Oberlehrers Dr. Max Goerlitzer: „Die Drei-Königs-Zusammenkunft in Potsdam und Berlin im Juli 1709."

Für die Mitglieder und deren Damen werden die ersten Reihen der Mittelplätze bis zum Beginne des Vortrages freigehalten. Um pünktliches Erscheinen wird gebeten.

---

628. Versammlung.

Außerordentliche Hauptversammlung.

20. (7. Arbeits-) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 28. November 1896, Abends 7½ Uhr, im Rathhause, Zimmer Nr. 63.

Eingang von der Jüdenstraße.

Tagesordnung.

Berathung des Entwurfs der Satzungen des Vereins für die Geschichte Berlins.

(Das Königl. Polizei-Präsidium hat die ihm zur Genehmigung unterbreiteten Satzungen mit dem Ersuchen zurückgereicht, zunächst noch einige formale Bedenken zu erledigen.)

Die ordentliche Hauptversammlung vom 17. Oktober 1896 war beschlußunfähig. Die Arbeitssitzung vom 24. Oktober 1896 fiel aus formalen Gründen aus.

§. 15 des revidirten Statuts vom 26. November 1881: ☞ Muß wegen Beschlußunfähigkeit eine neue Hauptversammlung einberufen werden, so ist solche, ohne Rücksicht auf die Zahl der in derselben erschienenen Mitglieder, beschlußfähig: es muß jedoch auf diese Folge bei der Einberufung ausdrücklich hingewiesen werden.

Darauf folgt eine Arbeitssitzung (Tagesordnung: Vorlagen und Besprechungen.)

---

629. Versammlung.

21. (5. öffentliche) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 12. Dezember 1896.

Oeffentlicher Vortrag im Bürgersaale des Rathhauses.

An jedem Sonnabend, an welchem weder eine öffentliche noch eine Arbeitssitzung stattfindet, treffen die Mitglieder in dem zur ebenen Erde belegenen Vereins-Zimmer im Deutschen Dome auf dem Gendarmenmarkte (Aufgang von der Taubenstr.) Nachmittags von 6 bis 8 Uhr gesellig zusammen. Bibliothek und Archiv, welche sich gleichfalls im Deutschen Dome befinden, sind ebenda durch Vermittelung des Archivars und Bibliothekars zugänglich.

Die nächsten geselligen Versammlungen werden im Deutschen Dom am 7. und am 21. November 1896 abgehalten.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr F. Miermann, Hoflieferant, Kunst-Tischlermeister, C. Adlerstr. 11.
- " C. v. Kühlewein, Regierungs-Rath a. D., Direktor der Großen Berliner Pferde-Eisenbahn. W. Keithstr. 2II.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Carl Nauck, Mitinhaber der Firma Nauck & Hartmann und der Märkischen Eiswerke, N. Triftstr. 10. Einf.: Herr Paul Kühne.
- " Emil Stresemann, Kaufmann, S. Ritterstraße 114 I. Einf.: Herr Ferd. Lindenberg.

Wohnungsveränderung:

Herr G. G. Winkel, Regierungs-Assessor, Magdeburg, Augustastr. 11.
- " C. Francke, Regierungs-Baumeister, NW. Klopstockstr. 21.
- " G. Lossius, Kaufmann, Gr. Lichterfelde, Kastanienstr. 6.
- " Rudolf Döring, Postassistent, NW. Gerhardstraße 7.
- " Wilhelm Ritter, Königl. Lotterie-Einnehmer, SW. Friedrichstr. 242 I.
- " C. Becker, Gerichts-Kalkulator, NW. Melanchthonstr. 5.

Gestorben:

Herr Baron v. Bühler, Kaiserlich Russischer Hofmeister und Direktor der Staatsarchive zu Moskau, Ehrenmitglied des Vereins, Mitglied seit 1876. (Leider ging uns die Nachricht verspätet und nicht unmittelbar zu, so daß wir den Hinterbliebenen unser Beileid nicht rechtzeitig bezeugen konnten.)

Herr Emil Wellnitz, Direktor und Konsul, Mitglied seit 1889, starb am 8. Oktober d. Js. und wurde am 12. v. Mts. auf dem alten Luisenstädt. Kirchhof beerdigt. Der Vorstand war durch die Herren Geh. Rath Reuter, Dr. Holtze und Dr. Brendicke vertreten, denen sich die Herren F. Lindenberg, O. v. Kesteloott, C. Blanke und W. Quanter anschlossen. Im Wanderfahrtsausschusse war der Entschlafene lange Zeit eifrig und mit Erfolg thätig. Sein Andenken bleibt bei uns in Ehren.

Bei vielen unserer Mitglieder wird es lebhafte Theilnahme hervorrufen, daß am 26. September d. Js. die älteste Tochter unseres unvergeßlichen Louis Schneider, die Wittwe Ines Green, gestorben ist und auf dem Zwölf Apostel-Kirchhof ihre letzte Ruhestätte gefunden hat.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

Am Sonnabend den 10. Oktober, Nachmittags 4 Uhr, besichtigte der Verein für die Geschichte Berlins das Kaiserschiff „Bremen" in der Gewerbe-Ausstellung zu Treptow. Das Ausstellungsschiff des Norddeutschen Lloyd — ein geniales Werk des Baumeisters Carl Bauer, Berlin, Mittelstraße 43 — soll ein Abbild eines der Kolosse geben, welche heute im Dienste des Norddeutschen Lloyd den Verkehr auf dem Ocean vermitteln. Das Schiff ist 88 m lang, von der Wasserlinie aus 14 m hoch und bildet genau die Hälfte eines Schiffes derjenigen Klasse, von welcher der Norddeutsche Lloyd augenblicklich auf deutschen Werften vier erbauen läßt.

Man betritt das Ausstellungsschiff durch ein Schleusenthor und gelangt an einem Taucherbassin vorüber an das Oberdeck des Schiffes. Hier öffnet sich zunächst der Marinesaal. In ihm sind Modelle von Schiffen aller Arten des Norddeutschen Lloyd aufgestellt, ferner Modelle des „Vulkan" in Stettin, der Werft von Blohm und Voß in Hamburg und der Firma Schichau in Danzig. An den Wänden befinden sich graphische Darstellungen aus dem Betriebe des Norddeutschen Lloyd. Unmittelbar vor dem Marinesaal öffnet sich die gewaltige Dampfküche, ausgerüstet mit allen Dampfkochapparaten, welche genügen, um für 2000 Personen zu kochen. Zu beiden Seiten der Dampfküche befinden sich die Wohnräume für den Arzt, ferner die Apotheke, ein Hospital und eine Anzahl Badeeinrichtungen. Auf dem vorderen Theil des Hauptdeckes liegen die Salons der Kaiserlichen Majestäten.

Vom unteren Vorplatz aus führen zwei reichornamentirte Treppen nach dem Promenadendeck. Von dem Vorplatz des Promenadendecks gelangt man nach vorn in den für 100 Personen eingerichteten Speisesaal des Schiffes. Eine Pantry (Anrichteraum) zeigt die praktische Unterbringung des Geschirrs und die vielfachen Apparate, welche für die Bereitung des Kaffees in Thätigkeit sind. In den Passagierkabinen erhält der Beschauer einen Eindruck von der Bequemlichkeit, mit welcher heutzutage Oceanreisen gemacht werden. Der prachtvoll im neuenglischen Stil ausgeführte Damensalon, das mächtige mit Neu-Guineaholz getäfelte Rauchzimmer, alle auf dem Promenadendeck belegen, geben Zeugniß von dem Geschmack und der Pracht, welche an Bord der großen Dampfer des Lloyd herrschen. Die

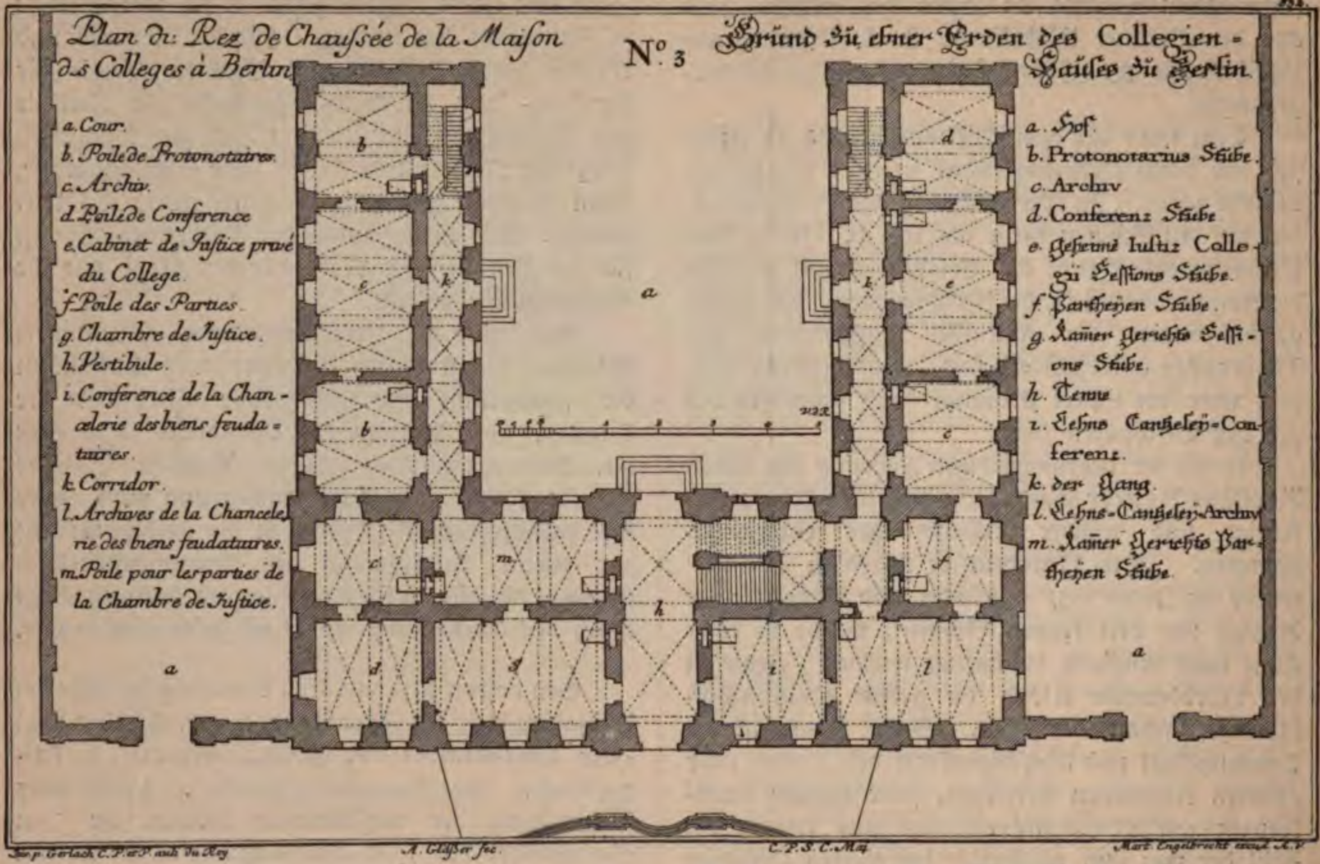
sämmtlichen Salons an Bord des Schiffes sind aus der Berliner Möbelfirma J. C. Pfaff, Französischestraße 33 (Fabrik Zeughofstraße 3) hervorgegangen.

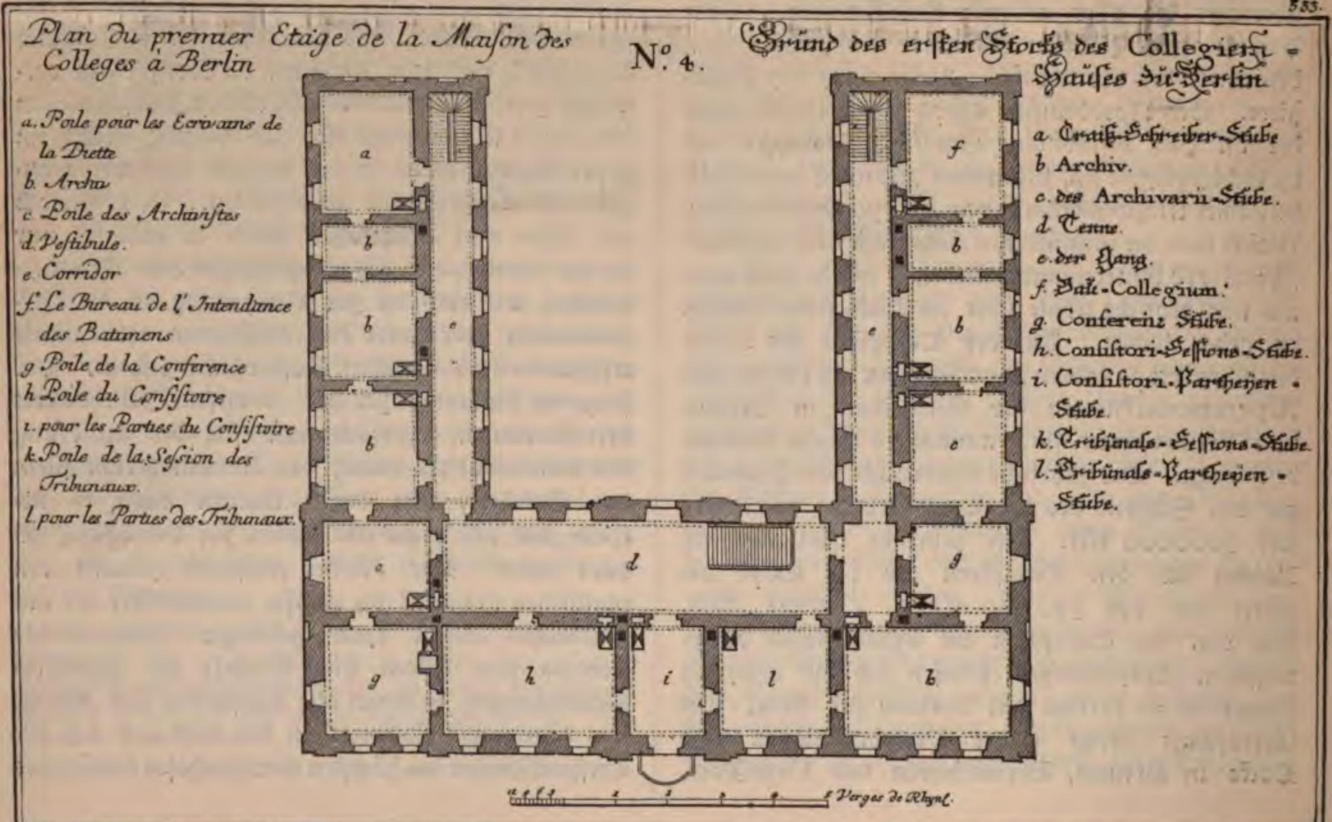
Tritt man aus dem Deckhaus heraus, so öffnet sich das breite Promenadendeck in einer Länge von beinahe 40 m. (In Wirklichkeit ist das Promenadendeck auf den Schiffen mehr als 100 m.) Ueber dem Promenadendeck liegt das Brückendeck, auf welchem die Kommandobrücke, die Rettungsboote, das Navigationszimmer, die nautischen Instrumente und Telegraphen untergebracht sind. Eine herrliche Aussicht über die Spree stromauf- und -abwärts bot sich den Beschauern dar.

Unter der liebenswürdigen Führung des Herrn Kapitäns Reuter wurden die einzelnen Räume besichtigt und weitere Erläuterungen entgegengenommen. „Der Norddeutsche Lloyd in Bremen" wurde im Jahre 1857 gegründet und begann seinen Betrieb mit drei kleinen Schiffen, welche in einer Linie nach England beschäftigt wurden. Heute ist der Norddeutsche Lloyd die größte Dampfschifffahrtsgesellschaft der Welt. Seine Flotte ist an Tonnengehalt und Maschinenkraft den Flotten aller anderen Rhedereien überlegen, seine Schiffe durchkreuzen auf 21 Schifffahrtslinien alle Meere, die Zahl der von ihm alljährlich beförderten Personen übertrifft die aller anderen Gesellschaften. Vom Beginn seiner Fahrten bis Ende des Jahres 1895 beförderte der Norddeutsche Lloyd 3 247 287 Passagiere. Der Norddeutsche Lloyd besitzt einschließlich der im Bau befindlichen Schiffe 81 Dampfer und 84 Schleppkähne mit zusammen 302166 Tons Gehalt und einer Maschinenstärke von 272796 Pferdekräften. Wollte man die sämmtlichen Fahrzeuge des Norddeutschen Lloyd hintereinander stellen, so würde man mehr als eine deutsche Meile über die Decks seiner Schiffe zu gehen haben. Auf den Dampfern des Norddeutschen Lloyd fahren 5000 Seeleute, in den großen Reparaturwerkstätten der Gesellschaft in Bremen und Bremerhaven sind annähernd 2000 Arbeiter beschäftigt. Der jährliche Verbrauch von Proviant auf den Schiffen des N. Lloyd erreicht an Werth fast 6000000 Mk. Der jährliche Verbrauch an Kohlen auf den Dampfern des N. Lloyd beziffert sich auf 750 000 Tons à 1000 Kilo. Die von den Dampfern im letzten Jahre durchmessenen Entfernungen beliefen sich auf 2627263 Seemeilen = 121 mal den Umfang der Erde. Die Gesellschaft besitzt eigene Verkehrsanlagen und Docks in Bremen, Bremerhaven und New-York, sowie eine eigene Erholungsstation für ihre Seeleute in Santos in Rio branco. Für die Wittwen und Waisen ihrer Arbeiter und Beamten, sowie für Pensions- und Unterstützungszwecke für Seeleute und Beamte im Alter und im Fall der Invalidität besitzt der Norddeutsche Lloyd seine Seemannskasse, deren Kapital gegenwärtig gegen 2000000 Mk. beträgt. Wie unser freundlicher Führer bemerkte, ist für die Beamten des Norddeutschen Lloyd wie für Staatsbeamte gesorgt.

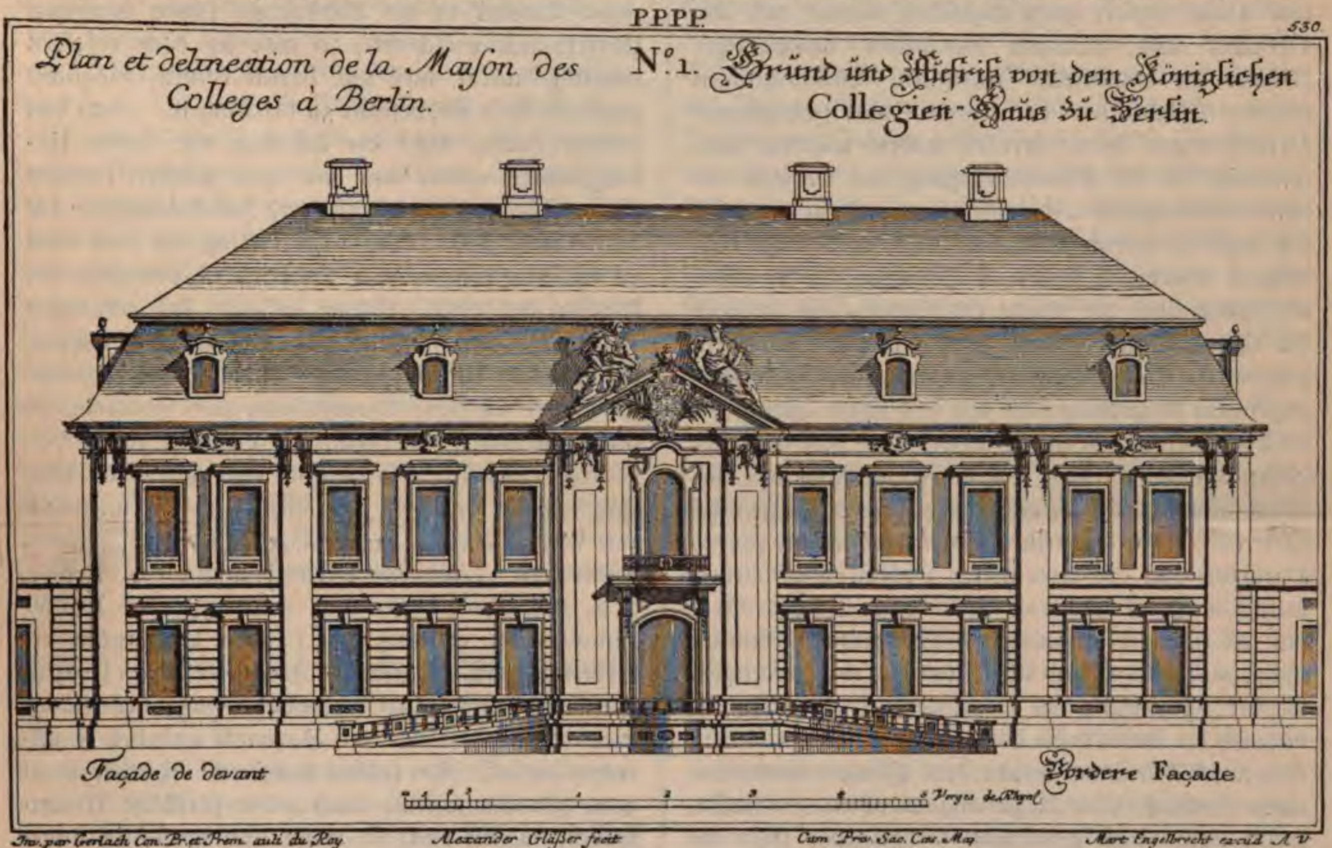
Eine für die Vereinsmitglieder veranstaltete Taucher-Vorstellung gestattete einen Einblick in die segensreiche und gefahrvolle Thätigkeit der Taucher. Im Auftrage des Vorstandes sagte Herr Dr. Brendicke dem Herrn Kapitän Reuter ehrende Worte der Anerkennung und man begab sich darauf nach Alt-Berlin in die Heiliggeistkirche zur letzten Besichtigung der Berolinensien-Ausstellung, die ohne besondere Feier am heutigen Tage durch den Ausstellungs-Ausschuß geschlossen wurde.

Den ersten öffentlichen Vortrag des Winterhalbjahres hielt am Sonnabend, den 17. Oktober 1896 Herr Amtsrichter Dr. Holtze über die „Lokalgeschichte des Kammergerichts". Nach einer Besprechung der verschiedenen Räume, die dem Gerichtshofe bis 1735 als Sitzungslokale gedient, erörterte der Vortragende die politischen und wirthschaftlichen Gründe, aus denen sich König Friedrich Wilhelm I. und sein Justizchef v. Cocceji dazu veranlaßt gesehen, für sämmtliche oberen Justizbehörden Berlins, darunter auch für das Kammergericht, ein neues Kollegienhaus in der damals noch wenig angebauten Lindenstraße zu errichten. Von Gerlach im Jahre 1734 aufgeführt, diente es zunächst nur in der einen Hälfte des Erdgeschosses dem Kammergerichte, wie auch die zur Vertheilung an die Versammelten gebrachten Reproduktionen der damals erschienenen Gläserschen Kupferstiche zeigten. Der steigende Raummangel hat in diesem Jahrhundert drei Anbauten verursacht und seit der Auflösung des Obertribunals benutzt das Kammergericht allein das Gebäude, von dessen kleinem Kern es ursprünglich nur etwa ein Viertel zur Verfügung gehabt hatte. Der Redner besprach sodann den plastischen Schmuck im Hause, insbesondere die auf Friedrichs Befehl 1766 gefertigte Marmorbüste Coccejis von Adam und Michel; die Gemälde-Sammlungen, in denen alle Kurfürsten und Könige aus dem Hause Hohenzollern bis 1888 und fast alle Chefpräsidenten des höchsten Gerichtshofes des Landes


Plan du Rez de Chaussée de la Maison des Colleges à Berlin
N°. 3
Grund zu ebner Erden des Collegien-Haüses zu Berlin
a. Cour.
b. Poile de Protonotaires.
c. Archiv.
d. Poile de Conference
e. Cabinet de Justice privé du College.
f. Poile des Parties.
g. Chambre de Justice.
h. Vestibule.
i. Conference de la Chancelerie des biens feudataires.
k. Corridor.
l. Archives de la Chancelerie des biens feudataires.
m. Poile pour les parties de la Chambre de Justice.
a. Hof.
b. Protonotarius Stube.
c. Archiv
d. Conferenz Stube
e. Geheimt Iustiz Collegii Sessions Stube.
f. Partheyen Stube.
g. Kamer gerichts Sessions Stube.
h. Tenne
i. Lehns Cantzeley-Conferenz.
k. der Gang.
l. Lehns-Cantzeley-Archiv
m. Kamer Gerichts Partheyen Stube.
A. Glaßer fec.
C. P. S. C. Maj.
Mart. Engelbrecht excud. A. V.


Plan du premier Etage de la Maison des Colleges à Berlin
N°. 4.
Grund des ersten Stocks des Collegien-Haüses zu Berlin.
a. Poile pour les Ecrivains de la Diette
b. Archiv
c. Poile des Archivistes
d. Vestibule.
e. Corridor
f. Le Bureau de l'Intendance des Batimens
g. Poile de la Conference
h. Poile du Consistoire
i. pour les Parties du Consistoire
k. Poile de la Session des Tribunaux.
l. pour les Parties des Tribunaux.
a. Craiß-Schreiber-Stube
b. Archiv.
c. des Archivarii-Stube.
d. Tenne.
e. der Gang.
f. Bau-Collegium.
g. Conferenz Stube.
h. Consistori-Sessions-Stube.
i. Consistori-Partheyen-Stube.
k. Tribunals-Sessions-Stube.
l. Tribunals-Partheyen-Stube.
Verges de Rhynl.
Inv. par Gerlach C. P. et P. auli du Roy.
A. Glaßer fec.
C. P. S. C. Maj.
Mart. Engelbrecht excud. A. V.

(bis 1879 des Tribunals, seitdem des Kammergerichts) vertreten sind, wobei er darauf hinwies, daß beim gestrigen Jubiläum des zeitigen Chefs, des Wirklichen Geheimen Rathes Drenkmann, auch dessen Porträt von Professor Koners Hand vom Kammergerichte zur Ehrung des Jubilars für diese Gemäldesammlung gestiftet sei. Zum Schluß wurden einige Momente aus der Geschichte des Hauses während des siebenjährigen und des Befreiungskrieges berührt, sowie die Besuche, welche die späteren Könige Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. und Friedrich III. in den Jahren 1768, 1792, 1860 und 1861 dem ehrwürdigen Kollegienhause in der Lindenstraße abgestattet haben.



Die juristische Vorbildung Friedrichs des Großen.

I.

(Schluß.)

Bis zur Thronbesteigung.

Es war Friedrich beschieden, infolge seines gescheiterten Fluchtversuches selbst mit dem Gesetze, oder besser ausgedrückt, mit dem Königlichen Willen in Konflikt zu gerathen. Er mußte als Komplice oder Anstifter des vom Könige zum Tode bestimmten Lieutenants v. Katte, den das Kriegsgericht nur zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt hatte, der Vollstreckung des Spruches beiwohnen, nachdem er selbst verschiedene Verhöre vor dem Kriegsgericht bestanden hatte. Aber mit diesen Verhören und seiner durch königlichen Befehl erzwungenen Beiwohnung bei jener Exekution [1]) waren die juristischen Formen, soweit sie auf den Thronerben Anwendung finden konnten, erschöpft, denn fest und folgerichtig versagte das Kriegsgericht einen Spruch über den zukünftigen König. Eine heute kaum noch zu beantwortende Frage ist, wieweit Friedrich Wilhelm mit der Möglichkeit gerechnet hat, dem erstgeborenen Sohne die Thronfolge zu Gunsten des zweiten Prinzen zu entziehen. Denn wenn der König in jenen Tagen schwerer Erbitterung auch davon fest überzeugt war, die Regierung Friedrichs werde dem Lande zum Unheil gereichen, so hätte doch das Staatsrecht jener Zeit zur Beseitigung an-

[1]) Es kann hier dahingestellt bleiben, ob und wieweit Friedrich durch seine damaligen Gönner davor bewahrt worden ist, die Hinrichtung des Jugendfreundes als Augenzeuge wahrzunehmen. Diese Frage ist oft in einer mit ihrer Bedeutungslosigkeit in starkem Widerspruche stehenden Weitläufigkeit besprochen worden.

geblich unwürdiger Thronerben nur das einst von Philipp von Spanien und vor Kurzem vom Zaren Peter angewandte Mittel geboten. Die Anwendung desselben, welche Einzelne dem König wohl zutrauten, war aber in Preußen 1730 nicht möglich; ein dem Prinzen abgepreßter Verzicht auf die Thronfolge hätte aber mindestens der Genehmigung des Kaisers bedurft, da der Kronprinz auch Kurprinz des Reiches war, den König also in die Lage gebracht, sich gerade da als Vasallen zu benehmen, wo er am schärfsten sich als unbeschränkten Herrn und Vater fühlte; ganz abgesehen davon, daß alle Verzichte und etwaigen Garantien auswärtiger Mächte die heillosesten Intriguen, Einmischungen fremder Mächte und damit den Staat schwächende Verwirrungen hervorgerufen haben würden, falls Friedrich bei der Thronerledigung den Verzicht als einen erzwungenen widerrufen hätte. Dem verschloß sich auch Friedrich Wilhelm nicht, und man darf deshalb annehmen, daß nach Besänftigung der ersten Erregung über die Flucht des Sohnes ihn lediglich der Gesichtspunkt geleitet hat, denselben zu einem würdigeren Thronfolger zu erziehen. Diese in Küstrin begonnene Erziehung darf als eine mustergültige betrachtet werden, denn sie bezog sich auf folgende Hauptpunkte: Einmal auf die Erweckung des Gefühls von der Verantwortlichkeit eines Fürsten bei Gott für das Wohl seines Volkes; daher die scharfe Verurtheilung der reformirten Prädestinationslehre, welche auch bei Friedrich einen vom Könige offenbar in seiner Nachhaltigkeit überschätzten Einfluß ausgeübt hatte. Dann aber, und das war wichtiger, in der Erziehung zu regelmäßiger Arbeit, um dadurch die Bedürfnisse des Volkes kennen zu lernen. Bei dieser Methode, welche dem Prinzen immerhin einen Einblick in die Regierungsmaschine verschaffte, wenn auch seine gefälligen Vorgesetzten stets im Prinzen den Thronerben schonend berücksichtigten, war nun auch der Jurisprudenz eine bescheidene Rolle zuertheilt. Schon die erste Instruktion für die ihm in Küstrin beigegebenen Personen verbot diesen, mit dem Prinzen über Allotria zu sprechen, während es ihnen gestattet war, mit demselben über Prozeßordnungen zu reden. Man darf wohl annehmen, daß die eigene Beanlagung des Gefolges und die Rücksicht auf ihren vornehmen Anbefohlenen jedes Eingehen auf diese Materie verhindert haben wird. Aber die Wahl dieses Unterhaltungsstoffes seitens des Königs ist um so auffälliger, da er aus seiner geringen Schätzung der geltenden Prozeßregeln niemals ein Hehl gemacht hatte. Indeß Friedrich Wilhelm beschränkte damals die Erziehung seines Erben im Justizfache auf diese gewiß nie geführten Unterhaltungen, im Uebrigen wurde Friedrich nicht der Regierung zu Küstrin (d. h. dem neumärkischen Kammergerichte), sondern der dortigen Kammer (d. h. der neumärkischen Verwaltungsbehörde) zur Ausbildung überwiesen, und zwar zunächst als Rath ohne Votum (seit Dezember 1730), später als stimmberechtigtes Mitglied (August 1731). So segensreich diese Ausbildung gewesen sein mag, namentlich dadurch, daß sie dem jungen Fürsten einen Einblick in die Bedürfnisse seiner künftigen Unterthanen verschaffte, so war sie doch insofern einseitig, als er hier nur lernen konnte, möglichst praktisch diese Bedürfnisse zu befriedigen. Nicht das strenge Recht, nicht die Achtung vor seiner Unbeugsamkeit wurde ihm hier nahe geführt, sondern Alles drehte sich um Nutzen und Zweckmäßigkeit; der gute Erfolg bildete das Ziel, der Weg, auf dem man zu diesem gelangte, war Nebensache; jedenfalls der kürzeste der beste. Schon in jener Zeit erkannten Einsichtige, daß Friedrich wohl niemals eine Neigung für jeglichen Kleinkram haben werde; dieser Mangel mag aber für seine Entwickelung zum Staatsmann und Regenten ohne Nachtheil, vielleicht sogar von Vortheil gewesen sein, mußte ihm aber das Verständniß für das geltende Recht, in dem unendlich viel mehr als heute Formenkram aller Art wucherte, erschweren. Für die Verwirklichung des Rechts, d. h. zur Wiederherstellung eines gestörten Rechtszustandes ist es aber unter allen Umständen erforderlich, daß ein gesetzlich geregelter Weg (Prozeßverfahren) eingehalten wird, ohne einen solchen gelangt man in die Zustände der Barbarei und des Faustrechts zurück. Ein solches Faustrecht ist aber, wenn man genauer zusieht, auch jeder fürstliche Machtspruch. Denn noch so weise und vorsichtig angewandt, setzt er doch immer die Gewalt an die Stelle des Rechtes. Es mag allerdings das durch den Machtspruch Herbeigeführte hier und da im Endergebnisse auch den Anforderungen des Rechts entsprechen, ja er mag auf dem kürzesten Wege bisweilen zum Ziele führen; aber genau das Gleiche läßt sich zur Rechtfertigung der Selbsthülfe und des Faustrechts sagen. Aber diese Ausführung stimmte für jene Zeit doch nicht; Preußen war ein absolut regierter Staat, der königliche Wille war zugleich Gesetz; der König konnte ebenso gut allgemeine Gesetze jeder Art einführen, wie von Fall zu Fall Streitsachen nach seinem Belieben durch Machtsprüche erledigen, die eben bedeuteten, daß die ge-

wöhnlich zur Anwendung kommenden Prozeßregeln oder Gesetze hier nicht anwendbar sein sollten. Eine Rechtssicherheit bestand auf diese Weise nicht; die Nichtbefolgung der Prozeßregeln seitens einer Partei gewährte der Gegenpartei Rechte nur insoweit, als nicht, was häufig genug geschah, ein landesherrliches Reskript den Säumigen gegen die Nachtheile restituirte und damit den inzwischen weitergeführten Prozeß auf den Punkt zurückführte, auf dem er vor Eintritt jener Rechtsnachtheile gestanden hatte. Es kam vor, daß der in allen Instanzen abgewiesene Kläger nachträglich noch zu einer weiteren Ausführung seiner Rechte in einem neuen Verfahren auf Befehl des Königs zugelassen wurde, so daß auch die Thatsache der rechtskräftig entschiedenen Sache damals nur einen sehr zweifelhaften Rechtsschutz gewährte. Wenn so einerseits die Prozesse endlos verschleppt wurden und kein Rechtsstreit einen fest bestimmten Endpunkt mehr hatte, so wurde andererseits, wenn eine Partei ein dahin zielendes Reskript zu erreichen verstand, vom Könige einem Gerichtshofe auch wohl befohlen, innerhalb einer kurzen Frist, die bisweilen auf wenige Tage erstreckt wurde, einen Rechtsstreit endgültig zu erledigen. So standen die prozessualen Rechtsmittel nur auf dem Papier, die Erkenntniß ihrer unleugbaren Mängel hatte keine Aenderung herbeigeführt, sondern ließ sie für diejenigen, die es verstanden, bis zum Throne zu dringen, als bereits beseitigt erscheinen.

F. Holtze.

Jubelfest eines märkischen Historikers.

Unser stiftendes und Ehrenmitglied, Herr Professor Holtze, beging am 1. Oktober d. Js. sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Nachdem bereits am frühen Morgen des Festtages ihm die Büreau- und die Unterbeamten der Kriegs-Akademie, an welcher der Jubilar seit 1880 als Bibliothekar thätig ist, eine Palme und eine Tuladose[1]) überreicht hatten, begann um 9 Uhr das Musikkorps der Haupt-Kadetten-Anstalt, an der Herr Holtze von 1852 bis 1880 als Lehrer gewirkt und der er noch jetzt als Mitglied der Studien-Kommission angehört, ein Ständchen. Es war noch nicht beendet, als der Direktor der Kriegs-Akademie, Generallieutenant v. Villaume, mit allen Direktions-Mitgliedern erschien, um dem Jubilar nach einer längeren herzlichen Ansprache den von Sr. Majestät verliehenen Kronen-Orden zweiter Klasse[1]) einzuhändigen. Hieran schlossen sich die Glückwünsche des Kommandeurs des Kadettenkorps, Generalmajors v. Freihold, und des Präses der Ober Militär-Examinations-Kommission,[2]) Generallieutenants v. Scheel, welche beide von Deputationen begleitet waren, und die des durch seinen Adjutanten, Major v. Wietersheim, vertretenen, an diesem Tage von Berlin abwesenden General-Inspekteurs des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens, Generals der Infanterie v. Keßler. Es folgten die Direktions-Mitglieder und die Lehrer der Kriegs-Akademie, in deren Namen der dem Jubilar seit Jahren nahestehende Prof. Dr. Püttmann eine von Herzen kommende und zum Herzen dringende, poetisch ausklingende längere Ansprache hielt und ihm ein mit dem Piedestal sechs Fuß hohes Bronze-Standbild Kaiser Wilhelms I. als Ehrengeschenk übereignete. Galten diese Ovationen dem Pädagogen und Beamten, so erschien die nächste Deputation, um den Historiker zu feiern.

Unser erster Vorsitzender, Geheimer Archivrath Reuter, begleitet vom Archivrath Dr. Bailleu als Abgeordnetem des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg, und von unserem Schatzmeister Gerold, begrüßte nämlich den Jubilar etwa mit folgenden Worten:

„Verehrter Herr Professor! Wenn heute nach den Vertretern der Militärbehörden, denen Sie die Arbeit eines reichen Lebens gewidmet haben und, so Gott will, noch lange Jahre in geistiger und körperlicher Frische widmen mögen, auch die Vertreter der Geschichtsvereine unserer Mark und der Stadt Berlin als Glückwünschende nahen, so gilt dies dem bewährten Historiker, dem geehrten Mitgliede und dem erprobten Freunde. Was Sie für die heimathliche Geschichte selbstlos gearbeitet haben, ist bekannt und hat darin seinen schönsten Lohn gefunden, daß Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit, Kronprinz Friedrich Wilhelm, im Jahre 1882 Sie ehrenamtlich in die „Kommission für die Herausgabe der Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten

[1]) Es dürfte manchem unserer Mitglieder unbekannt sein, daß Herr Holtze eine Sammlung von über 400 (materiell meist werthlosen) Tabatieren besitzt, darunter eine ihm ebenfalls an jenem Tage gestiftete Dose aus dem Gräflich Waldenburgschen Nachlasse, welche ein Miniaturgemälde Friedrichs des Großen (nach Chodowiecki) auf Perlmuttergrund zeigt.

[1]) Herr Holtze besitzt den Rothen Adler-Orden dritter Klasse mit der Schleife seit 1890, den Adler der Ritter des Hohenzollernschen Hausordens seit 1880, und ist seit 1882 Komthur des Königl. Sächsischen Albrechts-Ordens.

[2]) Dieser Kommission hat Herr Holtze von 1866 bis 1890 als Mitglied angehört.

Friedrich Wilhelm von Brandenburg" berufen hat.[1]) Für Berlin, Ihre Vaterstadt, haben Sie in der Geschichte ihrer Befestigung[2]) ein Werk geschaffen, von dem Clauswitz neulich rühmen durfte, daß es wohl das Gediegenste sei, was zur Geschichte Berlins geschrieben sei. Unseren Vereinen haben Sie seit langen Jahren Zeit und Kraft gewidmet; dem für die Mark Brandenburg gehören Sie seit 1855 als Mitglied, seit 1862 als General-Sekretär[3]) an; den Berliner haben Sie stiften helfen, in seinem Vorstande bis 1878 als General-Sekretär gesessen und seit 1879 dürfen wir Sie als unser Ehrenmitglied begrüßen. Aber wir kommen auch, um dem bewährten Freunde Glück zu wünschen. Wer mit Ihnen in unseren Vereinen verkehrt hat, der erinnert sich gern Ihrer steten Liebenswürdigkeit, Ihrer Bereitschaft zu litterarischer Hülfe und ihres erquickenden Humors, und wir können nur das Eine bedauern, daß Sie in den letzten Jahren ein sehr seltener Gast geworden sind. Aber das wissen wir, daß Sie immer der Unsere geblieben sind, und erst vor Kurzem durften unsere Mittheilungen aus Ihrer Feder Erinnerungen aus Ihrer Schulzeit bringen.[4]) Nehmen Sie denn unsere herzlichsten Glückwünsche, die wir als Vertreter der beiden Vereine Ihnen in deren Auftrage aussprechen, und den Ausdruck unserer Hoffnung entgegen, daß wir Sie noch lange Jahre in Kraft und Frische zu den Unseren zählen dürfen! Das walte Gott!"

Der Gefeierte entgegnete hierauf ungefähr: „Meine Herren, und ich darf wohl sagen Freunde! Ich bin Ihnen von Herzen für die Worte, die Herr Geheimer Archivrath Reuter an mich gerichtet, dankbar. Allerdings bin ich nicht mehr in der Lage, so häufig im Verein für Geschichte der Mark Brandenburg zu erscheinen, wie vor einem Menschenalter, als sogar einmal Herr Geheimer Archivrath Reuter und ich die einzigen in einer Sitzung erschienenen, aber trotzdem nicht verzagenden Mitglieder waren. Auch die Thätigkeit für den Berliner Verein habe ich aufgeben zu müssen geglaubt, als ich 1878 nach Lichterfelde verzog. Aber ich freue mich aufrichtig, daß beide Vereine seitdem zu einer von mir nicht geahnten Größe und Kraft emporgeblüht sind, und daß ich in Ihnen, Herr Geheimer Rath, den zielbewußten Lenker des Berliner Vereins auf dem von meinem unvergeßlichen Freunde Louis Schneider beschrittenen Wege begrüßen darf. Ich bitte Sie, den beiden Vereinen meinen verbindlichsten Dank dafür, daß Sie heute freundlich meiner gedacht haben, zu übermitteln. Mögen beide ferner zur Ehre der Mark und unserer Vaterstadt gedeihen!"

Hiermit schlossen die offiziellen Begrüßungen, und eine ganze Reihe Glückwünschender nahte. Blumen, Dosen und Kunstwerke aller Art[1]) waren dargebracht worden; darunter eine Büste des Bläserschen Standbildes des Großen Kurfürsten auf Rügen von unserem zweiten Vorsitzenden, dem einzigen Sohne des Jubilars,[2]) und eine Bronze-Statuette Friedrichs des Großen. Letztere Gabe erweckte das besondere Interesse der Anwesenden. Sie war dem Gefeierten schon am frühesten Morgen von seiner einzigen Schwester, der Frau Sophie Haack, aufgebaut, und von ihr dazu folgende, in der Form des Papiers und der Schrift fast täuschend nachgeahmte Kabinets-Ordre gelegt worden:

„Gegeben in Unserer Geburtsstadt und Residenz Berlin am 1. Oktober 1896.

Dieweil der goldene Jubilar
Aimable stets vor Meine Junkers war —
Dieweil seine Conduite Mériten hat
Um Mein Königlich Haus und die Vaterstadt —
Dieweil sein gut Exempel förderlich —
Sei stabiliert in Bronze

sein

Friederich."

---

1) Dieser Kommission gehören z. Z. außer Herrn Holtze der Direktor der Staatsarchive Professor Dr. Koser und Professor Dr. Schmoller als Mitglieder an.

2) Geschichte der Befestigung von Berlin in unseren Schriften Heft X (1874). Das Urtheil von Clauswitz siehe Schriften Heft XXXI. S. 136.

3) Geheimer Archivrath Reuter ist Schatzmeister des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg.

4) Herr Holtze hat in unseren „Mittheilungen" 1894 seine Schulzeit auf dem hiesigen Friedrich Wilhelms-Gymnasium beschrieben.

1) Den Jubilar erfreute ganz besonders das Prachtwerk „Berlin und seine Bauten", zumal die Geschenkgeber, seine Neffen, Geh. Baurath Housselle und Stadt-Bauinspektor Haack, zu den Mitarbeitern an jener hochverdienstvollen Schrift gehören.

2) Holtze, verheirathet seit 6. November 1852 mit Ottilie Haack, aus der bekannten Berliner Seidenwaaren-Fabrik, hat noch eine an den Oberstlieutenant und Bezirkskommandeur v. Zawadzky in Neutomischel vermählte Tochter Elisabeth und z. Z. 5 Enkelkinder: Elisabeth, Friedrich Wilhelm und Thora Geschwister Holtze aus der am 8. Mai 1888 geschlossenen Ehe des zweiten Vorsitzenden mit Gertrud Hoffmann, und Eva und Margarete, Schwestern v. Zawadzky.

Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.



Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

Schlußwort

zur

Sonderausstellung von Berolinensien in Alt-Berlin auf der Gewerbe-Ausstellung 1896.

Bei der Schlußfeier, welche am 15. Oktober draußen im Treptower Parke stattfand, unterließ es keiner der Redner, mit ehrenden Worten des großen Werkes zu gedenken und Dank und Anerkennung allen denen auszusprechen, welche ihre Kräfte dem Unternehmen gewidmet hatten. Auch die Aussteller empfingen den ihnen gebührenden Dank für ihre Mühen und Opfer. Unser Verein darf gleichfalls einen Theil dieser Anerkennung für sich in Anspruch nehmen. Denn er wachte nicht



nur über die historische Treue und stilgerechte Anlage jenes romantischen Winkels, der als „Alt-Berlin" das Ziel von abertausend Besuchern wurde, er trat auch selbst als Aussteller auf durch seine

Sonderausstellung von Berolinensien in der Heiliggeistkirche, um auch damit die Liebe zur engeren Heimath, zur Vaterstadt von Neuem zu wecken und zu pflegen.

Ueber den Inhalt und die Bedeutung dieser Ausstellung soll hier nicht weiters berichtet werden, da ja bereits in Nr. 8 und Nr. 9 der „Mittheilungen" davon die Rede war. Doch möge neben den Abbildungen aus dem Innern der Kirche, welche die Erinnerung an sie dauernd erhalten sollen, noch einiges „Selbsterlebtes" hier folgen.

deutendste Stück anfangs entgegengenommen. Doch in kürzester Frist wuchs unser Selbstvertrauen und damit die Kritik, die mitunter hartherzig waltete. Zuletzt schien uns nur das Beste gut genug.

Dann kam auch der Tag, an welchem in früher Morgenstunde der Möbelwagen vor dem Deutschen Dome stand und all die Kostbarkeiten nach „Alt-Berlin" hinausführte. Da standen und lagen sie nun herum in dem öden, feuchten, halbfertigen Raume: ein schauerlicher Anblick, nur gemildert durch die schönen bunten Glasfenster, deren Bilder die Sonne



Gern gedenke ich der vorbereitenden Sitzungen des Ausschusses im Dome, wo wir unpünktlich zusammenkamen und unter der trefflichen Leitung unseres rechtsgelehrten Vorsitzenden die schwierigsten Dinge mit Leichtigkeit entwickelten und entschieden. Jedes Hemmniß wurde mit klugem Sinne beseitigt. Rastlos eilte die Feder des Protokollführers über das Papier und die saubere Abschrift, gehörig unterzeichnet, wurde dem verehrten Vorsitzenden des Vereins schleunigst zugestellt. Dann kamen die Tage der Einlieferung der Ausstellungsgegenstände. Mit freundlichster Miene wurde das unbe-

auf den staubigen Fußboden warf. Und dann kamen die Tage angestrengtester Arbeit. Es galt aufzuhängen, aufzustellen: mit Gefühl und Geschmack. O du fensterlose Schreckenswand, ein Balkengerüst mit überspannter Sackleinwand, nie werd' ich Dein vergessen! Wie glücklich waren wir, wenn endlich der Nagel einen Halt fand und sich herbeiließ, ein gerahmtes Bild zu tragen!

Allmählich jedoch kam eine gewisse Ordnung in die Sache — wenn auch langsam —, so daß der Herr Vorsitzende die Ausstellung den Vereinsmitgliedern am 30. Mai als „eröffnet" vorstellen

konnte. Das half und noch emsiger als zuvor wurde geschafft und gearbeitet. In Dankbarkeit gedenke ich der treuen Mitarbeiter, der Herren F. Lindenberg und E. Marquardt, welche ihre kostbare Zeit dem Unternehmen zur Verfügung stellten. Inzwischen katalogisirte emsig unser Hauptschriftwart die untergebrachten Gegenstände und es

ihnen doch ihre Jugend, die alte Zeit, dadurch wieder vor Augen geführt.[1])

Doch auch dafür war gesorgt, daß wir nicht zu stolz wurden. Da kam Mancher, der in wenigen Minuten mit all den schönen Sachen „durch" war: „man bloß 'ne Ausstellung von olle Sachen" — solch eine Kritik thut weh![2])



erstand in erster, dann in zweiter Auflage der mit einer Abbildung von Alt-Berlin geschmückte „Führer durch die Sonderausstellung von Berolinensien".

Endlich war das Werk vollbracht und gefiel uns selbst nicht so übel. Auch Andere hatten ihre Freude daran und ein schöner Lohn für unsere Mühen war es, wenn Eltern und Großeltern ihren Kindern und Enkeln Führer und Erklärer waren und an den alten Bildern, Büchern, Tassen und anderen Dingen ihre helle Freude hatten: wurde

Noch zweier guter Seelen muß ich gedenken, bevor ich diese Erinnerung schließe, es sind Ullrich und seine Ehegenossin. Treu hielten sie Wacht und einladend wußten sie den „Führer" an den Mann zu bringen. Nicht immer, wie bekannt, schien die Sonne und die Regentage waren auch für sie böse Tage. Auch ihnen schulden wir Dank für treue Pflichterfüllung: Den größten Dank aber dem gütigen Geschick, welches Verlust und Schaden von unserer Ausstellung bis zum Schluß ferngehalten hat.

Dr. F. W.

[1]) Die unsern Lesern auf Seite 121—123 vorgeführten Abbildungen des Innenraumes der Heiliggeistkirche, aufgenommen von Ottomar Anschütz, wurden dem Verein von Herrn Dr. F. Weinitz gütigst zur Verfügung gestellt, wofür wir an dieser Stelle besten Dank aussprechen. — D. Red.

[2]) Eingehende Schilderungen finden sich in der „National-Zeitung" Nr. 586 (Sonntagsbeilage Nr. 40) vom 4. Oktober, in der „Neuen Preußischen Zeitung" Nr. 373 vom 11. August, im „Berliner Tageblatt" Nr. 480 vom 20. September, im „Reichsanzeiger" Nr. 185 vom 5. August 1896.

Dank!

Allen Mitgliedern und Nichtmitgliedern, die sich an der „Sonder-Ausstellung von Berolinensien des Vereins für die Geschichte Berlins“ in der Heiliggeistkirche zu Alt-Berlin auf der Gewerbe-Ausstellung in Treptow betheiligt haben, sagt der Ausstellungs-Ausschuß hiermit seinen besten Dank, insbesondere den Vertretern der Behörden, der Innungen und öffentlichen Institute, dem städtischen Archiv und der städtischen Bibliothek zu Berlin, dem Königlichen Institut für Glasmalerei, der Aktien-Gesellschaft Gladenbeck und Sohn und folgenden Förderern:

Erich Marquardt. Hugo Hartmann. C. H. Goldschmidt. H. Braun. Frau E. Guimpel. Hugo Brendicke. Willy Müller. Max Harrwitz. Regierungs-Assessor G. G. Winkel. P. Kühne. P. Wallé. Obermeister Laute (Schwertfeger-Innung.) Dir. R. Walden. Amtsrichter Dr. Béringuier. C. Heise. Premierlieutenant A. Dorgerloh. Herzog & Schwersenz. Schaffner Junge. Louis Walcker. Rektor W. Bonnell. Sanitätsrath Dr. R. Reß. Obermeister Iffland (Nadler-Innung.) Paul Roesner. Charles Violet. G. Ahrens. Jean Violet. Max Schultze. Geh. Rath E. Friedländer. Frau Anna Violet. Hoflieferant F. Miermann. Otto Neumann. Hofantiquar Mai. Dr. H. Brendicke. Edwin Wache. C. Bierbach. Frl. Berger. Obermeister Slaby (Buchbinder-Innung.) Geheimrath Braun. Theodor Eichler. Frl. Auguste Lange. Carl Siegismund. Frau E. Dammer geb. Sommer. Kunsthändler Blatzer. Amtsgerichtssekretär Carl Friebel. Weinhändler Nitze. Schulrath Prof. Dr. Euler. Dr. F. Weinitz. Frl. Gebler. H. Schmaltz. Dr. Joseph. Frl. E. Großmann. H. Schomburg sen. Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrath Lüders. E. Plettner. Dr. Poppe. Direktor W. Funcke. O. Heese. O. Anschütz. Hauptmann v. Schierstedt und Frl. Schwebel.

Besprechung von Büchern etc.

Straubes Monumentalplan der Reichshauptstadt Berlin. Verhältniß 1:17,777 in siebenfarbiger Ausführung mit 54 Abbildungen. Elegant kartonirt mit Text, Preis 2 Mk.

Ein neuer, übersichtlicher und durch sorgsamste Ausführung in siebenfarbigem Druck sehr ansprechender Plan von Berlin liegt uns vor. Der 65×82,5 cm große Plan veranschaulicht ganz Berlin in neuester Vollständigkeit an Straßen, Plätzen, Brücken, öffentlichen Gebäuden, Pferdebahnen 2c. und ist durch einen mit vielem Geschmack arrangirten Rand von 54 vorzüglich ausgeführten Abbildungen der neuesten und hervorragendsten Berliner Denkmäler, Kirchen, Bauten durch wohlgelungene lithographische Stiche in Farbendruck eingerahmt. Der Straubesche Monumentalplan ist nicht nur den Berlinern, sondern auch allen Anderen, die sich für die Reichshauptstadt interessiren, zu empfehlen, da er den Plan der Stadt mit einem Album von Ansichten in sich vereinigt.

„Deutsche Rundschau.“ Verlag der Deutschen Rundschau in Berlin W. 35, Lützowstr. 7. (September- und Oktoberheft.)

Im September-Heft handelt Professor W. Dames über den Pithecanthropus, ein Bindeglied zwischen Affe und Mensch; die merkwürdigen Funde von Dr. Dubois werden hier sorglich untersucht und die Gründe, die für und gegen die Theorie des Affenmenschen sprechen, gegen einander abgewogen, so daß in diesen Ausführungen ein wesentlicher Beitrag zur Klarlegung der bedeutungsvollen Frage vorliegt. Friedrich Ratzel charakterisirt mit feinem Natursinn das Wesen der deutschen Landschaft, Andreas Heusler giebt neue Bilder aus Island, einen Vertreter des modernen spanischen Romans würdigt Lady Blennerhassett, die Bedeutung der Tagespresse in ihren Beziehungen zum geistigen Leben behandelt Dr. Emil Löbl, auf den deutschen Handel im sechzehnten Jahrhundert wird in einem kürzeren Artikel eingegangen. Die belletristischen Gaben sind ein neues Ostseemärchen: Der fliegende Weinhändler von Hans Hoffmann und eine neue Erzählung Wegscheide von Ilse Frapan.

Marie v. Ebner-Eschenbachs neuestes Werk „Verschollen“, eine Künstlergeschichte, steht an der Spitze des Oktoberheftes der Deutschen Rundschau, die damit ihren neuen, 23. Jahrgang einleitet. Der übrige Inhalt dieses Heftes ist folgender: Eine Darstellung der Nordlandreise des deutschen Kaisers von Paul Güßfeldt, der den Kaiser auf seinen Reisen zu begleiten pflegt; eine meisterhafte Charakteristik Heinrichs v. Treitschke von Paul Bailleu mit zahlreichen Briefbeigaben, eine Betrachtung Eduard Strasburgers, des berümten Bonner Botanikers, über Blumen im Hochgebirge; neue Veröffentlichungen aus den Tagebüchern Theodor v. Bernhardis mit Details aus dem Jahre 1866; eine anmuthige Erzählung „Kleinstadtliebe“ von Carl Busse. Den Ereignissen der Gegenwart sind neben einer politischen Rundschau Artikel über Fridtjof Nansen von M. Ottesen und über die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten von M. v. Brandt gewidmet.

Unter Hinweis auf die in Nr. 10 der „Mittheilungen“ angekündigte „Wohlthätigkeits-Vorstellung zum Besten der Hinterbliebenen der mit S. M. S. „Iltis“ untergegangenen Seeleute theilen wir noch Folgendes mit: Die Vorstellung findet am Mittwoch, den 25. November cr., Abends 8 Uhr im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, Chausseestraße 25/26 statt. Dieselbe wird eröffnet mit einem Prolog: „Die Helden des Iltis“, gedichtet von Victor Laverrenz, gesprochen von Frl. Schmidt vom Berliner Theater. Sodann folgt das dreiaktige Drama „König Ring“ von Victor Laverrenz und hierauf die Darstellung der Dichtung „Der Rabe“ von Edgar Allan Poë, welche durch Herrn Regisseur L. Ottomeyer zum Vortrag gebracht werden wird. Die zu dem Drama von Laverrenz erforderliche Musik wird von einer namhaften Kapelle ausgeführt und bringt lediglich Kompositionen Richard Wagners zu Gehör. Somit verspricht die Aufführung eine besonders interessante zu werden. Wir bitten unsere Mitglieder, die Billetbestellungen rechtzeitig an unser Mitglied Herrn Fritz Rühe, i. F. Georg Nauck, Friedrichstr. 52/53, richten zu wollen.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Hans Brendicke in Berlin W 35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 12. — 1896.

Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

629. Versammlung.

21. (5. öffentliche) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:
Sonnabend, den 12. Dezember 1896, Abends 7½ Uhr,
im
Bürgersaale des Rathhauses.

Vortrag des Herrn Redakteurs W. Quanter: Aufnahme des Goetheschen Romans „Die Leiden des jungen Werthers" in Berlin.

Für die Mitglieder und deren Damen werden die ersten Reihen der Mittelplätze bis zum Beginne des Vortrages freigehalten. Um pünktliches Erscheinen wird gebeten.

Wie alljährlich, feiern die Dombesucher in der letzten Domsitzung des Jahres, und zwar am 19. Dezember, das Weihnachtsfest im Vereinszimmer in der althergebrachten Weise, ohne besondere Einladung, unter dem Weihnachtsbaum in geselligem Beisammensein, wo jeder den andern durch Geist und Gabe gern überraschen wird.

Die ordentliche Hauptversammlung findet am Sonnabend, den 16. Januar 1897 statt; die nächste Arbeitssitzung am 30. Januar 1897. (H. Busse, Vorlage vorgeschichtlicher Knochenfunde, gefunden beim Neubau des Hauses Burgstraße Nr. 7, W. Bonnell, Ueber die Ortsnamen Berlin und Kölln im Anschluß an die Broschüre unseres Mitgliedes F. K. Heise.)

Das Stiftungsfest wird am Mittwoch, den 20. Januar 1897 in gewohnter Weise in Arnims Festsälen, Unter den Linden Nr. 44 gefeiert. In das Programm sind vorläufig aufgenommen: Ein Theaterstück im Anschluß an Alt-Berlin auf der Gewerbe-Ausstellung in Treptow, Abendtisch, Vorträge und Tanz (Cotillon), so daß ein fröhlicher Abend den Mitgliedern bevorsteht.

Die verehrlichen Mitglieder werden durch besondere, künstlerisch hergestellte Einladungen zur Theilnahme aufgefordert werden unter Beifügung von Einlaßkarten à 5 Mk. (für Gäste à 6 Mk.) zu gef. Entscheidung bis zum 10. Januar 1897.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Carl Nauck, Mitinhaber der Firma Nauck & Hartmann und der Märkischen Eiswerke, N. Triftstr. 10.
" Emil Stresemann, Kaufmann, S. Ritterstraße 114 I.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Richard Kuhn, Bankbeamter, N. Lothringerstraße 19 pt. Einf.: Herr Erich Hammer.
" Carl Wolff, Fabrikant, C. Alexanderstr. 1. Einf.: Herr Paul Kühne.
" Paul Lubitz, Maurer-Meister, NO. Neue Königstr. 72. Einf.: Herr Paul Kühne.

Herr G. Schmalz, Kunstantiquariat, O. Blumenstraße 51a. Einf.: Herr Dr. Franz Weinitz.
- F. Herzog, Kaufmann (i. F. Herzog & Schwersenz), SO. Wienerstraße 54. Einf.: Herr Dr. Franz Weinitz.

Wohnungsveränderung:

Exc. Graf v. Schlieffen, Theodor, General der Kavallerie, General à la suite weiland S. Maj. des Kaisers und Königs Wilhelm I., Vorsitzender des Königl. Heroldsamtes, W. Karlsbad 14.
Herr Eduard Gilck, Rentier, N. Saarbrückerstr. 6.
- Carl Ulrich, Subdirektor, W. Potsdamerstraße 22b.
- Windschügel, Rentier, NW. Händelstr. 5.
- Robert Eger, Amtsgerichts-Sekretär, NO. Langenbeckstr. 9
- H. Pieper, Oberlehrer, N. Christinenstr. 21.
- Wieprecht, Assessor, W. Achenbachstr. 21.
- Julius Gutzeit, Pianofortefabrikant, SW. Dessauerstr. 38.
- Edwin Schröder, Zahnkünstler, SW. Friedrichstraße 17.
- G. Lossius, Kaufmann, Gr. Lichterfelde, Kastanienstr. 6.
- A. Kersten, Amtsgerichts-Sekretär, N. Prenzlauer Allee 221.
- Dr. Georg Voß, Privatdozent, W. Bendlerstraße 14.
- Erich Hammer, Bankbeamter, N. Kastanien-Allee 81.
- Franz Pest, Fabrikant (nicht mehr Obermeister), N. Bergstr. 8.
- Paul John, Magistrats-Sekretär, Steglitz, Albrechtstr. 93.

Gestorben:

Am 27. November d. Js. entschlief nach langem Leiden der Königliche Amtsgerichtsrath Franz Kuchenbuch, Ehrenbürger der Stadt Müncheberg, im 85. Lebensjahre. Die Beerdigung fand am 1. Dezember nachmittags 3 Uhr in Müncheberg statt. Der Vorstand übermittelte den Hinterbliebenen den Ausdruck des herzlichsten Beileids.

Der Verstorbene stand dem Verein seit dem Jahre 1890 als korrespondirendes Mitglied nahe und war vielen Mitgliedern bestens bekannt geworden gelegentlich der liebenswürdigen Aufnahme des Vereins in früheren Jahren. Seine Thätigkeit als märkischer Geschichtsforscher und als Förderer der Heimathkunde sichert ihm auch bei uns ein dauerndes Andenken.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

Außerordentliche Hauptversammlung im Bürgersaale des Rathhauses am 17. Oktober 1896.

Der erste Vorsitzende, Herr Geheimrath B. Reuter, eröffnete um 7¾ Uhr die Versammlung und theilte mit, daß die Einladung durch die Vereinsblätter (Vossische Zeitung Nr. 475 und National-Zeitung Nr. 594) und durch die „Mittheilungen“ Nr. 10 rechtzeitig und richtig erfolgt sei. Es wird sodann bekannt gegeben, daß vor der Genehmigung der neuberathenen Statuten seitens des Königlichen Polizei-Präsidiums zwei Bedenken erhoben seien: 1) Die Nichteinladung zu den als Fortsetzung der Hauptversammlung vom 25. Januar d. Js. betrachteten Versammlungen vom 22. Februar und 7. März durch die Vereinsblätter. 2) Einige redaktionelle Aenderungen („Satzungen“ statt „Statuten“). Um alle Bedenken, die rein formaler Natur seien, zu beseitigen, sei die heutige außerordentliche Hauptversammlung berufen. Der erste Vorsitzende stellt fest, daß die Versammlung nach §. 15 des revidirten Statuts bei Anwesenheit von 32 Mitgliedern nicht beschlußfähig ist. Eine neue Hauptversammlung wird gemäß §. 13 des revidirten Statuts für November in Aussicht genommen, die statutengemäß unbedingt beschlußfähig ist.

Vom Mitgliede Herrn Hintze wird eine Interpellation überreicht, die nicht auf der Tagesordnung steht und daher nicht zur Erörterung gelangt.

Herr Direktor Walden setzt darauf auseinander, daß es wünschenswerth sei und ganz den Zwecken des Vereins entspreche, wenn, abgesehen von den „grünen“ Heften des Vereins, kunsthistorische Monographien besonders über Berliner Radirer unter Hinzuziehung geeigneter Kräfte bearbeitet, veröffentlicht und in den Buchhandel gegeben würden. Er denke zunächst an Bolt, Matthäi, Boehm, Meyer, auch Hosemann, Gubitz, Unger sen. & jun. u. A. Herr Archivrath Bailleu bemerkt dazu, daß auch im Schoße der Redaktions-Kommission dergleichen Erwägungen stattgefunden, daß in Dresden solche Veröffentlichungen außerordentliche Erfolge gehabt hätten, und hält die Anregung für dankenswerth, deren weitere Förderung dem Vorstand anheim gegeben wird.

Vor einer sehr zahlreichen Versammlung, die die weiten Räume des Bürgersaales des Berliner Rathhauses fast bis auf den letzten Platz füllte,

hielt Herr Oberlehrer Dr. Goerlitzer am 14. November einen längeren Vortrag über „Die Dreikönigszusammenkunft in Potsdam und Berlin im Juli 1709". Der Vortragende begann mit einer Schilderung der politischen Lage, die durch den Spanischen Erbfolgekrieg (1701—1714) im Westen und durch den großen Nordischen Krieg (1700—1721) im Osten geschaffen wurde. Die Ursache zu letzterem war der Zwist zwischen der älteren Königlichen, in Dänemark herrschenden, und der jüngeren holstein-gottorpischen Linie des Hauses Oldenburg, wobei der Vertreter der letzteren, Herzog Friedrich IV., einen Rückhalt an seinem Schwager, dem jungen Schwedenkönige Karl XII. (1697—1718), fand. Dies führte bereits unter König Christian V. von Dänemark (1670—1699) zu einem Bündniß dieses Staates mit Sachsen-Polen, dessen Beherrscher, Friedrich August (August der Starke), das im Frieden von Oliva 1660 endgültig entrissene Livland zurückgewinnen wollte, während Rußlands großer Zar Peter die Eroberung der Ostseeküste erstrebte, um ein Fenster zu haben, wie er sich ausdrückte, durch das er nach dem Westen hinaussehen könnte. Bald nach dem Regierungsantritte des Königs Friedrich IV. von Dänemark (1699—1730) kam es zum Ausbruche des Krieges, der, nach dem verunglückten Ueberfall auf Riga und der Wegnahme von Dünamünde, im März 1700 bereits im vollen Gange war. Aber Karl XII. landete, unterstützt von einer englisch-holländischen Flotte, am Sunde bei Humlebaek, schlug die herbeigeeilten Truppen und Landmilizen und marschirte auf Kopenhagen. Da die verfügbaren dänischen Truppen bereits in den Elbherzogthümern versammelt waren, so sah sich König Friedrich IV. gezwungen, am 18. August 1700 im Schlosse Travendahl Frieden zu schließen, worauf König Karl sich sofort nach Livland wandte. Bei Pernau landend, marschirte er auf Narwa, das von den Russen belagert wurde, und schlug dort, 8000 gegen 40000 Mann, die Gegner am 30. November 1700. Nun aber beging er seinen schwersten Fehler. Er hätte jetzt einen ehrenvollen Frieden schließen können, oder, wenn er dies nicht wollte, wenigstens seinen gefährlichsten Gegner, den Zaren Peter (1696—1725), vernichten müssen, statt dessen trieb ihn persönliche Abneigung gegen August den Starken, diesen nunmehr zu vernichten. So ließ er dem Zaren Zeit, seine großartigen Reformen zu vollenden und im Rücken Karls alle seine Erfolge in Frage zu stellen. Die Schweden drangen rasch in Litthauen und Polen vor, 1702 siegte Karl bei Klissow, nordöstlich von Krakau, 1703 bei Pultusk, nördlich von Warschau, und ließ 1704 einen polnischen Edelmann, Stanislaus Leszczynski zum Könige von Polen wählen. Nachdem er durch den Sieg bei Fraustadt 1706 den letzten Rest der sächsischen Truppen aus Polen geworfen, suchte er, ohne die Neutralität des Reiches zu respektiren, August den Starken in seinen Erblanden auf, schlug sein Lager bei Leipzig auf und zwang August zu dem schmachvollen Frieden von Altranstädt, der, wie der preußische Minister v. Ilgen sagte, „seines Gleichen nicht hat in der Historie".

Den Winter 1706/7 blieb Karl in Sachsen, ohne daß selbst seine Minister wußten, was er vorhatte. Und nun gingen im Frühjahr 1707 die Franzosen über den Oberrhein, erstürmten die Stollhofener Linien und streiften bis Schwaben und Franken. Wenn die beiden gefürchtetsten Kriegsmächte Europas ihre Waffen vereinigten, dann war es, wie alle Welt mit Zittern sich gestand, „um das Reich und etliche Kronen geschehen". — Lange hatte Preußen in den letzten Jahren mit Schweden unterhandelt, ohne zum Abschluß zu gelangen, und dennoch hieß es bei Sachsens Freunden, Preußen sei insgeheim mit Schweden verständigt, das es zu so gefährlicher militärischer Stellung in Norddeutschland hatte kommen lassen. Vergeblich suchte Preußen jetzt aus seiner gefährdeten Lage durch ein Bündniß mit Schweden herauszukommen. Aber auf die Vorschläge des preußischen Unterhändlers Marquard v. Printzen, die ein Bündniß gegen Frankreich und Schutz der Evangelischen in Schlesien, Ungarn und der Pfalz bezweckten, ging Schweden nach seinen ungeheuren Erfolgen nicht mehr ein. Preußen konnte trotz wochenlanger Unterhandlungen nicht die Abtretung von Polnisch-Preußen (Westpreußen) durchsetzen. Selbst als Printzen im Dezember 1706 ein eigenhändiges Schreiben König Friedrichs I. überbrachte, in dem dieser Stanislaus ohne Entschädigung als König von Polen anerkannte, kam man nicht weiter. Dabei fing Sachsen bereits an, Schwedens Hand auf Kosten Preußens zu suchen. König Friedrich I. war in der übelsten Stimmung. Doch ging wenigstens die Gefahr einer Vereinigung Schwedens mit Frankreich vorüber, nachdem im April 1707 der englische Feldherr Marlborough in Karls Lager verweilt hatte, und am 16. August 1707 wurde zwischen Preußen und Schweden ein „ewiges Bündniß" zu gegenseitiger Garantie, Hülfeleistung mit 6000 Mann im Falle eines Angriffs und

gemeinsames Einschreiten für die Evangelischen, die Reichsverfassung und den Westfälischen Frieden geschlossen. Doch blieb auch dieses Bündniß ohne wirkliche Bedeutung, und überall empfand man, daß Preußens Bedeutung im Sinken begriffen sei.

Da brach König Karl im September 1707 mit einem trefflich ausgerüsteten Heere nach Osten auf, nun auch die Russen endgültig niederzuwerfen. Mittlerweile aber hatte sich die ganze Lage verändert: 1703 hatte Zar Peter im eroberten Ingermanland St. Petersburg gegründet, kurz vor Abschluß des Altranstädter Friedens siegten russische Truppen bei Kalisch; Rußland beherrschte die „Seekante" von Narwa bis Memel, seine Kriegsschiffe die Ostsee, und sie bedrohten die schwedischen Küsten, während die Kriegstüchtigkeit des russischen Heeres sich unendlich gehoben hatte. Von Anfang an mußte unter solchen Umständen Karls Zug als hoffnungslos erscheinen. Wie konnte er hoffen, daß die alten Feinde Dänemark und Polen jetzt stille sitzen würden? Und Preußen, isolirt wie es war, mußte jetzt gleichfalls die Gelegenheit suchen, neue Bedeutung zu erringen. Mit seiner Waffenhülfe suchten Dänemark und Polen ihre Zwecke zu erreichen. Im April 1709 erschien Graf Flemming, der Vertraute König Augusts, in Berlin, um zu sehen, ob Preußen zu dieser Hülfe zu haben sei. König Friedrich I. empfing ihn freundlich, wies ihn an, mit dem klugen Staatsmanne Heinrich Rüdiger v. Ilgen über die Sache zu sprechen. Von diesem zähen, schmiegsamen, verschlagenen, an diplomatischen Mitteln unerschöpflichen Manne, der der Interessen des preußischen Staates in seltener Weise kundig war und in denselben lebte und webte (Droysen, Gesch. d. preuß. Pol.), gab der Vortragende eine kurze Charakteristik. Der schlaue Diplomat, dem Preußen in dieser Zeit so Vieles zu verdanken hatte, wußte vorsichtig zu laviren, aber König Friedrich war Feuer und Flamme. „Jetzt oder nie", war seine Ansicht. Als Flemming schon im Reisekleide war, ließ ihn der König holen und übergab ihm ein eigenhändiges Projekt, auf Grund dessen über ein Bündniß verhandelt werden konnte. Preußen sollte 50 000 Mann aufstellen, dafür Polnisch-Preußen und Ermeland nebst der Schutzhoheit über Kurland erhalten, Livland an Stanislaus kommen, der Zar Petersburg, August Litthauen und Polen, „was um Warschau liegt", behalten, Hannover durch Verden, Dänemark durch Schonen vergrößert werden. Unter solchen Umständen wurde eine Zusammenkunft der drei Monarchen in Potsdam verabredet, die sich um so leichter durchführen ließ, als König Friedrich von Dänemark, von seiner italienischen Reise zurückkehrend, eben am Hofe seines Cousins Friedrich August in Dresden weilte.

Diese Zusammenkunft der drei gekrönten Häupter bewegte Mit- und Nachwelt in hohem Grade. Der Kammerjunker v. Meyseburg gab schon vorher eine Schrift heraus, in der er auf die Bedeutung eines so seltenen Ereignisses hinwies, das seit der Geburt Jesu Christi überhaupt erst das zwölfte derart gewesen sei. In Berlin erschien eine Flugschrift, welche in der gleichzeitigen Konstellation der Sonne, des Saturns und der Venus eine Andeutung für die besondere Gunst sehen wollte, die der Himmel dem Unternehmen zuwende. Noch 1733 pries der Informator zu Uetz, Georg Belitz (Bellamintes), in seinem „itzt blühendem Potzdam" in barocken Versen, die der Vortragende citirte, die Bedeutung der festlichen Tage von Potsdam. Unter den Quellen, aus denen der Vortragende für die Darstellung der Festlichkeiten schöpfte, hob er namentlich zwei hervor, erstens eine im Jahre 1709 in Berlin erschienene Flugschrift: „Relation, von dem, Was bey Hoher Ankunft / Anwesenheit und Wiederabreise des Königs von Dänemark / und Des Königs Augusti Majest. Majest. In Potsdam und Berlin vom 1. Julii an / bis den 17ten vorgegangen. Zu finden bey Johann Andreas Rüdiger / Buchhändler unter dem Dohm"; zweitens die bis vor Kurzem ganz unbekannt gebliebenen Tagebuchsaufzeichnungen des dänischen Vizeadmirals Just Juel, die im Jahre 1893 durch einen verdienstvollen neueren dänischen Gelehrten, Herrn Gerhard Leslie Grove, Archivsekretär im Königlich dänischen Reichsarchiv, unter dem Titel veröffentlicht wurden: „Eine Reise nach Rußland unter Zar Peter. Tagebuchsaufzeichnungen des Vizeadmirals Just Juel, dänischen Gesandten in Rußland 1709—1711" (Kopenhagen, Gyldendals Verlag). Der Vortragende gab nach einer kurzen Schilderung des Lebenslaufes Juels eine Würdigung seiner trefflichen Aufzeichnungen, die namentlich für Rußlands Geschichte von so außerordentlichem Werthe sind, daß Se. Majestät Kaiser Nikolaus II. bei seiner jüngsten Anwesenheit in Kopenhagen den verdienten Herausgeber, Herrn Grove, zum Ritter des St. Annen-Ordens erhob. Von allen Seiten, aus Deutschland, Rußland, England und Frankreich ist die lebhafteste Anerkennung ausgesprochen worden; so schreibt z. B. die English historical Review in ihrer Oktobernummer vom Jahre 1893, daß wenige Veröffent-

lichungen über die Regierungszeit Peters des Großen an Werth dem vorliegenden Tagebuche zu vergleichen seien. Der Vortragende, der vor Kurzem für die Nummern 40—42 des „Bär" eine Uebersetzung der Preußen berührenden Abschnitte der Juelschen Aufzeichnungen mit Erlaubniß des Herausgebers übersetzt hat, wies auf das große Interesse hin, das dieses Werk auch bei Nichtfachleuten finden müsse, und gab der Hoffnung Raum, daß eine deutsche Uebersetzung des Gesammtwerkes, zu der er von Herrn Grove angeregt worden sei, im Laufe des nächsten Jahres erscheinen werde.

Bereits am Sonnabend den 29. Juni traf ein Bataillon Grenadiere in Potsdam ein, um während der Anwesenheit der hohen Herrschaften hier den Wachtdienst zu versehen, am 30. erschien König Friedrich I. selbst in Begleitung seiner drei Halbbrüder, der Söhne des Großen Kurfürsten aus seiner zweiten Ehe mit Dorothea von Holstein-Glücksburg. Der älteste unter ihnen, Philipp Wilhelm (1669—1711), der Begründer der markgräflichen Linie zu Schwedt, Statthalter in Magdeburg und Generalfeldzeugmeister, der Schwager des „alten Dessauers", dessen Schwester Johanne Charlotte er 1699 geheirathet hatte, war von straffer, soldatischer Art, der echte Typus eines preußischen Offiziers. Sein Regiment, in dem zuerst die Sitte aufkam, „lange Kerls" einzustellen, galt für das schönste der Armee. Sein Bruder Albrecht Friedrich (1672—1731), Statthalter in Hinterpommern, war ein schöner, eleganter Herr. Bei der Rückkehr von der Krönung in Königsberg 1701 hatte er selbst als Kutscher in weißen seidenen Strümpfen, in Sammetrock und Allongeperücke die Königin Sophie Charlotte nach Berlin geführt. Man hielt ihn für den besten Tänzer am preußischen Hofe, aber die Einwilligung zu seiner Heirath mit Maria Dorothea von Kurland im Jahre 1703 soll er seinem Königlichen Bruder nur durch einen Kniefall abgerungen haben. Friedrich blieb auch ferner der jungen Markgräfin wenig gewogen. — Der dritte Bruder endlich, Christian Ludwig (1677 bis 1734), Statthalter und Dompropst in Halberstadt, war unvermählt.

Da am Montag den 1. Juli die beiden fremden Könige sich den preußischen Grenzen näherten, wurde ihnen der Hofmarschall und Kapitän der Schweizergarde, Sigismund v. Erlach, mit Küche und Keller, bis nach dem ehemaligen Kloster Zinna, 5 Meilen von Potsdam, entgegengeschickt, während gleichzeitig die nunmehrige Besatzung von Potsdam durch die Schweizergarde und Leibwache verstärkt wurde. Nachdem die fremden Gäste auf preußischem Boden eingetroffen, wurden ihnen am Nachmittage des 2. Juli auf der alten „Heerstraße" nach Sachsen, die durch die jetzige Leipziger Straße in Potsdam führte, die drei Markgrafen mit einer Anzahl gleichfalls berittener Hofkavaliere eine halbe Meile weit entgegengesandt, während der dänische Gesandte Juel den Majestäten noch eine Meile weiter entgegenreiste. Bei der Ankunft der beiden Könige stiegen die Markgrafen mit ihrem Gefolge zur Begrüßung ab, wonach die fremden Monarchen eine ihnen gesandte Königliche Karosse bestiegen. Hierauf setzte sich der Zug in Bewegung unter Voranritt von blasenden Postillonen, die von dem Sohne des Oberkammerherrn, des berüchtigten allmächtigen Ministers Kolbe v. Wartenberg, der gleichzeitig das Erbpostmeisteramt bekleidete, geführt wurden. Dann folgte unter Führung des Oberjägermeisters die Jägerei, die, wenn die Postillone schwiegen, auf Waldhörnern blies. Hinter den Hofkavalieren ritten die drei Markgrafen unmittelbar vor der Königlichen Karosse, in welcher der Dänenkönig zur Rechten des sächsischen Monarchen saß. Die lächerlichen Etikettestreitigkeiten, die in jenen Tagen eine so bedeutsame Rolle spielten, hatte man diesmal durch die Verabredung beseitigt, daß beide Fürsten täglich mit dem Vorrange wechseln sollten, während der König von Preußen ihnen als seinen Gästen jederzeit den Vortritt gab. Dem Königlichen Wagen folgten die Gardes du Corps in ihrer prächtigen Ausrüstung, und den Beschluß wird wohl das Gefolge der beiden Könige gemacht haben, das bei König Friedrich von Dänemark aus 64 und bei August aus 95 Personen bestand. Der Vortragende erwähnte hier namentlich die beiden hervorragendsten Personen desselben, den dänischen Grafen Reventlow und den sächsischen Geheimerath und General Grafen Flemming. An dem unter dem großen Kurfürsten erbauten Kornhause, dem jetzigen Brauhause, vorbei bewegte sich der glänzende Zug zur Stadt am Fuße des Brauhausberges entlang, der, damals nach der Stadt zu freiliegend, nach dem Bericht des Irländers Toland in seiner »Relation des cours de Prusse et de Hannovre« im Jahre 1702 mit vom Stadtschlosse aus sichtbaren Kaskaden versehen wurde, von denen heute wohl auch die letzte Spur verschwunden sein dürfte. Als der Zug sich der Stadt näherte, fuhr zischend und prasselnd eine Rakete in die Luft, worauf von jenseits der Havel her der Donner von 36 Vierundzwanzigpfündern,

gemischt mit den Schüssen aus den 22 Geschützen der dicht bei ihnen am Lustgarten ankernden königlichen Lustyacht, die Könige begrüßte. Ueber eine Wiese, die ein zur Havelbrücke führender Damm durchschnitt, betraten die Könige die letztere, während eine zweite Salve aus den Geschützen erdröhnte. Der Strom nahm damals noch die ganze Breite ein, die heute durch die „neue Fahrt", die Freundschaftsinsel und die „alte Fahrt" gebildet wird, und zeigte hier nur wenige flache Inseln, über deren eine die hölzerne Brücke führte, die vom Großen Kurfürsten an Stelle der 1416 erbauten in den Jahren 1660–1661 errichtet worden war.

Der Vortragende entwarf an dieser Stelle überhaupt ein Bild des kleinen unbedeutenden Städtchens Potsdam, das nur wenige Erinnerungen noch an jene Zeit bewahrt. In 220 Häusern etwa 1500 Einwohner zählend, hat Potsdam gerade um jene Zeit seine Freiheit verloren und erst durch Kabinets-Ordre vom 6. Februar 1737 wieder die Rechte einer Immediatstadt erhalten. Nach der Skizzirung des Städtchens, das nur zwei Thore, das Kietz- und das Grünthor, hatte, gab der Vortragende eine eingehende Darstellung des damaligen Schlosses. Von dem heutigen Gebäude war in allem Wesentlichen bereits unter dem Großen Kurfürsten die Lustgartenseite vorhanden, jedoch ohne daß die Façade durch die Pilaster König Friedrichs II. gegliedert war, und ohne daß sie die Balustrade und den Figurenschmuck enthielt, mit dem sie erst der letztgenannte Monarch ausstattete. Die beiden Eck- und das Mittelrisalit trugen auf dem hochragenden Dache Thürmchen, von denen die beiden seitlichen in einen Schornstein ausliefen, während der mittlere, zwei Etagen mit Galerien zeigend, von einer flachen Kuppel gekrönt wurde, über die sich ein Stern erhob. Doch scheinen diese Thürmchen bei dem Umbau in den Jahren 1679 bis 1682 fortgerissen zu sein, obwohl sie noch der Stich bei Toland zeigt. Gleichzeitig wurde der das Schloß umgebende Wassergraben, über den zwei Brücken führten, zugeworfen, die Pavillons in seinen vier Ecken abgebrochen und auf der Lustgartenseite des Schlosses die „grüne Treppe", die jetzige Rampe, errichtet. Gleichzeitig wurden die beiden einstöckigen Seitenflügel des Schlosses, die ursprünglich nur halb so lang waren als jetzt, auf die jetzige Länge gebracht, mit einem zweiten Stockwerk versehen und wieder, wie die früheren, durch Pavillons abgeschlossen. Erst Friedrich II. gab ihnen bis 1750 die jetzige Gestalt. Endlich war nach der jetzigen Nicolaikirche bereits der jetzt vorhandene halbrunde Ausbau, jedoch ohne die Arkaden und ohne das von Friedrich I. 1700–1701 erbaute Fortunaportal, vorhanden. Wahrscheinlich durch dieses nun zog der Königliche Zug in den Schloßhof ein, während zum dritten Male der Donner der Batterien erdröhnte. Während das Gefolge vor dem Schlosse halten blieb, ritten die drei Markgrafen vor dem Königlichen Wagen in den Schloßhof, auf dem auf der einen Seite die Grenadiere, auf der anderen die Leibgarde und die Schweizer aufmarschirt standen. Die glänzende Uniformirung namentlich der Letzteren wurde vom Vortragenden eingehend geschildert. Die Markgrafen stiegen nun von den Pferden, während der König von Preußen, der mit seinem ganzen Hofstaat „oben an der Stiegen" gewartet hatte, die Treppe hinunter und den fremden Königen ein paar Schritte weit von der Kutsche entgegenging, worauf er die mittlerweile Ausgestiegenen umarmte und sie zu ihren Zimmern



Die oben wiedergegebenen Münzabbildungen, die hier dem Vortrage eingefügt werden, sind dem bekannten Werke: „Leben und Thaten Herrn Friederichs des Ersten von Chr. H. Gütthern, Breslau 1750," entnommen. Dasselbe befindet sich in der Vereins-Bibliothek als Geschenk des Herrn R. Lietzmann.

führte, die nach Juel die untersten waren, also die heutigen Parterrezimmer gewesen sein müßten. Doch scheint dies ein Irrthum zu sein, und es werden wohl die Zimmer des ersten Stockes gemeint sein. Der König von Dänemark empfing die Zimmer zur Rechten, also wohl nach der Breiten Straße zu, August die zur Linken. Ueber dem dänischen Könige wohnte der König von Preußen, über dem polnischen Monarchen die preußische Königin Sophie Louise (1685–1735). Nachdem der dänische König von den beiden anderen Fürsten in seine Gemächer geleitet worden war, führte Friedrich I. August den Starken in seine Gemächer.

Für das Gefolge wurden alle Tage in den untersten gewölbten Zimmern 5 Tische zu je 24 Personen gedeckt, von denen der Tisch des Oberhofmarschalls ausschließlich für die Fremden bestimmt war. Jeder der fremden Herren erhielt übrigens eine Königliche Equipage zur Verfügung und zu seiner Bedienung einen Königlichen Lakaien. Während des ganzen Aufenthaltes in Potsdam legte Alles die sonst fast bei allen Ständen üblichen Degen ab, da nach Juels Bericht der König von Preußen „Potsdam als ein ländliches Lusthaus ansah, wo Niemand nöthig hatte, Degen zu tragen". Dagegen zogen alle Morgen die Schweizer, die Grenadiere und die Leibwache um 11 Uhr zur Wache auf. — Nachdem die beiden Könige sich umgekleidet, begaben sie sich, vom Könige von Preußen an der Thür eingeholt, in das Gemach der Königin von Preußen, worauf diese vom Könige von Dänemark an der Hand in den „großen Saal", also wahrscheinlich den jetzigen Marmorsaal, geleitet wurde, der nach dem Bericht der genannten beiden Quellen mit einem dreifachen silbernen Kronleuchter, prächtigen Gemälden und einem herrlichen Schenktisch mit Spiegelgläsern, prachtvoll vergoldet und versilbert, verziert war. Unter einem Baldachin stand in Ovalform die Tafel, an deren oberem Ende die beiden fremden Könige Platz nahmen, rechts vom Dänenkönige Friedrich I., links von dem polnischen Monarchen die Königin von Preußen; an den preußischen König schlossen sich die Markgräfinnen Johanne Charlotte und Maria Dorothea, neben der Königin saßen die drei Markgrafen und die drei Minister Reventlow, Flemming (?), Ilgen (?). Während der Tafel wurde auf Waldhörnern und anderen Instrumenten abwechselnd musizirt, und bei jeder Gesundheit, die die drei Könige tranken, aus 6, bei den Markgrafen aus 3 Geschützen gefeuert. Nach beendigter Tafel begab man sich zur Nachtruhe. Nachdem am folgenden Tage, dem 3., beide hohen Gäste erst den König, dann die Königin von Preußen aus ihren Gemächern abgeholt hatten, ging man wieder zur Tafel, an der dieses Mal König August den Vorsitz hatte, wie auch die beiden Markgräfinnen diesmal neben der Königin saßen, worauf dann auf beiden Seiten polnische und dänische Herren sich anschlossen. Juel, der dieses Mal persönlich anwesend war, weiß den Glanz der Tafel nicht genug zu rühmen, die auf 7 bis 8 Schritt Abstand von den Schweizern mit ihren Hellebarden eingehegt wurde, so daß außer den an der Tafel Sitzenden nur die aufwartenden Kammerjunker in den Kreis eintreten durften, während zahlreiche Personen, mehr als selbst an den glänzendsten Tagen am französischen Hofe, außen herumstanden. Nach beendigter Tafel ging Jeder in sein Gemach. Gegen Abend wurde in dem 1675 von Nehring erbauten Orangeriehause, dem jetzigen königlichen Marstalle, dessen damaliges Aussehen der Vortragende beschrieb, eine französische Komödie gespielt (L'impromptu des bergers de Potsdam, prologue héroique par le Sr. Sevigny, comédien du roy. A Cologne sur la Sprée, chez Ulric Liepert, imprimeur du roy), in der Potsdamer



Hirten und Hirtinnen den drei Königen ihre Huldigung darbringen.

Danach ging man in den Lustgarten, von dessen holländisch-französischer Anlage der Vortragende eine Skizze entwarf, und während der König von Polen mit der Königin von Preußen spazieren ging, besuchten die beiden anderen Monarchen die am Lustgarten verankerte Prachtyacht, deren Geschütze ihre Grüße erdröhnen ließen. An der Tafel und dem darauf stattfindenden Balle nahm der König von Preußen nicht theil, da er nach Berlin gefahren war, die Kronprinzessin Sophia Dorothea zu ihrer am selben Tage um 4½ Uhr morgens stattgehabten Entbindung von einer Tochter, der nachmals so berühmten Markgräfin von Bayreuth, der Lieblingsschwester Friedrichs des Großen, zu begrüßen. Erst um 10 Uhr am Morgen des folgenden Tages kehrte er zurück, um dann um 12 Uhr an der Tafel zu erscheinen. Nach der Komödie am Nachmittag ließ der Hofmarschall die Herren aus einem Becher Zettel ziehen, die den Namen einer der Damen des Hofes enthielten, die Damen selbst zogen Loosnummern, und setzten sich alsdann mit den Herren, die ihre Namen gezogen hatten, auf die Stühle, die mit der Nummer ihres Looses versehen waren. Mit ihren Partnern tanzten sie am Abend auch auf dem Balle, an dem der König von Preußen jedoch wegen Müdigkeit nicht theilnahm. Jedes Paar wurde nach der Loosordnung zum französischen Tanzen aufgefordert, denen sich dann die englischen Tänze anschlossen. Beide Arten wurden vom Vortragenden erläutert. — Am Freitag, den 5. Juli, fand eine Jagd eine kleine Meile von Potsdam statt, zu der der König mit seinen Brüdern in einem Jagdwagen fuhr, während die beiden Könige eine mit 8 Pferden bespannte Karosse benutzten. Juel läßt die Jagd eine Meile von Berlin stattfinden, weshalb der Vortragende den Versuch machte, die beiden widersprechenden Angaben zu vereinigen, indem er in dem betreffenden Walde den Grunewald vermuthete, der mit seinen Anhängseln ja ebenfalls Potsdam bis auf eine kleine Meile nahekommt. Einige Dutzend Hirsche und Rehe wurden erlegt, von vier Füchsen sprangen zwei über die einhegenden Tücher und entkamen zu allgemeiner Verwunderung. Eine einzige Wildsau wurde von König August mit dem Fangeisen abgefangen. Nach der gewöhnlichen Tafel gab es wieder Komödie, Abendtafel (in Form einer Drei) und Ball, wie gewöhnlich; am 6. Juli speisten die Könige jeder in seinem Zimmer, im Uebrigen glich der Rest dieses Tages ganz dem vorigen. — Dagegen wurde am nächsten Tage, als dem Sonntage, zunächst in der Schloßkirche für König Friedrich von Preußen durch den reformirten Bischof Gottesdienst abgehalten, während der Dänenkönig sich in seinen Zimmern von seinem Beichtvater und Reiseprediger, Mag. Ivar Brinck, eine lutherische Predigt halten ließ und in König Augusts Gemächern von seinem Beichtvater, dem bekannten Jesuitenpater Vota, dessen angebliche Verdienste um die Erwerbung der preußischen Königskrone vielfach erörtert worden sind, nach katholischem Ritus Messe gelesen wurde. Im Uebrigen glich auch dieser Tag den vorigen, nur daß die Abendtafel, die am Donnerstag vier Halbmonde, am Sonnabend das Zeichen Merkurs (also ☿) vorgestellt hatte, nunmehr das Zeichen der Venus (also ♀) aufwies.

Während aller dieser Festlichkeiten waren die diplomatischen Verhandlungen unablässig weiter geführt worden, aber freilich nur mit dem Erfolge, daß man immer weiter auseinander kam. „Unsere Intention geht auf völlige Wiedererlangung der polnischen Krone ohne einiges démembrement oder partage“, so ließ man sich von sächsischer Seite vernehmen, und immer deutlicher zeigte sich die Absicht, Preußen dazu zu mißbrauchen, seinen beiden Verbündeten die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Wohl gedachte Dänemark, Schonen wieder an sich zu bringen, aber die deutschen Provinzen Schwedens sollten unter dem Frieden des Reiches bleiben, und während man Preußen nicht einmal die oranische, fränkische, mecklenburgische Succession garantiren wollte, verlangte man dennoch ein offensives Bündniß. Das Verlangen, das Preußen am 25. Juni geäußert hatte, die dänische Flotte möge in See gehen, um die Transporte schwedischer Truppen nach Pommern zu hindern, wies man unter dem Hinweise darauf ab, daß sie nicht fertig sei, Preußen habe ja mit seinen 50000 Mann nichts zu fürchten. Was Wunder, wenn Preußen unter solchen Umständen zögerte? In der schriftlichen Erklärung, die Ilgen am 4. Juli Flemming überreichte, erklärte man deshalb preußischerseits, Preußen könne nicht brechen, referire sich auf sein früher vorgelegtes Projekt und wolle sich angelegen sein lassen, mit dem Kaiser und den übrigen Alliirten Kursachsen gegen einen schwedischen Einfall zu decken. Die Unterhandlungen schienen resultatlos verlaufen zu sollen, die hohen Gäste waren sehr verdutzt, aber sie gaben die Hoffnung

nicht auf: Am Montag, dem 8. Juli, demselben Tage, an dem im fernen Osten Karls XII. Glücksstern bei Poltawa erblich, unternahmen die drei Monarchen auf der königlichen Yacht eine Lustfahrt nach dem Schlosse Kaputh. Von dem prächtigen Schiffe, das, von dem Baumeister und Maler Madersteg in Holland erbaut, 82 Fuß Länge und 23 Fuß Breite hatte, und dessen kostbare Geschirre allein 100000 Thaler gekostet haben sollen, gab der Vortragende eine eingehendere Schilderung und citirte die entsprechenden Verse aus Bellamintes itzt blühendem Potsdam. Im November 1716 wanderte das kostbare Schiff nach St. Petersburg an den Zaren Peter, der dem Preußenkönige Friedrich Wilhelm I. dafür „lange Kerls" lieferte. In Kaputh, damals einem bevorzugten Lustschlosse, dem der Vortragende gleichfalls eine kurze Skizze widmete, wurde das Mittagsmahl eingenommen, und hier glückte es anscheinend, dem preußischen Könige wichtige Zugeständnisse zu entlocken. Der König willigte ein, ohne jeglichen Vortheil für Preußen seine beiden Verbündeten kräftigst zu unterstützen. Die Freude darüber mag zu reichlichen Spenden zu Ehren des Gottes Bacchus verleitet zu haben, denn Juel berichtet, daß man „sich dort so lustig gehalten, daß die Sinne bei den meisten kaput geworden waren". Nachdem man, unter dem Donner der Geschütze vom Lustgarten und der Yacht aus, am Lustgarten gelandet, fand man es zunächst für nöthig, sich zur Ruhe zu legen, gewiß um die „kaput" gewordenen Sinne wieder in Ordnung zu bringen, und dann erst folgten die gewöhnlichen Abendbelustigungen. Aber die Freude über den glücklichen Erfolg des Tages sollte von kurzer Dauer sein. In den im Dresdener Archiv befindlichen „Tabellen" des Kriegsraths Christ. Müller heißt es im Artikel 66: „Die Könige von Polen und Dänemark kommen zum Könige nach Kaputh und wird dort im Schlosse ein höchst heilsames Concert gegen Schweden verabredet, so aber gleich am andern Morgen von Ilgen hintertrieben worden ist." Dem schlauen Diplomaten gelang es also auch hier, das Interesse Preußens wahrzunehmen. Der König ging auf seine Ansichten ein. Die 50000 Mann, auf die man rechnete, waren zum Glück noch nicht da, man wolle Schweden ja auch nicht gänzlich vernichten, man sei durch den Vertrag von 1707 gebunden und wisse noch nicht, welche Stellung man zum Zaren nehmen müsse. In diesem Sinne erklärte sich König Friedrich seinen beiden Namensvettern gegenüber. „Man muß mir Zeit lassen, mich in Verfassung zu setzen, man muß vorerst die Punkte concertiren, die man Schweden vorschlagen will; ich bin Willens, mich mit dem Zaren zu setzen, ich will hindern, daß mehr schwedische Truppen nach Polen gezogen werden." Mittlerweile hatten sich die Majestäten am Dienstage, dem 9. Juli, nach Oranienburg aufgemacht. Die beiden Quellen weichen hier in der Darstellung voneinander ab. Der Vortragende suchte die Widersprüche für die Zeit vom 9. bis 11. Juli dergestalt zu vereinigen, daß er annahm, die drei Monarchen hätten sich am 9. nach Spandau begeben, wo sie, wahrscheinlich auf der Citadelle, zu Mittag speisten. Am Abend fuhren sie nach Charlottenburg, von wo sie, da der kleine Ort zur Unterbringung des Gefolges ungeeignet war, den größten Theil desselben nach Berlin entließen. Von Charlottenburg aus, dessen Entstehung und damaligen Zustand der Vortragende flüchtig skizzirte, mögen die Könige dann nach Oranienburg gezogen sein, von dem er ebenfalls eine entsprechende Schilderung gab. Hier mögen in einer Konferenz, die am 10. Juli stattfand, auch die vorhin genannten Punkte produzirt sein. Da auch das Gutachten des Feldmarschalls v. Wartensleben vom 13. Juli sich gegen das Projekt erklärte, so mußten die fremden Monarchen jegliche Hoffnung aufgeben. Am 11. Juli schon waren die drei Friedriche über Spandau, von dessen Wällen sie Geschützsalven begrüßten, nach Charlottenburg gezogen, wo sie die Nacht über blieben. Der 11. Juli ist eigentlich der Geburtstag Friedrichs I., doch wurde er vielfach, so auch in diesem Jahre, erst am 12. gefeiert. Die Monarchen zogen deshalb an diesem Tage in Berlin ein, doch ohne Feierlichkeiten, weil die hohen Gäste sich dieselben verbeten hatten. Nur als die prächtige, mit 8 isabellfarbigen Pferden bespannte Karosse, in der König Friedrich I. auf dem Rücksitz, zur Rechten des Vordersitzes der Königs von Dänemark, links König August saßen, um 11 Uhr in Berlin einfuhr, wurde von den Geschützen auf den Festungswällen der Stadt eine dreimalige Salve abgefeuert. Auf dem Schlosse angelangt, kleideten sich die Könige um und machten der im Wochenbett liegenden Kronprinzessin ihren Besuch. Hierauf begaben sich die beiden hohen Gäste in das Haus des Feldmarschalls von Wartensleben, um daselbst mit der Königin von Preußen, die sich in einer Sänfte dorthin tragen ließ, der Taufe des jungen Grafen beizuwohnen, der die Namen Friedrich Sophia erhielt. Friedrich von Dänemark hielt das Kind über die Taufe, Friedrich

August von Polen stand rechts, die Königin von Preußen links von ihm. Darauf fuhren die hohen Pathen nach dem Schlosse zurück, um der großen Tafel im Rittersaale beizuwohnen. (Von dem erst im Jahre 1716 vollendeten Schlosse war bereits 1701 die Lustgartenseite, 1702 die Seite nach dem Schloßplatze zu fertig geworden. Der Rittersaal liegt im dritten und vierten Geschoß über dem nordöstlichsten Portal des Schlosses.) Um 5 Uhr erklangen auf dem Schlosse und dem alten Dome (vor dem jetzigen „Rothen Schlosse") die Glocken zur feierlichen Taufe der neugeborenen Prinzessin. Die Majestäten verfügten sich vom Rittersaale aus nach der vor dem zweiten Lustgartenportale gelegenen, sich ebenfalls durch zwei Stockwerke hinziehenden Schloßkapelle. Vorauf ging König August mit dem Könige von Preußen, dann der König von Dänemark mit der Königin, hierauf Markgraf Christian Ludwig mit seiner Schwägerin Maria Dorothea. Sofort begann die Musik, und nunmehr erschien, unter dem Klange der Trompeten und Pauken und unter Vorantritt des Oberhofmarschalls und des Schloßhauptmanns mit Marschallstäben, der eigentliche Taufzug. Die Markgräfin Johanne Charlotte, eine anmuthige und geistreiche Dame, die glückliche Mutter einer nicht unbeträchtlichen Kinderschaar, trug den erlauchten Täufling, assistirt von ihrem Gemahl Philipp Wilhelm und ihrem Schwager Albrecht Friedrich. Die Schleppe des Täuflings wurde von den Damen der Kronprinzessin, die der Markgräfin von ihren eigenen Damen getragen. In der Kapelle übergab Johanne Charlotte die Prinzessin der Königin, die sie über die Taufe hielt, während die drei Könige unter einem von vier Kammerherren gehaltenen Baldachin zu Seite standen. Die junge Prinzessin erhielt die Namen Friederike Sophie Wilhelmine, dann wurden von dem Liede „Es ist das Heil uns kommen her" &c. die Verse: „Lob und Ehr" &c. angestimmt, während die Geschütze der 15 Batterien auf den 15 Bastionen der Stadt und Neustadt ihren ehernen Gruß damit vermischten. Dann folgte Gratulation im Gemache der Kronprinzessin, denen sich, was Juel freilich leugnet, Tafel im Rittersaale und Ball anschlossen, auch am folgenden Tage war wieder Ball. Am Sonntage, dem 14. Juli, wurde wieder, wie acht Tage zuvor in Potsdam, Gottesdienst abgehalten, worauf die Könige im Garten des Oberkammerherrn Kolbe v. Wartenberg bis 9 Uhr abends verweilten; dann wurde bei Hofe im großen Saale gespeist und nachher getanzt. Am Montage darauf waren die drei Könige bei dem englischen Gesandten, Mylord Raby, zur Mittagstafel geladen, wobei auch hier die Plätze verloost wurden. Der Vortragende schilderte mit kurzen Worten den Lebenslauf des englischen Gesandten, um zur Schilderung der glänzenden »tour à la mode« überzugehen, die die Könige um 6 Uhr nachmittags in der Neu-, jetzigen Dorotheenstadt, „unter denen Linden" anstellten. Die Monarchen, König August diesmal zur Rechten, fuhren in einer kostbaren Karosse, der sich etliche vierzig andere anschlossen, danach war Tafel im Hause des Grafen v. Wartenberg im neuen Posthause, jenem erst vor Kurzem durch einen Neubau ersetzten Bauwerk Schlüters an der langen Brücke, das unter dem Namen der „Alten Post" bekannt ist. Beim Gesundheittrinken wurden nebst den Trompeten auch zwanzig Posthörner geblasen; der Ball dauerte bis gegen Morgen. Nachdem die drei Könige am 16. beim Generalfeldmarschall Wartensleben zu Mittag gespeist, reiste der König von Dänemark um 4 Uhr nachmittags unter Kanonensalut, begleitet von der Jägerei, über Hamburg nach Kopenhagen ab. König August verweilte noch bis zum nächsten Tage in Berlin, von wo er nach Ordinair-Tafel und Ball gegen Mitternacht sich von dem preußischen Könige, der deswegen aufgeblieben war, verabschiedete und unter dreimaliger Lösung der Stücke nach Torgau abreiste. Erreicht hatten er und König Friedrich von Dänemark nicht viel, denn obwohl ein „Foedus Berolinense vom 15. Juli 1709 mit Dänemark und König August von Polen contra Suecum" abgeschlossen wurde, so bot dasselbe doch wenig greifbare Vortheile. Preußen sollte neutral bleiben und, wenn es deswegen angegriffen würde, von Dänemark und Polen Hülfe erhalten, man garantirte sich gegenseitig alle Besitzungen und Gerechtsame, namentlich alle »iura succedendi«, das war Alles.

Wie sehr man preußischerseits weise gehandelt, sich nicht zu überstürzen, sollte sich sehr bald zeigen, denn schon Mitte August kam die Nachricht von Karls Niederlage bei Poltawa, die am 6. September durch ein Schreiben vom Zaren bestätigt wurde. Gleichzeitig waren die Anstrengungen der Verbündeten auch gegen Frankreich von Erfolg gekrönt. Aber erst Friedrich Wilhelm I. blieb es vorbehalten, kräftig in den Kampf im Norden einzugreifen. Zunächst erlebte Preußen noch namenloses Unglück, als die schwedische „Pestarmee" des Generals Krassow preußisches Gebiet durchzog. Die fürchterliche Seuche verheerte die Ostprovinzen und drang

bis in die Nähe von Berlin, bis nach Prenzlau. Indem Friedrich Wilhelm I. sich 1713 dem Utrechter Frieden anschloß und seine Kräfte im Osten konzentrirte, nahm er, was sein Vater nicht gethan hat, wirklichen Antheil am nordischen Kriege. Der Preis war die Erwerbung von Vorpommern bis zur Peene mit Stettin und den Inseln Usedom und Wollin durch den Stockholmer Frieden vom Jahre 1720.

Außerordentliche Hauptversammlung vom 28. November 1896.

Der erste Vorsitzende, Herr Geh. Archivrath **Reuter**, eröffnete die außerordentliche Hauptversammlung Abends 7½ Uhr mit dem Hinweis darauf, daß die Einladungen rechtzeitig erfolgt und in den Vereinsorganen öffentlich ergangen seien (National-Zeitung vom 19. November 1896 und Vossische Zeitung vom 17. November 1896), sowie auch nach §. 15 des revidirten Statuts vom 26. November 1881 ausdrücklich hierbei bemerkt worden sei, daß die heutige Versammlung unter allen Umständen, ohne Rücksicht auf die Zahl der erschienenen Mitglieder, beschlußfähig sei. Es gelangt darauf die Zuschrift vom Königlichen Polizei-Präsidium vom 10. Juli d. Js. zur Verlesung, enthaltend zwei formale Bedenken, die Nichteinladung zu den Anschlußversammlungen vom 22. Februar und vom 7. März 1896 und einige redaktionelle Aenderungen („Satzungen" statt „Statuten", Unterschrift des Vorstandes u. s. w.). Hierzu ergreift Niemand das Wort.

Die Satzungen insgesammt werden darauf noch einmal der Versammlung zur Berathung vorgelegt, und es wird auf Antrag des Herrn Dr. **Holtze**, wie von der Statuten-Kommission beabsichtigt war, in §. 7 der Zusatz beschlossen: „Im ersten Fall geschieht die Ausschließung durch den Vorstand, im zweiten **auf Antrag des Vorstandes** durch den Ausschuß (§. 13)", da auf jeden Fall zwei Instanzen geschaffen werden sollen. Es erfolgt nach Eintragung dieses Zusatzes die einstimmige Genehmigung der Satzungen unter dem Datum des 28. November 1896.

Der Vorstand wird außerdem ermächtigt, etwaige redaktionelle Aenderungen ohne Weiteres vorzunehmen, um weitere Verzögerungen zu verhindern. Die Versammlung wurde um 7 Uhr 50 Min. geschlossen.

Die **Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine** fand in Blankenburg am Harz vom 6. bis 9. September 1896 statt. Ueber den Verlauf derselben wird im Korrespondenzblatt 1896, XLIV, Nr. 10/11 ausführlich berichtet. Anwesend waren sieben Regierungs-Vertreter, 18 Vereins-Delegirte und aus unserem Vereine außer dem ersten Vorsitzenden Herrn Geh. Rath **Reuter** die Herren Dr. **Bailleu**, Dr. **Weinitz**, Konsul **Wellnitz**, **Rohde**, **Rosenthal**, F. A. **Schwartz**; leider wurde Prof. Dr. **Brecher**, der die Berichterstattung über die Fortführung der historischen Grundkarten übernommen hatte, durch einen Schlaganfall plötzlich vor der Abreise verhindert, nach Blankenburg zu fahren. Wir wünschen ihm baldigste völlige Genesung. Der Verein für die Geschichte Berlins wurde wiederum mit der Führung der Geschäfte des Verwaltungsausschusses betraut. Zum Gesammtverein gehören augenblicklich 118 Vereine.

Besprechung von Büchern etc.

Geschichte des Reiches Dänemark.[1]) In Kopenhagen erscheint zur Zeit in Lieferungen eine auf sechs Bände mit je 25 Heften berechnete Prachtausgabe der dänischen Geschichte mit zahlreichen werthvollen Kunstbeilagen. Dem ersten Hefte des vierten Bandes entnehmen wir folgende vortreffliche Charakteristik des bekannten holsteinischen Dynasten Heinrich v. Rantzau, des Förderers unseres Chronisten Nikolaus Leutinger. Die Stelle lautet in der Uebersetzung:

„Aber eine weit bedeutungsvollere Rolle spielte doch in diesem Augenblick (1589) der Statthalter im königlichen Theile der Herzogthümer: Heinrich Rantzau. Er war nächst Tycho Brahe die eigenthümlichste Erscheinung der Aristokratie innerhalb der Lande des Königs von Dänemark. Wie sein Freund, der namhafte Astronom, war er im hohen Grade von der Renaissance beeinflußt. Er hatte nicht Tycho Brahes Drang und natürliche Anlage, ein selbständiger Forscher in der Wissenschaft zu werden, sein Geist war im Ganzen bei weitem nicht so großartig und originell beanlagt. Aber auch sein Ideal war der Süden, sein Kummer der Abstand Nordalbingiens von der Pracht der Medici in Florenz, von ihrer Nachahmung des Alterthums und von ihrem Mäcenatenthum. Er zeigte dies in der Art, wie er seine Schlösser schmückte, in den Obelisken, die er aufführte, in den Inschriften, die er verschwenderisch darauf anbrachte, im Stabe von Gelehrten, den er um sich versammelte, im lateinischen Briefstil, auf den er seinen Stolz setzte. In politischer Beziehung hatte er das Ziel, für das Aufblühen der Herzogthümer zu wirken, und er konnte auch mit nicht geringer Genugthuung auf sein Verdienst

---

[1]) Danmarks Riges Historie af Joh. Steenstrup, Kr. Erslew, A. Heise, V. Mollerup, J. A. Fridericia, E. Holm, A. D. Jörgensen. — Det nordiske Forlag. Bogforladet: Ernst Bojesen.

als Statthalter zurückblicken, das ihm selbst Reichthum und dem Lande nicht geringen Wohlstand gebracht hatte. Als Blüthe des Landes betrachtete er natürlich die Ritterschaft, welche Wahlrechte und ihre weit ausgedehnten Privilegien hatte: innerhalb der Ritterschaft war für ihn das Geschlecht der Rantzau das erste, und er selbst der Ausgezeichnetste innerhalb dieses Geschlechts. In nationaler Hinsicht war er unbedingt deutsch: Schleswig war für ihn nur durch ein Lehnsverhältniß mit Dänemark verbunden und zum Theil durch den gemeinschaftlichen Regenten. Aber die Traditionen seines Vaters Johann Rantzau und sein eigenes Gefühl knüpften ihn fest an die königliche Linie der Oldenburgischen Dynastie und an einen einheitlichen Fürsten dieser Linie als Regenten in Schleswig und Holstein. Deshalb war er im Augenblick nicht allein vom Wunsche eingenommen, die Gerechtsame des Adels zu erhöhen, auch ein anderer Gedanke drängte sich bei ihm hervor. Wie Johann Rantzau seiner Zeit der Theilung der Herzogthümer entgegengearbeitet hatte, um die Lande als eine Einheit zu erhalten, innerhalb derer die Ritterschaft eine Einheit war, so war er nun entschlossen, den Augenblick zu benutzen, die Gottorper vom Antheile an der gemeinschaftlichen Regierung auszuschließen, und so kam er bald hernach dazu, als ein Gegner des Gedankens, die königliche Hälfte zu theilen, aufzutreten."

Von Heinrich Rantzau ist ein vortreffliches Bildniß nach einem Gemälde zu Brahetrolleburg beigegeben; desgleichen unter Anderem eine Photogravüre des Königs Christian IV. (bekannt als Gegner Tillys im dreißigjährigen Kriege) mit seiner Gemahlin Anna Katharina, einer Tochter Joachim Friedrichs von Brandenburg, welche indeß, wenn das Bild ähnlich ist, in dieser Ehe nicht der schönere Theil gewesen ist.[1])

Unsere Mitglieder seien auf das prächtige Werk hiermit aufmerksam gemacht. Es enthält eine ganze Fülle des Wissenswerthen für den märkischen Historiker und Geschichtsfreund. Wir behalten uns vor, gelegentlich wieder auf dasselbe zurückzukommen. Friedrich Holtze.

Berlin und seine Bauten. Drei Theile in zwei Bänden. 1500 S. Text und 2000 Figuren nebst 20 Lichtdrucktafeln und vier Karten. Berlin 1896. Verlag von Wilhelm Ernst & Sohn, Wilhelmstraße 90.

Dieses vom Architektenverein in Verbindung mit der Vereinigung Berliner Architekten herausgegebene Prachtwerk, das geschenkweise auch der Bibliothek des Geschichtsvereins zuging, ist vor Kurzem nach mehr als zweijähriger Arbeit anerkannter Fachmänner vollendet worden und bietet auch für die Freunde der Geschichte viel Bemerkenswerthes. Das Wachsen und Werden der ersten Stadt des Reiches, deren einzelne Phasen nach Vorgängen und Personen von den Geschichtsvereinen untersucht und behandelt werden, findet sich hier in der einfacheren Form von Bildern graphisch verewigt, vor Allem in zahllosen älteren Plänen, Abbildungen und Ansichten, die bei dem zunehmenden Verschwinden älterer Bauten dauernden Werth besitzen. Der erste, dem Ingenieurwesen, dem Verkehr und der Industrie gewidmete Theil verzeichnet chronologisch das alte Berlin in den verschiedenen Jahrhunderten bis zur Gegenwart und ist mit einer Einleitung (von R. E. O. Fritsch) versehen, die uns die Pläne von Memhardt, Merian, Schultz und Walther bringt, ebenso wie einige seltene Ansichten aus Begers Thesaurus Brandenburgicus; ferner Siegel, Handzeichnungen älterer Häuser und Straßenperspektiven von 1785 (nach Rosenberg). Zum Abschluß ist hier eine Inschriftplatte von 1694 über Nerings Bau der Schleuse mit anderen wichtigen Angaben beigegeben. Mehr als 400 Seiten sind u. A. den Straßen, Plätzen, Parkanlagen, den großartigen Brückenbauten der Stadt, den Wasserwerken und der Beleuchtung gewidmet, wobei zu 800 Abbildungen noch ein großer Plan von Berlin und andere Karten hinzutreten.

Der zweite Theil beginnt mit der Geschichte und den Plänen der Königlichen Schlösser (von R. Borrmann), denen die öffentlichen Denkmäler, Brunnen und Standbilder (bearbeitet von Peter Wallé) folgen. Aus diesem Kapitel, das besonders reich illustrirt ist, geht hervor, wie erheblich die dem Wirken der Landesfürsten und hervorragender Männer gewidmeten Denkmäler sich seit 1876 vermehrt haben (Luther, Goethe, Lessing, Friedrich Wilhelm III., Friedrich Wilhelm IV., Königin Louise, Humboldt, Waldeck, Stein, Mitscherlich, Gräfe, Kaiserin Augusta, Kaiser Wilhelm der Große). — In diesem Bande findet man die Pläne der Königlichen Schlösser, der Museen, Bahnhöfe, Theater, Schulen, Markthallen, Bäder, Ständehäuser, des Rathhauses, des Reichstags, des Doms, des Abgeordnetenhauses u. s. w. Vor Allem sind darunter etwa 40 neue Kirchen in Grundrissen und Ansichten, die für die einschneidendste Baubewegung der Gegenwart nahezu erschöpfend sind. Von Einzelheiten aus dem alten Berlin giebt dabei Hofbauinspektor Geyer Theile vom Renaissanceschloß Joachims II., die die Schönheit des Theißschen Baues von 1540 erkennen lassen.

---

[1]) Ueber die Brautfahrt Christians am Berliner Hofe siehe unsere Schriften, Heft 31, S. 91 ff.

Der dritte Band, der, ebenso wie die beiden ersten, mit außerordentlich schönen **Vignetten** und **Kopfleisten** erster Kräfte geziert ist, bringt in vortrefflicher Auswahl Berliner **Hôtels, Wohnhäuser** und **Geschäftshäuser**, die in ihrer Gesammtheit einmal kulturgeschichtlich von Bedeutung sein werden, und die in wenig Jahren das Straßenbild der Residenz sehr viel vornehmer gestaltet haben.

Nur wenige Jahre noch, und Vieles von dem, was hier durch die berufensten Kräfte wie in einem Archiv künstlerisch und ziffernmäßig festgelegt ist, wird verschwunden sein, um neueren Werken Platz zu machen. So entrollt das Werk **Berlin und seine Bauten** mit seinem reichen Inhalt für alle Freunde der vaterstädtischen Geschichte ein vielseitiges und treues Bild aus dem ersten Vierteljahrhundert des Kaiserlichen Berlin, das der Zukunft in keinem würdigeren Gewande, als in diesem gerade überliefert werden konnte. Der ganzen Ausstattung nach passen die beiden stattlichen Bände trefflich in den Salon oder auf den Weihnachtstisch, wo sie bei den Mitgliedern unseres Vereins neben **Borrmanns** Kunstdenkmälern Berlins und **Bergaus** Inventar der Provinz Brandenburg ihren Platz mit allen Ehren ausfüllen. —U—

Wilhelm der Große. Ein vaterländisches Heldengedicht von Fedor v. **Köppen**. Mit 48 Original-Illustrationen von Hermann Lüders. Leipzig.

Das **Denkmal Kaiser Wilhelms des Großen** auf der Schloßfreiheit naht seiner Vollendung; nur wenige Monate noch, und in herrlicher Gestaltung soll es sich den erstaunten Augen zeigen. Es wird die vornehmste Gabe am hundertjährigen Geburtstage des ruhmreichen Fürsten sein, doch nicht die einzige. In Wort und Bild wird die Person des Helden wieder auferstehen, sein thatenreiches Leben der Vorwurf für so viele Darstellungen sein, und wir wollen hoffen, daß manches bei dieser Gelegenheit entstehende Büchlein auch wirklich den Weg zum Herzen des Volkes findet. Von einem glauben wir dies gewiß. Das ist die Gabe, welche **Fedor v. Köppen** dem Andenken des großen Hohenzollern weiht. In einem saubern Bande mit trefflichen Illustrationen liegt sie vor uns. Ein vaterländisches Heldengedicht ist es, empfunden und geschrieben aus einem treuen, vaterländischen Herzen heraus. Das Leben des Kaisers von dem Unglücksjahre 1806 an bis zu jenem traurigen Märztage 1888, da man seine sterbliche Hülle durch das Brandenburger Thor und den schneebedeckten Thiergarten nach Charlottenburg führte, geht an uns vorüber. Freude und Leid, Kampf und Sieg, Alles, was an Mühe und Segen, an Großem und Herrlichem das Leben dem hohen Herrn gebracht hat, es schildert uns eine poesievolle, erhebende, herzliche Sprache. Sie kommt aus dem Herzen und dringt zum Herzen. Wer bei Gelegenheit des kommenden Gedenktages seiner Familie eine bleibende Erinnerung stiften will, gehe nicht an diesem Buche vorüber. W. B.

Ode

An Berlin bei dem Einzuge Sr. Kaiserlichen Hoheit des Großfürsten aller Reußen, Paul Petrowitsch von Rußland.[1)]

Von A. L. R.

Ein Enkel von den Götter Großen Peter, der thätig war und Heldenkühn, und klug wie Herkules der starke Löwentödter grüßt dich weitschimmerndes Berlin. Ein Sohn der Catharina, die Minerven, vertraulich Rath frug, und mit Ihr die Krieges Furie zu Tode konnte werfen, kommt wie ein neu Gestirn zu Dir. Dein Heinrich bringt den Fürsten, der ein Wunder und Abgott aller Völker ist, Sei stolz auf Ihn, sei stolz darauf, daß Du jetzunder die Weide seiner Augen bist. Sein Petersburg hat goldene Paläste, so Kunst gebaut so hoch wie du, die Muse geben ihm oft auserlesene Feste und süße Lieder gnug dazu. Ihn lockten nicht die Spiele nicht die Tänze um seinetwillen angestellt und nicht das Opfer deiner frisch gewundnen Kränze, das hier zu Deinen Füßen fällt. Die Liebe für den König, den der Himmel Dir jüngst allgütig widergab, zog Ihn allmächtiglich von jenem Volksgewimmel von jenen Weyrauchdüften ab. Er sprach zur hohen Mutter, laß mich theure geliebte Mutter, laß mich fort zu deinem Freunde gehn! Ich will Ihn sehen, ich feiern die seligste Verbindung dort.

Geh' sprach die Herrin über Land und Meere, umarme meinen deinen Freund, geh lege meinen Eid in seine Hand und schwöre wir bleiben ewiglich vereint. Der Erbe vieler Nationen neigte sein Haupt, empfing der Mutter Kuß, begab sich auf die Bahn und überall verbeugte sich Flora unter seinem Fuß. Vom Seegestad bis an die Spree empfingen Ihn Chöre die sein Lob getönt, und mit den Herren ihm schon weit entgegen gingen und vor ihm her die Bahn gekrönt. Hörst Du die Hundert Donner der Geschütze womit Ihn Mars willkommen heißt? Siehst Du wie rings um Dich das Leuchten seiner Blitze die jubelvolle Brust zerreißt? Macht dieser Pomp der allenthalben glänzet nicht Dein erstauntes Auge stumm? So feierlich als jetzt warst Du noch nie gekränzet selbst nicht zu Friederichs Triumph. Dein König wills Du sollst im Schmuck der Bräute, dem Prinzen lächeln, der da kömmt, mit seinem Romanzow, der beim letzten Streite der Ottomanen Muth gehemmt.

Auf seinem Kampfplatz wuchs zur Friedens Krone der Oelzweig wunderschnell empor: und heute stellt er Dir bei Penelopens Sohne den Mentor abgebildet vor. Heut siehst Du in dem Großfürst aller Reußen, die großen Tugenden, wonach Ihn seine Kaiserin und Mutter streben heißen sobald er Ihren Namen sprach.

In deinen Büchern wird nach Tausend Jahren der Enkel sehn, wie sonnenlicht die Blicke Friederichs bei seinem Gruße waren, und sprechen, warum sah ichs nicht!

Script. G. 3. d. 10. Aug. 1776.

Fragekasten.

Folgende Anfrage ist an den Verein gestellt worden: „Ist es wahr, daß der verstorbene Amtmann **Griebenow** einmal einen Knecht erschlagen hat, dafür verurtheilt, aber begnadigt und verdammt wurde, Tag und Nacht auf bloßem Leibe ein Halsband zu tragen, dessen Vorhandensein ab und zu vom Scharfrichter kontrollirt wurde?"

---

1) Eingesandt von Herrn Eugen **Orgel**, Liegnitz, Haynauerstraße 13 anläßlich des letzten Czarenbesuchs.

Inhalt.

Verzeichniß der Mitarbeiter.

Redaktions-Ausschuß.

Herr **B. Reuter,** Geh. Archivrath.
" Dr. **Bailleu,** Archivrath.
" Dr. **Brendicke,** Redakteur.
" Dr. **Clauswitz,** Archivar der Stadt Berlin.
" Dr. **Fr. Holtze,** Amtsrichter.
" **P. Wallé,** Architekt.

Herr **W. Bonnell,** Rektor,
" Dr. **Fr. Weinitz**
" Dr. **Metzel**
" **Edmund Müller,** Seminarlehrer a. D.
" **W. Quanter,** Redakteur,
" Lic. Dr. **Schwarzlose,** Schloßpfarrer,
" **E. Winterfeld,** Kaufmann
und die Herren Vortragenden.

Abbildungen.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 1. 1897.

Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schluße eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

630. Versammlung.

1. (1. Arbeits-) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 9. Januar 1897, Abends 7½ Uhr

im

Bürgersaale des Rathhauses.

Ordentliche Hauptversammlung.

1) Bericht des Hauptschriftwarts über die Thätigkeit des Vereins im Jahre 1896.
2) Bericht des Bibliothekars über die Sammlungen des Vereins.
3) Bericht des Archivars.
4) Rechnungslegung des Schatzmeisters, sowie des Pflegers der „Louis Schneider-Stiftung" und der Ch. v. Hagn'schen Schenkung.
5) Wahl des Ausschusses zur Prüfung der Rechnungen behufs Ertheilung der Entlastung.
6) Feststellung des Vereinshaushaltes für das Jahr 1897.
7) Mittheilungen.

§. 15 des revidirten Statuts vom 26. November 1881: „Zu den Hauptversammlungen haben nur Mitglieder Zutritt. Zur Beschlußfähigkeit der Hauptversammlungen ist die Anwesenheit von mindestens 50 Mitgliedern erforderlich ꝛc."

631. Versammlung.

2. (1. außerordtl.) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:

Mittwoch, den 20. Januar 1897, Abends 7 Uhr,

Feier des Stiftungsfestes

in den Sälen des

Hôtel Impérial (früher Arnim),

Unter den Linden 44.

Die Mitglieder mit ihren Damen und Gästen versammeln sich um 7 Uhr pünktlich in den vorderen Räumen.

7½ Uhr: Aufführung des Theaterstückes „Ausstellungsfreuden", Schwank in einem Akt von Victor Laverrenz.

8 Uhr im Hauptsaale Festmahl. — Während der Tafel Vorträge. — Demnächst Ball (mit Kotillon).

Die am Eingange vorzuzeigenden und beim Abendessen an Zahlungsstatt abzugebenden Eintrittskarten sind bei unserem Mitgliede, Herrn Hoflieferanten Carl Gerold, Unter den Linden 24 (Cigarrengeschäft), welcher den Verkauf gütigst übernommen hat, bis zum 12. Januar zu entnehmen. Der Preis derselben beträgt Mk. **5**, für Gäste Mk. **6**. — Etwaige Wünsche bezüglich der Plätze beim Festmahl sind bei der Entnahme der Karten bekannt zu geben. Die Tischordnung übernimmt Herr Max Schultze.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Richard Kuhn, Bankbeamter, N. Lothringerstraße 19 pt.
- " Carl Wolff, Fabrikant, C. Alexanderstr. 1.
- " Paul Lubitz, Maurer-Meister, NO. Neue Königstr. 72.
- " Herm. Schmaltz, Kunstantiquariat, O. Blumenstraße 51a.
- " F. Herzog, Kaufmann (i. F. Herzog & Schwersenz), SO. Wienerstraße 54.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Wilhelm Kersten, Kaufmann, SO. 33, Mariannen-Ufer 5, IV. Einf.: Herr Max Schultze i. F. Heinrich Müller.
- " Georg Eschmann, wissenschaftlicher Hülfslehrer, W. Kronenstraße 58 II. Einf.: Herr Paul Roesner.

Wohnungs- und Standesveränderungen:

Herr Dr. Richard Béringuier, Amtsrichter, Rittmeister der Reserve des Brandenburgischen Train-Bataillons Nr. 3, Berlin N., Schlegelstraße 27 I.
- " Theodor Grimm, Buchdruckereibesitzer, SW. Bernburgerstr. 31.
- " Petrus Schulz, Kaufmann, SW. Lindenstraße 111.
- " Isidor Fontheim, Kaufmann, W. Wichmannstr. 8a.
- " Adolph Borchard, Baumeister, W. Rankestraße 36.
- " Fr. Alb. Metzing, Maurermeister, W. Kurfürstendamm 260.
- " Dr. Carl Spannagel, Privatdocent, NW. Lüneburgerstr. 21.
- " C. Bierbach, Steindruckereibesitzer, S. Urbanstraße 116.
- " Richard Lehmann, Dr. jur., Referendar, SW. Oranienstr. 107.
- " Heinrich Kortkampf, Charlottenburg, Knesebeckstraße 83.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

Am 28. November 1896 fand im Anschluß an die außerordentliche Hauptversammlung eine Arbeitssitzung im Zimmer Nr. 63 des Rathhauses statt. Der erste Vorsitzende Herr Geheimrath B. Reuter gab zunächst die Namen der jüngst aufgenommenen neuen Mitglieder bekannt und ließ eine Anzahl eingelaufener Drucksachen cirkuliren: 1) Ausgrabungen von Professor Jaensch im Stadt- und Landkreise Guben. 2) Briefwechsel des p. Frisch mit Leibniz von Herrn Stadtschulinspektor Dr. L. H. Fischer. 3) Forschungen zur Brandenburgisch-Preußischen Geschichte, Band 9. 4) Die Broschüre unseres Mitgliedes F. K. Heise über die Ortsnamen Berlin-Kölln, die der Verfasser auf germanischen Ursprung zurückzuführen bemüht ist. Auf Anregung des Herrn P. Roesner knüpft sich an dieses Werkchen eine Erörterung über Entstehung der Namen Berlin und Kölln unter Hinweis auf die Fülle bekannter Deutungen, die den Verein öfter beschäftigt haben. Herr Rektor Bonnell erklärt sich bereit, in der nächsten Arbeitssitzung über die Heisesche Schrift zu referiren und eine Diskussion einzuleiten.

Sodann ist als Geschenk des Architekten-Vereins auf Veranlassung des 2. Vorsitzenden Herrn Regierungs- und Baurathes Küster das große Prachtwerk dem Verein zugegangen: „Berlin und seine Bauten", das in den „Mittheilungen" eingehender besprochen werden wird. (Vergl. 1896 Nr. 12, S. 136.)

Es wird der Wunsch ausgedrückt, daß der Magistrat das Buch: „Bormann, Kunstdenkmäler Berlins", den Vereinsmitgliedern zu ermäßigtem Preise überlasse. Der Vorstand wird beauftragt, ein bezügliches Gesuch an den Magistrat zu richten.

Der erste Vorsitzende legte noch aus dem Besitze des Apothekers Herrn N. ein kolorirtes Panorama der Straße „Unter den Linden" aus dem Jahre 1822 vor, das mit allseitigem Interesse betrachtet und im Einzelnen erläutert wurde, und referirte schließlich über den Verlauf und die Verhandlungen der Generalversammlung des Gesammtvereins der Geschichts- und Alterthumsvereine in Blankenburg vom 6. bis 9. September 1896.

Am Sonnabend, den 12. Dezember, hielt im Bürgersaale des Rathhauses vor einem größeren Zuhörerkreis Herr Redakteur W. Quanter einen

öffentlichen Vortrag: Ueber die Aufnahme des Goetheschen Romans „Die Leiden des jungen Werther“ in Berlin. Im Jahre 1774 von Weygand in Leipzig herausgegeben, war er in kurzer Zeit Gemeingut des deutschen Volkes. Auffallend ist es, daß der Name Goethes, obgleich dieser beim Erscheinen des Buches auf dessen Titel nicht angegeben, bald allenthalben als derjenige des Verfassers bekannt war. Es war der junge süddeutsche Dr. jur., der den „Götz von Berlichingen“ veröffentlicht und populär gemacht hatte. Kein Roman hat wohl jemals eine so große Litteratur veranlaßt, wie Goethes „Werther“, wie die Leiden des jungen Juristen Jerusalem, Sohn des Vizepräsidenten des Konsistoriums in Braunschweig, in dessen Leiden Goethe seine eigenen verkörperte. „Lotte“ ist bekanntlich die Tochter des Amtmannes Buff, Charlotte Sophie Henriette, Verlobte des hannoverschen Reichskammergerichts-Sekretärs Joh. Chr. Kestner, der seine Braut am 14. April 1773 heirathete. — Der Vortragende wies hin auf die Fülle von Rezensionen und Bearbeitungen, die in Deutschland und jenseits des Rheins, in England, der Schweiz, den Niederlanden, sogar in dem damals wenig bekannten Illyrien erschienen. Eine Reihe von Werken wurde im Auslande für und gegen den Roman oder in seiner Art geschrieben. Während die Einen entzückt waren, hielten Andere sowohl Inhalt und Sprache als auch Tendenz für höchst verwerflich. Eine der ersten Besprechungen war die vom 22. Oktober im Wandsbecker Boten 1774 durch M. Claudius; es folgten die der Gothaischen gelehrten Zeitungen vom 29. Oktober 1774 und der Frankfurter gelehrten Anzeigen vom 1. November 1774.

Diese Besprechungen lassen wohl erkennen, daß der Roman bei dem Publikum günstig aufgenommen worden ist, jedoch von dem ungeheuren Enthusiasmus, mit dem namentlich die jungen Leute beiderlei Geschlechts das Buch lasen und immer wieder lasen, ist nichts darin zu finden. Welchen Eindruck es machte, welche Wirkungen Viele davon — und wahrscheinlich nicht mit Unrecht — fürchteten, ersehen wir aus den Kritiken, welche den Roman verwerfen. Am wüthendsten eifert dagegen fast die gesammte Geistlichkeit. Ja die theologische Fakultät der Universität zu Leipzig machte kurzen Prozeß, indem sie „die Leiden des jungen Werthers“ konfiszirte. Es folgen zwei Kritiken, aus denen klar zu ersehen ist, wie und weshalb man das Buch und dessen Verfasser in einer so heftigen Weise angriff. Die erste erschien in der sogenannten „Schwarzen Zeitung“. Hiermit war gemeint: „Freywillige Beyträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Hamburg, 21. März 1775“. Herausgeber des Blattes war der Magister der Philosophie und Kanonikus an der Domkirche zu Hamburg, Christian Ziegra. Die andere stammt von dem Hauptpastor Goeze in Hamburg, bekannt durch seinen Streit mit Lessing. Sie ist in demselben Blatt veröffentlicht wie die erste, jedoch in der Nummer vom 4. April und hat ungefähr folgenden Inhalt:

„Hamburg. Da ich glaube, daß eine in dieser Zeitschrift veröffentlichte Kritik, die, unserer Religion zur Schande, und allen unbevestigten Lesern zum Verderben gereichende Schrift: Leyden des jungen Werthers hinlänglich sey, den wahren Charakter derselben zu entdecken; so werde ich in diesem Aufsatze mich in Absicht auf die Schrift selbst, nur noch mit einigen allgemeinen Anmerkungen über dieselbe begnügen, vornehmlich aber meine Absicht darauf richten, über eine Zeitungsrecension derselben, und über einige zu der Schrift selbst gehörige Fortsetzungen, meine Gedanken zu entdecken.

Einem jeden Christen, der die Worte des heil. Johannes: Wir wissen, daß ein Todtschläger nicht hat das ewige Leben bey ihm bleibend, 1. Joh. 3. 15, als einen Lehrsatz ansiehet, welcher sich auf ein unveränderliches Urtheil unsers allerheiligsten und allerhöchsten Richters gründet, muß nothwendig das Herz bluten, wenn er die Leiden des jungen Werthers lieset. Das gelindeste Urtheil, das man von dieser Schrift fällen kann, ist dieses: sie ist der verwegenste Widerspruch gegen jenes Wort. Allein, könnte man sagen, wem leuchtet es nicht in die Augen, daß der Verfasser seinem Helden nichts weiter als eine platonische Liebe zuschreibt, welche sich blos an den Vollkommenheiten des geliebten Gegenstandes ergötzet, und von welcher alle sinnliche Begierden himmelweit entfernt sind? Diese Entschuldigung könnte vielleicht Kindern scheinbar vorkommen: vernünftige und gesetzte Leute muß solche allezeit beleidigen. Wäre dieses die Absicht des Verfassers gewesen, so hätte er seinen Helden ganz anders charakterisiren, und ihn durch und durch, als ein Wesen aus einer höhern Sphäre abbilden müssen; so hätte er ihn ein ganz anderes Ende nehmen lassen müssen. . . .“

Nicht genug hiermit, bittet Pastor Goeze am 7. April in derselben Zeitschrift die Behörden, indem er Gott nochmals anruft, sie zum Eifer zu erwecken, gegen die gottlosen Zeitungsrezensenten,

welche solche verfluchungswürdigen Schriften anpreisen, energisch vorzugehen, weil jetzt geradezu Apologien für den Selbstmord und andere schandhafte Thaten erscheinen.

Die angeführten Beurtheilungen, wenn wir sie überhaupt so nennen dürfen, da sie auf den Roman selbst, die Art seiner Bearbeitung und des Stoffes, die Charakterisirung der darin handelnden Personen u. s. w. so gut wie gar nicht eingehen, sondern nur von der ungeheuren Wirkung reden, die er auf den Leser ausübt, also diese Beurtheilungen werden uns klar erkennen lassen, welche Umwälzungen in der deutschen Litteratur „Die Leiden des jungen Werther“ verursachten. Daß der Eindruck auf die Leser in Berlin ein anderer gewesen sein sollte als im übrigen Deutschland, dafür spricht auch nicht das mindeste Anzeichen; daß er aber bei den litterarischen Kreisen der preußischen Residenz ein anderer gewesen, dafür haben wir hinlängliche Beweise. Wer sich die politischen Verhältnisse vergegenwärtigt, wer sich lebendig vorstellt, wie unter des Großen Friedrichs Regiment der doch nicht gerade hervorragende preußische Staat zu einer anerkannten Großmacht sich aufgeschwungen, deren Wort bei den Entschlüssen der anderen Staaten mit in die Wagschale fiel, wer bedenkt, welche bedeutenden Männer sich um Friedrichs Thron geschaart hatten, welchen Aufschwung Musik und Theater genommen, der mag es vielleicht kleinlich, er muß es aber bei nur einigem Billigkeitsgefühl verzeihlich finden, wenn das erhebende Selbstgefühl, das jeden Preußen durchströmte, auch die litterarischen Kreise Berlins beherrschte und sie veranlaßte, ein anderwärts verfaßtes Buch, welches ein so ungewöhnliches Aufsehen hervorrief, etwas kühler zu betrachten, als dies sonst allgemein geschah. Aus diesem Grunde, sowie auch vielleicht in der guten Absicht, den Eindruck abzuschwächen, den die wenn auch nicht Verherrlichung des Selbstmordes, doch die Entschuldigung dafür hervorrief, gegen welche ja auch andererseits geeifert wurde, ließ der Buchhändler Christoph Friedrich Nicolai in Berlin im Jahre 1775 im Selbstverlage ein Buch erscheinen: „Freuden des jungen Werthers. — Leiden und Freuden Werthers des Mannes. — Voran und zuletzt ein Gespräch. Berlin bei Friedrich Nicolai, 1775, 8°, 4 Bogen.“ Den Inhalt dieses Buches erfahren wir aus einer Besprechung in den Gothaischen gelehrten Zeitungen, Gotha, 1775, 1. Februar.

Goethe hat sich über diese Angriffe keineswegs geärgert, vielmehr darüber gelacht und seiner Mißachtung durch die Verse Ausdruck gegeben:

> Mag jener dünkelhafte Mann
> Mich als gefährlich preisen;
> Der plumpe, der nicht schwimmen kann,
> Er will's dem Wasser verweisen!
>
> Was schiert mich der Berliner Bann,
> Geschmäcklerpfaffenwesen!
> Und wer mich nicht verstehen kann,
> Der lerne besser lesen.

Mag das Buch Nicolais, wie es allerdings den Anschein hat, sein Publikum gefunden haben, so war sein Erscheinen doch keinesfalls dazu angethan, als eine Haupt- und Staatsaktion betrachtet zu werden, und doch war dies nicht nur für die „Gothaische gelehrte Zeitungen“, sondern auch für die „Berlinische Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen“ — Spenersche Zeitung — vom 2. Februar 1775 der Fall. Sie schreiben: „Je schimmernder das Gewand war, in welches der Verfasser von »Werthers Leiden« die menschenfeindliche Philosophie seines Helden gehüllet hatte, desto nöthiger und wünschenswerther war es, daß jemand aufstehen und der Täuschung wehren möchte, die dadurch veranlaßt werden konnte, und bei manchem raschen Jüngling von glühender zügelloser Einbildungskraft würklich, wenn gleich nicht thätig, verursacht worden seyn mag. So gern wir zur Ehre des berühmten Herrn Goethe glauben wollen, daß er sich bey jener in vieler Beziehung so meisterhaften Produktion seines Genies, weder die Vertheidigung des Selbstmordes zum Endzweck vorgesetzt noch auch gesucht haben mag, die Asche des unglücklichen Werthers zu beschimpfen oder die Ueberlebenden damit zu kränken; so müssen wir doch immer wünschen, daß er seine ungewöhnlichen Gaben entweder auf einen ganz andern Gegenstand gewendet, oder wenigstens diesen anders und sittlicher behandelt hätte. Da das aber jetzt nun nicht mehr zu ändern ist; so müssen wir den Mann segnen, der mit gleichem Witz, aber dabey mit mehr praktischer Philosophie uns ein so heilsames Gegengift geliefert hat, als die vor uns liegenden vortrefflichen Bogen, unter dem Titel: Die Freuden des jungen Werthers, in sich enthalten. Der Verfasser derselben verdient, schon allein um seiner guten Absicht willen, den lebhaftesten Dank der bürgerlichen Gesellschaft, da er ihre jungen Mitglieder von einem Irrwege zurückführt, auf welchem

sie, durch das hinreißende Geschwätz eines geblendeten Wegweisers betäubt, vielleicht bis an den Rand des Abgrundes, sorglos hätten forttaumeln können. Dieser Zurechtweisung wegen allein wäre er einer eroica corona werth; noch mehr verdient das unsern Dank, daß der Verfasser dieses Anti-Werthers nicht das strenge Ansehn und den abschreckenden Ton eines Gesetzpredigers angenommen; sondern sein Geschichtlein mit ebenso viel Humor und in eben der Sprache vorgetragen hat, als die Leiden. Dadurch erreicht er seinen Zweck sicherer; man wird sein Gegengift mit ebenso viel Begier verschlingen, als man ehedem das Gift selbst einschluckte und die heilsame Wirkung auf den Verstand und das Herz wird hernach desto schneller und allgemeiner seyn. Wir rathen daher aus wahrer innerer Ueberzeugung einem jeden, der Werthers Leiden gelesen und bewundert hat, nunmehr auch die Freuden Werthers zu lesen; 's wird ihm fast sehr behagen. Der Verfasser derselben zeigt, was Lotte, nach dem letzten interessanten Auftritt mit Werthern, eigentlich hätte thun sollen, was der redliche, kaltblütigere Albert alsdann würde gethan haben, und wie das all' all' dann so glücklich für Werthern und die Welt (der er noch nützlich werden sollte und konnte), würde ausgefallen seyn. Man siehet also, daß die Sache hier einen ganz anderen, natürlichern und geraderen Gang gehet, als dort. Der Plan dieser kleinen Schrift ist unverbesserlich angelegt, sehr glücklich ausgeführt und macht den Talenten seines verdienten Verfassers, als Schriftsteller, als Philosoph und als Bürger durchaus gleich viel Ehre. Das Glück eines häuslichen Lebens, die Freuden einer einstimmigen Ehe und die sanften Empfindungen, die der Nahme Vater in das Herz eines jeden Fühlenden ausgießt, sind hier mit so starken Farben und getreu nach der Natur geschildert, daß sie der Verfasser nothwendig alle selbst schmecken muß, und hat er uns hierin sein Familiengemälde aufgestellet; so wünschen wir ihm Glück dazu. Er ist um dieses Werkleins willen werth, die heiterste Freude in dem Kreise der Seinigen noch lange und ungestört zu geniessen. Wir sind nie unwilliger darüber gewesen als heute, daß uns der begränzte Raum dieses Blattes nicht alles das zu sagen verstattet, was wir zu sagen wünschten; aber freylich bedürfen die einleuchtenden Schönheiten dieses Produkts; der Witz in welchen der Gedanke eingekleidet ist, die wahrhaft komischen Situationen, die glücklichste und natürlichste Aneinanderreihung der Zufälle, die sentenziöse Sprache, das all' all' bedarf unsers Fingerdeutens nicht. Warum will man auch überhaupt en detail loben, wenn das Ganze ein Meisterstück ist? Obgedachtes Werklein kostet in der Haude und Spenerschen Buchhandlung auf Schreibpapier mit einer Vignette von Chodowiecki gezieret 5 Groschen, auf Druckpapier aber, und ohne Vignette 3 Groschen."

Man liest den Schluß und ist verstimmt. So also schreibt das Blatt für Staats- und gelehrte Sachen. Wie andere das Werk beurtheilen, zeigen folgende Schriften: Zunächst zwar der durch seine langjährige Haft auf der Festung Hohenasperg bekannte Dichter Schubart in seiner „Deutschen Chronik", Augsburg und Ulm vom 16. März 1775.

Und was sagt der Hauptpastor Goeze in Hamburg zu der Schrift von Nicolai, die doch wie der Pastor selbst der Beschönigung des Selbstmordes entgegentritt? Er läßt sich in seiner „Schwarzen Zeitung" folgendermaßen darüber aus:

„Ist diese Schrift Ernst, so ist sie läppisch, läppisch ist die neumodische Schreibart, da die meisten Vokalen verschlungen werden, als welches die deutsche Sprache der hebräischen ähnlich machen soll. Läppisch und höchst unwahrscheinlich ist die ganze Erfindung. Ist sie aber eine Ironie, so gehört ein Schlüssel dazu, und alsdann bekenne ich gern, daß ich sie nicht verstehe. Indessen wird sie auch in dem Correspondenten Nr. 13, vom 24. Januar, mit ausgesuchten Lobsprüchen erhoben, und insonderheit die darin herrschende Laune bewundert. Vernünftige Christen werden dabey denken, daß Laune, und die Absicht den Versuchungen des Selbstmordes zu wehren, Dinge sind, die sich schlecht zusammen schicken."

Aber nicht nur in der geschilderten, immerhin noch soliden Weise versuchte man es in Berlin, die Wirkungen des Romans abzuschwächen, denn wie konnte sich ein junger, nur erst durch ein Werk, den Götz von Berlichingen, mehr oder weniger bekannter Doktor aus Süddeutschland, der zu den tonangebenden Kreisen in der preußischen Residenz gar keine Beziehungen hatte und sie auch nicht suchte, wie konnte der sich erlauben, mit einer so einfachen Erzählung einen so ungeheuren Erfolg zu erringen! Das sollte ihm gründlich versalzen werden! Von dem Grundsatze ausgehend, wer die Lacher auf seiner Seite hat, der hat gewonnen, ließ Heinrich Gottfried v. Bretschneider in dem „Berlinisch Litterarischen Wochenblatt", Nummer vom 6. April 1776 und später selbständig mit dem Druckort „Boxtehude" das folgende Opus erscheinen:

Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther, wie sich derselbe den 21. Dezember durch einen Pistolenschuß ums Leben gebracht. Allen jungen Leuten zur Warnung, in ein Lied gebracht, auch den Alten fast nützlich zu lesen. Im Ton: „Hört zu ihr lieben Christen &c."

Heinr. Gottfr. v. Bretschneider.

Hört zu ihr Junggesellen
Und ihr Jungfräulein zart
Damit ihr nicht zur Höllen
Aus lauter Liebe fahrt.

Die Liebe, traute Kinder!
Bringt hier auf dieser Welt
Den Heil'gen wie den Sünder
Um Leben Gut und Geld.

Ich sing' euch von dem Mörder,
Der sich selbst hat entleibt.
Er hieß: Der junge Werther,
Wie Doktor Göthe schreibt.

So witzig, so verständig,
So zärtlich als wie er,
Im Lieben so beständig
War noch kein Sekretär.

Ein Pfeil vom Liebesgotte
Fuhr ihm durchs Herz geschwind
Ein Mädchen, sie hieß Lotte,
War eines Amtmanns Kind.

Die stand als Vizemutter
Geschwistern treulich vor
Und schmierte Brot und Butter
Dem Fritz und Theodor,

Dem Liesgen und dem Kätgen—
So traf sie Werther an
Und liebte gleich das Mädgen
Als wär's ihm angethan.

Wie in der Kinder Mitte
Sie da mit muntrem Scherz
Die Butterrahmen schnitte —
Da raubt sie ihm das Herz.

Er sah, beklebt mit Rotze
Ein feines Brüderlein
Und küßt' dem Rotz zum Trotze
An ihm, die Schwester sein.

Fuhr aus, mit ihr zum tanzen
Wohl eine ganze Nacht,
Schritt Mennets der Franzen,
Und walzte, daß es kracht!

Sein Freund kam angestochen
Blies ihm ins Ohr hinein
Das Mädgen ist versprochen
Und wird den Albert freyn.

Da wollt er fast vergehen
Spart' weder Wunsch noch Fluch
Wie alles schön zu sehen
In Doktor Göthens Buch.

Kühn ging er zu verspotten
Geschick und seinen Herrn
Fast täglich nun zu Lotten,
Und Lotte sah ihn gern.

Er bracht den lieben Kindern
Lebkuchen, Marzipan
Doch alles konnt's nicht hindern,
Der Albert wurd ihr Mann.

Des Werthers Angstgewinsel
Ob diesen schlimmen Streich
Mahlt Doktor Göthens Pinsel
Und keiner thuts ihm gleich.

Doch wollt er noch nicht wanken
Und stets bei Lotten seyn,
Dem Albert macht's Gedanken
Ihm traumte von Geweyhn.

Herr Albert schaute bitter
Auf die Frau Albertin —
Doch bat sie ihren Ritter
Schlag mich Dir aus dem Sinn.

Geh fort zieh in die Fremde
Es giebt der Mädgen mehr —
Er schwur beim letzten Hemde,
Daß sie die einzge wär.

Als Albert einst verreiste
Sprach Lotte: „bleib von mir"
Doch Werther flog ganz dreiste
In Alberts Haus zu ihr.

Da schickte sie nach Frauen
Und leider keine kam. —
Nun hört mit Furcht und Grauen
Welch Ende alles nahm.

Der Werther laß der Lotte
Aus einem Buche lang
Was einst ein alter Schotte
Vor tausend Jahren sang.

Es war gar herzbeweglich,
Er fiel auf seine Knie
Und Lottens Auge kläglich
Belohnt ihm seine Müh.

Sie strich mit ihrer Nase
Vorbey an Werthers Mund,
Sprang auf als wie ein Hase
Und heulte wie ein Hund.

Lief in die nahe Kammer
Verriegelte die Thür
Und rief mit großem Jammer
„Ach Werther geh von mir!"

Der Arme mußte weichen
Alberten den's verdroß
Konnt's Lotte nicht verschweigen
Da war der Teufel los.

Kein Werther konnt sie schützen
Der suchte Trost und Muth
Auf hoher Felsen Spitzen
Und kam um seinen Hut.

Zuletzt ließ er Pistolen
Im Fall es nöthig wär
Vom Schwager Albert holen
Und Lotte gab sie her.

Weil's Albert so wollt haben
Nahm sie sie von der Wand
Und gab sie selbst dem Knaben
Mit Zittern in die Hand.

Nun konnt er sich mit Ehre
Nicht aus dem Handel ziehn
Ach Lotte! Die Gewehre
Warum gabst du sie hin.

Alberten recht zum Possen
Und Lotten zum Verdruß
Fand man ihn früh erschossen —
Im Haupte stak der Schuß.

Es lag und das wars beste
Auf seinem Tisch ein Buch,
Gelb war des Todten Weste
Und blau sein Rock, von Tuch.

Als man ihn hingetragen
Zur Ruh bis jenen Tag
Begleit'n ihn kein Kragen
Und auch kein Ueberschlag.

Man grub ihn nicht in Tempel
Man brannte ihm kein Licht.
Mensch nimm dir ein Exempel
An dieser Mordgeschicht!

Berlin im Februar 1807.[1])

Berlin, den 7. Februar 1807.

Aus der schönen Königsstadt schreibe ich euch zuerst meine lieben Schwestern, und will auch nur in der Kürze eine kleine Reisebeschreibung liefern. Den 2. kamen wir glücklich von Koburg nach Saalfeld, meine Empfindung bei der Erblickung dieser Gegend könnt ihr euch denken! Die ganze Schlacht, alles war mir wieder neu. — Die Leiche des Prinzen Louis Ferdinand wird noch immer viel besucht, wie man mir sagte, doch soll sie jetzt schon ganz schwarz geworden sein, schade um die schöne Hülle! — meine Thränen flossen als zweites Todtenopfer. — Den 3., nachdem die Frau Herzogin

[1]) Der nachstehende Brief ist von einem Fräulein v. Uttenhofen, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts Hofdame bei der Herzogin von Koburg war, an ihre Schwester geschrieben und uns jetzt von ihrer Großnichte zur Benutzung gütigst überlassen worden. Koburg war nach den Schlachten von Jena und Auerstädt selbstredend von französischen Truppen überschwemmt. Der Herzogin-Wittwe, deren Gemahl im Dezember 1806 gestorben war, wurde gerathen, sich im Interesse ihres Sohnes, des nunmehrigen Herzogs, welcher mit einer russischen Großfürstin verheirathet war, direkt an den Kaiser Napoleon in Warschau, behufs Erhaltung der Selbständigkeit des Herzogthums, zu wenden. Auf ihrer Reise dahin gelangte sie jedoch nur bis Berlin. Die Red.

von dem Prinzen Ferdinand, ihrem Sohn, und Graf Mensdorf, welche uns bis Saalfeld begleitet hatten, einen traurigen Abschied genommen hatte, da sie nicht wußte, wann sie dieselben wiedersehe, und welchen Erfolg ihre projektirte Reise nach Warschau haben würde, reisten wir um 6 Uhr Morgens mit schwerem Herzen ab; das Wetter war wunderschön, in Bösneck, wo Jahrmarkt war, wo wir durchfuhren, war es sehr lebhaft, und die ganze Straße voll fröhlicher Menschen, was uns einen wohlthuenden Anblick gewährte. Abends 5 Uhr kamen wir in Gera an, nachdem wir ein wenig ausgeruht hatten, kam die alte Fürstin von Gera, mit ihrer Hofdame, ein Fräulein v. Rothschütz, sie erzählten uns viel Interessantes von jenen Schreckenstagen, wo der Kaiser Napoleon in Gera gewesen — doch alles das erspare ich aufs mündliche, nur soviel, Fräulein von Rothschütz denkt gerade so wie ich, wir öffneten unsere Herzen, und unsere Thränen flossen. — Prinz Louis Ferdinand war den ganzen vorigen Winter in Gera gewesen, Fräulein Rothschütz erzählte mir viel von ihm, sie erfuhr auch zuerst, daß Karolinens Mann geblieben war, durch unsern Onkel, Oberst von Schauroth, welcher blessirt durch Gera kam, von Schleitz, wo Lieutenant von Britzki fiel, sie kennt unsere arme Karoline, und bedauert sie ebenfalls sehr.

Den 4. Morgens 5½ Uhr fuhren wir von Gera nach Leipzig, der Weg war sehr schön, aber ich hatte unterwegs heftige Schmerzen am Arm, da ich mir in Saalfeld den Arm am Ellbogen verbrannt hatte; wir fuhren durch das schöne Rosenthal, welches im Winter schon hübsch ist, aber im Sommer reizend sein muß — die schönsten Landhäuschen sind vor Leipzig, neugierig sah ich mich nach allen Seiten um, um nach der mir gemachten Beschreibung das Landhaus zu erkennen, wo die Frau Großfürstin Constantin gewohnt, kurz vor der Stadt glaubte ich es zu sehen. — Leipzig ist eine sehr hübsche Stadt, wir logirten in einem der größten Gasthöfe, wo es von Menschen wimmelte, auch mehrere Franzosen waren dabei. Abends hatte ich fürchterliche Schmerzen an meinem Arm, ich mußte Kleid und Oberrock auftrennen lassen. — Wir fuhren über Düben nach Wittenberg, es begegneten uns viele Wagen mit Rekonvalescenten, Franzosen und Bayern; Wittenberg hat eine sehr hübsche Lage, wir fuhren über eine große Brücke, welche die Preußen angefangen hatten, abzubrennen, wodurch sie die Franzosen noch lange aufgehalten hätten, allein die Bürger löschten das Feuer gleich, und leider konnten die wenigen Preußen ihren Plan nicht durchsetzen. — In dem Wirthshaus, wo wir logirten, hatte die liebe Großfürstin bei ihrer Abreise nach Leipzig drei Tage zubringen müssen, die Wirthstochter war noch ganz entzückt von ihr. Nachdem wir Thee getrunken und Herr von Reppert, unser Reisebegleiter, uns noch eine interessante Lektüre gemacht, legten wir uns schlafen. Am 6. fuhren wir schon um 5 Uhr weiter, da wir jetzt die längste Tour zu machen hatten, bis Berlin, wir kamen über Treuenbrietzen, einem alten preußischen Städtchen, welches sich einst diesen Namen durch patriotische Anhänglichkeit erworben.

Ich war so ermüdet, daß ich fast den ganzen Weg schlief, und erst vor unserer Ankunft in Potsdam erwachte, wo ich durch dessen schöne Lage höchst angenehm überrascht wurde. — Die Sonne spiegelte sich im großen See und beleuchtete das schöne Sanssouci, und das alte Schloß in der Ferne, es war ein himmlischer Anblick! — wir hielten lange am Posthaus, welches gerade der Kaserne gegenüber ist, wo wir nichts wie lumpichte unansehnliche Franzosen hinaus und hinein gehen sahen, welche sangen und spektakelten, ein schmerzlich wehmüthiges Gefühl bemächtigte sich meiner bei diesem Anblick, auch die Frau Herzogin hatte die Thränen in den Augen, und beweinte mit mir das Schicksal des edlen Königs von Preußen. Potsdam ist nicht sehr groß, aber hat wunderschöne Gebäude, es ist aber sehr menschenleer und man sieht nur traurige Gesichter von den Einwohnern. — Wir fuhren noch bis Berlin, leider fing es so an zu schneien, daß man fast nichts mehr sehen konnte; schöne Promenaden, Gärten und hübsche Landhäuser zeigten sich noch durch die Dämmerung, aber nun wurde es ganz Nacht, und wir sahen nichts mehr, es ging so langsam, daß wir erst um 8½ Uhr in Berlin ankamen, wir hielten bei einem der ersten Gasthöfe unter den Linden. Die Beleuchtung der Stadt ist nicht so schön, wie ich sie mir vorgestellt. Wir konnten vor Wagen kaum in den Gasthof Hotel de Russie einfahren, da gerade ein türkischer Gesandter und einige Franzosen, welche in den uns bestimmten Zimmern logirt hatten, abreisen wollten. — Leider habe ich den türkischen Gesandten nicht gesehen, das wäre mir doch interessant gewesen; allein ich eilte in das warme Zimmer, da ich sehr erfroren war. Herr von Koburg, welcher uns hier erwartete, empfing uns. — Der Schreibtisch der Frau Herzogin riecht prächtig nach Rosenöl, welches der türkische Gesandte zurückgelassen. Die französischen Offiziere machten noch einen schrecklichen Spektakel, ehe sie

abreisten, endlich wurde es stiller und wir legten uns gleich nach dem Souper nieder.

Den anderen Morgen kam General Klarke zur Frau Herzogin in Begleitung mehrerer französischer Offiziere, die Frau Herzogin fand es unnöthig, daß ich bei dieser Visite zugegen sei, womit ich recht sehr zufrieden war, da Herr von Koburg und Kammerherr von Reppert zugegen waren.

Der General Klarke soll sehr artig gegen die Frau Herzogin gewesen sein, aber er räth ihr, mit ihrer Abreise nach Warschau noch zu warten, da er selbst nicht wisse, ob der Kaiser Napoleon noch dort sei. — Gott weiß, wie es noch mit dieser Reise werden wird, der Himmel gebe nur, daß die Frau Herzogin ihre Absicht erreicht.

Den Abend gingen wir in die Komödie, es wurden die Indianer in England gegeben, die Gurli spielte vortrefflich, war aber nicht schön. Ich hatte mir eine größere Vorstellung von dem Berliner Theater gemacht und war daher von der Aufführung dieses Stückes, welches bis auf die Gurli sehr mittelmäßig gegeben wurde, nicht befriedigt. — Die französischen Offiziere in der Nebenloge schrieen überlaut von der Gurli, c'est une petite folle, was sie öfter wiederholten.

Den 9., gestern Morgen, am Sonntag, fuhren wir in die katholische Messe, wo militärischer Gottesdienst gehalten wurde, es war aber so voll in der Kirche, daß wir nur eine Minute darin bleiben konnten und deswegen auch die schöne Kirchenmusik versäumten. — Ich sah zum ersten Male das alte Schloß, welches durch sein alterthümliches Aeußere Erfurcht einflößt, es ist sehr groß. Das Schlößchen, in welchem der König und die Königin wohnen, ist hingegen sehr klein, aber sehr hüsch, wie traurig machte es mich, es so öde und verlassen zu sehen, und eine französische Wache dafür stehend! Die Berliner sehen aber auch fast alle sehr niedergeschlagen aus, es mag wohl hier und da schlechte geben, aber die meisten lieben und verehren ihren unglücklichen König und die tiefgekränkte Königin. — Wir fuhren noch bei dem Palais des Prinzen Heinrich,[1] Bruder des Königs, vorüber, welches auch sehr groß ist, überhaupt giebt es prächtige Gebäude hier, es macht mir viel Freude, diese schöne große Stadt zu sehen, wäre es nur unter anderen Umständen möglich gewesen! —

[1]) Das Mittelgebäude der gegenwärtigen Universität. D. R.

Wir mußten bei dem Paradeplatz halten, wo eine Menge Truppen aufgestellt waren, fast nichts wie Nassauer, wie auch französische Infanterie, worunter fast lauter Kinder waren, dann die Dragoner der Kaiserin, welches sehr schöne Leute sind. Das Berliner Bürger-Militär war auch aufgestellt, welches sehr gut gekleidet ist, mir machte ihr Anblick ein wehmüthiges Gefühl. Eine unendliche Menge Menschen drängten sich hinzu, die fremden Truppen zu sehen. Wir fuhren noch in der Stadt herum, wo wir noch viel Schönes sahen, auch durch das Thor, wo der Kaiser Napoleon die Viktoria herabnehmen ließ — mir brach fast das Herz, als ich das leere Thor erblickte.[1])

(Schluß folgt.)

Besprechung von Büchern etc.

Neufelds Reisebibliothek bringt einige neue Schriften von unserem Mitgliede **V. Laverrenz**: Band 25 „Freiweg", Band 26 und 27 zwei Marine-Humoresken „Auf der Back ist Alles wohl!" und „Volldampf voraus!" Aehnliche Humoresken enthalten die früheren Bändchen: Band 5 „Unter Kameraden", Band 6 „Im Banne der Disziplin", Band 7 „Ein Jahr im bunten Rock", Band 8 „Wir von der Kavallerie", Band 9 „Platzpatronen", Band 10 „Reserve hat Ruh!", Band 11 „Einjährigen-Liebe", Band 12 „Ulanenstreiche". Der Verfasser, ein gewandter Erzähler, versteht es, in leichtem flüssigen Plauderton uns ein angenehmes Stündchen zu bereiten. Die Fülle von technischen Ausdrücken, die richtig zur Anwendung gelangen, zeigt, daß wir einen Fachmann vor uns haben, und die Darstellung läßt auf eine Geschicklichkeit schließen, spröde Stoffe schmackhaft zu machen. Br.

Der Abdruck des Artikels „**Die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg**" in den „**Mittheilungen**" 1896 Nr. 9 und 10 erfolgte auf Veranlassung geschätzter Mitglieder der „Provinzialkommission für die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg" aus dem Zentralorgan für die Interessen der Alt-, Kur-, Mittel-Neumark und Lausitz, „**Die Mark**" (2. Jahrgang Nr. 30) mit gütiger Erlaubniß des Herausgebers Herrn **W. Zincke** in Schöneberg.

[1]) Vorstehender Brief gelangt mit gütiger Genehmigung unseres Mitgliedes Herrn Karl Sieglsmund zum Abdruck aus dem „Deutschen Soldatenhort" VII. Nr. 26.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Hans Brendicke in Berlin W35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 2. — 1897.

Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

632. Versammlung.

Zu dieser Versammlung waren besondere Einladungen durch Postkarte ergangen.

3. (2. außerordtl.) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:
Sonnabend, den 30. Januar 1897, Abends 7½ Uhr, im Rathhause, Zimmer Nr. 63.
Eingang von der Jüdenstraße.

Außerordentliche Hauptversammlung.

Tagesordnung.

1. Annahme der in der Hauptversammlung am 9. Januar 1897 verlesenen Berichte des Hauptschriftwarts, des Bibliothekars und des Archivars.
2. Ertheilung der Entlastung für die Rechnungslegung des Schatzmeisters, sowie des Pflegers der „Louis Schneider-Stiftung" und der Ch. v. Hagnschen Schenkung.
3. Beschlußfassung über den Haushaltungsplan für das Jahr 1897.
4. Wahl des Ausschusses zur Prüfung der Rechnungen behufs Ertheilung der Entlastung.
5. Mittheilungen (Ausstellung zur Centenarfeier am 22. März 1897).

Daran schließt sich eine Arbeitssitzung.

Vorlagen und Besprechungen: H. Busse, Vorlage vorgeschichtlicher Knochenfunde, gefunden beim Neubau des Hauses Burgstraße Nr. 1. W. Bonnell: Ueber die Ortsnamen Berlin und Kölln im Anschluß an die Broschüre unseres Mitgliedes F. R. Heise.

§ 15 des revidirten Statuts vom 26. November 1881: Muß wegen Beschlußunfähigkeit eine neue Hauptversammlung einberufen werden, so ist solche, ohne Rücksicht auf die Zahl der in derselben erschienenen Mitglieder, beschlußfähig; es muß jedoch auf diese Folge bei der Einberufung ausdrücklich hingewiesen werden.

633. Versammlung.

4. (1. öffentliche) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:
Sonnabend, den 13. Februar 1897, Abends 7½ Uhr im Bürgersaale des Rathhauses.

Vortrag des Herrn Dr. Hans Brendicke: Königin Luise, ihr Leben und Wirken, unter Vorlegung von bildlichen Darstellungen aus den Vorgerlohschen Sammlungen.

Für die Mitglieder und deren Damen werden die ersten Reihen der Mittelplätze bis zum Beginne des Vortrages freigehalten. Um pünktliches Erscheinen wird gebeten. —

634. Versammlung.

5. (2. Arbeits-) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:
Sonnabend, den 27. Februar 1897, Abends 7½ Uhr im Rathhause, Zimmer Nr. 63.
Eingang von der Jüdenstraße.

Vorlagen und Besprechungen. (Rektor W. Bonnell: Der Spuk in Tegel 1797).

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Wilhelm Kersten, Kaufmann, SO. 33, Mariannen-Ufer 5, IV.
- „ Georg Eschmann, wissenschaftlicher Hülfslehrer, W. Kronenstraße 58 II.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Herm. Plettenberg, Rechnungsrath im Königl. Kultus-Ministerium, Elisabeth-Ufer 59. Einf.: Geh. Rechnungsrath Pathe.
- „ Dr. med. Julius Bergemann, prakt. Arzt, Schöneberg, Helmstr. 11. Einf.: Hoflieferant Ernst Mante.
- „ W. Kyllmann, Baurath und Stadtverordneter, W. Bendlerstr. 34. Einf.. Hoflieferant C. Gerold.

Für die kommenden Monate sind folgende Sitzungen in Aussicht genommen:

13. März: Oeffentliche Sitzung,
27. März: Arbeitssitzung,
10. April: Oeffentliche Sitzung.
24. April: Arbeitssitzung.
8. Mai: Oeffentliche Sitzung.

Die Einziehung der Mitgliedsbeiträge für das 1. Halbjahr 1897 findet durch den Vereinsboten Ullrich in den Monaten Februar und März statt. Die Beiträge der Berliner Mitglieder werden durch den Vereinsboten gegen Quittung abgeholt; die der auswärtigen und in den Vororten wohnenden Mitglieder sind durch Postanweisung nebst Bestellgeld an den Vereinsboten Ullrich, Berlin C., Alte Schönhauserstr. 55, zu senden (nicht an den Schatzmeister unmittelbar, auch nicht an sonstige Vorstandsmitglieder).

Bei der Einziehung der Beiträge überreicht der Vereinsbote das (grüne) Heft Nr. XXXIII der Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins und das „Mitglieder-Verzeichniß für 1897".

An jedem Sonnabend, an welchem weder eine öffentliche noch eine Arbeitssitzung stattfindet, treffen die Mitglieder in dem zur ebenen Erde belegenen Vereins-Zimmer im Deutschen Dome auf dem Gendarmenmarkte (Aufgang von der Taubenstr.) Nachmittags von 6 bis 8 Uhr gesellig zusammen. Bibliothek und Archiv, welche sich gleichfalls im Deutschen Dome befinden, sind ebenda durch Vermittelung des Archivars und Bibliothekars zugänglich.

Demnächst gelangt das (grüne) Heft XXXIII der „Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins" zur Ausgabe. Es enthält folgende Aufsätze:

1. Ein Leichenbegängniß zu Berlin im Jahre 1588. Von Dr. jur. Friedrich Holtze.
2. Zur Rechtsgeschichte Berlins. Von Dr. jur. Friedrich Holtze.
3. Andreas Charäus, Klage der Gerste und des Flachses. Herausgegeben von J. Bolte.
4. Berliner Wortschatz zu den Zeiten Kaiser Wilhelms I. Auf Grund der Sammlungen des † Oberpredigers C. Kollatz und des Kapitäns a. D. Paul Adam bearbeitet von Dr. Hans Brendicke.

Zur Gedenkfeier für Kaiser Wilhelm den Großen 1797—1897.

Seine Majestät der Kaiser und König, unser hoher Protektor, haben Allergnädigst genehmigt, daß zur Feier des hundertjährigen Geburtstages des hochseligen Kaisers und Königs Wilhelm des Großen Majestät die Königliche Akademie der Künste und der Verein für die Geschichte Berlins im März d. Js. in den Räumen der Königlichen Akademie der Künste, Unter den Linden 38, eine auf sechs Wochen berechnete Ausstellung von künstlerischen, litterarischen und sonstigen Erinnerungen an die Person und die Regierungszeit des verewigten Kaisers veranstalten. Um die Ausstellung, die das Leben und die Thaten des erhabenen Monarchen dem deutschen Volke vor Augen führen soll, geschichtlich treu und reichhaltig zu gestalten, bitten wir Alle, welche im Besitze solcher Erinnerungen sind, uns diese Gegenstände gütigst zur Verfügung stellen zu wollen. Wir bemerken, daß zur Vermeidung jeder Feuersgefahr die Ausstellung nur bei Tage geöffnet sein wird, und daß die uns anvertrauten Schätze bei Tag und Nacht unter steter Aufsicht von Akademiebeamten stehen werden.

Anmeldungen von Schriftstücken erbitten wir unter der Adresse des Archivraths Dr. Bailleu im Geheimen Staatsarchive, Klosterstraße 76, Anmeldungen aller übrigen Gegenstände an den Ersten ständigen Sekretär der Königlichen Akademie der Künste, Professor Dr. Hans Müller, Universitätsstraße 6. Ueber die Einlieferung ergeht hierauf weitere Nachricht.

Der Präsident
der Königlichen Akademie der Künste.
H. Ende,
Geheimer Regierungsrath.

Der Erste Vorsitzende
des Vereins für die Geschichte Berlins.
Reuter,
Geheimer Archivrath.

Bericht über die Hauptversammlung
am Sonnabend, den 9. Januar 1897
im Bürgersaale des Rathhauses.

Der erste Vorsitzende, Herr Geheimer Archivrath B. Reuter, eröffnete um 7 3/4 Uhr die Versammlung mit der Begrüßung der Mitglieder, die zum ersten Mal im Jahre 1897 vereinigt waren, und mit einem Nachruf für die Verstorbenen. Die Finanzlage des Vereins in dem verflossenen arbeitsreichen Geschäftsjahr sei trotz der Ausgaben für die Gewerbeausstellung und dank dem Wohlwollen der städtischen Behörden, die auch im vergangenen Jahre, wie in allen Vorjahren dem Verein eine Unterstützung gewährt haben, eine günstige. Dem Verein sei auch die Ehre zutheil geworden, vom Senat der Königlichen Akademie der Künste aufgefordert zu werden zur Theilnahme an der von Seiner Majestät dem Kaiser, dem Protektor unseres Vereins, genehmigten Ausstellung von Erinnerungsstücken zur Centenarfeier des Geburtstages des hochseligen Kaisers Wilhelm am 22. März 1897.

Die Einladungen sind durch die Vereins-Mittheilungen und durch die vorgelegten Nr. 608 der Vossischen Zeitung und Nr. 757 der National-Zeitung vom 29. Dezember 1896 vorschriftsmäßig und rechtzeitig erfolgt. Da nur 39 Mitglieder anwesend sind, ist die Versammlung nicht beschlußfähig und es werden daher nur die in Punkt 1 bis 4 der Tagesordnung verzeichneten Berichte des Hauptschriftwarts, des Bibliothekars und des Archivars entgegengenommen; es erfolgt die Rechnungslegung und die Feststellung des Vereinshaushaltes für das Jahr 1897, vorbehaltlich der Beschlußfassung in der nächsten Versammlung, die auf Sonnabend, den 30. Januar 1897 (Zimmer Nr. 63) anberaumt wird.

Der Vorsitzende theilt mit, daß das Stiftungsfest am 20. Januar in gewohnter Weise in den Sälen des Hôtel Impérial stattfinden werde, und schließt die Sitzung um 8 1/2 Uhr.

Berichte.

Der Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke verlas folgenden Bericht über die Thätigkeit des Vereins im Jahre 1896.

Das verflossene 32. Vereinsjahr war für die Entwickelung des Vereins in mehrfacher Beziehung bedeutsam. Zunächst nahm die Aenderung der seit dem Jahre 1865 bezw. 1881 bestehenden, aber zur Zeit nicht mehr den thatsächlichen Verhältnissen entsprechenden Satzungen den Verein in Anspruch. Eine solche Aenderung war durch die außerordentliche Hauptversammlung vom 9. November 1895 beschlossen, dem Vorstand und einem Neuner-Ausschuß zur Vorberathung übertragen (vergl. Mittheilungen 1895 Nr. 11 S. 103) und gelangte nach Abhaltung von vier außerordentlichen Hauptversammlungen (22. Februar, 7. März. 17. Oktober) am 23. November 1896 zum Abschluß, so daß die neuen Satzungen dem Königl. Polizei-Präsidium in endgültiger, den Wünschen der Behörden entsprechender Fassung vorgelegt werden konnten. Als wesentlich bei dieser Aenderung der Satzungen ist die Einsetzung eines Vertrauens-Ausschusses von 18 Mitgliedern hervorzuheben, dem die Vorbereitung von Wahlen und Vereins-Ehrungen u. s. w. obliegt.

Noch lebhafteren Antheil nahm der Verein an dem Zustandekommen der Darstellung von „Alt-Berlin“ auf der Gewerbe-Ausstellung in Treptow und insbesondere an der Durchführung einer Sonderausstellung von Berolinensien in der Heiliggeist-Kirche ebendaselbst.

Der Aufforderung des Arbeitsausschusses der Gewerbe-Ausstellung, das Protektorat über „Alt-Berlin“ zu übernehmen, folgte der Vorstand, indem er die Gelegenheit benutzte, den Verein in völlig uneigennütziger Weise für ein reichshauptstädtisches, zugleich vaterländisches Unternehmen zur Verfügung zu stellen.

Bei dieser mit erheblichen Geldopfern ins Leben gerufenen Ausstellung war es dem Verein vergönnt, an der Hand seiner archivalischen Schätze durch einige Mitglieder in vieler Beziehung werthvolle Anregungen zu geben. Der Vorstand hat Werth darauf gelegt, daß er in allen Fragen gehört werde, welche die erste Anlage von Alt-Berlin betrafen, und war lediglich bestrebt, Lust und Liebe für die Heimath und die vaterländische Geschichte in denjenigen Kreisen zu wecken, welche sonst unseren Zwecken fernstanden. Insbesondere hat der Verein eine Ehre darin gesetzt, uneigennützig und nach besten Kräften diese Ausstellung zu fördern, unter Fernhaltung aller Bestrebungen, die eine finanzielle Betheiligung des Vereins an dem Unternehmen hätten bezwecken können. Der Vorstand und ein Neuner-Ausschuß widmete sich unausgesetzt der Oberleitung in Alt-Berlin und wurde durch einige besonders thätige und eifrig rege Mitglieder in seinen Bemühungen in dankenswerther Weise unterstützt.

In der „Sonderausstellung von Berolinensien“ fanden die werthvollen, von dem Verein und einzelnen Gönnern dargebotenen und

im Privatbesitz meist unzugänglichen Probestücke ein lebhaftes Interesse. Die Ausstellung war an den Wochentagen von 12 bis 6 Uhr geöffnet, an Sonntagen wegen des meist außergewöhnlichen Andranges geschlossen; der Eintritt war für Jedermann unentgeltlich. Dem „Führer" konnte durch die Güte des Herrn Ottomar Anschütz eine Wiedergabe der trefflichen photographischen Aufnahme von „Alt-Berlin" beigefügt werden.

Vor der Eröffnung besichtigte der Verein die Baulichkeiten von „Alt-Berlin" zweimal unter der liebenswürdigen Führung des Erbauers, unseres Mitgliedes Herrn Karl Hoffacker; die Sonderausstellung wurde den Mitgliedern durch Vorträge kompetenter Fachmänner erläutert. Auch besichtigte der Verein am 10. Oktober vor dem Schlusse der Ausstellung das Kaiserschiff „Bremen" des Norddeutschen Lloyd mit Genehmigung des Erbauers Carl Bauer unter der freundlichen Führung des Herrn Kapitän Reuter. Die Mitglieder, die auf den Besuch der geselligen Zusammenkünfte in den von Gegenständen entblößten Räumen des Deutschen Domes verzichten mußten, fanden Ersatz in „Alt-Berlin", wo sie an den Sonnabend-Nachmittagen mit ihren Angehörigen freien Eintritt hatten.

Wenn auf den Erfolg hingewiesen werden darf, den die Gewerbe-Ausstellung in Treptow für Berlin und die Berliner Industrie hat und noch haben wird, so darf der Verein für die Geschichte Berlins mit Befriedigung und Genugthuung auf seine Mitwirkung zurückblicken, weil er die Gelegenheit ergriffen hat, ein Stück aus der Vergangenheit der Reichshauptstadt und ein Bild des eigenen Könnens zur Darstellung zu bringen. Der Verein hat dadurch aber auch bewiesen, daß er mitten im Leben steht und von der Zeitgeschichte als lebendiges Glied einer großen Kette anerkannt wird. Der Dank, der den Ausstellern schriftlich und mündlich für die Betheiligung ausgesprochen wurde, sei an dieser Stelle wiederholt.

Eine weitere Anerkennung seines rastlosen Bestrebens ist dem Verein insofern zutheil geworden, als der von ihm ausgegangene Gedanke, gelegentlich der Centenarfeier am 22. März 1897 eine Ausstellung von Erinnerungen an den hochseligen Kaiser Wilhelm I. zu veranstalten, von der Akademie der Künste aufgenommen worden ist und nun in Gemeinschaft mit uns zur Durchführung gelangt. Die von reger Begeisterung getragenen und rüstig geförderten Vorarbeiten werden sicherlich zu einem erfreulichen Ergebniß führen.

Nach außen hin hat die wissenschaftliche Thätigkeit des Vereins von Neuem eine Anerkennung erfahren durch die in Blankenburg am 7. September 1896 erfolgte Wiederwahl zum Vorort des „Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine". Von unseren Mitgliedern haben sich die Herren Geheimer Archivrath Reuter und P. Wallé, ferner Dr. Holtze und Professor Dr. Brecher nach dieser Richtung hin Verdienste um die Aufrechterhaltung der alten Beziehungen zu dem über ganz Deutschland segensreich wirkenden Bunde erworben, der jetzt 118 Vereine umfaßt.

Der Verein war ferner vertreten, wo es Ansehen und Würde erforderten. Bei der Feier des 50 jährigen Dienstjubiläums unseres Ehrenmitgliedes Herrn Professor Holtze am 1. Oktober 1896 überbrachten als Vertreter des Vereins die Herren Geheimer Rath Reuter und Gerold die besten Glückwünsche. Auch Herrn Busse übersandte der Verein seine Grüße am 1. April 1896 zum Jubiläum seiner 25 jährigen Thätigkeit in der Firma Reibel.

Auf der Generalversammlung zu Blankenburg a. H. war der Verein durch Herrn Geheimrath B. Reuter als Vorsitzenden, ferner durch Herrn Archivrath Dr. Bailleu als Schriftführer vertreten. Die Herren Wallé, Dr. Holtze und Professor Brecher waren am Erscheinen verhindert; der Bericht des Ersteren über die Fortschritte der Denkmalspflege lag schriftlich vor.

Eine lebhafte Genugthuung hat es dem Verein auch bereitet, daß der Magistrat der in unserem letzten grünen Hefte gegebenen Anregung gefolgt ist und beschlossen hat, am Sterbehause der namhaften Kanzler Weinleben und L. Distelmeier eine Gedenktafel anzubringen.

Ueber die einzelnen Zweige der Vereinsthätigkeit ist Folgendes zu berichten:

Das Vereinsorgan, die „Mittheilungen", welche in ihrem 13. Jahrgange nebst Titel und Inhaltsangabe abgeschlossen vorliegen und unter der verantwortlichen Leitung des Hauptschriftwartes herausgegeben werden, brachte die ausführliche Wiedergabe aller öffentlichen Vorträge im Interesse der auswärtigen und am Erscheinen verhinderten Mitglieder. Selbständige Forschungen lieferten die Herren Vortragenden, außerdem die Herren Dr. Holtze, Dr. Metzel, Archivrath R. Prümers, P. Wallé und W. Quanter. Der vor vier Jahren gewählte Redaktionsausschuß stand dem Herausgeber der „Mittheilungen" hülfreich zur Seite. Sie umfaßten im Jahre 1893 106 Seiten (5 Illu-

strationen), 1894 132 Seiten (8 Illustrationen), 1895 126 Seiten (22 Illustrationen), 1896 138 Seiten (22 Illustrationen).

Die verantwortliche Redaktion des „Korrespondenzblattes des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine“ hat seit dem 1. Januar 1896 Herr Archivrath Dr. Bailleu.

Beide Organe erscheinen in der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, sind daselbst für Nichtmitglieder käuflich und werden von dort aus versandt.

Bei der Beerdigung der Mitglieder Hoflieferant Philipp Arthur Leo († 9. Januar 1896), Konsul Emil Wellnitz († 8. Oktober), Franz Ressel († 23. September), Oberinspektor Ad. Hagemeyer († 16. August), Postkommissar W. Groth († 16. August) und Prof. Albert Naudé († 16. Dez.) waren Vorstandsmitglieder mit Kranzspenden zugegen. Den Hinterbliebenen der verstorbenen Mitglieder, auch denen des korrespondirenden Mitgliedes Herrn Amtsgerichtsrathes Franz Kuchenbuch in Müncheberg († 27. November) wurde durch den Vorstand die Theilnahme schriftlich ausgesprochen.

Die Veröffentlichung einer neuen Mitglieder-Liste wird für das Jahr 1897 vorbereitet; dieselbe soll im Laufe des ersten Vierteljahrs ausgegeben werden. Der außerordentlich werthvolle „Katalog der Bibliothek“ des „Vereins für die Geschichte Berlins“, bearbeitet vom Vereinsbibliothekar Herrn Hugo Guiard, gelangte zur Ausgabe und wird im Buchhandel für 4 Mark abgegeben.

A. Mitglieder-Statistik.

Die Gesammtzahl unserer Mitglieder belief sich zu Beginn des XXXII. Vereinsjahres auf 602.

Es sind bis zum heutigen Tage 46 neue Mitglieder hinzugetreten, 38 dagegen ausgeschieden und 14 sind verstorben. Die gegenwärtige Anzahl beträgt sonach 596, zeigt also ungefähr denselben Stand wie im Vorjahre.

Es starben 14 Mitglieder:

	Mitglied seit
Karl Zinke, Exped. Chef († 27. 2. 1896)	1894
C. Simon, Fabrikbes. († 22. 5. 1896)	1868
H. Gierschner, Ingenieur	1894
Scheffer, Kfm.	1866
Baron v. Bühler, Direktor der Staatsarchive zu Moskau,	1876
Emil Wellnitz, Konsul († 8. 10. 1896)	1889
W. Groth, Postkommissar († 13. 8. 1896)	1880
Ad. Hagemeyer, Oberinspektor († 16. 8. 1896)	1882
R. Seelig, Bankier	1889
H. Thormann, Kfm. († 8. 9. 1896)	1891
Franz Ressel, Kfm. († 23. 9. 1896)	1887
Franz Kuchenbuch, Amtsgerichtsrath († 27. 11. 1896)	1896
Leo, Hoflieferant († 9. 1. 1896)	1869
Naudé, Professor († 16. 12. 1896)*)	1892

B. Vereinsschriften.

Das Heft XXXIII der „Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins“ gelangt in diesen Tagen zur Ausgabe. Es erscheint verspätet infolge plötzlicher Erkrankung des Herrn Prof. Dr. Brecher, für welchen Herr Oberlehrer Dr. Joh. Bolte erst nachträglich eintrat.

Es enthält folgende Aufsätze:

1. Ein Leichenbegängniß zu Berlin im Jahre 1588 (Philipp Agricola über die Berdigung des Kanzlers Lampert Distelmeier). Von Dr. Fr. Holtze.
2. Zur Rechtsgeschichte Berlins (nach dem Anwaltstag 10. 9. 96). Von Dr. Fr. Holtze.
3. Andreas Tharäus, Klage der Gerste und des Flachses. Von Dr. Joh. Bolte.
4. Berliner Wortschatz zu den Zeiten Kaiser Wilhelms I. Von Dr. H. Brendicke.

Das Heft enthält 196 Seiten gegen 142, 180, 130 Seiten der Hefte der Vorjahre. Auf Beschluß des Vorstandes wurde den Mitarbeitern ein Honorar gezahlt.

C. Schriftenaustausch.

Mit 84 Vereinen stehen wir im Schriftenaustausch und 10 Bibliotheken, Museen und Archive erhalten unsere Schriften ohne Gegenleistung.

Dem Tauschverkehr sind beigetreten:

Nr. 80 Mannheimer Alterthumsverein,
Nr. 81 Historischer Verein für Stadt und Stift Essen,
Nr. 82 Touristenklub für die Mark Brandenburg,
Nr. 83. Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde in Hildburghausen,
Nr. 84. Ortsverein für Geschichte und Alterthum zu Braunschweig und Wolfenbüttel.

D. Sitzungen.

Im Jahre 1896 sind 21 Versammlungen abgehalten worden; fünf öffentliche, zwei Arbeitssitzungen, eine ordentliche Haupt-, vier außerordentliche Haupt- und neun außerordentliche Versammlungen.

Letztere fanden statt:

am 28. Januar im Hôtel Impérial (Feier des Stiftungsfestes),

*) Eine ausführliche Besprechung der letzten hochverdienstlichen Arbeit Albert Naudés aus der Feder des Herrn Dr. Küntzel findet sich in dieser Nr. 2 unserer Mittheilungen.

am 19. Februar im Treptower Park (Besichtigung der Baulichkeiten von Alt-Berlin),
am 6. Mai in Köpenick (Vortrag des Herrn Trettin und des Herrn Schloßpfarrers Lic. Dr. Schwarzlose,
am 31. Mai in Petzow und Ferch (Vortrag des Herrn Professor Hoffmann),
am 30. Mai in Alt-Berlin (Eröffnung der historischen Ausstellung),
am 8. Juli in Südende-Lankwitz (Vortrag der Herren Professor Schacht und Paul Matte),
am 8. August in Alt-Berlin (Erläuterung durch die Herren Wallé, Dr. Brendicke, Dr. Weinitz),
dafür am 10. Oktober in Alt-Berlin (Besichtigung des Kaiserschiffes „Bremen", Vortrag des Herrn Kapitän Reuter).
die 7. außerordentliche Sitzung war nach Quedlinburg für den 25. Juli beabsichtigt und in allen Theilen vorbereitet, fiel aber wegen zu geringer Zahl von Anmeldungen aus; ebenso der für den 16. September nach Königswusterhausen geplante Ausflug,

Die Thätigkeit des Wanderfahrts-Ausschusses gelangte bei der regen Inanspruchnahme der Mitglieder durch die Gewerbe-Ausstellung und die damit verbundenen Ablenkungen im vergangenen Jahre zu geringerer Entfaltung. Für Besichtigungen und Nachmittagsausflüge scheint ein größeres Interesse vorzuherrschen als für ganztägige Wanderfahrten.

E. Vorträge.

Es wurden in fünf öffentlichen Sitzungen folgende Vorträge gehalten:

1. am 8. Februar Redakteur W. Quanter: Die Anfänge des Berliner Theaters.
2. am 14. März Dr. Max Görlitzer: Das tägliche Leben während des Mittelalters.
3. am 11. April Dr. Joh. Bolte: Ein Berlinischer Geschichtsforscher im 17. Jahrhundert (Martin Friedrich Seidel).
4. am 17. Oktober Dr. Fr. Holtze: Lokalgeschichte des Kammergerichts.
5. am 14. November Dr. Max Görlitzer: Die Dreikönigs-Zusammenkunft in Potsdam und Berlin im Juli 1709.
6. am 12. Dezember Redakteur W. Quanter: Aufnahme des Goetheschen Romans, „Die Leiden des jungen Werthers" in Berlin.

In den Arbeitssitzungen brachten längere oder kürzere Auseinandersetzungen und Vorträge:

1. am 28. März H. Busse: Vorlegung der Reste eines germanischen Urnengrabes.
2. Dr. Fr. Krüner: Eine florentinische Gesandtschaftsrelation über Berlin 1609.

Die vier außerordentlichen Hauptversammlungen am 22. Februar, 7. März, 17. Oktober und 28. November waren der Berathung und Beschlußfassung der neuen Satzungen gewidmet.

Es läßt sich nicht leugnen, daß ein großer Theil von Arbeitskraft und Zeit durch die Neuberathung der Satzungen für die Pflege ruhigen Fortarbeitens verloren ging.

Mögen die Vereinsmitglieder unter den neuen Satzungen sich wohl fühlen, sich aber auch dessen bewußt bleiben, daß nicht die Satzungen das Leben eines Vereins gewährleisten, sondern der Geist gemeinsamer freudiger Arbeit und gegenseitigen Vertrauens, der dieselben erfüllt.

Bericht des Bibliothekars.

Die Herausgabe des Katalogs der Büchersammlung hat die Benutzung der Vereins-Bibliothek in sehr erfreulicher Weise gefördert. Es sind im verflossenen Jahre über 500 Bücher zur Ausgabe gelangt, die größtentheils zu wissenschaftlichen Arbeiten gebraucht worden sind.

Zu unserer Sonderausstellung von Berolinensien in der Heiliggeistkirche zu Alt-Berlin auf der Gewerbe-Ausstellung zu Berlin 1896 ist durch eine große, den Beständen unserer Sammlung entnommene Anzahl von Bildern und Karten ein bedeutender Beitrag geliefert worden, auch haben in dem Ausstellungsraum unsere sämmtlichen Vereins-Publikationen in gebundenen Exemplaren zur Ansicht und Benutzung ausgelegen.

Seit dem Abschluß des Kataloges ist die Büchersammlung, außer den eingegangenen Schriften der Vereine, mit denen wir im Tauschverkehr stehen, durch Zuwendungen um 42 Bände vermehrt worden.

Der Zugang ist in den Zettelkatalog aufgenommen und wird in dem Nachtrage zum Katalog veröffentlicht werden.

Sehr schätzenswerthe Beiträge für die Bildersammlnng verdanken wir dem Herrn Bankier Alex. Meyer-Cohn durch Zuwendung eines Albums mit über 200 Ansichten der Gewerbe-Ausstellung und einer vollständigen Sammlung der bei den im Hauptrestaurant der Ausstellung veranstalteten Festlichkeiten ausgegebenen Tischkarten, und dem Herrn Kaufmann E. Marquardt für die Ueberweisung einer Sammlung von Ausstellungsplakaten.

Sämmtlichen Herren Geschenkgebern spreche ich namens des Vereins den verbindlichsten Dank aus mit der Bitte, die Vereinssammlungen auch ferner mit Beiträgen freundlichst bedenken zu wollen.

Bericht des Archivars.

Die Arbeit im Archiv verlief in hergebrachter Weise. Die eingegangenen Schriftstücke wurden in dem Hauptbuche registrirt und den Akten eingefügt. Von den Sachen, die in früheren Jahren als Ge-

schenke von Mitgliedern eingegangen waren und noch der ordnenden Hand warteten, wurde ein Theil verzeichnet. Während der Wintermonate ist das Arbeiten im Archive unmöglich.

An der Ausstellung des Vereins in der Heiliggeistkirche in Alt-Berlin der Berliner Gewerbe-Ausstellung betheiligte sich das Archiv durch Hergabe der Vereinsschriften und der in seinem Besitze befindlichen Medaillensammlung.

Der reiche Bestand des Archivs an Clichés wurde mehrfach von Privaten in Anspruch genommen und die erbetene Unterstützung überall da gewährt, wo es sich um Veröffentlichungen im Bereiche der Berliner Geschichtsforschung handelte.

Wie früher haben auch in diesem Jahre unsere Mitglieder aus den Vereinsschriften entnommen, was von diesen ihrer eigenen Bibliothek noch fehlt. Soweit der Vorrath reicht, sind alle dahingehenden Wünsche bereitwilligst erfüllt worden. Diese rege Theilnahme für die Publikationen des Vereins ist ein beredtes Zeugniß für die innere Kraft des Vereinslebens.

Zum Andenken an die vorhin erwähnte Ausstellung hat ein Mitglied unseres Vereins dieselbe bildlich darstellen lassen und die bezüglichen Clichés dem Archive als Eigenthum überwiesen. Für diese sinnige Zuwendung sei dem Geber auch an dieser Stelle der beste Dank gesagt.

Bericht des Schatzmeisters.

Einnahmen.

	M.	Pf.	M.	Pf.
Titel I. Ueberschuß aus dem Vorjahre.				
Baarbestand			202	01
Titel II. Laufende Beiträge.				
a) von den Mitgliedern inkl. Magistrats-Zuschuß	6302	—		
b) von immerwährenden Mitgliedern	78	—		
			6380	—
Titel III. Verkauf von Druckschriften.				
a) Folio- und Oktav-Schriften b) Mittheilungen			—	—
Titel IV. Außergewöhnliche.				
Verschiedenes			20	50
Ausstellungs-Conto			937	90
			7540	41

Ausgaben.

	M.	Pf.	M.	Pf.
Titel I. Lokal.				
a) Reinigung und Heizung	94	—		
b) Steuer	—	—		
c) Feuer- und Invaliden-Versicherung	19	50		
d) Neubeschaffung und Reparaturen	100	40		
e) Erleuchtung	18	50		
f) Rathhaussaal	117	—		
			349	40
Titel II. Drucksachen.				
Vereinsschriften, Insertionen 2c.			2850	25
Titel III. Schreib-Utensilien.				
Papier, Federn, Umschläge			5	—
Titel IV. Porti und Depeschen.				
Ausgabe für dieselben			57	10
Titel V. Vereinsbote.				
Gehalt und Remunerationen			1020	—
Titel VI. Bibliothek und Reinschriften.				
a) Bibliothek	60	60		
b) Reinschriften	42	33		
			102	93
Titel VII. Außergewöhnliche.				
a) Reisekosten	131	—		
b) Verpackung und Transporte	31	90		
c) Abonnements	10	—		
d) Allgemeines	435	80		
			608	70
Louis Schneider-Stiftung 25 % von M. 202,01			50	—
Ausstellungs-Conto			2208	25
Bestand am 31. Dezember 1896			288	78
			7540	41

A. Louis Schneider-Stiftung.

Einnahmen.

Monat	Tag		Betrag M.	Pf.
1896				
Januar	1.	An Saldo	1352	57
Januar	1.	Rückzahlung Gerold	6	—
März	31.	An Zinsen v. M. 4200 Dtsch. 4% R.-Anl.	84	—
		" " " 150 Preuß. 4% Consols	3	—
		" " " 1200 Preuß. 3½% Ctr.-Bodencr.-Comm.-Obl.	21	—
Juni	30.	" " " 16950 Prß. 4% Consols	339	—
September	30.	" " " 150 do.	3	—
		" " " 4200 Dtsch. 4% R.-Anl.	84	—
		" " " 2200 Preuß. 3½% Ctr. Bodencr.-Comm.-Obl.	38	50
		" " " 16950 Prß. 4% Consols	339	—
Dezember	31.	" Carl Gerold	90	—
			2360	07
1897				
Januar	2.	An Bestand	1008	57

Ausgaben.

Monat	Tag		Betrag M.	Pf.
1896		Per M. 1000 Pr. 3½% Ctr.-Bodencr.-Obl.	1014	—
		Rückzahlung an Gerold	350	—
		Per Beitrag für immerwähr. Mitglieder	72	—
		" Saldo	924	07
			2360	07

so daß die Kasse ein Debet-Saldo von M. 93.63 aufweist.

Im Depot befinden sich:

M. 1017.70 Preuß. 3½% Centr. Bodencredit-Communal-Obligationen.
" 16950.— Preuß. 4% Consols J/J.
" 150.— Preuß. 4% Consols A/O.
" 3200.— Preuß. 3½% Central-Bodencredit-Comm. Obligationen A/O.
" 4200.— Deutsche 4% Reichs-Anleihe A/O.

B. v. Hagnsches Legat.

Einnahmen.

Monat	Tag		Betrag M.	Pf.
1896				
Januar	2.	An Saldo	1155	75
März	31.	" Zinsen	569	50
September	31.	" "	587	—
			2312	25
1897				
Januar	8.	An Saldo	1298	25

Ausgaben.

Monat	Tag		Betrag M.	Pf.
1896				
Januar	20.	Per M. 1000 Preuß. 3½% Commun.-Pfdbr.	1014	—
Januar	8.	An Saldo	1298	25
			2312	25
1897				
Januar	1.	Per M. 1200 Preuß. 3½% Commun.-Pfdbr.	1221	50

so daß in der Kasse liegen M. 76.75.

Im Depot befinden sich:

M. 34700 — Deutsche 3% Reichs-Anleihe A/O.
" 3400 — Preuß. 3½% Central-Bodencredit-Communal-Obligationen A/O.
" 1400 — Preuß. 4% Consols J/J.

Haushaltungsplan für das Jahr 1897.

A. Einnahmen.

	M.	Pf.	M.	Pf.
Titel I. Ueberschuß aus dem Vorjahre.				
Baarbestand			300	—
Titel II. Laufende Beiträge.				
a) von den Mitgliedern einschließlich Magistrats-Zuschuß	6300	—		
b) von immerwährenden Mitgliedern .	72	—		
			6372	—
Titel III. Verkauf von Druckschriften.				
a) Folio- und Oktav-Schriften . . . } b) Verkauf von Mittheilungen . . . }			145	—
Titel IV. Außergewöhnliche.				
Verschiedenes			20	—
			6837	—

B. Ausgaben.

	M.	Pf.	M.	Pf.
Titel I. Lokal.				
a) Reinigung und Heizung	110	—		
b) Steuer	10	—		
c) Feuer- und Invaliden-Versicherung	25	—		
d) Neubeschaffung und Reparaturen .	50	—		
e) Lokal-Erleuchtung	25	—		
f) Rathhaussaal	120	—		
			340	—
Titel II. Drucksachen.				
Vereinsschriften, Insertionen 2c. . .			3650	—
Titel III. Schreib- und Bureau-Kosten.				
Papier, Federn, Umschläge u. s. w. . .			15	—
Titel IV. Porti und Depeschen.				
Ausgabe für dieselben			80	—
Titel V. Vereinsbote.				
Gehalt und Remunerationen			1150	—
Titel VI. Bibliothek und Reinschriften.				
a) Bibliothek	540	—		
b) Reinschriften	60	—		
			600	—
Titel VII. Außergewöhnliche.				
a) Reisekosten	300	—		
b) Verpackung und Transporte . . .	15	—		
c) Abonnements	30	—		
d) Allgemeines	307	—		
			652	—
Louis Schneider-Stiftung. 25% von M. 360			90	—
Zur Verfügung für 1897			260	—
			6837	—

Feier des Stiftungsfestes.

Der Verein für die Geschichte Berlins beging die Feier seines 33. Stiftungsfestes am Mittwoch, den 20. Januar 1897, im Hôtel Impérial (früher Arnim) Unter den Linden 44.

Eingeleitet wurde die Feier durch einen einaktigen Schwank unseres Mitgliedes Herrn Victor Laverrenz „Ausstellungsfreuden", worin die Bemühungen des Vereinsvorstandes um die Sonderausstellung in der Heiliggeistkirche zu Alt-Berlin auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung mit großem Humor geschildert wurden. Besonders zeichneten sich dabei die Darsteller des Schriftführers Dr. Brenzlich (Herr Otto Weber jun., der sein Vorbild meisterhaft kopirte), des Assessors Dr. Stein (Herr Nachtigall), des Vereinsdieners Bullrich (Herr Ahrens jun.) und der mit rasender Schnelligkeit sprechenden Reichsschuldentilgungskommissionskassenverwaltersgattin Spillecke (Frau Laverrenz) aus. Der Fahrraddienstmann Tübbecke (Herr Dr. Brendicke) und Minna, das Dienstmädchen eines eifrigen Vereinsmitgliedes Blumner (Fräulein Elisabeth Weber) nahmen hocherfreut den ersten Ausstellungsgegenstand, der am 1. Mai endlich eintraf, eine Küchenlampe, als Hochzeitsgeschenk an. Dann begann das Festmahl, bei welchem der erste Vorsitzende, Herr Geheimrath Reuter, nach einem Rückblick auf die Thätigkeit des Vereins im vorigen Jahr, namentlich bei der Gewerbe-Ausstellung, und einem Hinweis auf die demnächst gemeinsam mit der Kunstakademie zu veranstaltende Ausstellung historischer Gegenstände, die an Kaiser Wilhelm I. erinnern, auf das Wohl des Kaisers Wilhelm II. toastete, der als Protektor des Vereins diesem wieder Beweise seiner besonderen Huld gegeben. Der Schriftführer brachte sodann in gebundener Rede ein Hoch auf die zahlreichen Damen aus, deren Flor das Fest hervorragend verschönte. Dr. Weinitz gedachte der Darsteller des Theaterstückes und Herr E. Winterfeld brachte auf den Verein einen Trinkspruch aus. Darauf ließ die Kapelle des Herrn Finsterbusch ihre Weisen ertönen und Herr Seiffert erfreute durch mehrmaligen Gesang die Anwesenden. Poetische Gaben zum Feste hatten die Herren F. R. Heise und Dr. Weinitz geliefert. Nachdem die Tafel, bei der mehrere Vorträge für weitere Abwechselung sorgten, aufgehoben war, begann unter allgemeiner Betheiligung von nahezu 170 Personen der Ball, dessen Höhepunkt ein Kotillon unter der Leitung des Herrn Fleischmann mit allerhand hübschen Ueberraschungen bildete. Die Stimmung der Theilnehmer war allgemein außerordentlich belebt und fröhlich, die Heiterkeit ungetrübt und die Ausdauer der Tänzerinnen geradezu bewundernswürdig, so daß für viele die Scheidestunde zu früh schlug. Die Wahl des Tages, die Abweichung von der Sitte, den 28. Januar als Stiftungstag festzuhalten, hat sich in Rücksicht auf die Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers bewährt. H. B.

Bericht über die außerordentliche Hauptversammlung

am Sonnabend den 30. Januar 1897
im Rathhause, Zimmer Nr. 63.

Der erste Vorsitzende, Herr Geheimer Archivrath B. Reuter, eröffnete um 7¾ Uhr die Versammlung mit dem Hinweis, daß die Einladung rechtzeitig durch die Vossische Zeitung und die National-Zeitung vom 20. Januar erfolgt sei, auch durch direkte Uebersendung einer Postkarte an alle Mitglieder, und daß die heutige Versammlung beschlußfähig sei ohne Rücksicht auf die Zahl der Erschienenen. Anwesend sind 17 Mitglieder.

1. Da eine nochmalige Verlesung der Berichte des Hauptschriftwartes, des Bibliothekars und des Archivars nicht beliebt wird und Niemand das Wort zu denselben ergreift, so erklärt der Vorsitzende dieselben für angenommen. Die Anwesenden stimmten dem bei.

2. Auf Antrag des Rechnungsprüfers Herrn Konsul P. Kahle wird darauf die Entlastung ertheilt für die Rechnungslegung des Schatzmeisters sowie des Pflegers der Louis Schneider-Stiftung und der Ch. v. Hagnschen Schenkung.

3. Der in voriger Sitzung vom Schatzmeister Herrn C. Gerold verlesene Haushaltungsplan für das Jahr 1897 wird genehmigt.

4. Darauf erfolgt die Wahl des Ausschusses zur Prüfung der Rechnungen behufs Ertheilung der Entlastung. Es werden wiedergewählt die Herren Konsul P. Kahle und F. Lindenberg, neugewählt wird an Stelle des verstorbenen Herrn Oberinspektors Hagemeyer Herr Bankier Paul Roesner. Die Gewählten nehmen die Wahl an.

5. Es wird mitgetheilt, daß die neuen Satzungen auf Wunsch der Behörde in zwei unkorrigirten Exemplaren derselben noch einmal zur Genehmigung unterbreitet worden sind.

6. Der Vorsitzende theilt mit, daß durch den Senat der Akademie der Künste an den Verein die ehrenvolle Aufforderung ergangen sei, sich an einer

Ausstellung aus Anlaß der hundertjährigen Feier des Geburtstages Seiner Majestät des hochseligen Kaisers Wilhelm I. zu betheiligen. Die Ausstellung werde in der Akademie der Künste abgehalten werden und dem Verein keinerlei Kosten verursachen. Ein Ausschuß habe sich gebildet, bestehend aus den Herren Geh. Regierungsrath **Ende**, Präsident der Akademie der Künste, Professor **Müller**, Graf Harrach und Baurath Prof. Dr. **Heyden** seitens der Akademie, Geh. Archivrath **Reuter**, Amtsrichter Dr. **Holtze**, Regierungs- und Baurath **Küster** und Archivrath Dr. **Bailleu** seitens unseres Vereins. Ein Aufruf sei erlassen, der den Mitgliedern demnächst zugehen werde. Anmeldebogen sind vom ersten Vorsitzenden zu beziehen.

Von verschiedenen Seiten sind aus der nächsten Umgebung des hochseligen Monarchen seltene und werthvolle Schriftstücke und Andenken in Aussicht gestellt, zu denen aus dem Besitze des Vereins selbst und einiger als Sammler bekannten Mitglieder Briefe, Medaillen und Bilder hinzutreten werden. Der Ausschuß wird die Organisation der historischen Abtheilung feststellen und auf Grund derselben alle einkommenden Gegenstände prüfen und sichten. Der etwaige Ueberschuß der Ausstellung, die sechs Wochen dauert, soll für wohlthätige Zwecke bestimmt sein. Die Hauptversammlung wird um $8^{1}/_{4}$ Uhr geschlossen. —

In der sich unmittelbar anschließenden **Arbeitssitzung** machen zunächst die Herren v. **Lindenau** und **Roesner** einige werthvolle Mittheilungen 1. über eine Zeitung der gefangenen Franzosen aus dem Jahre 1871 und 2. über die Ausstellung von Erinnerungsstücken an die Regierungszeit Friedrich II. und an die Befreiungskriege im Konzertsaale des Königlichen Schauspielhauses im Jahre 1863. Herr Rektor **Bonnell** legte sodann als Archivar eine werthvolle Zuwendung des Bankiers Herrn Alexander **Meyer-Cohn** für die Bibliothek vor, eine Sammlung von 230 verschiedenen Postkarten der Berliner Gewerbeausstellung sowie etwa 50 Tischkarten zu festlichen Veranstaltungen im Hauptrestaurant von **Adlon** und **Dressel** während des letzten Sommers; ferner etwa 30 größere Plakate über die Ausstellung, die unser Mitglied Herr Erich **Marquardt** für den Verein gesammelt und demselben geschenkt hat. Der Vorsitzende spricht den Gebern und eifrigen Sammlern den Dank des Vereins aus.

Herr Herrmann **Busse** berichtete demnächst über einige ältere Funde, die aus Anlaß der Spreeregulirung im Juli 1896 und bei dem Ausschachten einer Baugrube auf dem Grundstück Burgstraße Nr. 1 von ihm gemacht worden sind. Es waren dies ein Spinnwirtel, 3 cm Durchmesser aus grauem Thon gebrannt, mit drei Riefen, ein pyramidenförmiger Wetzstein mit 4 Reibeflächen, $6^{1}/_{2}$ cm lang, eine größere Thonscherbe, 7 cm lang, 5 cm breit, 8 mm dick, dunkelroth, von germanischer Technik, ein ovaler weißlicher Feuersteinschaber mit scharfen Kanten, zwei Kinnbacken, 35 cm lang, von Edelhirschen und mehrere Hörner. Die Gegenstände, von denen besonders der Spinnwirtel ein sehr seltenes Stück ist, fanden sich in einer Tiefe von 5 bis 6 m vor, also etwa auf dem Boden der heutigen Spreesohle.

Das noch zur Vorlage kommende neue Heft XXXIII. der Schriften des Vereins gelangt demnächst zur Ausgabe.

Zum Schluß referirte Herr Rektor **Bonnell** über Untersuchungen unseres Mitgliedes F. C. **Heise** über die Ortsnamen Berlin und Kölln, die zu einem sicheren Ergebniß nicht führten, weshalb der Erlaß eines Preisausschreibens über dieses Thema bei dem Vorstande beantragt wurde. Der Berichterstatter stellte dem Verfasser der kleinen Broschüre „Ueber den Ortsnamen Berlin-Kölln“ ein heftigen Kampf mit den Latinisten und Slawisten in Aussicht. In der anregenden Debatte wurde die Methode der Untersuchung bemängelt, dagegen der Eifer der Forschung allseitig anerkannt.

Berlin im Februar 1807.

(Schluß.)

Nachmittags fuhren wir zur Prinzeß Ferdinand, Mutter des bei Saalfeld gebliebenen Helden, welche uns schon tags zuvor hatte bewillkommnen und einladen lassen. Ich war tief bewegt, als ich die alte Fürstin erblickte, welche einen so schmerzlichen Verlust erlitten hatte, sie muß einst schön gewesen sein, man sagt, sie sei stolz und nicht gut, allein ihre unverkennbare Rührung, die Liebe zu ihrem Sohn, welche sie durch ihr lebhaftes Dankgefühl gegen mich äußerte, gewannen ihr mein Herz, sie frug gleich die Frau Herzogin, ob ich die wäre, welche ihrem Sohn einen Lorbeerkranz gebracht, und bedankte sich sehr herzlich bei mir dafür, ich konnte meiner Rührung nicht gebieten. Mit einer sehr wehmüthigen Stimmung begleitete ich die Frau Herzogin ins Theater, wo „Faniska“, eine schöne Oper, gegeben wurde, die Musik war himmlisch, nur Madame Schick, die Schauspielerin, welche die

Faniska machte, war etwas zu alt zu dieser Rolle, doch war ich ganz entzückt von dieser schönen Oper, und der laute Tadel der ungezogenen Franzosen in der Nebenloge störte mich nicht in meiner Bewunderung.

Den 12. Wir sind noch immer hier, eher konnte ich nicht wieder schreiben und ich eile Euch das Intressanteste mitzutheilen. — Am 9. fuhren wir den ganzen Morgen in der schönen Stadt herum, in ein Orangerie-Haus, welches uns sehr gefiel; durch die unabsehbar lange Friedrichstraße, in eine Porzellanfabrik, wo die Frau Herzogin mehreres kaufte, doch das Uebrige erspare ich auf's Mündliche, von den schönen Gebäuden und übrigem Sehenswerthen, denn sonst werde ich nie fertig und die Frau Herzogin sieht es nicht gern, wenn ich so viel schreibe. Ich bestellte mir einen schwarzen Krepp beim Schneider, da wir noch in der Trauer um den seligen Herzog sind.

Abends fuhren wir wieder ins Theater, es wurde „Die Laune des Schicksals oder die Marionetten" gegeben, ich sah den berühmten Iffland zum ersten Mal, er machte einen Dorfschulmeister, so sah ich nie spielen! Unübertrefflich, darauf folgte „Das unterbrochene Konzert", das war nicht sehr amüsant und wurde auch nicht gut gegeben. — Als wir zu Hause kamen, fanden wir eine Einladung von Prinzeß Ferdinand auf den andern Mittag. — Ich las der Frau Herzogin noch bis 11 Uhr vor und wir legten uns zur Ruhe. Am andern Morgen erhielt ich mein Kleid vom Schneider, es war ganz gewöhnlich gemacht, ich ließ mich frisiren, die Haare schneiden, auch nicht besser wie bei unserm Hoffriseur in Koburg, doch war mein Anzug recht hübsch, obgleich ganz einfach.

General Clarke kam noch zur Frau Herzogin, ehe wir wegfuhren, es ist ein schöner Mann, welcher das Gepräge eines guten Menschen in seinen Zügen trägt, er räth uns, noch einige Tage hier zu bleiben, wie auch der Herzog von Weimar uns das Nämliche räht. Der Herzog will auch nach Warschau, vielleicht reisen wir zusammen.

Um 2 Uhr fuhren wir zur Prinzeß Ferdinand, eine Gräfin Neal und eine Komteß Molck empfingen uns, ein Fürst Hatzfeld und noch mehrere Herren waren da, deren Namen ich nicht behalten habe. Ich mußte sehr viel erzählen von der Schlacht bei Saalfeld und dem Tod des Prinzen Louis Ferdinand, bei welcher Mittheilung Vieler Augen naß wurden, es kamen noch eine Menge alter Damen, welche mich nach allem frugen. Die Prinzeß umarmte mich herzlich, der alte Prinz sieht sehr komisch aus in einer preußischen Generalsuniform. Ich saß neben der Komteß Molck, einer nicht mehr jungen, aber sehr artigen Hofdame der Prinzeß, sie frug sehr angelegentlich nach den Scenen, die ich in Saalfeld erlebte und um nur nichts mehr von den traurigen Gegenständen erwähnen zu müssen, versprach ich ihr die Abschrift meiner schlechten Verse zu geben, welche leider noch nicht geordnet sind, allein, so sind sie doch ganz allein mein Machwerk, die gute Gräfin dankte mir im Voraus dafür. Nach dem Essen erschienen zwei allerliebste Kinderchen, denket euch, es waren die Kinder des Prinzen Louis,[1] die Prinzeß schickte mir den kleinen Louis, er sollte sich bei mir bedanken, mit Entzücken schloß ich das liebliche Wesen in meine Arme, er sah mich verwundert an, er gleicht dem schönen Vater, doch mehr noch in seinen Bewegungen, die schöne Haltung des Kopfes, das feurige, muthige Wesen, er wird ihm hoffentlich in seinen Zügen noch ähnlicher werden. Die kleine Blanche, welche erst drei Jahre alt ist, sieht dem Vater nicht ähnlich, ist aber auch sehr niedlich und soll der Mutter gleichen, von welcher man indessen wenig Gutes sagt, sie hat den Prinzen schon vergessen! Die Prinzeß Ferdinand läßt die Kinder erziehen und behält sie bei sich, der kleine Louis ist allerliebst, er sprach viel vom Vater, er wäre im Krieg gegen die Franzosen, würde aber bald wiederkommen, nach Tische wurde die Büste von dem Prinzen Louis gebracht, die Prinzeß frug mich, ob ich sie ähnlich fände, was ich nur bejahen konnte, die Büste ist sprechend ähnlich, die Kinder freuten sich über den Papa und streichelten und liebkosten die schöne Büste, welches alle Anwesenden mit Wehmuth erfüllte; wir nahmen einen sehr herzlichen Abschied von der Prinzeß.

Abends fuhren wir wieder in die Komödie, man gab „Die beschämte Eifersucht", ein Lustspiel, wo alle vortrefflich spielten, Iffland spielte selbst mit, das ist genug gesagt. — Hierauf folgte die Dansomanie, ein prächtiges Ballet, wie ich noch

---

[1]) Blanche und Louis v. Wildenbruch; erstere ist die spätere Frau von Röder. Letzterer war zuletzt Gesandter in Konstantinopel und ist der Vater des jetzigen Generals in Frankfurt a. O. und des in Berlin lebenden Schriftstellers. Blanche und Louis v. W. lebten im Hause des Fürsten Radziwill, dessen Gemahlin eine Schwester des Prinzen Louis Ferdinand war. Von dem Radziwillschen Hause heißt es in den Memoiren der Gräfin Elise Bernstorff (Gemahlin des früheren preußischen Ministers des Auswärtigen): „Es glich einer Arche Noah; es nahm immer Heimathlose auf und schien sich stets elastisch zu erweitern."

Die Red.

keines gesehen, was mich entzückte, auch war das Schauspielhaus zum Erdrücken voll — Den 13., gestern Morgen, war ich bei der Komteß Molck, sie dankte mir herzlich für die mitgetheilten Verse und erkundigte sich nochmals nach allen Nebenumständen. Nachmittags regnete es so sehr, daß wir nicht ausfahren mochten, die Frau Herzogin ist sehr verdrießlch, noch immer nicht zu wissen, was sie thun soll. Abends fuhren wir wieder ins Theater, wo „Fanchon" vortrefflich gegeben wurde, Madame Bethmann, die ehemalige Unzelmann, sang als Fanchon wunderschön, und Madame Eunecke war als Soubrette allerliebst. — Soeben kamen zwei Hundert gefangene Russen hier durch, sie sahen so lumpicht und elend aus, daß uns das Herz wehe that.

Sonnabend, den 14. Nun sind wir eine ganze Woche hier und wissen noch immer nichts Bestimmtes über unsere Abreise. — Gestern fuhren wir nach Charlottenburg, dessen Lage, am Wasser, sehr schön ist, im Sommer muß es allerliebst sein — wir besahen das Schloß, es ist alt, aber sehr hübsch. Des guten Königs Zimmer sind so einfach, sowie auch die der Königin, aber sehr geschmackvoll eingerichtet, in dem Bett der Königin, sagt man, habe Napoleon geschlafen! — Ich fand auch hier die Büste des Prinzen Louis Ferdinand, wie auch die des russischen Kaisers Alexander.

Bei unserer Zurückfahrt begegneten uns viele Wagen mit russischen Gefangenen. Die Herzogin ließ eine Rolle Geld unter sie vertheilen. Es war sehr schönes Wetter, bis 5 Uhr Abends wurde die Promenade nicht leer von eleganten Damen. — Um ½6 Uhr fuhren wir zur Prinzeß von Oranien, ihre Schwester, die Kurprinzeß von Hessen war bei ihr, diese beiden Königstöchter waren mir höchst interessant. Zwei hohe edle Gestalten, in deren Zügen tiefer Kummer abgedrückt war, beide in tiefster Trauer, in altdeutscher Tracht mit hohen schwarzen Krägen mit Weiß gefüttert. Vorzüglich interessirte mich die Prinzeß von Oranien, sie erkundigte sich mit so vieler Theilnahme nach allen Nebenumständen des Todes des Prinzen Louis Ferdinand und sprach so enthusiastisch von seiner Tapferkeit, daß ich ihr mit Bewunderung zuhörte, sie küßte mich herzlich und drückte mir die Hand. Beide unglücklichen Königstöchter saßen, sich liebevoll tröstend, allein in einem nur schwach erhellten Zimmer, die hohen schwarzen Trauergestalten auf dem hochrothen Sopha sahen so idealisch aus, daß sie ein schönes Tableau abgegeben hätten. — Fräulein von Kettler, die Hofdame, erzählte mir viel von dem Prinzen von Oranien, welcher zurückgeblieben sei, um sein Kind begraben zu lassen, er war allein bei der Leiche, die Prinzeß mit den beiden anderen Kindern mußten früher abreisen, um nicht von dem Faulfieber angesteckt zu werden, den Tag vor der Beerdigung seines Kindes sollte der Prinz durch zwei französische Offiziere abgeholt werden und konnte kaum die Erlaubniß erhalten, noch so lange zu bleiben, um sein Kind begraben zu lassen, um 6 Uhr wurde es begraben und um 9 Uhr wurde der Prinz transportirt.

Ich fuhr noch zur Ministerin von Reck, welche sich sehr freute, mich kennen zu lernen, sie fand die Aehnlichkeit mit der seligen Mutter und mir täuschend und erinnerte sich derselben mit vieler Herzlichkeit, auch der Minister sprach von der guten alten Zeit, wo er manche Angloise mit der seligen Mutter getanzt hätte in Preußisch-Minden, sie zeigten mir ihre Kinder, drei hübsche Töchter und ein Sohn, ich konnte mich nicht lange aufhalten und mußte versprechen, bald wiederzukommen. Den andern Morgen war die Komteß Molck mit den Louisschen Kindern bei mir, ich küßte und herzte die Engelchens nach Herzenslust, der kleine Louis hatte eine Mütze mit einem Federbusch auf und einen kleinen Säbel an der Seite. Ganz martialisch trat er herein, die Kinder wiederholten meinen Namen, bis sie ihn wußten und schienen mich liebzugewinnen, die Bonne der Kinder schien ein gutes Mädchen zu sein, sie weinte so schmerzlich über den Tod des Prinzen und war die Amme des kleinen Louis gewesen, bei der Todesnachricht des Prinzen war sie ganz allein bei den Kindern, was sie sehr erschüttert hatte. Ich nahm den herzlichsten Abschied von Komteß Molck und den lieben Kindern. Wir saßen noch beim Mittagessen, als der Herzog von Weimar kam, er wollte auch nach Warschau oder vielmehr zum Kaiser Napoleon, man räth ihm indessen, ebenfalls die Reise aufzugeben, oder noch damit zu warten, da man nicht wissen könne, wo Napoleon jetzt ist, und man ohne ihn zu treffen vielleicht die schreckliche Reise machte; das Wetter ist abscheulich, es regnet beständig, doch wir machten uns aus Allem nichts, wenn wir nur hoffen konnten, unsern Zweck zu erreichen. Die arme Herzogin wagt Alles, um den geliebten Sohn und sein Land zu retten.

Von einem gewissen Schill wird hier viel gesprochen, es ist ein kühner junger Mann von der Königin Regiment, welcher ein Korps Freiwilliger kommandirt, welches er errichtet hat, er soll sehr

viele Russen und Preußen angeworben haben und den Franzosen unendlich vielen Schaden thun, sie halten Alles an, was zur großen Armee geht und nehmen den Courieren die Depeschen ab und schicken sie wieder zurück, er soll kürzlich seine Streifzüge beinah bis Berlin gehalten haben, es wurden viele Patrouillen von den Franzosen abgeschickt, um ihn zu fangen, Gott sei Dank, daß es ihnen noch nicht gelungen ist. Abends fuhren wir zur Kurprinzeß von Hessen, welche im Schloß wohnt, aber fast niemand sieht, da sie sehr ängstlich bewacht wird, ihr habt sie in Plaßenburg bei dem Vater gesehen, sie frug mich nach seinem Befinden und lobte dessen Bravour sehr, daß er die kleine Festung so lange wie möglich vertheidigt habe, auch bei Prinz Ferdinand war davon die Rede. Ich lernte zwei Hofdamen kennen, aus dem Hessischen, ein Fräulein von Stockhausen ist dabei, sie sind auch zum ersten Male in Berlin und gerade in so trauriger Zeit! — Wir fuhren noch ins Theater, wo „Stille Wasser sind tief" und „Die beiden Savoyarden" gegeben wurden, beides vortrefflich. Die Frau Herzogin hat an den General Clarke geschrieben, morgen wird es sich bestimmen, wann und wohin wir reisen. Gute Nacht. —

Den 15. Die Antworten des Generals Clarke überbrachte er selbst, auch war der Herzog von Weimar hier und nun ist unsere Abreise bestimmt, wir reisen morgen von hier nach Dresden, der Herzog von Weimar nimmt diesen Brief mit. Vielleicht reisen wir über Prag nach Hause, das wäre sehr schön, wo wir dann einige Wochen bei der Frau Großfürstin zubringen würden.

Abends las ich der Frau Herzogin noch „Die Hausfrau" von Iffland vor, welche er uns im Manuskript gegeben hatte.

Die Kurprinzeß von Hessen kam noch zur Frau Herzogin mit ihren Kindern und Fräulein von Stockhausen. Lebet nun wohl bis zum Wiedersehen!

Eure treue Schwester
Amalie.

Vorstehender Brief gelangt mit gütiger Genehmigung unseres Mitgliedes Herrn Karl Sigismund zum Abdruck aus dem „Deutschen Soldatenhort" VII. Nr. 26.

Zur Erinnerung an Albert Naudé.

Das letzte Werk aus der Feder unseres früheren dritten Vorsitzenden, betitelt: „Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Siebenjährigen Krieges. 2 Theile. Leipzig 1895 und 1896", hat auf unsere Bitte ein Schüler des Verstorbenen, Herr Dr. G. Küntzel mit folgenden werthvollen Bemerkungen begleitet:

„Der Krieg scheint mir unvermeidlich. Ich habe mein Möglichstes gethan, um ihn zu verhüten; das ist mir nicht gelungen. Ich wasche meine Hände in Unschuld, was auch kommen mag. Wenigstens bin ich überzeugt, daß Niemand mich als seine Ursache wird anklagen können." So schrieb König Friedrich am 19. Juni 1756 seiner Schwester, der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth. Wie bitter hatte er sich getäuscht! Seit dem Beginn des denkwürdigen Kampfes der sieben Jahre bis in unsere Zeit hinein ist immer von Neuem aus dem Kreise seiner nächsten Verwandten, seiner höchsten Beamten und natürlich erst recht seiner politischen Gegner aus alter und neuerer Zeit die „Anklage" erhoben worden, er habe den Krieg von 1756 ohne Zwang begonnen, ihn treffe die Schuld an all dem unsäglichen Leid, das die lange Kriegszeit seinem Volke auferlegte.

Doch waren diese Stimmen in den beiden letzten Jahrzehnten im Wesentlichen verstummt. Der bedeutendste österreichische Historiker, Alfred v. Arneth, und Leopold v. Ranke, der Altmeister der deutschen Geschichtswissenschaft, waren zu dem gleichen Resultat gelangt, daß die Eröffnung des Krieges für Friedrich ein Akt berechtigter Nothwehr gewesen sei. Und so Vieles und Werthvolles über diese Frage auch späterhin noch geschrieben worden ist: jene Grundanschauung blieb unerschütterlich bestehen. Da versuchte im Jahre 1894 der Göttinger Geschichtsprofessor Max Lehmann im Geiste jener älteren Gegner des Königs von Neuem den Satz zu beweisen, daß der Grund zum Kriege der freie Entschluß König Friedrichs gewesen sei, Sachsen und Westpreußen seinem Staate einzuverleiben.

Es bleibt ein schwerer dauernder Vorwurf für Lehmann, daß er sich nicht mit einer sachlichen Bekämpfung seiner Gegner begnügte, sondern in einem Anhang seines Buches versucht hat, einen Vorgänger in der Forschung, seinen Nachfolger auf dem Marburger Lehrstuhl der Geschichte, Professor Albert Naudé, auch moralisch zu vernichten. Gegen besseres Wissen sollte dieser sich die einseitigste Verherrlichung des preußischen Königs zur Aufgabe ge-

setzt haben, eine Behauptung, die jeden Kenner der Arbeiten Naudés um so mehr in Erstaunen setzen mußte, als ja gerade er im Verein mit dem jetzigen Archivdirektor Koser scharf und schlagend den Mythus zerstört hatte, der Friedrichs Persönlichkeit zu glorifiziren wohl geeignet war, daß seine Politik von deutsch-nationalem Interesse getragen gewesen sei.

Der also in seiner Ehre Angegriffene hat sich energisch zur Wehr gesetzt und die Resultate seiner zweijährigen gleich mühevollen wie ergebnißreichen Studien in den hier anzuzeigenden zwei Heften der „Beiträge" niedergelegt. Indem ich die Leser dieser „Mittheilungen" mit dem wesentlichsten Inhalt in aller Kürze vertraut mache, muß ich die Trauerbotschaft vorausschicken: Es war Naudé nicht mehr vergönnt, den Streit, wie er beabsichtigte, zu Ende zu führen. Nachdem ihm die glänzende und wohl verdiente Genugthuung zu Theil geworden war, daß er, der als unaufrichtiger und beschränkter Borusse Gebrandmarkte, von einer außerpreußischen Fakultät und Regierung als Geschichtsprofessor an die Universität Freiburg i. B. berufen wurde, ist er auf der Höhe des Lebens im Alter von erst 38 Jahren am 17. Dezember 1896 dahingeschieden. Wahrer und besser ließe sich kaum eine kurze Würdigung des Verstorbenen geben, als es jüngst von kundiger Seite[1]) geschah: „Gerade die maßlosen, sogar seine wissenschaftliche Moral verdächtigenden Angriffe Lehmanns haben . . Naudés Ansehen weiter erhoben; die heftige litterarische Fehde über die Schuld oder Unschuld Friedrichs des Großen am Ursprung des Siebenjährigen Krieges hat er nach allgemeinem Urtheil in wichtiger, inhaltreicher neuer Untersuchung siegreich hinausgeführt und mit den Ehren seines Helden das eigene Andenken dauernd verknüpft."

Zweierlei hat Naudé in diesen „Beiträgen" bezweckt und erreicht. Er wollte zunächst nachweisen, daß Lehmann sein Buch mit der allerstärksten Voreingenommenheit gearbeitet und den Sinn seiner Quellenmittheilungen durch massenhafte Auslassungen an entscheidenden Stellen häufig bis in das Gegentheil entstellt habe. Diesen Beweis hat Lehmann bisher nicht zu widerlegen vermocht. Erquicklicher war das zweite Resultat der Arbeit Naudés, daß er durch eine ungeahnte Fülle werthvoller, auch positiver Feststellungen die Forschung wesentlich weiter geführt, vielfach sogar einfach abgeschlossen hat.

Ein erster Abschnitt sucht über das Verhältniß Oesterreichs zu Rußland und Frankreich aufzuklären,

[1]) Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung" vom 19. Dezember 1896.

speziell über die Versuche des österreichischen Staatskanzlers, des damaligen Grafen Kaunitz, sich der Mithülfe der beiden Mächte für einen Angriffskrieg gegen Preußen zu versichern. Lehmann behauptete, daß die bis dahin in ihrem Zustandekommen noch höchst zweifelhaft gewesene Koalition der drei Mächte erst durch den preußischen Friedensbruch gesichert worden sei. Dem gegenüber wird von Naudé unumstößlich dargethan, daß Kaunitz sich Rußlands absolut sicher fühlte und fühlen durfte, und daß er auch in Frankreich bereits weit mehr erreicht hatte, als er zum Beginn der Offensive für nothwendig hielt. Naudé hat hier die Forschung auf einen ganz neuen Boden gestellt, indem er erwies, daß niemals von Kaunitz eine aktive Theilnahme Frankreichs am Kriege gegen Preußen als eine conditio sine qua non auch der österreichischen Offensive gefordert worden ist, daß mithin auch durch die Verweigerung dieser Bedingung der Angriff nicht hat in Frage gestellt werden können, wie das die Forschung bisher allerdings angenommen hatte. Es bleibt also dabei: einer übermächtigen Koalition sah sich König Friedrich gegenüber, als er sich entschloß, den Gegnern zuvorzukommen. Damit allein schon ist die Streitfrage zu Gunsten Naudés vollständig entschieden. Friedrich glaubte, den im kommenden Frühjahr zu gewärtigenden Angriff seiner vereinten Gegner nicht abwarten zu dürfen. Ob nun er oder Oesterreich zuerst gerüstet hat, ist eine Frage, die jener ersten gegenüber außerordentlich an Bedeutung zurücksteht.

Wenn trotzdem Naudé auch der Frage über die Priorität der Rüstungen eine eingehende Untersuchung widmete, so geschah es wesentlich aus dem Grunde, weil Lehmann die von ihm „entdeckte" angeblich preußische Priorität als eines seiner wichtigsten Argumente betonte. Naudé vernichtete auch diese „Entdeckung". Er zeigte, daß die österreichischen Rüstungen früher begonnen haben als die preußischen, und daß sie keineswegs durch begründete Nachrichten von preußischen Maßnahmen veranlaßt worden sind.

Das Gegenstück, eine bis in die kleinsten Details eindringende Darstellung der Anfänge der preußischen Rüstungen bildet den wesentlichen Inhalt des zweiten Heftes. Sie begannen nach Mitte Juni, zunächst gegen Rußland, und richteten sich erst etwa seit Mitte Juli 1756 auch gegen Oesterreich.

Im politischen Testament von 1752 hatte König Friedrich auch gewisse militärische und finanzielle Wünsche geäußert, von deren Erfüllung er die nöthige

innere Konsolidierung seines Staates erwartete. Ja, er hatte sogar das Bild einer traumhaft glücklichen politischen Weltlage entworfen, die allein ihm einen Angriffskrieg für Preußen zu ermöglichen schien. Daß in Wirklichkeit nichts von alledem erfüllt war, als der König sich zum Beginn des Krieges entschloß, daß weder die damalige politische Situation auch nur im geringsten den Vergleich mit jener besteht, die im Testament beschrieben war, noch die daselbst als wünschenswerth bezeichnete Heeresvermehrung auf 180 000 Mann, noch auch die verlangte Steigerung der Einkünfte oder auch die Sammlung eines baren Schatzes von 20 Millionen Thalern durchgeführt waren, dies Alles ist durch Naudé unwiderleglich nachgewiesen worden. Ihm ist gleichfalls gelungen, die außerordentlich gravirende Thatsache festzustellen, daß König Friedrich bei der Aufstellung der Etats für militärische Bedürfnisse, z. B. den nothwendigen Ausbau der schlesischen Festungen oder die Ansammlung von Kriegsvorräthen keineswegs das Jahr 1756 als Endpunkt angenommen, vielmehr auch noch mit 1757 und ff. als Friedensjahren gerechnet hat. Das einzige Zeugniß endlich, das Lehmann aus dem Jahre 1756 für des Königs Absichten auf Sachsen beizubringen vermochte, ein Brief an den Thronfolger, ist erst von Koser, dann von Naudé selbst unzweideutig als ein völliges Mißverständniß Lehmanns dargethan worden. Kurzum, es darf nunmehr als endgültig erwiesen betrachtet werden, daß der König lediglich unter dem Zwange der Noth im Jahre 1756 zum Schwert gegriffen hat. Hätte er thatsächlich in der politischen, militärischen und finanziellen Lage, in der er sich befand, einen Krieg vom Zaun gebrochen, so würde sein Verhalten nicht groß, geschweige denn staatsmännisch, sondern frivol genannt werden müssen.

Durch diese Ausführungen entscheidet Naudé zugleich noch eine weitere Frage von allgemeinstem Interesse und größter Bedeutung. Denn es handelt sich in diesem ganzen Streit entfernt nicht nur darum, ob Friedrich freiwillig oder gezwungen den Kampf aufgenommen habe, sondern es hängt von der Beantwortung vielmehr die Beurtheilung Friedrichs als Mensch, als Charakter wesentlich ab. Hundertfach, mündlich und schriftlich hat der König es unzweideutig bekundet, daß er den Frieden erhalten wollte und nur aus Noth den Krieg begann. In diesem Sinne äußert er sich zu seinen sämmtlichen diplomatischen Vertretern im Auslande, nicht minder zu seinen vertrauten militärischen Berathern Winterfeldt und Schwerin; selbst der Kabinetssekretär Eichel ist von der Friedensliebe des Königs durchdrungen, d. h. der Mann, von dem Friedrich in seinem Testament von 1752 sagte: „Ich verschließe mein Geheimniß in mir selbst; ich bediene mich nur eines Sekretärs, dessen Treue ich sicher bin; wenn man mich also nicht selbst besticht, so ist es unmöglich, meine Absichten zu ahnen.“ Selbst der Grundton des politischen Testaments, das Lehmann zum Ausgangspunkt seines Buches nahm, ist unzweifelhaft ein friedlicher. Es ist unleugbar: all das ist Heuchelei, alle Welt, seine Gesandten, seine nächsten Freunde und intimsten Berather, ja im Grunde sich selbst und den Geist der Historie (er hat ja selbst die Geschichte des Krieges geschrieben) müßte der König fort und fort betrogen haben, wenn seine Seele wirklich von den Gedanken erfüllt war, die Lehmann ihm imputiren will. Selbstverständlich darf der Staatsmann fremden Regierungen nicht die innersten Falten seines Herzens zeigen, aber daß der König als ein Abgrund von Verschwiegenheit, jahrelang ohne Noth auch seine Vertrauten systematisch über seine wahren Absichten getäuscht haben soll, das ist eine Vorstellung, die ebenso seltsam und unerwiesen als gänzlich unvereinbar ist mit dem historisch feststehenden lebhaften Temperament Friedrichs. Und dementsprechend befreit denn auch Naudés Forschung den König von diesem häßlichen Zug. Er erweist schlagend, daß bis ins Einzelne hinein die Handlungen und Aussprüche des Monarchen übereinstimmen, und daß sich also der König selbst an diejenigen Vorschriften gehalten hat, die er in seinem Testament von 1768 für das Verhalten eines Herrschers aufstellt: „Ich gebe zu, ein Fürst kann die Verstellung nicht entbehren, solange er mit Herschern unterhandelt, die ihm gleichstehen. Die Verstellung wird tadelnswerth, wenn der Stärkere sich ihrer gegen den Schwächeren bedient, der Fürst gegen den Unterthan. . . . Nach meiner Meinung muß man sich von der Wahrheit so wenig wie möglich entfernen . . . der Herrscher Preußens soll ein Ehrenmann sein.“

Die Freiwilligen von 1813.

In meinem Besitze befindet sich eine hochinteressante Sammlung aller „Lieder und Toaste der freiwilligen Jäger“, gesungen und gesprochen an den Erinnerungsfesten des Königlichen Aufrufes vom Jahre 1813 aus den Jahren 1830 — 1846. Der Titel der einzelnen Broschüren ist nicht immer derselbe. Er lautet manchmal: „Das Erinnerungsfest der Freiwilligen“ oder „Die Erinnerungsfeier des Aufrufs

der Freiwilligen von 1813, 1814, 1815". Diese Erinnerungsblätter geben meist auch ein Verzeichniß der Theilnehmer und führen stets gesondert das „Lützower Freikorps" auf, als dessen Vertreter ziemlich regelmäßig folgende Männer erschienen: Direktor E. F. August, Prediger Bellermann, Hofrath Dr. F. Förster, Rechnungsrath Piaste, Oberstlieutenant v. Schlüsser, Geheimer Archivrath Klaatsch, Geheimer Regierungsrath Wilcke aus Potsdam, Gutsbesitzer Zenker aus Brunow u. A. Hier kehren auch die Namen Volpi und Snethlage, Thaer, Gain und Gropius wieder. Sicherlich lassen sich leicht noch ältere Beziehungen zu bekannten Namen wieder auffrischen. Den Toasten entnehme ich, daß fünfzehn volle Jahre seit den Befreiungskämpfen bereits verflossen waren, ehe es den Kriegern einfiel, den Geburtstag als Freiwillige, den Tag der Königlichen Verordnung zur Bewaffnung der Freiwilligen vom 3. Februar 1813, alljährlich zu feiern. Die Gedenkfeier begann wenige Jahre nach dem Kriege, wurde dann aber ausgesetzt, weil sich unberufene Elemente eindrängten und erst 1831, unter den Eindrücken der belgischen Revolution und der damaligen französischen Bedrohung, wurde sie wieder aufgenommen. Die Festlichkeit, die meist im Jagorschen Saale, Unter den Linden Nr. 23, abgehalten wurde, begann stets mit der Vorlesung des Aufrufes „An mein Volk" und schloß mit einer Sammlung für hülfsbedürftige Kameraden sowie mit der Veröffentlichung der Wirksamkeit der Unterstützungskasse.

H. Brendicke.

Die Geschichte der Ritterakademien.

Die Geschichte der Ritterakademien, insbesondere der in Brandenburg a. H., bildete das Thema, welches der Direktor dieser Akademie, Domherr Prof. Dr. Heine, in der 3. Sitzung des „Historischen Vereins" daselbst am 11. Dezember 1896 behandelte. Die Ritterakademien spielen eine bedeutsame Rolle in der Entwickelung des Schulwesens im 17. und 18. Jahrhundert. Ihre Gründung entsprach einem Bedürfnisse der Zeit, und so entstanden sie in größerer Anzahl in allen Theilen Deutschlands. Seitdem haben es veränderte Zeitverhältnisse mit sich gebracht, daß sie untergegangen sind oder ihren alten Charakter verändert haben. Sie hatten den Zweck, Söhne des hohen und niederen Adels mit allen den Kenntnissen und Fertigkeiten auszurüsten, die sie befähigten, ein Staats- oder Hofamt zu bekleiden, so daß sie weder die gewöhnlichen Stadt- und Klosterschulen noch die Universitäten zu beziehen gezwungen waren. Sie nahmen also eine Mittelstellung zwischen den Lateinschulen und Universitäten ein, die damals weniger streng voneinander geschieden waren als heute. Der Adel kämpfte damals mit der Aufgabe, in dem modernen Staate die alte Stellung wieder zu gewinnen. Indem er nothgedrungen der ritterlichen Selbständigkeit und der Fehdelust der alten Zeit entsagte, handelte es sich für ihn darum, sich im Staatsdienste gegenüber dem Wettbewerb der Bürgerlichen zu behaupten und den geselligen Anforderungen des sich verfeinernden Hoflebens zu genügen. Es galt, sich die neue, von der bürgerlichen verschiedene adlige Bildung anzueignen, die das Ideal des „vollkommenen Hofmanns" verfolgte. Dazu genügte weder die übliche Information durch Hauslehrer noch die Unterweisung auf den bestehenden Lateinschulen und den Universitäten, die einseitig für die Vorbildung von Theologen und Gelehrten zugeschnitten waren. Je schroffer sich die adligen Kreise gegen den Bürgerstand abschlossen, desto nothwendiger erschien die Gründung abgesonderter Erziehungsanstalten. Zuerst entstand eine Anzahl solcher Schulen am Ende des 16. Jahrhunderts, verfiel aber meist durch die Heimsuchungen des Dreißigjährigen Krieges. Im Ausgange des 17. und 18. Jahrhunderts kam es zu einer zweiten Blüthe dieser Anstalten, bis die neuere Zeit mit den meisten aufräumte. Die Brandenburger „Ritterschule" wurde 1705 von dem Domkapitel auf dem Dom eröffnet. Das Unterrichtsziel war niedriger gesteckt, als bei den Ritterakademien üblich war. Während die am höchsten stehenden den Universitäten in ihrem Lehrziel nahe kamen, Beherrschung mehrerer neuerer Sprachen zu erreichen suchten, Mathematik in ihrer Verwendung zur Fortifikation, Rechts- und Staatslehre, Statistik, Genealogie und Heraldik lehrten, bezeichnete das Domkapitel als Ziel der Brandenburger Ritterschule nur, „daß junge Edelleute ohne Unterschied nebst einem rechtschaffenen Grunde im Christenthum eine saubere Hand im Schreiben und mit derselben eine Fertigkeit, ipsa oder anderer Leute Gedanken förmlich zu Papiere zu bringen, gewinnen; dabei fertig rechnen, in der Mathesi, Geographia und Historie aber solche Fundamente erlangen sollten, welche ihnen in ihrem künftigen Leben überall Nutzen schaffen können". Von fremden Sprachen wurde Lateinisch oberflächlich, eingehender Französisch getrieben. Ein Tanzlehrer fehlte nicht, dagegen wurde die Ertheilung von Reitunterricht immer abgelehnt. Die Schule erhielt bald den Namen Ritterkollegium und wurde seit 1804 Ritterakademie genannt. 1828 wurde ihr Lehrplan dem der damaligen gelehrten Schulen gleichgemacht und seit 1844 wurden auch Söhne bürgerlicher Gutsbesitzer aufgenommen. Die Aufhebung der Anstalt durch die Regierung 1849 wurde nicht aufrecht erhalten, da die Stände das Recht auf den staatlichen Zuschuß im Klagewege erstritten. Doch ist seitdem der ausschließlich adlige Charakter beseitigt, der Unterricht gleicht dem an anderen preußischen Gymnasien. Nur die von dem ritterschaftlichen Konvent des Kommunallandtages durch Zuschüsse erhaltenen Freistellen sind Söhnen mittelmärkischer Rittergutsbesitzer vorbehalten. Diesen allgemeinen Mittheilungen fügte der Vortragende eine Reihe charakteristischer und kulturgeschichtlich interessanter Einzelzüge aus dem Leben der Schule hinzu, die der Darstellung ihre eigenartige Würze verliehen. Zum Schluß bezeichnete der Redner die Ritterakademie als einen seiner Zeit berechtigten Protest gegen den pedantisch einseitigen Charakter der damaligen Gelehrtenschulen, die ihren Unterricht einrichteten, als ob alle Schüler Schulmeister werden sollten. Ein neues Bildungsideal, die geistige und politische Erhebung des Bürgerstandes zur Gleichberechtigung mit dem Adel, entzog der Ritterakademie in der alten Form ihre Existenzberechtigung. (Die Mark.)

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Hans Brendicke in Berlin W 35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 3. | Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. | 1897.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

635. Versammlung.

6. (2. öffentliche) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:
Sonnabend, den 13. März 1897, Abends 7½ Uhr
im Bürgersaale des Rathhauses.

Vorfeier des hundertjährigen Geburtstages Seiner Majestät des hochseligen Kaisers Wilhelms des Großen.

Kaiser Wilhelm in Lied und Wort.

Für die Mitglieder und deren Damen werden die ersten Reihen der Mittelplätze bis zum Beginne des Vortrages freigehalten. Um pünktliches Erscheinen wird gebeten. —

Zu dieser Feier werden, um eine Ueberfüllung des Raumes zu vermeiden, Karten ausgegeben, die in gemessener Zahl an Mitglieder und deren Gäste abgegeben werden und gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte abgeholt werden können bei den Herren C. Gerold, Unter den Linden 24 und P. Roesner, Potsdamerstr. 138a; auch werden dieselben auf schriftliche Bestellung versandt durch Dr. H. Brendicke, Kurfürstenstr. 41.

Es wird gebeten im Gesellschaftsanzuge zu erscheinen und im ersten Stock des Treppenhauses die Garderobe abzulegen.

Die Folge der Texte wird am Eingang unentgeltlich überreicht werden.

636. Versammlung.

7. (3. Arbeits-) Sitzung des XXXIII Vereinsjahres:
Sonnabend, den 27. März 1897, Abends 7½ Uhr
im
Rathhause, Zimmer Nr. 63.
Eingang von der Jüdenstraße.

Vorlagen und Besprechungen.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Herm. Plettenberg, Rechnungsrath im Königl. Kultus-Ministerium, Elisabeth-Ufer 59.
- " Dr. med. Julius Bergemann, prakt. Arzt, Schöneberg, Helmstr. 11.
- " W. Kyllmann, Baurath und Stadtverordneter, W. Bendlerstr. 34.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Gustav Rietz, Kaufmann, ger. Sachverständiger für Seidenwaaren, NO. Neue Königstraße 19b. Einf.: Herr Fr. Wegener.
- " A. Trettin, Rektor der 197. Gemeindeschule, N. Danzigerstr. 23. Einf.: Herr Dr. H. Brendicke.
- " C. Bloch, diplom. Ingenieur, SW. Leipzigerstraße 56. Einf.: Herr E. v. Wasserschleben.

Wohnungs- und Standes-Aenderungen.

Herr Kaufmann Paul Rambuscheck, Schöneberg-Berlin Hauptstr. 100.
- " Maurermeister M. B. Straßmann, N. Oranienburgerstr. 16.
- " Paul Train, Juwelier und Goldschmied C. (Vom 1. April 1897 ab) Scharrenstr. 1.
- " Maurermeister Paul Lubitz, NO. Neue Königstraße 94.

Für die kommenden Monate sind folgende Sitzungen in Aussicht genommen:

10. April: Oeffentliche Sitzung.
24. April: Arbeitssitzung.
8. Mai: Oeffentliche Sitzung.

Die Einziehung der Mitgliedsbeiträge für das 1. Halbjahr 1897 wird durch den Vereinsboten Ullrich im Monat März fortgesetzt. Die Beiträge der Berliner Mitglieder werden durch den Vereinsboten gegen Quittung abgeholt; die der auswärtigen und in den Vororten wohnenden Mitglieder sind durch Postanweisung nebst Bestellgeld an den Vereinsboten Ullrich, Berlin C., Alte Schönhauserstr. 55, zu senden (nicht an den Schatzmeister unmittelbar, auch nicht an sonstige Vorstandsmitglieder).

Bei der Einziehung der Beiträge überreicht der Vereinsbote das (grüne) Heft Nr. XXXIII der Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins und das „Mitglieder-Verzeichniß für 1897".

An jedem Sonnabend, an welchem weder eine öffentliche noch eine Arbeitssitzung stattfindet, treffen die Mitglieder in dem zur ebenen Erde belegenen Vereins-Zimmer im Deutschen Dome auf dem Gendarmenmarkte (Aufgang von der Taubenstr.) Nachmittags von 6 bis 8 Uhr gesellig zusammen. Bibliothek und Archiv, welche sich gleichfalls im Deutschen Dome befinden, sind ebenda durch Vermittelung des Archivars und Bibliothekars zugänglich.

Statuten, Mitgliedskarten, Anmeldeformulare für neue Mitglieder sind jederzeit vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke, Berlin W. 35, Kurfürstenstraße 41 I, zu beziehen. Die Anmeldeformulare sind **deutlich** und vor allen Dingen **vollständig** auszufüllen, sonst verzögert sich die Aufnahme und die Zusendung der Vereinsschriften.

Auf dem Stiftungsfeste ist ein goldenes, nicht massives Armband, ohne Ornamente und Steine, mit kleiner Kette, gefunden worden. Dasselbe ist bei dem Unterzeichneten nach Rekognoscirung jederzeit in Empfang zu nehmen. Dr. H. Brendicke.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

Im Verein für die Geschichte Berlins hielt am Sonnabend, den 13. Februar im Bürgersaale des Rathhauses in stark besuchter öffentlicher Sitzung Herr Dr. Hans Brendicke einen Vortrag über **das Leben und Wirken der Königin Luise**, der eine Vorbereitung auf die Hundertjahrfeier für Kaiser Wilhelm I. bilden sollte und deshalb mit einer Ausstellung der seltensten Bildnisse der Königin aus der Sammlung Dorgerloh und aus sonstigem Privatbesitz verbunden war. Der Lebensgang der Königin, dem sich neuerdings die Litteratur in erhöhtem Maße zuwendet, wurde in großen Zügen gegeben und dabei näher auf einzelne Vorgänge von besonderem berlinischen Interesse eingegangen.

Gerade im Verein für Geschichte Berlins müsse es angemessen erscheinen, der Frauenschönheit zu gedenken, deren verklärte Gestalt wie ein Engel mit dem Flammenschwert vor Blüchers und Yorks Schaaren voraufzog, jetzt, da der Verein in Gemeinschaft mit der Akademie der Künste die Feier des 100. Geburtstages Seiner Majestät des hochseligen Kaisers Wilhelm I. am 22. März durch eine Zentenar-Ausstellung festlich zu begehen gedenke. Wie am 10. März im Jahre 1876 der hundertjährige Geburtstag der schönen Mutter nicht gefeiert werden konnte, ohne der Feier des 80. Geburtstages ihres Sohnes, des Prinzen Wilhelm, des preußischen Königs, des deutschen Kaisers, zu gedenken, so sollten auch die heutigen Betrachtungen über Leben und Wirken der Königin Luise vorbereiten auf die Feier des hundertjährigen Geburtstages des Gründers des wiedererstandenen Deutschen Reiches, des Kaiser Wilhelms im weißen Bart, Barbablanca.

In Wort und Schrift, in Bild und Reim ist die hochherzige Königin oft gefeiert worden. Sie ist aber als Frau, Gattin und Mutter geworden, was sie geworden ist, eine Heldengestalt, erst durch die Noth des Vaterlandes, wie erst die Tage der Schmach auch den biederen Ernst Moritz Arndt zum deutschen Dichter bildeten und dem weltbürgerlich gesinnten Joh. G. Fichte die „Reden an die deutsche Nation" auf die Lippen legten.

Hochpolitische Akte hat die Geschichte vielleicht mehr zu verzeichnen von einer Maria Theresia von Oesterreich, von einer Katharina II. von Rußland, von einer Elisabeth von England. Königin Luise hat von sich selbst gesagt, daß die Geschichte sie nicht zu den

großen Frauen rechnen werde. Sie hat nicht mit unter denen gesessen, die über die Geschicke der Völker berathen. Sie hat so wenig in Politik gemacht, wie sie Gedichte hinterlassen oder Bilder gemalt hat. Aber sie war ein Charakter, eine Größe, eine edle Frau und Königin.

Das gute Land Mecklenburg hat unserm Volke die beiden Feldherren geschenkt, welche die Schlachten des neuen Deutschlands schlugen: Graf Hellmut v. Moltke (geb. 1800 in Parchim) und Großherzog von Mecklenburg Friedrich Franz (Toul, Orleans mit Prinz Friedrich Karl). Diesem Lande müssen wir auch die Ehre gönnen, die Tochter eines alten Fürstenhauses sein Landeskind zu nennen, obgleich sie fern dem Lande ihrer Väter in Hannover geboren und in Darmstadt erzogen wurde. An dem stillen Darmstädter Hofe genoß die kleine Prinzessin mit ihren muntern Schwestern das Glück einer schlicht natürlichen Erziehung. Alle Welt erzählte von den wunderschönen mecklenburgischen Schwestern. Jean Paul widmete ihnen seine Huldigung, Goethe musterte mit Kennerblick im Kriegslager vor Mainz verstohlen zwischen den Falten seines Zeltes hervor die lieblichen Gestalten, und die alte Frau Rath Goethe lachte herzlich, wenn die jungen Damen nach Frankfurt a. M. kamen und im Dichterhause am Hirschgraben Speckfalat aßen. Dort in Frankfurt, am Tische des Königs von Preußen, fand Luise auch den Gatten, den „besten aller Männer". Ein Königliches Brüderpaar und ein fürstliches Schwesternpaar fanden sich als Brautleute zusammen und feierten gemeinsam Verlobung in Darmstadt am 24. April 1793.

An lauten Huldigungen hat es einer Fürstenbraut wohl nie gefehlt; was jedoch die beiden mecklenburg-strelitzischen Schwestern: Luise, die Kronprinzessin und Friederike, die Gemahlin des Prinzen Ludwig, bei ihrem Einzug in Berlin im Dezember 1793 begrüßte, war doch mehr als der frohe Zuruf angestammter Treue, und als die Prinzessinnen die glücklichsten Bräute wurden, blieben sie noch immer die glücklichsten Schwestern. Die Prinzessinnen kamen von Darmstadt (natürlich nicht per Bahn in einem Tage), sondern in acht Tagen über Würzburg, Hildburghausen, Weimar, Leipzig und Treuenbrietzen nach Berlin. Sowohl in Potsdam als auch in Schöneberg war der Empfang schon überaus herzlich.[1])

Für Berlin war die Errichtung einer Ehrenpforte zwischen der Königlichen Bibliothek und der jetzigen Universität beschlossen, und die jüdische Gemeinde erbot sich, die Kosten dieser Ehrenpforte zu tragen. Die Pforte war ein 70 Fuß breiter, 60 Fuß hoher Triumphbogen, im Fries des Hauptgesimses stand die Inschrift: „Freude des getreuen Volkes". Ueber den Seitenportalen waren zwei Genien angebracht. Links legte Gott Hymen zwei Myrthenkränze auf den preußischen Altar, darunter die Inschrift: „Dem Doppelpaare", rechts senkte die Schutzgöttin Berolina einen Weinstock in das Land, darunter die Inschrift: „Künftige Hoffnung". Die Idee gab Professor Ramler, die Zeichnungen lieferte der Akademie-Direktor Rode. Während sonst die schöne Welt auf dem Weihnachtsmarkte in der Breiten Straße sich tummelte, umstand in diesen Tagen Alles diese Ehrenpforte.

Am Sonntag, den 22. Dezember 1793, erfolgte der Einzug und zwar auf Wunsch eines berittenen Bürgerkorps, nicht Hofdamen und Kammerherren voran, sondern „der Wagen der Prinzessinnenbräute unter allen der erste". Am Potsdamer Thor begrüßte die Prinzessinnen der Polizei-Präsident v. Eisenhart. Der Zug bewegte sich durch die Leipziger- und Wilhelmstraße, durch die Linden zwischen den 26 Kompagnien der Berliner Bürger-Brigade bis zum Schlosse, wo der König die Bräute zuerst dem General-Feldmarschall v. Möllendorf vorstellte. Das ganze Volksfest verlief ohne Unglück und ohne Zwischenfall, und der König bewunderte mehr als einmal die Ordnung. Am 24. Dezember wurde Luise mit dem Kronprinzen und am 26. Friederike mit dem Prinzen Ludwig durch den Oberkonsistorialrath Fr. Sam. Gottfr. Sack vermählt. Die Betheiligung der Berliner war am 26. Dezember eine noch größere, da auf Befehl des Königs „jeder eingelassen werden sollte, der einen anständigen Rock anhatte". Die Berliner aber und mit ihnen das ganze preußische Volk blickten mit Stolz und froher Hoffnung auf das kronprinzliche Paar.

Eine Fülle von liebenswürdigen Charakterzügen knüpft sich an den idyllischen Aufenthalt des kronprinzlichen Paares in Paretz bei Potsdam. Mit Mühe hielt die Oberhofmeisterin v. Voß die Hofetikette aufrecht. Das kronprinzliche Paar redete sich mit „Du" an, die Kronprinzessin bestieg in Paretz einst sogar einen Leiterwagen, ein andermal ließ das Paar die

[1]) Herr Rittergutsbesitzer Dorgerloh stellte mir ein seltenes Buch zur Verfügung: Louisens und Friederikens, Kronprinzessin, und Gemahlin des Prinzen Ludwig von Preußen Ankunft und Vermählung in Berlin (Dezember 1793) Berlin 1794. Mit Kupfern z. B. der beiden Prinzessinnen von Bolt nach Tielkers Gemälde (aus Braunschweig). 116 S.

Oberhofmeisterin in der Staatskarosse davon kutschiren und folgte in einem einfachen, heimlich bereit gehaltenen Wagen. Luisens gewinnende Liebenswürdigkeit, die von der Bevölkerung überall erwidert wurde, trat aber am glänzendsten hervor bei den häufigen Reisen, auf denen sie seit 1797 als Königin den König begleitete. Die erste derselben war die Huldigungsreise, die 1798 nach Pommern, Ostpreußen und Schlesien unternommen wurde. Man fuhr über Stargard und Danzig nach Königsberg. Auch in Warschau, das durch die Theilung Polens eben erst dem preußischen Staate einverleibt war, fand sie dieselbe Aufnahme, wie die Gräfin Voß[1]) bezeugt und wie die französischen Agenten berichten, daß es der „hinreißenden Schönheit und Anmuth" der Königin gelungen sei, über die widerwillige Abneigung der Polen zu triumphiren.

Im nächsten Sommer galt die Reise dem westlichen Theile des preußischen Staates. Man besuchte Westfalen, Cassel, Eisenach und die fränkischen Provinzen. Stets fühlte sich die Königin zufrieden und glücklich im Genusse der Naturschönheiten und in der Freude über den ihr bereiteten Empfang, während sich der König schon hier verschlossener zeigte. Im August 1800 erstieg man die Schneekoppe, die Königin zu Pferde in einem Amazonenanzug, strahlend in Glück und Schönheit.

Der Sommer 1801 wurde ruhig in Charlottenburg verlebt. Bedeutungsvoller war die Reise, die 1802 nach Ostpreußen unternommen wurde. Zu den Manövern bei Memel war auch Kaiser Alexander von Rußland eingetroffen, woraus sich eine Verbindung inniger Vertraulichkeit zwischen den beiden Herrscherfamilien entwickelte, die allen Wechsel der politischen Ereignisse überdauert hat.

Im Sommer 1805 verlebte man glückliche Stunden im Bayreuther Oberlande im Badeort Sichersreuth (Alexandersbad). Die Königin ritt mit der jüngeren Schwester und mit Hardenberg in die benachbarten Berge. Alles strömte herbei, angezogen durch die Freundlichkeit des Königs und die bezaubernde Schönheit der Königin. Das waren aber die letzten sorgenlosen Tage der Königin.

Kein Zeitraum der preußischen Geschichte liegt so tief im Dunkel wie das erste Jahrzehnt Friedrich Wilhelms III. Das furchtbare Unglück und die glorreiche Erhebung der folgenden Jahre haben ihren breiten Schatten über diese gewitterschwüle Zeit geworfen. Die ganze Zeit, so reich an verborgenen geistigen Kräften, trägt jenen schwunglos philisterhaften Charakter, den wir aus der kahlen Nüchternheit ihrer Bauten (z. B. der alten Münze 1799) genugsam kennen. Man blieb bei schüchternen Vorbereitungen, die kaum für Tage tiefen Friedens genügten. Die Befreiung des Landvolkes, die Neugestaltung des Heeres, die Organisation der Leibesübungen, die Stiftung der Universität Berlin, fast alle diese reformatorischen Thaten sind schon vor der Jenaer Schlacht erwogen worden, aber man kam nicht zu Resultaten. Die Welt wankte in ihren Fugen, ein kurzes Jahrzehnt warf die Grenzen aller Länder durcheinander und erhob auf den Trümmern der alten Staatengesellschaft das Weltreich des rücksichtslosen Artillerieoffiziers Napoleon, der an alle Verwandten Königreiche verschenkte. Sein älterer Bruder Joseph erhält Neapel, später Spanien, sein Schwager Joachim Murat wird Großherzog von Berg, später König von Neapel, sein Bruder Louis wird König von Holland, Jérome wird in Westfalen der „König Lustik".

Preußen verlor damit den Boden unter den Füßen; das alte Werbegebiet, die waffenlosen Kleinstaaten des Südwestens, wurden durch die gewaltige Faust des Eroberers zusammengeballt und verschlossen ihr Land den preußischen Werbern. Die Königin sagte selbst: „Wir waren eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrichs des Großen". Der Staat lag geborgen hinter der Demarkationslinie des Baseler Friedens, Handel und Wandel blühten zwar, und die deutsche Dichtung sah bekanntlich ihre schönsten Tage. Die alten Generale, mit fridericianischem Lorbeer geschmückt, traten aber jeder Neuerung entgegen. Die Königin bemerkte selbst die rathlose Verwirrung im Hauptquartier, und zu dem zaudernden Feldherrn, dem alten Herzog von Braunschweig, wollte sie kein Vertrauen fassen. Es nahte das Gewitter. Das Unglück der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt am 14. Oktober 1806 ist bekannt. Der lebenslustige Prinz Louis Ferdinand sühnte seinen Jugendübermuth durch den Heldentod bei Saalfeld. Napoleon kämpfte bei Jena gegen den Fürsten Hohenlohe und Marschall Davoust bei Auerstädt gegen den Herzog von Braunschweig. Der Rückzug des geschlagenen Heeres erfolgte über Magdeburg. Erfurt ergiebt sich am 16. Oktober, Spandau am 25. Oktober. Napoleon zieht am 27. Oktober in Berlin ein. Der König flüchtet über Küstrin und Graudenz nach Königsberg. Prenzlau fällt am 28. Oktober. Stettin, Küstrin, Magdeburg ergeben sich unglaublich rasch. Nur in Kolberg halten sich Gneisenau, Schill

[1]) 69 Jahre am preußischen Hofe. Leipzig 1876.

und Nettelbeck und in Graudenz Courbière. Breslau fällt im Januar 1807, Danzig am 24. Mai nach Kalckreuths tapferer Gegenwehr. Der König flieht weiter nach Memel, und der unglückliche Friede zu Tilsit am 9. Juli 1807 besiegelt das Geschick Preußens. Preußen soll 140 Millionen Francs Entschädigung zahlen und muß, von 5570 auf 2877 Quadratmeilen vermindert, inzwischen 150 000 Franzosen ernähren.

In diesen Wirren verließ am 18. Oktober 1806 früh 10 Uhr die schwer gebeugte Königin unter bitteren Thränen Berlin, wo sie 13 Jahre des Glückes verlebt, um sich in Schwedt a. O. mit ihren Kindern zu vereinigen, die tags zuvor dorthin vorausgeeilt waren. Die Königin übte Frauenrecht und Fürstenpflicht, wenn sie jetzt dem tiefgebeugten Gemahl tröstend zur Seite stand und ihn bestärkte in dem Entschlusse, den ungleichen Kampf fortzuführen. Alle Schrecken des Krieges brachen über die Unglückliche herein. Krank und fiebernd flieht sie aus Königsberg vor dem Feinde; denn „lieber in die Hände Gottes fallen, als in die Hände dieser Menschen". Da sie in einem elenden Bauernhause auf der Kurischen Nehrung übernachtet, jagt der Sturm die eisigen Flocken durch das zerbrochene Fenster über das Bett der kranken Königin. In Memel, auf der letzten Scholle deutscher Erde, die noch frei und preußisch war, fand sie ein bescheidenes Obdach.[1] Doch zu den Entbehrungen stand noch eine letzte schmachvolle Demüthigung der mißhandelten Frau bevor. Kaiser Alexander gab seinen Freund preis, aus Rücksicht auf den russischen Freund gab Napoleon dem Könige die Hälfte der Monarchie zurück und feigherzige Rathgeber ersannen den Vorschlag, die Königin selber solle den Sieger um mildere Bedingungen bitten. Auch dies that die Königin in frauenhafter Hoffnung. Wohl begegnete ihr Napoleon mit der ausgesuchtesten Höflichkeit und machte die günstigsten Versprechungen, widerrief aber am folgenden Tage, was er versprochen hatte, und die Königin hatte richtig gefühlt, als sie sagte: „O Gott, aus diesen Zügen spricht kein Herz"! Mit rohem Spott schrieb Napoleon an seine Josephine: „Es wäre mir zu theuer geworden, den Galanten zu spielen", und so behielt er Preußens Bollwerk, Magdeburg, in seinen Händen.

In der entlegensten Provinz des verstümmelten und ausgesogenen Staates verbrachte nun der Hof zwei schwere Jahre. Im alten Ordensschlosse zu Königsberg zeigt man noch das bescheidene Eckzimmer mit einem Schreibtisch, einem Klavier und Scharnhorsts Bild. Die deutsche Nation kannte nur Schadenfreude für die Besiegten. In Preußen aber lebte noch die alte Treue. Der König lud seine ostpreußischen Stände zur Taufe der jüngsten Prinzessin, aber er wurde mehr und mehr verschlossen und finster. Er glaubte oft, er sei für jedes Unheil geboren; nur das Pflichtgefühl hielt ihn aufrecht. Scharnhorst begann jetzt die Herstellung des Heeres; für die Reform der Verwaltung berief der König den Freiherrn vom Stein. Gern erinnerte der Vortragende an die Enthüllung des Erzdenkmals auf dem Dönhoffsplatz 1876, der er als Mitvertreter der Berliner Studentenschaft beiwohnen durfte.

Aber Napoleon witterte mit sicherem Instinkt die Kraft des Widerstandes, die in einem schwachen Weibe schlummerte. In den sittlichen Mächten des Völkerlebens sah er die gefährlichsten Feinde seines Weltreiches. Wie er in seinen Bulletins die fromme Frau als die Kriegsfurie Preußens schilderte, so verlangte er auch, daß der von der Königin Luise als leuchtender Stern aufgenommene Stein den preußischen Hof verlassen solle. Das war ein neuer Schlag. Das Unglück der österreichischen Waffen und das Scheitern der Unternehmungen in Norddeutschland erschütterten von Neuem das durch Enttäuschungen schon schwer heimgesuchte Gemüth der Königin, ihre Kränklichkeit nahm zu, und der Gedanke des Todes trat vor ihre Seele.

Zu Ende des Jahres 1809 kehrte endlich die Königin in Begleitung ihres Gemahls nach Berlin zurück, das sie seit dem Unglückstage von Jena nicht gesehen hatte. An allen Orten, die das königliche Paar auf der Reise berührte, wurden ihm Zeichen treuester Anhänglichkeit zutheil. Am 22. Dezember traf das Königspaar in Freienwalde ein, festlich begrüßt von den Bergleuten des nahen Alaunwerkes.

Der 23. Dezember 1809 war zum Einzuge bestimmt. In dem Vorort Weißensee bestieg Luise den schönen Wagen, den ihr die Bürgerschaft zur Feier ihrer Rückkehr verehrt hatte. Um 11 Uhr Vormittags verkündeten weiße Fahnen auf den Thürmen, Glockengeläute und Kanonendonner das Herannahen des Königs und der Königin. Der Zug ging durch die Bernauerstraße, die durch Kabinetsordre vom 10. April 1810 auf Bitten der Bürgerschaft den Namen „Neue Königstraße" erhielt.

[1]) Gute Abbildungen aus den Tagen des Unglücks giebt das englische Werk: »History of the German struggle for liberty by Poultney Bigelow, illustrated with drawings by R. Caton Woodville.« London 1896.

Unter dem Zujauchzen des Volkes erreichten sie das Palais, vor dem Luisens Vater, der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, ihrer harrte. Tiefe Rührung ergriff alle Anwesenden, als Luise, umgeben von ihren Kindern, ihres Vaters Hand küßte und dann unter Thränen ihr Haupt an seiner Brust barg. Am Abend war Berlin vom untersten Kellerraum bis zum obersten Dach erleuchtet. Berlin kam in den nächsten Tagen nicht aus der freudigen Erregung heraus. Die große Mehrheit der Bevölkerung hing fest an dem Glauben, daß die Erfüllung des Wunsches, der Aller Herzen beseelte, nicht mehr fern sein könne, und die Rückkehr des Königspaares nach der Hauptstadt erschien den Meisten als ein günstiges Vorzeichen. Wieder verlebte Luise im Kreise der Ihrigen einige Tage stillen Glückes in Potsdam und Paretz; aber das nationale Unglück hatte ihre Lebenskraft gebrochen.

Ueber ihre Kinder theilte die Königin ihrem Vater Folgendes mit: Unsere Kinder sind unsere Schätze, unsere Tochter Charlotte (spätere Kaiserin von Rußland) verbirgt hinter einer scheinbar kalten Hülle ein theilnehmendes Herz, Karl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll, heiter und witzig, Alexandrine (spätere Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin) ist anschmiegend und kindlich. Von der kleinen Luise (späteren Prinzeß Friedrich der Niederlande) läßt sich noch nichts sagen. Sie heißt Luise, möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des Großen Kurfürsten, ähnlich werden. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist, er hat vorzügliche Talente. Die beiden ältesten Söhne waren ihr Stolz und ihre Freude. – Aber es war der Königin nicht beschieden, die Erfolge des Ministers Hardenberg zu erleben, die Wirkung des Aufrufes in Breslau zu sehen, die Viktoria wieder auf dem Brandenburger Thore zu erblicken.

Am 25. Juni 1810 begab sich die Königin zum Besuch nach dem väterlichen Hofe in Neu-Strelitz. Als einige Damen, die sie von früher her kannten, sich mit Wohlgefallen über die Perlen äußerten, welche die Königin als einzigen Schmuck trug, da antwortete sie: „Ich liebe sie auch sehr und habe sie zurückbehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Sie passen besser für mich, denn sie bedeuten Thränen und ich habe deren so viele vergossen."

Kurze Zeit darauf erkrankte die Königin. Der König, davon benachrichtigt, traf mit seinen beiden Söhnen zur Nachtzeit in Strelitz ein. Der Anblick der Todkranken war überwältigend für ihn. Als man ihn zu trösten suchte, sagte er mit dumpfer Stimme, stets zum Trübsinn geneigt: „Wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben; aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß". Man zog nach dem Lustschloß Hohenzieritz, dessen ländliche Stille besonders dem König gefiel; hier wurde Luise von einer Lungenentzündung ergriffen.

Am 19. Juli zwischen 8 und 9 Uhr trat ein starker Brustkrampf ein, kurz vor 9 Uhr bog die Königin ihr Haupt zurück, schloß die Augen und rief: „Ich sterbe, o Jesu, mach' es leicht!" – Noch ein Athemzug, und das Herz einer der edelsten Frauen schlug nicht mehr. Die beiden ältesten Prinzen standen weinend draußen im Garten. Der König hatte nicht gewünscht, daß sie den Todeskampf der Mutter sähen. Jetzt führte er sie an das Todtenbett. Sie knieten nieder und bedeckten die Hände der geliebten Mutter mit heißen Thränen. Die sterbliche Hülle wurde über Dannenwalde nach Gransee gebracht, wo ein Denkmal[1]) zur Erinnerung an die Ueberführung in der Nacht vom 25. zum 26. Juli noch steht. Am 27. Juli fand der dritte und letzte Einzug der Königin statt, zuletzt auf der Bahre, abermals durch das Brandenburger Thor. Die Leiche wurde in der Berliner Domkirche beigesetzt, bis sie am 23. Dezember 1810 im Charlottenburger Mausoleum zur ewigen Ruhe bestattet wurde.

Das ganze Volk wurde bei der Kunde von dem Tode der Königin von tiefem Weh ergriffen. „Unsere Heilige ist im Himmel" rief von Zorneswuth entflammt Blücher, der von nun an dem Korsen ein noch grimmigerer Feind ward, als er es bisher gewesen. Den Feind, der die angebetete Königin so tief gebeugt hatte, wollte man jetzt auf den Tod treffen. Karl Frenzel sagt: „Der Untergang des Staates hatte ihr das Herz gebrochen. Wenn die harten Entbehrungen, die Beschwerden der Flucht, das nordische Klima in Memel und Königsberg ohne Zweifel die Gesundheit ihres Leibes untergraben haben, so erlag ihre Seele noch viel sicherer den beständigen Bekümmernissen, den Sorgen, dem Uebermuth der Fremdherrschaft".

Während des österreichischen Krieges hatte Napoleon das Unterbleiben der preußischen Kon-

[1]) Das Schinkelsche Denkmal ist als Kupferstich in Berlin bei Wittich erschienen mit der Unterschrift: Dies Monument in Eisen gegossen ist auf dem Luisenplatz in Gransee von den Einwohnern dieser Stadt, des Ruppinischen Kreises und der Priegnitz zum Andenken an die Nacht des 25. Julius 1810 errichtet worden, wo an diesem Orte die Leiche der verehrten Königin Luise von Preußen stand, als sie von Hohen-Zieritz nach Berlin geführt wurde. (52 × 41 cm).

tributionszahlungen ruhig geschehen lassen, jetzt verlangte er die pünktliche Zahlung oder eine neue Abtretung preußischen Gebietes – etwa in Schlesien. Als nun aber das furchtbare Gottesgericht auf den Schneefeldern Rußlands über Napoleon hereinbrach, da erhob General York auf eigene Verantwortung die zertretene Fahne Preußens und schloß den Waffenstillstand von Tauroggen mit den Russen am 30. Dezember 1812. „Das Morgenroth einer neuen Zeit bricht an" sagte der Kronprinz am 20. Januar 1813 bei seiner Konfirmation. Jetzt folgte Schlag auf Schlag. Am 9. Februar wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, am 28. Februar der Vertrag von Kalisch mit den Russen geschlossen, am 10. März das Eiserne Kreuz gestiftet, am 16. März der Krieg erklärt und am 17. März durch den „Aufruf an mein Volk" eine beispiellose Begeisterung entfesselt. Alle Schmach wurde gerächt. Gesühnt war der Hochmuth. Aber die Königin war todt. Ihr Geist wandelte unter den Kämpfern.

391 Dichtungen beweisen die große Liebe zu der Verklärten. Eduard Belling hat eine Sammlung aus den in älterer und neuerer Zeit verfaßten Dichtungen 1890 herausgegeben: „Die Königin Luise in der Dichtung," und unser Mitglied, Herr Rektor Paul Bellardi, hat 1893 alle Institute und Stiftungen sorgfältig zusammengestellt, die das Andenken der Königin Luise in Berlin hervorgerufen hat.

(Ueber die Porträtdarstellungen der Königin handeln wir an anderer Stelle.)

Ein kurzes, aber reiches Leben, überreich an Liebe und an Schmerz, hatte jäh geendet. Was unserem Volke so nahe ging bei dem ungeheuren Verluste, war die Empfindung, einen Theil der Schuld, daß dieses Herz gebrochen, sich selbst zuschreiben zu müssen; es war auch der Schmerz, daß die Verewigte die Morgenröthe der Freiheit nicht mehr schauen durfte. Dafür aber hat ihr Tod das Band zwischen dem Hause der Hohenzollern und dem preußischen Volke so fest geknüpft, daß keine Macht es trennen wird. Luisens stolzes Hoffen ist über alle Erwartung in Erfüllung gegangen. Nur wenigen Glücklichen ist ein so reiches Leben nach dem Tode beschieden gewesen, wie dieser Königin.

Am Sonnabend, den 27. Februar 1897, fand im Zimmer Nr. 63 unter der Leitung des 2. Vorsitzenden, des Herrn Dr. Holtze eine Arbeitssitzung statt. Es wurden die neu aufgenommenen Mitglieder vorgestellt und die angemeldeten verlesen.

Herr Rektor Bonnell sprach darauf über den „Spuk in Tegel" und führte dabei Folgendes aus:

Das vorige Jahrhundert heiße das Jahrhundert der Aufklärung. Lebte doch in ihm ein Thomasius, der Eiferer gegen die Hexenprozesse, ein Voltaire, ein Friedrich der Große, ein Lessing. Man hob den Jesuitenorden auf, man wurde toleranter gegen Andersgläubige. Die „Gebildeten" waren aufgeklärt, und an Teufel, Geister oder Spuk zu glauben, galt für unerhört. Vollends in Berlin hatte der nüchterne Nicolai die Aufklärung gründlich besorgt. Trotzdem schien die reine Vernunft nur wie ein Firniß die Oberfläche zu bedecken, wie das Auftreten der Illuminaten und Rosenkreuzer unter Friedrich Wilhelm II. beweist. Sicherlich bleibt es höchst merkwürdig, wie gerade vor hundert Jahren, 1797, in dem so vernünftigen Berlin eine der albernsten Spukgeschichten die Grundlage ernsthafter Unterhaltung abgeben und Gegenstand fast wissenschaftlicher Untersuchung werden konnte, zu der sich Männer wie Professor Bode, Prediger Herbst, Kirchenrath Meierotto und Geh. Postsekretär Otto am 13. September nach Tegel hinausbegaben, wie noch später die Herren Justizamtmann Coler, Oberbergrath Karsten, Professor Klaprot und Ober-Konsistorialrath Zöllner. Der Poltergeist entpuppte sich schließlich als ein Bauernbursche (andere sagen Gärtnerbursche, wieder andere Jägerbursche), der in dem Hause des Oberförsters O. F. Schulz in Tegel ungestört und leider auch ungestraft fünf Jahre lang sein Wesen getrieben hatte. Die Kunde von dem Spuke war durch den Königlichen Geheimrath und Oberforstmeister v. Burgsdorf bis in die Gesellschaft naturforschender Freunde, deren Haus noch heute in der Französischen Straße 29 steht, gelangt. Auf dessen Veranlassung war dann die Untersuchung angestellt worden. Auch der Herausgeber des Journals: „Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichte der Mark Brandenburg", Professor Kosmann, spielte eine bedauerliche Rolle, indem er in seiner Zeitschrift (Jahrgang 1797) öfter als gut war und mit einem merkwürdigen Ernste über den Poltergeist in Tegel berichtete. Die ganze Geschichte war kein Ruhm für die Berliner von damals. Goethe hat im „Faust" (Walpurgisnacht) dem Spuke ein ewiges Andenken gesichert. — Die bekannte Stelle lautet:

> Ihr seid noch immer da! Nein das ist unerhört,
> Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
> Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel.
> Wir sind so klug und dennoch spukts in Tegel!

Darauf legte Herr Kammergerichtsrath Dr. Metzel aus dem Nachlasse des Generals Rode einen Ehrensäbel nebst eigenhändigem Begleitschreiben des Prinzen von Preußen vor und behandelte im Anschlusse daran in längerem Vortrage eine Episode, die gerade in den bevorstehenden Festtagen von besonderem Interesse ist: „Zur Erinnerung an Kaiser Wilhelm den Großen“.

Vor mir liegen zwei Zeichen der Erinnerung von und an Kaiser Wilhelm den Großen. Aus einem lebensgroßen Bilde blicken die wohlbekannten Züge des Heldenkaisers zu mir herüber mit dem Ausdrucke der Wahrheit und Herzlichkeit, der ihnen in so besonderem Grade eigen war, — und davor liegt ein Säbel, der auf seinem Bügel das Datum einer verhängnißvollen Nacht trägt. Woran erinnern mich diese beiden Gegenstände?

Mit herrlichem Frühlingssonnenschein brach der Morgen des 18. März 1848 an, als sollte er ein Tag des Friedens und der Freude nach all' den Tagen der Erregung und des stürmischen Drängens werden. Und doch sah diese Sonne bei ihrem Untergange im sonst so friedliebenden loyalen Berlin den vollen Ausbruch einer Revolution. Wie ist das gekommen? Es wird vielfach behauptet, daß von Seiten des Hofes und namentlich der Militärpartei wissentlich ein Kampf provocirt worden sei, um die angeregte Bewegung in einem Blutbade zu ersticken. Der Prinz von Preußen sollte mit einem Taschentuche den Dragonern an der Stechbahn zum Vorrücken gewinkt, er sollte später, auf dem Balkon des Schlosses stehend, das Signal zum Feuern für die Infanterie gegeben haben. Beides ist, wie längst authentisch festgestellt ist, unrichtig. Der Prinz von Preußen war bereits am 10. März 1848 zum General-Gouverneur der Rheinprovinz und Westphalens ernannt worden. Er hatte sofort das Kommando des Gardekorps dem ältesten Generale dieses Korps, dem Generallieutenant v. Prittwitz, übergeben und sich am 12. März von den bis dahin unter seinem Oberbefehle stehenden Truppen verabschiedet. Er hatte sich seitdem jedes mündlichen oder schriftlichen Befehls an diese Truppen enthalten und einen Offizier, der ihm am 18. März vorstellte, wie nothwendig die militärische Besetzung der Friedrichsbrücke sei, und ihn dringend bat, eine Kompagnie schleunigst nach jenem wichtigen Punkte zu kommandiren, mit den Worten entlassen: „Sie haben Recht; aber ich habe nichts zu befehlen.“ Als dann später aus der Mitte eines anrückenden Infanteriezuges die zwei Schüsse in die Höhe gingen, welche den Straßenkampf hervorriefen, befand sich der Prinz gar nicht auf dem Balkon des Schlosses, sondern, wie genau ausgemittelt ist, hinter dem dritten Fenster von dort, in dem neuen Vortragszimmer des Königs und sagte zu den Umstehenden: „Mein Gott, wenn da nur nicht Jemand von den Zuschauern in den Fenstern blessirt ist!“ Am Abend dieses Tages verhinderte der Prinz das selbständige Vorgehen der Artillerie, indem er von dem Könige selbst den Befehl holte, nicht eher zu schießen, als bis der kommandirende General es befehlen würde.

Der Prinz war allerdings durch die politischen Ereignisse an der für den 15. März 1848 festgesetzt gewesenen Abreise nach Köln verhindert worden, da der König den Thronfolger bei dem Ernste der Lage gern in seiner Nähe haben wollte. Mit Unrecht sah man aber in ihm das hemmende Element der fortschreitenden Bewegung. Er trat nur der weiteren Ausbildung des mittelalterlichen Systems allgemeiner Reichsstände entgegen, von denen er keine Befriedigung der geistigen Bewegung erwartete. Er wollte schon damals, wie der Major v. Vincke bezeugt, eine weit freisinnigere Verfassung mit zwei Kammern und periodischer Wiederkehr, ohne Ausschüsse und sonstige Auswüchse. Er unterwarf sich aber dem Willen seines Königlichen Bruders und vollzog als Erster das Patent vom 18. März 1848 wegen Einberufung des Landtages und das Preßgesetz von demselben Tage. Diese Momente hätten einem unbefangenen Beobachter die Ueberzeugung verschaffen müssen, daß sich der Prinz der zeitigen Strömung unterworfen hatte und mit ihr ging. Indessen ein aufgeregtes Volk hat zur Beobachtung weder Zeit noch Lust. Böse Gerüchte durchschwirrten die Luft. Der Prinz habe zum Gefechte, zur Tapferkeit aufgefordert, er habe die Eskorte eingebrachter Gefangenen aufgemuntert, diese zu mißhandeln, er habe das Binden der Gefangenen, welche am Morgen des 19. März nach Spandau abgeführt wurden, angeordnet, und andere Abscheulichkeiten mehr, welche ihm angedichtet wurden, und von denen ich wohl nicht erst zu versichern brauche, daß an ihnen auch nicht eine Silbe wahr war. Doch wurden solche Verleumdungen vielfältig geglaubt, und die Stimmung der aufgeregten Volksmassen gegen den Prinzen dadurch eine so feindselige, daß seine Freunde ihm dringend riethen, für einige Zeit Berlin zu verlassen. Nur ungern kam der Prinz diesem Wunsche nach. Er verließ am Abend des 19. März sein Palais in Berlin von der Behrenstraße aus, wobei ihm der Seidenwaaren-

händler Meyer aus der Behrenstraße (wegen seines Körperumfanges auch Kolosseummeyer genannt) behülflich gewesen sein soll, unbehelligt von den Wachen der Bürgerwehr, welche Befehl hatten, den Prinzen aufzuhalten, das Brandenburger Thor zu passiren, indem er ihn eigenhändig in seiner Privatequipage hindurchkutschirte. Der Prinz begab sich nach der Wohnung seines Adjutanten, des Majors Oelrichs, welcher außerhalb der Thore Berlins, Potsdamerstraße 13 wohnte, wie Andere berichten nach dem Karlsbade in die Wohnung eines Verwandten seines früheren Adjutanten, des bereits erwähnten Majors v. Vincke. Dort verblieb er höchst wahrscheinlich auch während der Nacht und am folgenden Tage. Er erhielt hier den Befehl des Königs, sich für einige Zeit aus Berlin zu entfernen, und begab sich infolgedessen am Abend des 20. März zu Wagen nach Spandau und von dort nach der Pfaueninsel. Daß er nicht den direkten Weg über Potsdam wählte, hatte seinen Grund in den Ereignissen, welche sich an diesem Tage in Berlin zugetragen und dem Prinzen gezeigt hatten, daß die Abneigung gegen seine Person in der Volksmenge sich noch gesteigert hatte.

Am 20. März 1848, Vormittags 11 Uhr, versammelte sich nämlich eine aufgeregte Volksmenge vor seinem Palais in Berlin und verlangte stürmisch nach dem Prinzen. Als bekannt wurde, daß er nicht anwesend war, wurde die Haltung noch drohender. Man verlangte und erreichte die Zurückziehung der Bürgerschildwache, und ein Haufen Fabrikarbeiter erklärte laut, das Haus müsse der Erde gleich gemacht werden. Schon schickte man sich an, das Zerstörungswerk zu beginnen, als eine Stimme, alles Geschrei übertönend, aus dem Volkshaufen laut wurde: „Schont das Nationaleigenthum! Das Palais des Prinzen von Preußen wird hiermit zum Nationaleigenthum erklärt!" Alsbald sah man mit großer Schrift an vier Stellen die Worte: „Volkseigenthum," „Nationalgut" und zweimal „Eigenthum der ganzen Nation," an dem Gebäude sichtbar werden. Bürger, Studenten, Beamte mischten sich unter das Volk und verhüteten Ausbrüche der Rache, indem sie namentlich auch auf die bedenkliche Nähe der Bibliothek aufmerksam machten. Ein Redner trat auf den Balkon mit einer schwarzrothgoldenen Fahne in der Hand. Er ermahnte zur Ruhe, da die für die Freiheit gefallenen Helden noch nicht bestattet seien. — Dieses wirkte. Allmählich beruhigte sich die Menge und zerstreute sich.

Am Abend des 20. März 1848 hatte sich also der Prinz von Preußen vom Karlsbade aus zu Wagen nach Spandau begeben und war dort im Deutschen Hause bei Krüger abgestiegen, wo sich damals die Offizierspeiseanstalt befand. Inzwischen war bereits Alles vorbereitet, um den Prinzen unauffällig nach der Pfaueninsel bei Potsdam zu bringen. Der damalige Lieutenant im Ingenieurkorps Haering in Spandau besaß ein Boot, eine Gondel, welche er zu Fahrten auf der Havel benutzte. An diesen wandte sich der Oberst und Kommandeur des Garde-Reserve-Infanterie-Regiments v. Döring mit der Anfrage, ob er bereit sei, den Prinzen von Preußen in der nächsten Nacht mit seiner Gondel nach der Pfaueninsel zu fahren. Gern übernahm Lieutenant Haering den Auftrag zusammen mit seinem Freunde, dem Artillerielieutenant Rode. Auf ihren Wunsch wurden ihnen von dem Obersten v. Döring zwei Soldaten seines Regiments (Leibnitz und Brandt), die zu einem in der Zitadelle aufgestellten Piquet gehörten, zum Rudern des Bootes zugetheilt. Ueber die weitere Ausführung des Auftrages gehen nun meine Berichte auseinander. Nach der einen Nachricht soll sich der Prinz von Preußen zu Lande nach Kladow begeben, dort das inzwischen eingetroffene Boot bestiegen haben und mit demselben nach der Pfaueninsel gefahren sein. Nach der anderen Nachricht vertraute sich der Prinz bereits in Spandau dem Boote und seinen wackeren Leitern an und erreichte ohne Unfall Kladow. Hier wartete er, bis der Lieutenant Rode die Pfaueninsel rekognoszirt, den Gärtner geweckt und von ihm ein Unterkommen für den Prinzen erbeten und erhalten hatte. Dann kehrte das Boot nach Kladow zurück und setzte den Prinzen nach der Pfaueninsel über. In der nächsten Nacht, vom 21. zum 22. März 1848, kehrten die Offiziere und Soldaten auf demselben Wege nach Spandau zurück.

Am Abend des 20. März ereignete sich jedoch in Berlin noch ein Vorfall, welcher Veranlassung gab, die vorübergehende Entfernung des Prinzen von Preußen auch aus dem preußischen Staate in Erwägung zu ziehen. An diesem Abend waren nämlich, ebenso wie am 19. wieder die meisten Häuser Berlins festlich erleuchtet und Alles in der fröhlichsten Stimmung. Als es indessen, der hereinbrechenden Nacht wegen, allmählich stille geworden, tönte plötzlich der Ruf durch die Straßen: „Zu den Waffen! Verrath! der Prinz von Preußen kehrt mit den Truppen zurück!" In wenigen Augenblicken waren große Schaaren Bewaffneter, theils Mit-

glieder der neu gebildeten Bürgerwehr, theils Arbeiter und Studenten, auf den Beinen, errichteten Barrikaden und bereiteten sich zur Vertheidigung vor. Obgleich sich bald herausstellte, daß das erschreckende Gerücht jedes Grundes entbehrte, war es doch schwierig, die aufgestörte Menge von ihrer Sicherheit zu überzeugen. Dieser Vorfall gab dem damaligen Ministerium die Veranlassung, dem Könige den Wunsch auszudrücken, daß „zur Beruhigung der Bevölkerung“ der Prinz von Preußen eine Reise in das Ausland antrete. Der König gab dem Wunsche nach und ließ deshalb eine mündliche Mittheilung an den Prinzen gelangen. Dieser erklärte jedoch, daß er auf eine solche mündliche Mittheilung hin das Land nicht verlassen würde, daß er aber in dem Falle dazu bereit wäre, wenn ihm ein ausdrücklicher und schriftlicher Befehl des Königs vorgelegt würde. Der König richtete nunmehr ein eigenhändiges Handschreiben an den Prinzen von Preußen und ertheilte ihm darin den Auftrag, sich nach London zu begeben, um dem befreundeten englischen Hofe Aufschluß und Erklärung über die hiesigen Zustände und Ereignisse zu ertheilen. Am 22. März, am fünfzigsten Geburtstage des Prinzen, meldete das amtliche Blatt die Abreise desselben nach England „in geheimer Mission“. Die Abreise kann aber erst am Abend dieses Tages erfolgt sein, da der Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen (der spätere Kaiser Friedrich) einem noch jetzt lebenden Gewährsmanne im Jahre 1854 erzählt hat, daß er den fünfzigsten Geburtstag seines Vaters mit diesem zusammen auf der Pfaueninsel verlebt habe. Die Reise wurde zu Wagen durch Mecklenburg nach Hamburg gemacht, wo der Prinz sich am 25. März auf dem englischen Dampfschiffe „John Bull“ einschiffte. Am 27. traf der Prinz in London ein, stieg dort mit seiner Begleitung, dem Major Oelrichs, im Hôtel der preußischen Gesandschaft ab und begab sich sofort zum Besuche nach dem Buckingham-Palast an den Königlichen Hof. Er wurde während seiner Anwesenheit in London sehr gefeiert und hatte auch eine denkwürdige Unterredung mit dem greisen Feldmarschall Herzog von Wellington.

Am 2. April 1848 wurde zu Berlin der zweite vereinigte Landtag eröffnet. An demselben Tage besuchte der Prinz von Preußen den Gottesdienst in der Savoykirche zu London. Dort wurde ein Kirchenlied gesungen, welches auf den Prinzen einen solchen Eindruck machte, daß er in dem Hannoverschen Kirchengesangbuche, welches ihm damals vom Prediger Steinkopf geschenkt wurde und welches lange Zeit auf dem Schreibtisch des Prinzen in Schloß Babelsberg gelegen hat, den dritten Vers anstrich und mit dem eigenhändigen Vermerk versah: „Bei meinem ersten Besuche des Gottesdienstes in der Savoykirche zu London am 2. April 1848 gesungen“. Dieser Vers möge auch hier seine Stelle finden, er lautet:

„Da siehst du Gottes Herz,
Das kann dir nichts versagen,
Sein Mund, sein theures Wort,
Vertreibt ja alles Zagen.
Was dir unmöglich dünkt,
Kann seine Vaterhand
Noch geben, die von dir
Schon soviel Noth gewandt!“

Während der Prinz in England eine bange, aber doch auch in mannigfacher Beziehung an Anregungen reiche Zeit verlebte, erschienen in Berlin die schandvollsten Schmähschriften gegen ihn. Die Mißstimmung gegen den Prinzen war soweit verbreitet, daß selbst Geistliche ihn in der herkömmlichen Fürbitte unerwähnt ließen, und auch der Landtagsmarschall seiner nicht gedachte. Aber in den Provinzen begann bereits eine Umstimmung sich anzubahnen. Hier und da wurden im Lande Stimmen laut, welche die Zurückberufung des Prinzen von Preußen forderten und nicht lange, so wurde sein Name der Mittelpunkt und das Panier Aller, die mit Treue an dem Königthum von Gottes Gnaden festhielten. Namentlich aber sprach sich diese Sympathie für den Prinzen in dem preußischen Heere aus. Auf den Wällen von Schleswig waren ihm jubelnde Lebehochs von den Truppen ausgebracht worden; so oft die Gelegenheit sich dargeboten, hatte sich innigste Anhänglichkeit und Treue zu dem jetzt abwesenden erhabenen Führer ausgesprochen. Diese Sympathien für den Prinzen drückte besonders ein Lied aus, welches bald genug in die ganze Armee überging und eins der äußerst wenigen Volks- und volksthümlichen Lieder ist, welche in den Bewegungen des Jahres 1848 ihre Entstehung gefunden haben, und welches mit den Worten beginnt:

Prinz von Preußen, ritterlich und bieder
Kehr' zu deinen Truppen wieder,
Heißgeliebter General!

Wie wenig prophetisch ist doch der zweite Vers, welcher mit den Worten beginnt:

Nur im Frieden uns zu kommandiren,
Nicht im Kriege uns zu führen,
Scheint vom Schicksal Dir vergönnt!

wenn man bedenkt, wie oft der Prinz von Preußen, der nachmalige König und Kaiser Wilhelm, siegreich mit seinem Heere ins Feld gezogen ist.

Schließlich nahm die Stimmung für den Prinzen von Preußen so überhand, daß das Staatsministerium selbst am 10. Mai 1848 dem Könige die Zurückberufung desselben anrieth, wobei es erklärte, es erachte es für unerläßlich, daß Seine Königliche Hoheit als der Nächste am Throne während der Berathung und bei der feierlichen Anerkennung der zu vereinbarenden Staatsverfassung zugegen sei. Bereits am folgenden Tage, den 11. Mai, erließ der König eine Kabinetsordre, durch welche er den Major Laue zum ersten Adjutanten des Prinzen von Preußen ernannte und ihn beauftragte, Seiner Königlichen Hoheit die Aufforderung zur Rückkehr zu überbringen. Am 27. Mai wurde dem Prinzen dieser Befehl übermittelt, und er trat sofort über Brüssel die Heimreise an. Am 4. Juni betrat er in Wesel, wo ihm ein festlicher Empfang bereitet wurde, den preußischen Boden. Von Wesel bis Magdeburg glich seine Reise einem wahren Triumphzuge, auf allen Bahnhöfen wurde er von Veteranen, Landwehrvereinen und Schützengilden mit jubelnden Hurrahs empfangen. Am 7. Juni, am Todestage seines Vaters, traf der Prinz in Potsdam ein, und noch an demselben Tage begab er sich in das Mausoleum zu Charlottenburg an die Ruhestätte der unvergeßlichen Eltern, um dort dem Herrn, dem Lenker der Völkergeschicke seinen inbrünstigen und demüthigen Dank darzubringen.

Am 8. Juni begab er sich nach Berlin, um in der preußischen National-Versammlung, in die er von dem Kreise Wirsitz als Abgeordneter gewählt war, seinen Platz einzunehmen. Er führte sich in derselben mit einer Rede ein, in welcher es unter Anderm hieß: „Die konstitutionelle Monarchie ist die Regierungsform, welche unser König uns vorgezeichnet hat. Ich werde ihr meine Kräfte weihen mit der Treue und Gewissenhaftigkeit, die das Vaterland von meinem ihm offen vorliegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist.“ Nur dies eine Mal erschien der Prinz in der Sitzung der National-Versammlung. Die nächsten Monate verbrachte er in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Schlosse Babelsberg. Dabei vergaß er aber Diejenigen nicht, welche ihm in den Stunden der Gefahr hülfreich beigestanden hatten. So hat er auch dem Lieutenant Rode wiederholt Zeichen seiner Dankbarkeit gegeben. Am 22. September 1848 übersandte er ihm einen Säbel, auf dessen einem Löwenmaule entspringenden Bügel die Worte eingravirt sind, den 20! – 21! März 1848“ und welcher auf der rechten Kappe die Namens-Chiffre des Prinzen »P. v. P.« trägt. Dieser Säbel war von folgendem eigenhändigen Handschreiben begleitet:

„Schloß Babelsberg 22. 9. 48.

Sie haben mir in jener verhängnißvollen Nacht einen so edlen Beweis Ihrer Hingebung und Ihrer Thatkraft gegeben, daß ich Ihnen dafür während meines ganzen Lebens verpflichtet und dankbar bleibe! Als Erinnerung an jene schweren Stunden nehmen Sie beifolgenden Säbel gütigst an, der Ihnen durch das angebrachte Datum und meine Chiffre, das Andenken an eine edle That vergegenwärtigen möge.

Ihr
Prinz v. Preußen.

An
den Artillerie-Lieutenant Rode.“[1])

Im Verlauf eines Gespräches erfuhr der Prinz, daß der Lieutenant Rode, welcher den 1. Juni 1818 zu Magdeburg als ältester Sohn des derzeitigen Artillerie-Offiziers vom Platz, späteren Oberstlieutenant a. D. Rode geboren und mit 17 Jahren als Avantageur in das 3. Artillerieregiment zu Magdeburg eingetreten war, eine besondere Vorliebe für die See hatte, und vermittelte seinen Uebertritt zu der sich eben entwickelnden Marine. Im Jahre 1849 nahm Lieutenant Rode auf S. M. S. „Adler“ in der Ostsee an dem Seegefechte gegen die Dänische Segelbrigg St. Croix Theil, wo unmittelbar neben ihm ein Bootmanns-Maat (Treptow) von einer feindlichen Kugel erreicht und getödtet wurde. Am 15. Oktober 1855 sah der inzwischen zum Hauptmann im Seebataillon beförderte Rode seinen prinzlichen Gönner wieder. Er gehörte mit dem Korvettenkapitän Jachmann als Vertreter der Marine zur Deputation von Offizieren, welche an diesem Tage unter Uebergabe eines Degens dem König Friedrich Wilhelm IV. zur Feier des fünfzigjährigen Militärdienstes die Glückwünsche des Heeres und der Marine darbrachten, und an deren Spitze sich

---

[1]) Einen ähnlichen Brief und Säbel erhielt auch der Lieutenant Haering. Dieser wurde noch im Jahre 1848 nach Danzig versetzt, kam 1849 zur Marine-Abtheilung des Kriegsministeriums, wurde 1851 Hauptmann, 1853 à la suite des Seebataillons gestellt und als Vorstand des Marinedepots nach Stralsund versetzt. 1856 nahm er als Major seinen Abschied und ist bald darauf gestorben.

der Prinz von Preußen gestellt hatte. Zur Erinnerung an die Begebenheit schenkte der Letztere dem Hauptmann Rode die von L. Schneider herausgegebene Schrift über die Feier mit einer eigenhändigen Widmung. Schon 1865 war Rode zum Obersten und Kommandeur der Stammdivision der Flotte der Ostsee avancirt. Bei Beginn des Deutsch-französischen Krieges zeichnete er sich dadurch aus, daß es seinem erfinderischen Genie gelang, die an und für sich dazu ungeeigneten Schleusenbecken des Eiderkanals zur Aufnahme resp. Durchführung von Dampfkanonenbooten herzurichten, wodurch der Trajekt einer beträchtlichen Anzahl derselben ermöglicht wurde. Er setzte ferner die Sperrung und Vertheidigung des in der Kieler Föhrde außerhalb der Werke seewärts gelegenen Hafens von Laboe ins Werk, wo es durch seine Energie gelang, in unglaublich kurzer Frist elf Sperrungslinien herzustellen, welche diesen und den Kieler Hafen seewärts sowie auch landwärts zu schützen bestimmt waren. Es wurde damals, vielleicht nicht mit Unrecht, gesagt, daß die Gerüchte über die so getroffenen Vorrichtungen im Verein mit den unausbleiblichen Uebertreibungen von Schiffern, welche den Hafen verlassen durften, mit dazu beigetragen haben, den französischen Admiral von einem Angriffsversuche abstehen zu lassen. 1872 wurde Rode als Generalmajor zur Disposition gestellt und erhielt am 23. April dieses Jahres ein lebensgroßes Bild seines alten Gönners, des damaligen Kaisers und Königs Wilhelm. Am 7. Juni 1886 ist General Rode in Swinemünde gestorben und nicht sehr lange darauf ist, wie bekannt, auch sein kaiserlicher Herr zur ewigen Ruhe gegangen. In nächster Zeit bereitet sich ganz Deutschland vor, die hundertjährige Geburtstagsfeier seines großen Kaisers zu begehen, und überall ist man bestrebt, sein Leben in Wort und Bild darzustellen. Mögen auch diese Zeilen dazu beitragen, das Andenken an Kaiser Wilhelm den Großen lebendig zu erhalten!

Zum Schluß der Sitzung brachte Herr Dr. Brendicke die Anregung unseres Mitgliedes Herrn G. Wenke zur Sprache, der Vorstand möge darauf hinwirken, daß das vor der Marienkirche stehende Kreuz, das zur Erinnerung an die Ermordung des Propstes Nikolaus von Bernau (1325) errichtet sei, mit einem Gitter versehen und so gegen allerlei Unbilden geschützt werde. Herr Architekt Wallé erweiterte diesen Wunsch zu dem Antrage, dessen weitere Durchführung dem Vorstande überlassen wurde, es möge für die Stadt Berlin nach dem Vorbild der Kommission für die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg eine ähnliche Kommission von 20 bis 30 Mitgliedern dem Umfange der Stadt entsprechend in Vorschlag gebracht werden.



Königin Luise.

Almanachblättchen, gest. von Joh. Friedrich Bolt.

Einige Porträtdarstellungen der Königin Luise.

Die „Königin Luise in der plastischen Kunst“ hat in der Zeitschrift „Der Bär“ (XIX. Jahrgang 1893, S. 280) Herr P. Schmidt-Neuhaus geschildert und im Zusammenhange behandelt, während die Litteratur über die Porträts noch recht zerstreut ist und fast an allen Orten der Tages- und Zeit-

schriften-Literatur sich Aufzeichnungen darüber vorfinden.

Die Bilder der Königin Luise haben das Eigenthümliche, daß sie bei massenhaftem Vorhandensein wenig Verwandtes untereinander aufweisen. Man meint vielfach ganz verschiedene Persönlichkeiten vor sich zu haben. Vielleicht erklärt sich das dadurch, daß dieses holde Frauenantlitz von einem seelischen Zauber durchgeistigt wurde, der nur so wiedergegeben werden konnte, wie der gegenwärtige Moment ihn nun gerade hervorrief. Haben doch bekanntlich schon gewöhnliche Sterbliche unter dem Eindruck irgend welcher psychischen Erregungen einen völlig veränderten Gesichtsausdruck. Man begegnet hierbei bald einer königlichen Schönheit, bald mehr dem Liebreiz weiblicher Anmuth, immer aber sympathisch berührt von einer Erscheinung, die zu ihrer Zeit durch sich selbst, durch die Macht ihrer Persönlichkeit alle Herzen bezwang. Dazu treten ja natürlich einige wesentliche Aenderungen der Tracht, wie die schnell wechselnden Zeitumstände sie damals mit sich brachten.



Départ précipité de la reine de Prusse.

(Nach einem in Paris bei den Gebrüdern Noël erschienenen Kupferstich.)

Eins der ersten Porträts der mecklenburg-strelitzischen Prinzessin ist (außer einem Brustbild in Oel, auf dem ein umfangreicher Lockenbau, wie er damals Mode war, das zarte Gesichtchen bedrückt) dasjenige von J. F. A. Tischbein, der Luise in jungfräulicher Anmuth an der Seite ihrer Schwester Friederike, der Prinzessin Ludwig von Preußen (Wittwe seit 1796, zum zweiten Male vermählt 1798 mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels, dann Witwe seit 1814, zum dritten Male vermählt 1815 mit Ernst August, Herzog von Cumberland, nachmaligem König von Hannover), darstellt. Es sind zwei Idealgestalten von großer Lieblichkeit, in weißen, fließenden Gewändern. Sie stehen in einem Park, gegen ein Mauerwerk gelehnt, auf welchem ein als „Spreva“ (Spree) bezeichneter Flußgott ruht. Das Tischbeinsche Bild ist von Luigi Schiavonetti in Punktirmanier gestochen, gilt als sehr selten und ist wohl unter dem lebhaften Eindruck der schönen Schöpfung Schadows von 1795 entstanden. Ungefähr aus derselben Zeit stammt der bekannte Stich von Joh. Friedrich Bolt (1769 bis 1836) aus dem Jahre 1794 nach einem Tielkerschen Gemälde, das die beiden strelitzischen Prinzessinnen in zärtlicher Umarmung, im Schmuck der Locken und in großen, durch Schleifen gehaltenen Häubchen zeigt und sich u. A. in dem Büchlein findet „Luisens und Friederikens Ankunft und Vermählung in Berlin im Dezember 1793“ (Berlin 1794 bei Wilh. Dieterici) und im Histor. geneal. Kalender 1794.

Zwei Profilbildnisse der Königin sind bekannt, von welchen das eine Schröder im Jahre 1806 in Pyrmont und das andere Taubert im Jahre 1807 gemalt hat: Dieses befindet sich im Humboldt-Zimmer von Schloß Paretz und ist Eigenthum des Prinzen Heinrich geworden, jenes besitzt Seine Majestät der Kaiser.

Ueber das im Juli 1794 von Demoiselle Elisabeth Singzenich gemalte und von Heinrich Singzenich gestochene Profilbild, dessen Verbleib z. Z. unbekannt ist, wird gehandelt im „Sammler“ XII. 1891, S. 279, (vergl. aber auch XIII. S. 10.)

In jugendlicher Anmuth und in griechischer Haartracht, in einem sternbesäeten Ueberwurf, erscheint die Prinzessin auf dem Stich von Heinrich Schmidt (17 × 11 cm, vor der Schrift), im Oval, ohne Perlenhalskette, ohne Diadem.

Sehr jugendlich stellt auch ein Bild die Königin dar in herabwallenden Locken und offenem Busen, en face (Luise, geb. den 10. März 1776). Nach dem Boltschen Stich (14 × 11 cm), der auch farbig vorkommt, in scharfem Profil nach links, mit Diadem, ohne Halsschmuck, scheint ein anderer (16 × 11 cm), signirt M. Voigt sc., hergestellt zu sein, der als Zuthaten einen Sternenkranz und eine Krone anbringt.

Eine gleichfalls frühe Darstellung der jungen Fürstin giebt uns 1798 Heinrich Bettkober in einem Reliefprofil Luisens, nach der Natur modellirt, welches als Gypsabguß — häufig auf Goldgrund — noch heute vielfach wiederholt wird. Es trägt bereits, wie auch die reizende Büste von Joh. Gottfr. Schadow (1764—1850), den Schleier unter dem Kinn, der viele Luisenporträts kennzeichnet und der, wenn er, wie hier, anmuthig gelegt ist, auch sehr vortheilhaft kleidet.

Nach der Schadowschen Büste hat augenscheinlich Fried. Wilh. Bollinger, Berlin 1798, einen Stich hergestellt (14½ × 12 cm), Profil nach links, in langgewundenem Schleier.

Nach dem Laurschen Gemälde hat derselbe Bollinger einen Stich vollendet (21 × 14½ cm).

Interessant ist auch folgender Kupferstich (14 × 22 cm): In einem Medaillonbild ist das fürstliche Paar vereinigt, nach rechts blickend, vorn Friedrich Wilhelm III., den Lorbeer im Haar, dahinter das Brustbild der Königin. Zwei Sterne schweben über dem Doppelrelief. Das Blatt ist „verfertigt von F. G. Endler in Breslau zum Andenken der Huldigung 1798“ und trägt unter einem Basrelief, das die Genien der Gerechtigkeit und Liebe darstellt, die Unterschrift: „Wo Gerechtigkeit und Liebe sich auf dem Trone umarmen, nahen sich glückliche Zeiten, und willig bringt das Volck dem Monarchen seine Herzen.“

Aus dem Jahre 1798 stammt ein Porträt, halbrechts gewendet (gem. v. d. Fr. Gräf. v. Nollent, gest. v. F. W. Stettling 1798), in wallenden Locken und großem Schleier, mit der Unterschrift „Louise Auguste, reg. K. v. Preußen, geb. Prinzessin von M. Strelitz“, zu haben bei J. Weisse zu Berlin (17½ × 11½ cm), den Mantel über die linke Schulter tragend.

Mit „F. G. Endler fecit“ signirt ist ferner ein Medaillonporträt, nach rechts, mit Kopf- und Halsschleier, Hals und Busen bedeckt; ein Medaillon an einer vierfachen Kette auf der Brust tragend, „Louise Auguste Wilhel. Amalie, K. v. Pr., geb. d. 10. März 1776, verm. d. 24. Decemb. 1793“; dasselbe ist wahrscheinlich bald nach der Vermählung entstanden (16 × 12 cm).

Ein kleines Brustbild, en face im Oval, zeigt den Halsschleier, eine hohe Kopfschleife, einen offenen Busen, einen auch über die Schultern geschlagenen Mantel, bezeichnet „Dehne del., Scheffner sculp.; Luise, reg. Königin von Preußen.“

Fast von derselben Größe und Ausführung, freilich mit älteren Zügen, ist ein Brustbildchen, signirt „Laur. p., M. Haas. s., Luise, Königinn von Preußen“.

Dem Jahre 1798 gehört ferner ein schönes, wenn auch ziemlich ernstblickendes Porträt in Oel von Zeller an, in ganz weißer Toilette und lockigem Haar, der Hals auch hier zart umschleiert, das indessen an Liebreiz und herzgewinnender Anmuth noch durch das Graffsche Bild (1802) übertroffen wird. Dieses stellt die Königin gleichfalls in schlicht anliegendem, weißen Gewande mit goldener Spange in den blonden Locken dar. Die figurenreichen Kompositionen von Heinrich Dähling (1773 bis 1850) „Empfang der Königlichen Familie in Weißensee bei ihrer Rückkehr nach Berlin am 23. Dezember 1809“, „Empfang des Kaisers Alexander von Rußland durch die Königin Luise von Preußen in Memel am 10. Juni 1802“, deren Mittelpunkt die Königin Luise ist, geben ihr eine strenge Herrschermiene, wie überhaupt alle Profilbilder einen scharfen Gesichtsausdruck tragen. Vielleicht bringen diese Profilköpfe mehr die Schönheit der Linien wie die seelischen Züge des Luisenantlitzes zum Ausdruck, weil sie den Beschauer nicht ansehen, da doch gerade im Blick, in ihren schönen Augen, en face, sich die Güte ihres Herzens und das Bezaubernde ihrer Persönlichkeit offenbart.

Eine Ausnahme freilich macht hiervon das L. Buchhornsche Profil, das in einem reizenden, farbenfrischen Buntdruck, mit um die eine Schulter gelegten blauem Mantel und lebendig aufblickendem Auge, alle Lieblichkeit des Originals wiedergiebt. —

Diese kommt auch auf dem im Jahre 1807 von der talentvollen Madame Vigé-Lebrun gemalten Luisenbilde in reizvoller Weise zum Ausdruck. Die Königin erscheint hier, en face gesehen, mit fast noch kindlich gerundeten Wangen in Diadem und Perlenschmuck, mit über den Rücken herabwallendem Schleier, graziös und vornehm zugleich, die Augen von strahlender Klarheit.

Ein weniger gutes spätes Bild, Profil nach rechts, im Oval, tief verschleiert, mit einfacher Perlenkette um den Hals, ist signirt „W. Aster sc." nebst Geburts- und Todesdaten.

Stark idealisirt ist das Portrait nach dem Gemälde der Madame Lebrun, das sich u. A. findet in dem Werk „Aus Kaiser Wilhelms Jugendzeit" von Max Herm. Gärtner. Recht ansprechend ist das kleine, von Friedrich Bolt gestochene Almanachblättchen, bei dem es überraschen muß, wie verwandt es dem 1879 für das Museum in Köln am Rhein von Gustav Richter gemalten Luisenbilde ist, auf dem wir die Königin eine Treppe hinunterschreiten sehen. Fast könnte man vermuthen, der moderne Meister habe das alte Kalenderbild in seiner anspruchslosen Anmuth der eigenen lebens-



Königin Luise.

Gez. von J. Wolff, gest. von Joh. Friedr. Jügel.

großen Komposition zu Grunde gelegt. — In weiteren Kreisen bekannt und auf Prospekten wiederkehrend ist das Kunstblatt von William Dickinson (1746—1823) nach dem Gemälde von Nikol. Lauer, der von 1798—1802 in Berlin thätig war.

Aus gleicher Zeit stammen zwei Brustbilder, Halbfigur en face, ohne Diadem und Halsschmuck, durch Seitenkämmchen gehaltene Locken des gescheitelten Haares, die Hände übereinander gelegt, (20 × 15 cm) von L. Buchhorn. Das eine zeigt die Königin zwischen zwei Myrthen, die aus zwei Vasen emporblühen und sich über dem Haupt der Königin vereinigen (vor der Schrift); das andere ebenfalls auf Sockel, ohne Vasen (Clar sc.), bringt die Geburts- und Todesdaten. In der Darstellung ähnlich (offener Hals und Busen, Mantel über beide Schultern, Hände übereinandergelegt, aber in anderer Haartracht, ist ein Stahlstich von Meyer nach H. Dähling, mit Geburts- und Todesdaten (bei Joh. Bapt. Weiß, Mohrenstr. 17 in Berlin, 9 × 7,6 cm), mit ernsten, festen Zügen, sicherlich ohne Idealisirung.

Etwas schematisirt erscheint ein Kalenderbildchen, Stahlstich von Carl Mayer (mit Geburts- und Todesdaten), die Königin im Diadem und Schleier, mit offenem Hals und Busen, eine einfache Perlenschnur um den Hals, mit breitem Hüftgürtel.

Etwas verunglückt, mit allzutiefen Wangengrübchen, ist die Königin dargestellt auf einem Medaillonblatt, signirt Lauer pinx., Clar sculp.

Ein seltenes Blatt ist die Radirung von Haller v. Hallerstein; die Prinzessin in Halbfigur nach rechts, mit Zopfgeflecht im Haar, Halskette, kurzärmelig, darunter eine weibliche Figur vor einer Urne knieend, deren Sockel den Namen „Louise“ trägt.

Farbig ausgeführt, ähnlich dem C. Mayerschen Stahlstich, ist eine Lithographie von Jentzen (Druck des Königlich lithographischen Institutes zu Berlin) „Ihro Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Mariane Amalie Wilhelm von Preußen geborenen Prinzessin von Hessen-Homburg ehrfurchtsvoll zugeeignet und zum Besten der Ortsarmen herausgegeben von E. Gebauer“.

„Allen guten Preußen“ gewidmet ist eine Lithographie von Paltzow, gemalt von Tangermann (Druck der lithographischen Anstalt von J. Storch zu Berlin, Verlag von C. Taraschwitz), auf der die Königin im Schleier und Hermelin einen hohen Haaraufbau und Seitenlöckchen trägt. Das Blatt ist mit den Geburts- und Todesdaten bezeichnet.

Ein herrlicher Stahlstich, die Königin in voller Figur, nach rechts gewendet, im Diadem und Krönungsmantel, den Lorbeerkranz mit der Linken auf die Königskrone legend, ist gemalt von C. Paalzow, gezeichnet von J. C. Schall, Verlag G. Ed. Müller in Berlin (mit Geburts- und Todesdaten).

Interessant ist ein Unikum, das sich in der Sammlung v. Dallwitz befindet. Ein Profilbild der Königin, so fein in schwarzer Seide gestickt, daß es von einem Kupferstich kaum zu unterscheiden ist. Das Bild, im Oval von einem erhaben gearbeiteten, weißen Rosenkränzchen mit dunkelgrünen Blättern eingefaßt, mißt 11 cm Höhe und 9 cm Breite. Ein breites Diadem schmückt das lose aufgesteckte Lockenhaar der hohen Frau; über die eine Schulter ist ein Mantel geworfen.

Kunstvolle Fürstengräber giebt es auch anderswo, aber das Mausoleum in Charlottenburg ist nicht nur einzig dastehend als ein Meisterwerk des deutschen Künstlers Christian Rauch (geb. 1777 in Arolsen), der bereits vorher eine Büste der Königin nach dem Leben modellirt hatte und bekanntlich mit Joh. G. Schadow die Berliner Bildhauerschule gründete, nein, die Stätte des Todes ist auch eigenartig durch die Pietät der ewigen Todtenfeier treuer Volksliebe. Diese Pietät wirkte weiter. Dem lebendigen Antlitz der unvergessenen Frau haben die Bürger Berlins den Platz gegeben, den sie selbst sich gewählt haben würde. Draußen im Thiergarten in der Nähe ihres Gatten, an jener längst dem Segen des Friedens, dem bürgerfreundlichen Herrscher von den Bürgern der Hauptstadt gewidmeten Stelle ließ Meister Erdmann Encke (geb. 26. Januar 1843 in Berlin, † 1896), der 1872 auch das Felsendenkmal des Turnvaters F. L. Jahn in der Hasenheide schuf, das herrliche Denkmal 1880 erstehen.

Erwähnt mag hier werden eine französische Karrikatur, welche die Königin als Amazone auf einem dahingaloppirenden Pferde darstellt, verfolgt von zwei feindlichen Reitern, und wohl an die Thatsache anknüpft, daß die Königin zum Chef des Ansbach-Bayreuthischen Dragoner-Regiments vom Könige ernannt worden war. Das nach einem in Paris bei den Gebrüdern Noël erschienenen Kupferstich reproduzirte Bild trägt die Ueberschrift: »Départ précipité de la reine de Prusse« und folgende sonderbare historische Darstellung aus dem Journal de l'empire 26 octobre 1806: Cette reine belliqueuse résidante au quartier générale de Weimar apprit à son déplaisir les événements facheux qui menaçoient la monarchie prussienne. Elle attendait l'ordre pour

son départ de la bouche même de son Epoux le roi de Prusse (Extrait du 15me Bulletin de la Grande Armée Virtemberg 15 oct. 1806). Se voyant poursuivie par plusieurs Hussards et forcée de rentrer à Weimar Elle en repartit trois heures avant l'arrivée des avant-postes français.

Ein bescheidenes, aber zum Herzen sprechendes, von J. Wolff gezeichnetes, von Joh. Fr. Jügel gestochenes Kupferblättchen zeigt uns das Eingehen der Königin in die ewige Heimath. Auf Wolkengebilden sehen wir die Verklärte zum Himmel emporschweben. Ein breiter Sonnenstrahl, dem sie mit seligem Gesichtsausdruck die Arme entgegenbreitet, empfängt sie, während ein Schlangenring als Sinnbild der Ewigkeit die ganze Darstellung umfaßt. Darunter die Worte:

„Zu gut für eine Welt voll Mängel,
Schwebt sie, ein früh verklärter Engel,
Dem Himmel, ihrer Heimath, zu."

Der Ordensrath König und General von Lettow.

Von Dr. Gustav Sommerfeldt.

Anton Balthasar König, zuletzt Ordensrath bei der Verwaltung des Johanniter-Ordens in Berlin, hat sich bekanntlich um die Geschichtschreibung der Residenz sehr verdient gemacht durch seine fünfbändige historische Schilderung der Stadt. Er ist auch sonst vielfach schriftstellerisch thätig gewesen, besonders auf dem Gebiet der preußischen Heeresgeschichte, aber alle diese Arbeiten hat doch jenes Werk bei Weitem überlebt. Es gilt noch heute als unentbehrliches Quellenwerk. Vielleicht wird es den Lesern willkommen sein, im Folgenden von einigen interessanten Beziehungen des oft genannten Mannes zu erfahren.

Generalmajor Heinrich Wilhelm v. Lettow, 1777 Kommandeur des Infanterie-Regiments von Lettow in Berlin, sah sich durch ein Gichtleiden und podagrische Anfälle genöthigt, am 27. März 1778 seinen Abschied nachzusuchen. Dieser wurde ihm, nachdem er vom Könige anfänglich abgelehnt war, am 1. Juli 1779 bewilligt. Die Kabinets-Ordre findet sich in Königs handschriftlichem Werk „Beyträge zu den Biographien der königlich preußischen Feldherren" der königlichen Bibliothek in Berlin.

Der Verabschiedete befand sich trotz seiner Pension von 1000 Thalern in einer wenig günstigen pekuniären Lage, verwickelte sich in ein umständliches Rechtsverfahren um den Besitz der Edlingschen Lehen, deren Anwartschaft und Succession ihm durch Friedrich den Großen zugebilligt war, und lebte während der letzten Jahre bis zum Tode auf seinem Gute Ribbekart im Greiffenbergischen. Im Jahre 1786 war er mit König bekannt geworden. Dieser bekleidete damals das Amt eines Geheimsekretärs im General-Oberfinanzdirektorium, verfügte vermuthlich über ausgedehnte persönliche Beziehungen und leistete dem General bis zu dessen Tode, 30. Oktober 1793, in Erledigung der Successionssache, die schließlich zu Lettows Gunsten ausfiel, wie in anderen privaten Angelegenheiten wichtige Dienste.

Aus dem letzten Lebensjahre des Generals stammt nun der nachstehende Brief. Das Original findet sich in einem Konvolut hinterlassener Papiere Königs ebenfalls in den Sammlungen der Königlichen Bibliothek unter Germ. Fol. 411. Das Siegel zeigt das Lettowsche Hauswappen.

„Sr. Wohlgebohren des Königlichen Geheimen Secrether Herrn Koenig zu Berlin. Wohlgebohrner Herr, höchstzuverehrender Herr Geheimer Secretair, sehr werth geschätzter Freund! Euer Wohlgebohren sehr geehrtes Schreiben unterm 31. July habe ich richtig zu erhalten die Ehre gehabt und freue mich recht herzlich daraus ersehen zu haben, daß Sie sich nebst Ihrer Frau Mutter und sämtlichen Familie gesund und wohl befinden. Meine traurige Lage, worin ich mich befinde, hat es nicht erlauben wollen meine Reise nach Berlin anzutreten; ich würde mir gewiß recht herzlich gefreut haben Ihnen dorten persöhnlich umarmen zu können. Allein wenn ich auch über hundert thausend Thaler dorten gewinnen konnte, so befind ich mich nicht in dem Stande daselbst gegenwärtig sein zu können. Für die gegen mir hegende gute Gesinnung und Denckungsart dancke ich aufs allerverbindlichste. Ich habe Ihren guten Rath gefolgt und meinen lezten Willen auffsetzen lassen, und mein Sarg ist auch bereits fertig, daß, wenn mein Zeitpunkt erscheint und Gott mich abfordert, ich mir nur darf einlegen und beisetzen lassen.

Mein liebster Freund, ich weiß es wohl, daß ich Ihnen für die freundschaftlichen Bemühungen nicht so belohnt habe, wie ich es hätte thun sollen, allein ich werde Ihrer gewiß eingedenck sein, und Sie sollen an mir nicht den zweiten Graf Lottum haben. Sollte es nicht bei meinem Leben geschehen, so sein Sie so gütig und liquidiren Sie alles, denn meine Erben sollen allens bezahlen. Die übrige

Nachricht, so Sie mir aus Berlin gaben, in Ansehung der Theuerung ist freilich nicht die beste, allein es kann sich auch vieleicht in kurzem ändern. Mann hat mich vor einigen Monathen gesagt, daß Graf Lottum von der Armee abgegangen und sich gegenwärtig in Schwedt aufhielt, auch daß der General von Pirch bei Seiner Königlichen Majestät in Ungnad gefallen. Wenn dieses lezte wahr, so würde mir solches sehr leidt thun, denn er ist beständig mein guter Freund gewesen. Ich bitte mir doch davon Nachricht zu geben. Was die Sache von meinem Wirth anbelangt, wovon Sie mir geschrieben, so habe ich solche den Herrn Hauptmann von Lettow aufgetragen, daß er ihm befriedigen soll. Ich umarme Sie und Ihre gantze werthe Familie von gantzem Herzen und habe die Ehre mit vorzüglicher Hochachtung zu beharren Euer Wohlgebohren treu ergebener Freund und Diener

H. W. von Lettow."

Ribbekart den 23. August 1793.

Bald darauf meldete die Schwester des Generals dessen Tod mit folgendem sehr verbindlichen Schreiben.

„Seiner Wohlgebohren des Königlichen Herrn Geheimsecretair König zu Berlin. Wohlgebohrner Herr, höchstzuverehrender Herr Geheimer Sekretair! Euer Wohlgebohren habe ich die Ehre mit innigster Betrübnis des Hertzens zu melden, daß es der Vorsehung des Höchsten gefallen meinen eintzig geliebten Bruder, den Königlich Preußischen Herrn Generalmajor Heinrich Wilhelm von Lettow am 30. Oktober des Abends zwischen 7 und 8 Uhr im 79. Jahre seines Alters an einer völligen Entkräftung von dieser Welt abzufordern. Und da ich nicht gegenwärtig im Stande bin allen theilnehmenden guten Freunden diesen für mich so schmertzhaften Todesfall schriftlich bekannt machen zu können, so habe ich Euer Wohlgebohren gantz gehorsamst ersuchen wollen, solchen Dero besten Einsichten gemäß in die Berliner Zeitung einsetzen und dadurch bekannt machen zu lassen. Die derowegen verursachten Kosten werden der Herr Hauptmann von Lettow sogleich baar bezahlen. Von Dero Theilnahme an meinen gerechten Kummer überzeugt, verbitte ich alle schriftliche Beileidsbezeigungen gantz gehorsamst und habe die Ehre nach ergebensten Compliment an Dero sehr geehrte Frau Mutter und sämtlichen Geschwister und Angehörigen mit vorzüglicher Hochachtung zu beharren Euer Wohlgebohren gantz ergebenste Freundin und Dienerin

C. M. von Lettow."

Ribbekart den 2. November 1793.

Aus dem ersten dieser beiden Schreiben geht hervor, daß König nicht allein Lettow, sondern auch anderen Herren in allerlei Angelegenheiten die Wege geebnet, dabei aber auch mit der Entschädigung, auf die es ihm vermuthlich sehr ankam, schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Im vorliegenden Falle nun wandte er sich trotz des freundschaftlichen Briefes der Schwester mit Geldforderungen an die Erben des Generals, besonders an dessen Neffen, Rittmeister v. Lettow im Byernschen Kürassier-Regiment zu Aschersleben. Als dieser Zahlung zu leisten sich weigerte, ging er an den Commandeur des Regiments, jedoch auch hier ohne den gewünschten Erfolg. In einem an den Rittmeister gerichteten Schreiben vom 22. Juni 1794 hatte sich König sogar zu einer eigenthümlichen Drohung hinreißen lassen. Er schrieb: „Ich wiederhole noch einmal, daß ich mich schmeichle, Euer Hochwohlgeboren werden so gerecht und billig dencken mir eine Belohnung zuzuwenden und zu sorgen, daß ich nicht leer ausgehe, um so mehr da ich Geheimnisse besitze, die, wenn sie zur Sprache kommen sollten, Denenselben und Dero respectiven Miterben sehr kostbar fallen, auch die Ehre Dero Wohlgeboren Herrn Oncles, dem Sie doch so viel zu verdanken haben, nicht zur Ehre gereichen dürften. Der spätere Verlauf der Sache läßt sich nicht verfolgen. Wahrscheinlich hat König auch in eignem Interesse von weiteren Schritten Abstand genommen.

Berichtigung.

Bei einer zufälligen Durchsicht des Berichtes in Nr. 12 der Mittheilungen, Jahrgang 1896, über den von mir am 14. November 1896 gehaltenen Vortrag: „Die Dreikönigszusammenkunft in Potsdam und Berlin im Juli 1709" sehe ich, daß mir im freien Sprechen ein bedauerlicher Irrthum zugestoßen ist, der durch meine Schuld, die nur die Hast entschuldigen mag, in der der Bericht gefertigt werden mußte, auch in diesen übergegangen ist. Auf Seite 132, Spalte 2, Zeile 10, heißt es von dem Jesuitenpater Vota: „dessen angebliche Verdienste um die Erwerbung der preußischen Königskrone vielfach erörtert worden sind". Dieser Zusatz ist unrichtig und daher zu tilgen.

Dr. Max Goerlitzer.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Hans Brendicke in Berlin W35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 4. | 1897.

Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen.

Zur Hundertjahrfeier am 22. März 1897.



Nachricht, so Sie mir aus Berlin gaben, in Ansehung der Theuerung ist freilich nicht die beste, allein es kann sich auch vieleicht in kurtzem ändern. Mann hat mich vor einigen Monathen gesagt, daß Graf Lottum von der Armee abgegangen und sich gegenwärtig in Schwedt aufhielt, auch daß der General von Pirch bei Seiner Königlichen Majestät in Ungnad gefallen. Wenn dieses lezte wahr, so würde mir solches sehr leidt thun, denn er ist beständig mein guter Freund gewesen. Ich bitte mir doch davon Nachricht zu geben. Was die Sache von meinem Wirth anbelangt, wovon Sie mir geschrieben, so habe ich solche den Herrn Hauptmann von Lettow aufgetragen, daß er ihm befriedigen soll. Ich umarme Sie und Ihre gantze werthe Familie von gantzem Herzen und habe die Ehre mit vorzüglicher Hochachtung zu beharren Euer Wohlgebohren treu ergebener Freund und Diener

H. W. von Lettow."

Ribbekart den 23. August 1793.

Bald darauf meldete die Schwester des Generals dessen Tod mit folgendem sehr verbindlichen Schreiben.

„Seiner Wohlgebohren des Königlichen Herrn Geheimsecretair König zu Berlin. Wohlgebohrner Herr, höchstzuverehrender Herr Geheimer Sekretair! Euer Wohlgebohren habe ich die Ehre mit innigster Betrübnis des Hertzens zu melden, daß es der Vorsehung des Höchsten gefallen meinen eintzig geliebten Bruder, den Königlich Preußischen Herrn Generalmajor Heinrich Wilhelm von Lettow am 30. Oktober des Abends zwischen 7 und 8 Uhr im 79. Jahre seines Alters an einer völligen Entkräftung von dieser Welt abzufordern. Und da ich nicht gegenwärtig im Stande bin allen theilnehmenden guten Freunden diesen für mich so schmerzhaften Todesfall schriftlich bekannt machen zu können, so habe ich Euer Wohlgebohren gantz gehorsamst ersuchen wollen, solchen Dero besten Einsichten gemäß in die Berliner Zeitung einsetzen und dadurch bekannt machen zu lassen. Die derowegen verursachten Kosten werden der Herr Hauptmann von Lettow sogleich baar bezahlen. Von Dero Theilnahme an meinen gerechten Kummer überzeugt, verbitte ich alle schriftliche Beileidsbezeigungen gantz gehorsamst und habe die Ehre nach ergebensten Compliment an Dero sehr geehrte Frau Mutter und sämtlichen Geschwister und Angehörigen mit vorzüglicher Hochachtung zu beharren Euer Wohlgebohren gantz ergebenste Freundin und Dienerin

C. M. von Lettow."

Ribbekart den 2. November 1793.

Aus dem ersten dieser beiden Schreiben geht hervor, daß König nicht allein Lettow, sondern auch anderen Herren in allerlei Angelegenheiten die Wege geebnet, dabei aber auch mit der Entschädigung, auf die es ihm vermuthlich sehr ankam, schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Im vorliegenden Falle nun wandte er sich trotz des freundschaftlichen Briefes der Schwester mit Geldforderungen an die Erben des Generals, besonders an dessen Neffen, Rittmeister v. Lettow im Byernschen Kürassier-Regiment zu Aschersleben. Als dieser Zahlung zu leisten sich weigerte, ging er an den Commandeur des Regiments, jedoch auch hier ohne den gewünschten Erfolg. In einem an den Rittmeister gerichteten Schreiben vom 22. Juni 1794 hatte sich König sogar zu einer eigenthümlichen Drohung hinreißen lassen. Er schrieb: „Ich wiederhole noch einmal, daß ich mich schmeichle, Euer Hochwohlgeboren werden so gerecht und billig dencken mir eine Belohnung zuzuwenden und zu sorgen, daß ich nicht leer ausgehe, um so mehr da ich Geheimnisse besitze, die, wenn sie zur Sprache kommen sollten, Denenselben und Dero respectiven Miterben sehr kostbar fallen, auch die Ehre Dero Wohlgeboren Herrn Oncles, dem Sie doch so viel zu verdanken haben, nicht zur Ehre gereichen dürften. Der spätere Verlauf der Sache läßt sich nicht verfolgen. Wahrscheinlich hat König auch in eignem Interesse von weiteren Schritten Abstand genommen.

Berichtigung.

Bei einer zufälligen Durchsicht des Berichtes in Nr. 12 der Mittheilungen, Jahrgang 1896, über den von mir am 14. November 1896 gehaltenen Vortrag: „Die Dreikönigszusammenkunft in Potsdam und Berlin im Juli 1709" sehe ich, daß mir im freien Sprechen ein bedauerlicher Irrthum zugestoßen ist, der durch meine Schuld, die nur die Hast entschuldigen mag, in der der Bericht gefertigt werden mußte, auch in diesen übergegangen ist. Auf Seite 132, Spalte 2, Zeile 10, heißt es von dem Jesuitenpater Vota: „dessen angebliche Verdienste um die Erwerbung der preußischen Königskrone vielfach erörtert worden sind". Dieser Zusatz ist unrichtig und daher zu tilgen.

Dr. Max Goerlitzer.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Hans Brendicke in Berlin W35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 4. 1897.

Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen.

Zur Hundertjahrfeier am 22. März 1897.



Die Genehmigung der neuen „Satzungen des Vereins für die Geschichte Berlins vom 28. November 1896“ ist durch Vermittelung des Königlichen Polizei-Präsidiums dem Vorstande jüngst vom Königlich Preußischen Ober-Präsidium der Provinz Brandenburg zugegangen.

Der Wortlaut ist folgender: „Die vorstehenden revidirten Satzungen des Vereins für die Geschichte Berlins vom 28. November 1896 werden hierdurch genehmigt.

Potsdam, den 8. März 1897.

Der Oberpräsident.
Staatsminister
(gez.) **Achenbach.**“

Genehmigung
O. P. 3151.

Zum 22. März 1897.

(Mel. „Schon die Abendglocken klangen.“)

Hehrer Kaiser, Deinen Manen
Sei dies Weihelied gebracht,
Führtest uns auf stolzen Bahnen
Hin zum Licht nach dunkler Nacht.
Unsers Volkes Sehnen, Hoffen,
Ist erfüllt; ins Herz getroffen
Sank des alten Feindes Spott.
Mit Dir, Kaiser, kämpfte Gott.

Hundert Jahre sind entschwunden
Seit Dein Stern gegangen auf.
Herbe Schmerzen, Kummerstunden
Harrten Dein im Lebenslauf.
Doch der theuren Mutter Thränen
Rächt'st Du, mit All-Deutschlands Söhnen
Zogst Du, greiser Held, zum Krieg
Und errangest Sieg auf Sieg.

Fromm und treu wir wollen hüten,
Was durch Dich geschenkt uns ward.
Kraft und Muth und Tugend pflegen,
Deutsche Eintracht, deutsche Art.
Gilt's aufs Neu, den Feind bezwingen,
Wollen wir die Schwerter schwingen;
„Wilhelm“ sei das Feldgeschrei,
Daß mit Gott der Sieg uns sei.

Edmund Müller.

Zum 22. März 1897.

Heute war's vor hundert Jahren,
Da Du uns erschienst zum Ruhm,
Da die Nornen unsrer Väter
Segneten Dein Heldenthum.

Großes hast Du uns geschaffen!
Unser Reich, das siech und krank,
Hast du wieder aufgerichtet.
Heldenkaiser, habe Dank!

Sieh an Deinem Ehrentage
Treu Dein Deutsches Volk sich nahn,
Nimm die Gaben seiner Liebe,
Großer Kaiser, nimm sie an.

Ach, wohl nie an einem Grabe
Hat ein Volk so treu gewacht,
Ein so großes, heldenkühnes,
Das du stark und frei gemacht.

Donnernd drohten blut'ge Schlachten
Rings um unsres Reiches Herd,
Da bist du ins Feld gezogen,
Siegumwunden heimgekehrt.

Und es jauchzte Dir entgegen
Laut Dein Volk in sel'ger Lust,
Deinen Thron hast du gepflanzet
Tief in jede deutsche Brust.

Und nun naht Dein Volk sich wieder,
Kaiser Wilhelm, sieh herab,
Eichenlaub und Lorbeerkränze
Legt es auf Dein Heldengrab.

Ja, vernimm die treue Stimme
Dort an Gottes hohem Thron,
Ruhmgekrönter Heldenkaiser,
Deutsche Treue ward Dein Lohn!

Victor Laverrenz.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

637. Versammlung.

7. (3. öffentliche) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 10. April 1897, Abends 7 1/2 Uhr im Bürgersaale des Rathhauses.

Vortrag des Herrn Regierungs-Assessors G. G. Winkel aus Magdeburg: „Patriotische Erzeugnisse des Kunstgewerbes aus der Zeit Friedrichs des Großen", unter Vorlegung von Vivatbändern, Rauchtabaksdosen, Rubelbechern u. A.

Für die Mitglieder und deren Damen werden die ersten Reihen der Mittelplätze bis zum Beginne des Vortrages freigehalten. Um pünktliches Erscheinen wird gebeten. —

638. Versammlung.

9. (4. Arbeits-) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 24. April 1897, Abends 7 1/2 Uhr im Rathhause, Zimmer Nr. 63.
Eingang von der Jüdenstraße.

Vorlagen und Besprechungen.

639. Versammlung.

10. (5. Arbeits-) Sitzung des XXXII. Vereinsjahres:

Außerordentliche Hauptversammlung.

Sonnabend, den 8. Mai 1897, Abends 7 1/2 Uhr im Rathhause, Zimmer Nr. 63.
Eingang von der Jüdenstraße.

Vornahme der durch die Einführung der genehmigten neuen Satzungen erforderlich gewordenen Wahlen.

Der 3. Vorsitzende unseres Vereins, Herr Regierungs- und Baurath Paul Küster, hat aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niedergelegt. Ein längeres Leiden hat ihn leider verhindert, sowohl an den vorbereitenden Sitzungen für die Ausstellung in der Akademie als auch am Vereinsleben in letzter Zeit theilzunehmen. Der Vorstand verliert ein liebenswürdiges, mit Rath und Hülfe gern bereites Mitglied. Die Neuwahl des 3. Vorsitzenden erfolgt am 8. Mai.

Veränderungen im Mitgliederbestande:

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Gustav Rietz, Kaufmann, ger. Sachverständiger für Seidenwaaren, NO. Neue Königstraße 19b.
- A. Trettin, Rektor der 197. Gemeindeschule, N. Danzigerstr. 23.
- C. Bloch, diplom. Ingenieur, SW. Leipzigerstraße 56.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Ed. Beer, Direktor der städtischen Wasserwerke, W. Magdeburgerstraße 35 I. Einf. Herr P. Wallé.
- Heinr. Höhmann, Regierungs-Baumeister W. Maaßenstraße 24 III. Einf. Herr P. Wallé.
- Louis Otto, Kaufmann, W. Schellingstr. 5. Einf. Herr Fr. Wegener.
- Wilh. Wieneke, Fabrikant, NO. Friedenstraße 20. Einf. Herr Fr. Wegener.

Wohnungsveränderungen:

Herr Dr. Paul Poppe, Gymnasiallehrer, S. Urbanstraße 187.
- Julius Magnus, Gerichtsassessor, W. Nettelbeckstraße 9 pt.
- Louis Fischer, Rentner, SW. Großbeerenstr. 7.
- August Andreack, Kaufmann, C. Grünstr. 3.
- Franz Diebner, Rentner, W. Landgrafenstraße 16.
- E. F. Jacob, Königlicher Hof- und Rathsmaurermeister, NW. Brücken-Allee 4.
- Emil Salomon, Bankier, W. Rauchstraße 9.
- Dr. Erich Sternbeck, Kammergerichts-Referendar, N. Lehrterstaße 23.
- Ignaz Holz, Rechtsanwalt, W. Behrenstr. 27.
- Ludwig Nürnberg (i. F. Bazar Nürnberg), NW. Brücken-Allee 32 part.

Verstorben.

Herr Hofoptiker Dörffel, Kommerzienrath, Mitglied seit 1868, † am 15. Januar 1897.
- Kürschnermeister E. Leinert, Mitglied seit 1890.

Berichtigung.

In das neue Mitgliederverzeichniß (Februar 1897) sind einzutragen, weil versehentlich ausgelassen:

Herr Georg Beermann, Ingenieur, SO. Köpnickerstraße 74 I.
- Reinhold Uhlich, Kaufmann, C. Scharrenstr. 1.

Gedenkfeier für Kaiser Wilhelm I.

Zur Vorfeier des hundertjährigen Geburtstages Seiner Majestät des hochseligen Kaisers Wilhelm I. veranstaltete der „Verein für die Geschichte Berlins" am Sonnabend den 13. März im Bürgersaale des Rathhauses eine erhebende Festlichkeit. Die Herren Geheimrath Reuter, Dr. Holtze und Dr. Brendicke empfingen die Gäste im Vorraum des Bürgersaales, den eine Kolossalbüste des ersten deutschen Kaisers, umgeben von Palmen und Lorbeern, schmückte. Die Feier, wobei der weihevoll dekorirte Raum bis zum letzten Platz gefüllt war, bestand in dem Vortrag patriotischer Gedichte, wofür Frau Victor Laverrenz und Herr Karl Blankenstein gütigst zugesagt hatten. „Kaiser Wilhelm in Lied und Wort" wurde durch Rezitation geeigneter patriotischer Gedichte und durch Einfügung von Musikstücken dargestellt, welche die Kapelle der Magistratsbeamten mustergültig vortrug. Nach den eröffnenden Worten des ersten Vorsitzenden, Herrn Geheimen Archivrathes B. Reuter, begann die Feier mit der Nationalhymne. Zwischen den vortrefflich ausgewählten Gedichten waren Musikstücke, Lieder und Märsche eingelegt, die dem jedesmaligen Gedicht entsprachen. Frau Laverrenz trug mit sanftem, wohltönendem Organ das Rückertsche „Magdeburg", ein Hochzeitslied zum 11. Juni 1829, den „Siegeseinzug" am 16. Juni 1871 und den „Tod der Kaiserin Augusta" (7. Januar 1890) von K. Gerok vor. Mit markiger Stimme und tiefer Empfindung rezitirte Herr Blankenstein vom Berliner Theater die übrigen im Programm vorgesehenen Gedichte: „Bar sur Aube" 27. Februar 1814, „Preußens Losung" von H. v. Boyen, „Prinz v. Preußen, ritterlich und bieder" von Frhr. v. Gaudy 1848, sodann „das Lied von Düppel" von Em. Geibel 1864 und Th. Fontanes „Einzug der Sieger in Berlin" (20. September 1866). Den Schluß der Rezitation bildeten der „Weckruf" von Ernst v. Wildenbruch und nach dem Gerok'schen „Tod der Kaiserin Augusta" das unvergleichlich schöne „Es ist bestimmt in Gottes Rath". Die Versammlung stimmte bei den Klängen der Musik mit ein in die Nationalhymne und brachte stehend den Manen des großen Kaisers den Ausdruck der Dankbarkeit dar.

Das Fest, vielleicht eins der gelungensten der Hundertjahr-Festzeit wird jedem Theilnehmer unvergeßlich sein. Den Mitwirkenden sei auch an dieser Stelle der Dank ausgedrückt, welchen ihnen die begeisterte Versammlung nach jedem einzelnen Vortrage in wärmster Weise ausgesprochen hat.

Heil Dir im Siegerkranz!

I. Zeit der Erniedrigung Preußens.

Gedicht: **Magdeburg** (7. Juli 1807).
„O Magdeburg, du starke" von Fr. Rückert (1813).
Musik: **Lützows wilde, verwegne Jagd.**

Magdeburg.

(7. Juli 1807.)

O Magdeburg, du starke,
Des Reiches fester Halt,
Ein Riegel vor der Marke
Der preußischen Gewalt;
Du Hort, uns einst genommen
Durch unseren Verrath,
Und nun zurückgekommen
Durch Gott und unsre That!

Daß man dich recht bezeichne
Als unsern Edelstein,
Soll man dir eine eigne
Schutzheilige verleihn.
Die Königin Luise,
Die reine Himmelsmagd,
O Magdeburg, sei diese,
Warum? sei hier gesagt.

Als, mit uns Friede machend,
Von unserm Gut ein Stück
Der Sieger gab verlachend,
Dich gab er nicht zurück;
Damals nach der Befehdung,
In siegestrunknem Sinn
Begehrt' er Unterredung
Mit uns'rer Königin.

So sollst du reine, treue
Vor dem nun stehen itzt,
Der kaum noch ohne Scheue
Auf dich auch Gift gespritzt?
Sie wollte dies auch dulden,
Die viel geduldet schon,
Und trat in ihren Hulden
Hin vor Napoleon.

Da ward der starre Kaiser,
Getroffen von dem Strahl
Der Anmuth, zum Lobpreiser
Der Schönheit auch einmal:
„Ich hoffte, eine schöne
Königin hier zu schaun,
Und finde, die ich kröne
Als schönste aller Fraun."

Er pflückte eine Rose
Vom nahen Stocke dort,
Sie dir, o Makellose,
Darreichend mit dem Wort:
„So zu verdientem Ruhme,
Zum Zeichen ihres Rechts,
Reich' ich die schönste Blume
Der Schönsten des Geschlechts."

Hinnahm, ihr Herz bezähmend,
Die Königin das Pfand;
Wohl stach, die Rose nehmend,
Ein Dorn sie durch die Hand.
Daß er sie ehrend kränke,
Begehrt' er hochmuthsvoll,
Daß sie noch ein Geschenke
Von ihm erbitten soll.

Sie sprach in hohen Sitten
Mit königlichem Sinn:
„Ich habe nichts zu bitten
Als Preußens Königin;
Als Mutter meiner Söhne
Thu' ich die Bitt' allhie,
Zu geben mir die schöne
Stadt Magdeburg für sie."

Da stand der Mann von Eisen,
Des Schein's der Anmuth bar;
„Ihr seid, sprach er, zu preisen
Als schöne Kön'gin zwar;
Doch schöner Königinnen
Ein Hundert sind zu leicht,
Wenn man sie mit den Zinnen
Von Magdeburg vergleicht."

O Schönste von den Schönen,
Der Reinen Reinste du,
So hörtest du das Höhnen
Und schwiegest still dazu;
Du hobest in die Lüfte
Den nassen Blick hinauf,
Und wandtest über Grüfte
Bald selbst dorthin den Lauf.

Dort fandest du gelinder
Für deine Bitt' ein Ohr
Um die Burg deiner Kinder,
Die uns're Schuld verlor;
Dort hast du sie erbeten
Für uns von Gott zurück,
Und freust dich, zu vertreten,
Im Himmel Preußens Glück.

Friedrich Rückert (1813).

II. **Zeit der Erhebung.**
Gedicht: **Bar sur Aube** (27. Februar 1814).
„Kalt und trübe legt die Sonne winterlichen Pfad zurück."
Musik: **Pariser Einzugsmarsch.**

Bar sur Aube.

(27. Februar 1814.)

Kalt und trübe legt die Sonne winterlichen Pfad zurück,
Trauert sie, daß gegen Frankreich sich gewandt das Waffenglück?
Schäumend rollt die wilde Aube ihre Fluth hinab gen Bar,
Zürnt sie über ihre Schwäche, die nicht hemmt der Sieger Schar?

Für die Heimath ficht der Franke, hoffend auf des Kaisers Stern;
Preußens König mit den Söhnen schaut das Schlachtgewühl von fern;
Doch des jüngern Prinzen Auge stumm mit leisem Vorwurf spricht:
„In Gefahr gefahrlos weilen, ziemt dem Enkel Friedrichs nicht!"

„Wilhelm" — wendet sich der König — „dort am Hügel wogt der Kampf,
Truppen seh' ich, Schützenschwärme, eingehüllt vom Pulverdampf,
Reit' hinüber und erforsche, wie das Treffen stehen mag!"
Und er liest im Blick des Sohnes: „Dank für diesen Ehrentag!"

Leise hält am Rebenhügel heut der Tod beim Hörnerklang —
Tapfer ringt ein Russenhäuflein mit dem Feind am Bergeshang —
Da erbleicht der Helden Führer, Furcht, die nie gekannte, zieht
In sein Herz, als im Gewühle plötzlich er den Prinzen sieht.

„Fort von hier," beschwörend mahnt er, „wollt ihr euch dem Tode weihn?"
Doch der Prinz bleibt unerschrocken in der Schützen vordern Reihn,
Sprengt zum König dann: „Kalugas Regiment am Hügel ficht,
Neunzig zählt' ich der Gefallnen; doch die Tapfern wanken nicht."

Schweigend nickt der Vater, schweigend kehrt an seinen Platz der Sohn,
Treu erfüllt die Pflicht zu wissen, war sein Streben, ist sein Lohn;
Froh umringt ihn das Gefolge, drückt der Bruder ihm die Hand:
„Doch bescheiden hält in Liebe er der Achtung erstes Pfand."

F. H.

III. **Friedensarbeit.**

Gedicht: **Preußens Losung.**
„Der Preußen Losung ist die Drei" von Hermann v. Boyen.
Musik: **Ich bin ein Preuße.**

Preußens Losung.

Der Preußen Losung ist die Drei,
Und wie dies recht zu deuten sei,
Will ich hier schlicht erzählen.
Es sind drei Dinge, stark und zart,
Entsprossen aus der Landesart,
Die wir zur Losung wählen.

Das erste ist des Preußen Schwert,
Bereit zum Schirm für Thron und Herd,
Zum Kampf auf Tod und Leben.
Wir müssen muthig weitergehn,
Noch ist's zu früh zum Stillestehn,
Wir sollen vorwärts streben!

Es werde Licht! sprach unser Gott
Zu aller Finsterlinge Spott,
Die gern im Dunkeln treiben.
Und Preußens Kön'ge riefen laut:
Das Licht hat uns den Thron erbaut,
Dies soll zur Losung bleiben!

Und so entstand ein freier Sinn
Schon seit des Reiches Erstbeginn
In unsern Landesgauen.
Erfülle treu die Bürgerpflicht,
Dann kümmert mich dein Glaube nicht,
Sprach Zollern voll Vertrauen.

Und pflegte mild den Bauernstand
Und reichte christlich ihm die Hand,
Als mächt'ges Glied im Bunde.
Der Fürst, so wie der ärmste Knecht,
Sind gleich vor Preußens Landesrecht,
Das kam aus Friedrichs Munde.

Dies Wort ward unser Reichspanier,
Der Hohenzollern ew'ge Zier
Auf ihren Herrscherbahnen.
Es eint die Memel mit dem Rhein,
Begründet fest des Volkes Sein,
Ist Inschrift unsrer Fahnen.

Schwert, Licht und Recht, das ist die Drei,
Die Losung und das Feldgeschrei
Im Glück wie in Gefahren.
Der Preuße kämpft für Thron und Herd,
Für Licht und Recht mit gutem Schwert
In treuer Brüder-Scharen.

Hermann v. Boyen.

IV. **Vermählung.**

Gedicht: **Hochzeitslied** (11. Juni 1829).
„Heil dem Vermählten, Heil dem Paare"!
Nach einer lateinischen Ode.
Musik: **Hochzeitsmarsch aus dem „Tannhäuser"** von Rich. Wagner.

Hochzeitslied.

(11. Juni 1829.)

Heil den Vermählten! Heil dem Paare,
Das der heut'ge Tag verband;
Sachsens Augusta Preußens Aare
Beut zur Lebensfahrt die Hand!
Heil dem Kranze!
Froh im Tanze
Feiert hohen Glückes Pfand!

Neben des Einz'gen Friedrichs Sprossen
Strahlt im Anmuthsschmuck die Braut,
Froh ihr der Kindheit Tage flossen,
Wo der Musen Sitz erbaut:
Waffenklänge,
Hochgesänge
Heut geschwistert ihr euch traut!

Eiserne Pflicht und goldne Güte,
Kraft und Schönheit sich vermählt:
Priesen die Dichter Deutschlands Blüthe,
Klagend, daß ihm Einheit fehlt,
Jetzt die Harfe
Auf das scharfe
Preußenschwert vertrauend zählt!

Heil den Vermählten! Heil dem Paare,
Das der heut'ge Tag verband:
Sachsens Augusta Preußens Aare
Beut zur Lebensfahrt die Hand!
Heil dem Kranze!
Froh im Tanze
Feiert hohen Glückes Pfand!

Anonym.
(Uebersetzung einer gleichzeitigen lateinischen Ode.)

V. Zeit bis zur Krönung.

Gedicht: **Prinz von Preußen.**
„Prinz von Preußen, ritterlich und bieder" von Frhr. v. Gaudy (1848).
Musik: **Krönungsmarsch von Meyerbeer.**

Prinz von Preußen.

Prinz von Preußen, ritterlich und bieder,
Kehr' zu Deinen Truppen wieder,
Heißgeliebter General!
Weilst Du gleich am fernen Strande,
Schlagen doch im Vaterlande
Herzen für Dich sonder Zahl.

Nur im Frieden uns zu kommandiren,
Nicht im Kriege uns zu führen,
Scheint vom Schicksal Dir vergönnt,
Dir, Soldat von Leib und Seelen,
Der geboren zum Befehlen,
Dir, dem unser Herz entbrennt.

Wer wohl dacht' es, daß es so würd' kommen,
Als Du Abschied hast genommen
Von den Truppen in Berlin!
Sprachst mit gläubigem Vertrauen:
„Auf euch kann der König bauen,
Ruft er euch zum Kampfplatz hin."

Führe Du uns, Prinz, wir folgen gerne,
Folgen Dir als unserm Sterne,
Folgen Dir bis in den Tod!
Mag's auch Stein' und Kugeln regnen,
Du, Herr Gott, wirst Waffen segnen,
Die geführt auf sein Gebot.

Frhr. v. Gaudy. (1848.)

VI. Krieg gegen Dänemark.

Gedicht: **Das Lied von Düppel** (18. April 1864).
„Was klingt aus den Städten wie helles Festgeläut?" von Em. Geibel (1864).
Musik: **Piefkes Düppler Sturmmarsch.**

Das Lied von Düppel.

(18. April 1864.)

Was klingt aus den Städten wie helles Festgeläut?
Die Pauken und Drommeten, was jubeln sie heut?
Was brausen und jagen die Wasser der Schlei?
Der Feind ist geschlagen und Schleswig ist frei.

Bei Düppel dort am Meere, vor Alsen am Sund,
Da rangen die Heere auf blutgetränktem Grund;
Da galt's auf die Schanzen im Siegessturmgewog
Den Adler zu pflanzen anstatt des Danebrog.

Von Kugeln umsungen, vom heißen Tod umkracht
Die märkischen Jungen, wie stritten sie mit Macht!
Wie lernten sie das Steigen auf schlüpfriger Bahn!
Es ging wie im Reigen; der Beeren war voran.

Wohl mancher der Braven sank mit ihm in den Sand;
Du fielst, o tapfrer Raven, das Schwert in der Hand.
Und Du am Pulverfasse, getreuer Winkelried!
Der Klinkeschen Gasse gedenkt noch manch ein Lied.

Doch als auf den Wällen nun flog das Siegspanier,
Da bliesen die Gesellen: Herr Gott, dich loben wir!
Das hat sich erschwungen wie Abels Opferbrand,
Das ist hinausgeklungen bis tief in's deutsche Land.

Im sonnigen Meere nun spiegelt sich auf's neu
Die preußische Ehre, die alte deutsche Treu;
Und war sie geschändet, wie strahlt sie doppelt rein!
Und habt ihr sie verpfändet, ihr löstet sie ein.

Ihr Meister der Staaten und geht ihr nun und tagt,
So woll' euch Gott berathen, auf daß ihr nicht zagt!
Sprecht: Nichts von Vertragen! Nun bleibt es dabei,
Der Feind ist geschlagen und Schleswig ist frei.

Emanuel Geibel. (April 1864.)

VII. Krieg gegen Oesterreich.

Gedicht: **Einzug der Sieger in Berlin** (20. September 1866). „**Viktoria hat heute Dienst am Thor**" von Th. Fontane.
Musik: **Was ist des Deutschen Vaterland?** (Erste und letzte Strophe.)

Einzug der Sieger in Berlin.

(20. September 1866.)

Victoria hat heute Dienst am Thor;
„Landwehr, zeig' Deine Karte vor,
Paßkart' oder Steuerschein,
Eins von beiden muß es sein."
„„Steuerschein is nich! Jedenfalls
Ist Alles bezahlt bei Langensalz,
Wir zahlten die Steuer mit Blut und Schweiß.""
„Landwehr passir', ich weiß, ich weiß."

Victoria hat heute Dienst am Thor;
„Linie zeig' Deine Karte vor,
Paßkart' oder Steuerschein;
Ein Paß, das wird das Beste sein."
„„Wir haben Pässe die Hände voll,
Zuerst den Brückenpaß bei Podol,
Dann Felsenpässe aus West und Ost:
Nachod, Skalitz und Prodkost,
Und wenn die Felsenpässe nicht ziehn,
So nimm noch den Doppelpaß von Gitschin,
Sind allesammt geschrieben mit Blut;""
„Linie passir', is gut, is gut."

Victoria hat heute Dienst am Thor;
„Garde, zeig' Deine Karte vor,
Preußische Garde, willkommen am Ort,
Aber erst das Losungswort."
„„Wir bringen gute Losung heim
Und als Parole 'nen neuen Reim,
Einen neuen Preußischen Reim auf Ruhm;""
„Nenn' ihn Garde!" „„Die Höhe von Chlum.""
„Ein guter Reim, ich salutir',
Preußische Garde, passir', passir'."
Glocken läuten, Fahnen weh'n,
Die Sieger drinnen am Thore stehn;
Eine Siegesgasse ist aufgemacht:
Oesterreich'sche Kanonen zweihundertacht,
Und durch die Gasse die Sieger zieh'n, —
Das war der Einzug in Berlin.

Theodor Fontane.

VIII. **Krieg gegen Frankreich.**

Gedicht: **Siegeseinzug in Berlin** (16. Juni 1871).
(Gesprochen von einer der Ehrenjungfrauen unter Ueberreichung eines Lorbeerkranzes an den Kaiser.)
„Heil Kaiser Wilhelm Dir im Siegeskranze"
von Chr. Fr. Scherenberg.

Musik: **Die Wacht am Rhein.**

Siegeseinzug in Berlin.

(16. Juni 1871.)

Heil Kaiser Wilhelm Dir im Siegeskranze!
Wie keiner noch geschmückt ein Heldenhaupt,
Heim führst Du Deutschlands Heer vom Waffentanze,
So glorreich, wie's der Kühnste nicht geglaubt.
Du bringst zurück in der Trophäen Glanze
Die Lande, einst dem Deutschen Reich geraubt.
Durch Dich geführt, errangen Deutschlands Söhne
Germania uns in ihrer alten Schöne.

Nun grüßt der Jubel Dich von Millionen
Aus deutscher Brust in Ost, West, Süd und Nord,
Schlägt's deutsche Herz doch unter allen Zonen
Treu seine warmen Heimathspulse fort.
Und mit den unwelkbaren Lobeerkronen
Bringst Du die Palme uns, als Friedenshort,
O, daß ihr Schatten Dich noch lange labe,
Dein Sämanns-Mühen reiche Ernte habe!

Chr. Friedrich Scherenberg.

IX. **Im Deutschen Reich unter Kaiser Wilhelm I.**

Gedicht: **Weckruf** von Ernst v. Wildenbruch.
Musik: **Ich bete an die Macht der Liebe.**

Weckruf.

Das Schicksal hat gesprochen
Sein Losungswort erscholl,
Die Zeit ist angebrochen,
Die Neues bringen soll.

Der Zukunft großes Auge
Flammt auf in düster'm Roth,
Es suchet, was da tauge
Zum Leben, was zum Tod.

So laßt, bevor von droben
Der Sturm herniedergeht,
Noch einmal uns erproben,
Wie es um Deutschland steht!

Wohlan, es steht gezimmert
Das Haus von Stein und Holz,
Am Fahnenmaste flimmert
Dreifarb'ger Banner Stolz.

Jetzt heißt's nicht, gehen lassen
In gläubigem Vertrau'n,
Jetzt heißt es, selbst anfassen
Und selbst zur Sache schau'n.

Jetzt heißt's, die Kinder lehren
Fürs Vaterland die Pflicht,
Und dem den Mund verwehren,
Der andre Lehre spricht.

Die Stunde ruft, die herbe
Euch alle, Weib und Mann,
Daß Zwietracht nicht verderbe,
Was Eintracht uns gewann.

Jetzt ist nicht Zeit zum Wühlen
Nicht Zeit für die Partei,
Jetzt ist es Zeit zu fühlen,
Daß Eins das Größte sei:

Das Land, aus dessen Schoße
Uns Leib und Geist erstand,
Das heilige, das große,
Das deutsche Vaterland!

E. v. Wildenbruch.

X. Ende einer großen Zeit.
Gedicht: Tod der Kaiserin Augusta (7. Januar 1890).
„Und nun auch Du — die letzte der Genossen" von Karl Gerok († 14. Januar 1890).
Musik: Es ist bestimmt in Gottes Rath.

Tod der Kaiserin Augusta.

(7. Januar 1870.)

Und nun auch Du, — die letzte der Genossen,
Beschließe den erlauchten Todtenzug!
Nun erst ist ganz die große Zeit verflossen,
Seit man auch Dich zur Ruhekammer trug.
Noch schimmerte von glorreich schönen Tagen
Auf Deiner Stirn ein blasser Wiederschein;
Die Herzen, die den Todten einst geschlagen,
Als edles Erbtheil nanntest Du sie Dein.

Noch einmal steigen die verklärten Schatten
An Deiner Bahre rührend uns herauf:
Die Lichtgestalt des ruhmgekrönten Gatten,
Dem Du verschönt den strengen Heldenlauf;
Der tapfre Sohn, von milder Huld und Güte,
Der ritterlich den Kelch der Leiden trank;
Der Enkel, der, in reiner Jugendblüthe
Vom Sturm geknickt, aufs Todtenlager sank.

Du warst gebenedeit vor tausend Frauen
Und warst geprüft in namenlosem Weh,
Als Jubelbraut im goldnen Kranz zu schauen
Und auch als Schmerzensmutter Niobe;
Ein fürstlich Bild an Deines Helden Arme,
Als noch Dein Weg mit Rosen war besät;
Doch größer noch in Deinem Wittwenharme,
In Deines Schmerzes stiller Majestät.

Und doch, — Du hieltst in segensreichem Walten
Als tapfre Frau treu bis zum Ende aus!
Hin sank der Leib; der Geist hat Stand gehalten,
Wie's Pflicht und Brauch im Hohenzollernhaus, —
Bis Du die greise Heldentafelrunde
Zum letzten Mal an Deinem Tisch begrüßt,
Zum letzten Mal dem frommen Schwesterbunde
Den ernsten Dienst mit holdem Wort versüßt.

Die Glocken tönen! Zieh denn hin in Frieden,
Das Banner mit dem rothen Kreuz voran;
Barmherzigkeit sei ewig Dir beschieden,
Dieweil Du hier Barmherzigkeit gethan!
Zieh hin und melde den verklärten Lieben,
Daß ihrer fromm ein dankbar Volk gedenkt,
Und daß das Reich bis heute stark geblieben,
Vom Enkel fest, wie einst vom Ahn gelenkt!

Karl Gerok.
† 14. Januar 1890.

Schlußworte.
Heil Dir im Siegerkranz!

Schlußworte.

Das war der große Kaiser, das war sein Siegfriedssohn,
Das war die hohe Fraue auf Deutschlands Kaiserthron,
Sie wandelten das Dunkel in unsern lichten Tag,
Sie sind niemals gestorben, ihr Werk folgt ihnen nach;
Der Dank, den Deutschland schuldet, sei das Gelöbniß heut:
Hoch lebe unser Kaiser, wir folgen alle Zeit!

Die Beziehungen Kaiser Wilhelms I. zum Verein für die Geschichte Berlins.

Die Entstehung der Lokalgeschichtsvereine in der Mark bald nach dem Regierungsantritte Wilhelms I. ist durch zwei Männer wesentlich beeinflußt worden, durch Riedel und Fontane. Nachdem jener den ungeheuren Stoff des urkundlichen Materials zur Geschichte der Mark in seinem bändereichen codex diplomaticus Brandenburgensis gesammelt und nachdem Fontane durch seine „Wanderungen" gezeigt hatte, wieviel sich durch die Erforschung der Ueberreste der Vorzeit in der anmuthigsten Form lernen läßt, regte sich allenthalben der Wunsch, unter Benutzung des von Riedel gebotenen Materials und auf dem von Fontane so erfolgreich beschrittenen Wege die Geschichte der engeren Heimath kennen zu lernen. Für Berlin lagen die Verhältnisse indeß etwas anders. Hier bedrohte zu gedachter Zeit das reißend schnelle Anwachsen der Stadt die baulichen Ueberbleibsel der Vergangenheit (die Stadtthore, die Gerichtslaube 2c.) mit dem Untergange, und diese Gefährdung war es in erster Linie, welche Geschichtsfreunde wie Julius Beer und Ferdinand Meyer zur Gründung unseres Vereins veranlaßte. Hier waren es nun Fidicin und Schneider, welche Richtung und Gestaltung wesentlich beeinflußt haben. Jener hatte durch seine historisch-diplomatischen Beiträge zunächst das Arbeitsgebiet begrenzt, und Schneider führte den Fontane entlehnten Zug, die Vergangenheit durch eigene Erforschung ihrer Ueberbleibsel an Ort und Stelle kennen zu lernen, in glücklichster Weise bei uns durch. Hierzu befähigte ihn auch seine Verbindung zum Hofe und die ihm vom Könige ertheilte Erlaubniß, Vereinsversammlungen in allen königlichen Schlössern zu veranstalten und so den Mitgliedern

auch solche Schätze zugänglich zu machen, die sonst nicht zu besichtigen sind. Hiervon ist reichlich Gebrauch gemacht worden, und so verdanken wir dem unvergeßlichen Könige eine wesentliche Förderung unserer Vereinszwecke. Aber es war uns vergönnt, zum hohen Herrn noch in eine engere Beziehung zu treten, als wir — und in erster Linie der damalige 3. Vorsitzende, Baurath Adler — für die Erhaltung der Berliner Gerichtslaube eintraten, welche dem Neubau des Rathhauses zum Opfer fallen sollte. Auf Schneiders Bericht nahm sich der König mit wärmster Theilnahme des gefährdeten historischen Bauwerks an und als ihm nach langen Verhandlungen vom Magistrate die alte Gerichtslaube geschenkt worden war, bereitete er ihr auf der Lenné-Höhe in seinem Parke Babelsberg eine neue Stätte. Mit großer Sorgfalt wurde die Laube abgebrochen, die einzelnen Stücke wurden zum Theil numerirt und dann nach Babelsberg geschafft, woselbst auf Befehl des Königs am 12. November 1871 die Grundsteinlegung stattfand. Der König hatte angeordnet, daß unser um die Erhaltung dieses Bauwerks verdienter Verein eine Urkunde in den Grundstein der mittelsten Tragsäule legen durfte. Dieselbe wurde ihm zuvor zur Genehmigung unterbreitet und hat folgenden Wortlaut:

„Nachdem Seine Majestät der Kaiser und König, unser Allergnädigster Herr, befohlen hat, die Gerichtslaube von Alt-Berlin, das einzige in Seiner Haupt- und Residenzstadt bis auf Seine Zeit erhaltene Denkmal der Profanbaukunst des dreizehnten Jahrhunderts, als dasselbe aus dem Wege weichen mußte, der für die unter dem gesegneten und segenschaffenden Szepter der Hohenzollern um das Hundertfache vermehrte Einwohnerschaft zu eng geworden, in Seinem eignen Garten, unfern Seines Schlosses zu Babelsberg wieder aufzurichten, hat der Verein für die Geschichte Berlins seinen unterthänigsten Dank für die Gnade Seiner Majestät, durch welche das älteste Wahrzeichen der Stadt nicht nur vor der Vernichtung bewahrt worden ist, sondern auch an so bevorzugter Stelle wieder ersteht, in tiefster Ehrfurcht dargebracht und nach eingeholter Allerhöchster Erlaubniß mittels dieses Schriftstückes allhier niedergelegt.

Auf der Lenné-Höhe zu Babelsberg.

(Datum und Unterschrift.)

Diesen Entwurf, welchen der Vortragende vorzeigte, genehmigte der Kaiser durch seine Chiffre mit dem Datum 4. November 1871. Die Einlegung dieses Schriftstückes erfolgte dann durch eine Deputation unseres Vereins am Sonntag, den 12. November 1871; leider war aber der Kaiser behindert, dieser Festlichkeit beizuwohnen, und so unterblieb wohl auch die Ausführung eines vom Maler Lüders entworfenen, ebenfalls in der Skizze dieses Meisters vorgelegten Gedenkblattes, welches zugleich bestimmt gewesen war, als würdiges Mitgliederdiplom an Stelle der bekannten gelben Mitgliedskarte verwendet zu werden. In der Mitte dieser Skizze steht der Kaiser am Grundstein der Gerichtslaube mit dem Hammer in der Rechten, vor ihm deutlich erkennbar Schneider, der die vorgedachte Urkunde verliest.

Wenn es aber im November 1871 dem Vereine nicht vergönnt gewesen war, den Kaiser in seiner Mitte zu sehen, so sollte ihm diese Ehre im Juni 1872 widerfahren, und zwar an der inzwischen in alter Schöne neu erstandenen Gerichtslaube.

Am 9. März 1872 ließ der Verein dem Archivar Fidicin zum fünfzigjährigen Dienstjubiläum das Modell einer ihm gestifteten, in der Prägung damals noch nicht vollendeten goldenen Medaille überreichen. Die Ueberreichung der bald fertig gestellten Medaille gestaltete sich zu einem Ehrentage für den Verein und den Jubilar. Auf Veranlassung Schneiders machten die Vereine für die Geschichte der Stadt Berlin in Verbindung mit den Schwester- und Tochtervereinen von Potsdam, Brandenburg, Frankfurt und Salzwedel am 15. Juni 1872, eine gemeinschaftliche Wanderfahrt nach Potsdam um die im Parke Babelsberg neu errichtete Gerichtslaube und den Burgwall an der Krampitz zu besichtigen. Etwa 530 Mitglieder und Gäste nahmen an dieser Fahrt theil. Gegen 2 Uhr war man auf der Lennéhöhe, und der damalige 3. Vorsitzende unseres Vereins, Geheimer Baurath Adler, hielt einen sachlichen Vortrag über die Geschichte der Gerichtslaube; sodann ergriff der damalige 1. Vorsitzende Geheimer Rath Schneider das Wort, um dem Archivar Fidicin die fertig gestellte Fidicin-Medaille an dieser für die Wirksamkeit des Gefeierten bezeichnenden Stelle zu überreichen.

Er hatte seine Rede noch nicht beendet, als der Kaiser in Begleitung des Flügeladjutanten Fürsten Anton Radziwill bei der Gerichtslaube vorfuhr, ausstieg und in den Kreis der Versammelten trat. Ein Festtheilnehmer, der damalige Schriftführer Ferdinand Meyer, hat uns die Schilderung dieses kaiserlichen Besuches aufbewahrt:

Der Kaiser: „Ich komme wohl zu spät? Aber es ist nicht meine Schuld. Ich bin schon einmal hier gewesen, weil Schneider mir gesagt, daß die Versammlung um 1 Uhr stattfinden würde. Aber da schwammen Sie auf dem Wasser. Es freut mich, daß ich Sie alle noch beisammen finde." (Zu Fidicin gewandt:) „Sie haben sich ein schönes Feld der Thätigkeit erwählt und nun Ihr fünfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert. Die so zahlreiche Versammlung ist ja das beste Zeugniß für Ihre verdienstvolle Wirksamkeit. Sie haben auch über die Berliner Gerichtslaube geschrieben? Es ist mir schwer genug geworden, dieselbe vor gänzlicher Zerstörung zu bewahren. Endlich wollte ich sie kaufen; aber man hat sie mir geschenkt. Hier wird sie sich recht gut ausnehmen, auch ein schöner Aussichtspunkt ist durch sie gewonnen. Freilich, Recht wird nun nicht mehr in der Gerichtslaube gesprochen werden."

Schneider: „Doch Ew. Majestät! Ew. Majestät haben soeben selbst hier gesprochen!"

Kaiser: „Da haben wir's. Er kann es nicht lassen, seinen Witz dazu zu machen." (Zu Fidicin gewandt): „Aber es freut mich wirklich, daß der Wiederaufbau des alten Berliner Denkmals in die Zeit Ihres Dienstjubiläums fällt."

Der Kaiser nahm nun die goldene Medaille aus den Händen Schneiders entgegen und geruhte, sie dem Gefeierten persönlich mit einem kräftigen Händedruck zu übergeben.

Fidicin: „Majestät, diese Gnade übersteigt meine kühnsten Wünsche. Um Ew. Majestät meine Dankbarkeit dafür zu beweisen, möchte ich dreißig Jahre jünger sein!"

Kaiser: „Das glaube ich gern, das möchte ich auch!"

Der Kaiser geruhte sodann, noch einige historische Fragen über die Gerichtslaube und den Namen der „Römerschanze" an Adler und Fidicin zu richten, reichte dem Letzteren nochmals die Hand und wandte sich dann mit den Worten an den Verein:

„Ich wünsche Ihnen auch ferneres Gelingen Ihrer Fahrt. „Leben Sie wohl. Es hat mich gefreut, Sie in meinem Park begrüßt zu haben!"

Es dürfte das erste Mal gewesen sein, daß die Ehrenauszeichnung eines Geschichtsvereins von der Hand des Herrschers verliehen worden ist, und mit gerechtem Stolze kann der Verein und jedes Mitglied desselben dies als eine Anerkennung Seitens des unvergeßlichen Monarchen betrachten. In welcher Gnade der Verein auch ferner bei Hochdemselben gestanden, beweist auch der jährliche Beitrag von 300 Mark, den der Kaiser bis zu seinem Tode zahlte, und der Passus in der Ordre Berlin, 24. Mai 1875, in welcher dem Verein die Erlaubniß, Räume im Deutschen Dom benutzen zu dürfen, zu Händen des 1. Vorsitzenden, ertheilt wurde:

„Ich kann nur wünschen, daß diese Förderung der Bestrebungen und Arbeiten des Vereins durch die städtischen Behörden auch in Zukunft Hand in Hand mit den Resultaten gehen möge, die Ich gern, als bis jetzt erreicht, anerkenne. Dies wollen Sie bei geeigneter Gelegenheit zur Kenntniß des Vereins bringen und seinen Mitgliedern Meine Zufriedenheit mit den werthvollen Publikationen, mit dem in Ihren Versammlungen stets herrschenden guten Geiste, sowie namentlich mit der so vielfach bethätigten Anhänglichkeit an Mein Haus, von der Ich Mich zu überzeugen Selbst Gelegenheit hatte, noch besonders auszusprechen."

Protektor des Vereins ist der Hochselige Herr im Wortsinne nicht gewesen, vielmehr ertheilte er seinem Sohne (dem späteren Kaiser Friedrich) die Erlaubniß, das Protektorat über den Verein zu übernehmen, was Hochderselbe dann am 6. Januar 1886 gethan hat; nachdem Se. Königl. Hoheit Prinz Carl von Preußen von 1874 bis zu seinem Tode (21. Januar 1883) an der Spitze unseres Vereins gestanden hatte.

Aber in Wahrheit ist Kaiser Wilhelm I. uns doch immer ein Protektor im besten Sinne des Wortes gewesen. Er hat nicht nur Berlin zur Reichshauptstadt erhoben und damit die Geschichte der Stadt zu einer geschaffen, deren Erforschung des Schweißes der Edlen werth ist; er hat uns die trauten Räume im Dome gewährt, ist uns immer ein gnädiger Herr und Förderer gewesen, und so haben wir einen ganz besonderen Grund, an seinem Hundertjahrfeste dankend seiner zu gedenken.

Dr. Fr. Holtze.

Die Ausstellung zur Erinnerung an Kaiser Wilhelm den Ersten.

Es war wohl ein durchaus richtiger Gedanke, mit der Hundertjahrfeier für Kaiser Wilhelm I. eine Ausstellung von künstlerischen, litterarischen und sonstigen Erinnerungen an die Person und die Regierungszeit des verewigten Kaisers zu veranstalten. Unter dem Protektorat Sr. Majestät des Kaisers ist diese Ausstellung seitens der Königlichen Akademie

der Künste und des Vereins für die Geschichte Berlins in Angriff genommen worden. Beide Korporationen haben in die vorbereitenden Kommissionen Vertreter entsandt und einen Ausschuß gebildet, zu dem einerseits die Herren Geheimer Regierungsrath Ende, Präsident der Akademie der Künste, Prof. Dr. Hans Müller, Graf Harrach und Baurath Prof. Heyden, andererseits die Herren Geh. Archivrath Reuter, Amtsrichter Dr. Holtze, Regierungs- und Baurath Küster und Archivrath Dr. Bailleu gehören. Die Ausstellung soll das Leben und die Thaten des erhabenen Monarchen dem deutschen Volke vor Augen führen; sie findet in den Räumen der Königlichen Akademie der Künste statt und ist auf sechs Wochen berechnet.

Die Vorbesichtigung der Ausstellung fand am Sonnabend, den 20. März, nachmittags 4 Uhr, durch die Mitglieder des Ausschusses, durch Vertreter der Akademie und des Vereins für die Geschichte Berlins und durch die Presse statt.

Herr Graf Harrach begrüßte die Erschienenen und betonte, daß man bemüht gewesen sei, aus der Gegenwart alles das zusammenzubringen, was für weitere Kreise, nicht nur für Kunstkenner und Kunstfreunde, interessant sei; man habe sich auf wenige Kunstwerke beschränkt und bringe nur das, was den Zweck habe, unseren alten Kaiser zu feiern. Abgesehen von Werken der Malerei liege der Schwerpunkt in den Autographen, Dokumenten und Portraits, die in solcher Zusammenstellung wohl noch nie vereinigt gewesen seien.

Herr Geh. Archivrath Reuter wies sodann darauf hin, daß das Leben des entschlafenen Kaisers ein mühevolles gewesen sei bis zum letzten Athemzuge, und diese Erinnerungen sollen den Beweis dafür liefern, daß der Kaiser nicht nur ein vortrefflicher Feldherr und Organisator, sondern auch ein vorzüglicher Mensch gewesen sei. Dies beweisen die Schriftstücke, die aus dem Leben des Kaisers von der Wiege bis zum Grabe in markanten Beispielen hier vorgeführt werden. Sie beginnen mit dem Tagebuch der Oberhofmeisterin Gräfin Voß. Es sind ferner werthvolle Briefe der Königin Luise vorhanden, viele Selbstschriften und auch die letzte Unterschrift des Kaisers vom 8. März 1888. (Erlaß betreffend die Vertagung des Reichstages.)

Hierauf übernahm Herr Archivrath Dr. Bailleu die Erläuterung der Autographenschätze aus dem Besitze unseres Vorstandsmitgliedes Herrn Alexander Meyer-Cohn. Der erste Brief aus dem Tagebuch der Gräfin Voß datirt vom 2. April 1797. Die Bulletins wurden damals noch nicht so zahlreich ausgegeben, als es heutzutage der Fall ist. Der liebenswürdige Humor der Königin Luise tritt deutlich hervor in dem Briefe an den Gemahl, der gerade in Potsdam im „langen Stall" Truppen exerzirte. In dem (französisch geschriebenen) Briefe heißt es: „Ich habe mir die Haare schneiden lassen, damit ich die Taufe nach Deinem Geschmack mitmachen kann; Nehme Dich recht zusammen, denn ich armer Blaßfisch werde gar zu schön seyn u. s. w." »Le petit Fritz est sage, et Guillaume est très aimable!« Es folgen Briefe an den Prinzen von Oranien, späteren König Wilhelm II. von Holland, dann aus Memel 1807. Zum Pathen hat Prinz Wilhelm den Kaiser Paul von Rußland gehabt, der später ermordet wurde. Ein Glückwunschschreiben desselben liegt in der Uebersetzung aus. Solche Glückwunschschreiben sind auch ausgestellt von der Wittwe Napoleons I., von Bernadotte, von der Königin Viktoria von England, von der Königin Isabella von Spanien und Napoleon III. Interessant sind die ersten Briefe des Prinzen an seine Mutter. Von diesen Briefen ist noch nie etwas veröffentlicht oder publizistisch verwerthet worden. Ein Briefwechsel mit dem Kaufmann Argelander, bei dem die Familie in Memel gewohnt, ist von außerordentlichem Werth. Aus derselben Zeit stammt ein Geburtstagsgeschenk des Prinzen, ein kleines Notizbuch, an seinen älteren Bruder. Es existirt ferner ein Tagebuch des Prinzen aus der Zeit vom 4. November 1813 bis 7. August 1814, das den Aufenthalt in Frankfurt a. M. und die berühmte Reise nach London schildert; aufgeschlagen liegt die Beschreibung des Einzuges in Paris am 31. März 1814. Dieses Tagebuch enthält natürlich viel interessante Daten, z. B. den Besuch in Malmaison, wo der Prinz mit der Hortense Walzer getanzt hat. Werthvoll ist auch des Prinzen Korrespondenz mit der Prinzeß Charlotte. Eine stille Zeit ist die Periode von 1806 bis 1846. Ein Staatsdokument und zugleich ein Unikum, von unbezahlbarem Werth für Autographensammler, ist das Original-Protokoll der Eröffnung des Staatsrathes vom 30. März 1817, unterschrieben von sämmtlichen Prinzen. Die Unterschriften der berühmtesten Männer, wie Scharnhorst, Gneisenau, Hardenberg, befinden sich leider auf der Rückseite und sind den Blicken des Publikums entzogen. Interessant ist eine Zeichnung, betreffend ein Manöver im russischen Feldlager 1846, ferner ein Schreiben über die Eröffnung des vereinigten Landtages mit einer Zeichnung 1847.

Rechts und links davon sind einige diesbezügliche stenographische Nachrichten aufgehängt, in der Nähe auch das Manuskript einer Rede mit den Korrekturen, gehalten am 18. Juni 1847, am Jahrestage der Schlacht bei Belleallianee. Gleichsam das politische Glaubensbekenntniß des Prinzen für die neue Zeit enthält der Brief vom 4. Mai 1848 über die Verdienste Dahlmanns; hier eröffnet er seine nationalen Ideen und bekennt sich zu den im späteren Leben bethätigten Grundsätzen. Einen Einblick in die damaligen Verhältnisse verschafft uns ein „Schuldschein zu Gunsten der deutschen Republik" über 7 Gulden oder 4 Thaler, unterzeichnet von Philipp Becker 1848. Den Schein hat der damalige Prinz von Preußen als Andenken aus dem badischen Feldzuge mitgebracht. Ein Zeichen der Gemüthstiefe und der innigen Theilnahme an den Leiden seiner getreuen Staatsdiener ist ein Schreiben aus dem Jahre 1850 an General v. Radowitz; es zeigt, wie der Prinz mit tiefgehendem Interesse der Krisis der Revolution gefolgt ist. Er drückt auch der Wittwe des Verstorbenen 1853 seinen herben Schmerz über den Verlust des Mannes aus, den er als einen Freund erprobt hat. Im Jahre 1856 tritt zuerst die markige Handschrift **Bismarcks** an den Oberst v. Manteuffel in einem Briefe aus Hannover auf. Aus der politischen und militärischen Thätigkeit des Prinzregenten besitzen wir den Eid als Regent und die Ernennung v. Roons zum Kriegsminister (1859) und des Grafen Moltke zu seinem Berather (1857). Eine 16 Seiten lange Denkschrift über die Reform der Militärverfassung des deutschen Bundes (1860) ist ein Werk des Königs. Die Korrespondenz mit Roon und Moltke beweist uns die lebhafteste Theilnahme an der Arbeitsleistung dieser Männer. Vom 18. Oktober 1861 datirt ein „Aufruf an mein Volk" nach dem Hinscheiden Friedrich Wilhelms IV. Sehr ernsthaft stimmt uns ein Schreiben an Manteuffel und an Roon über das Duell Manteuffel-Twesten; dieses schließt mit den Worten der Verzweiflung: „Wo will der Himmel mit mir hin?" Fast sämmtliche Dokumente, welche sich auf die Krönung 1861 in Königsberg beziehen, sind hier unter Glas ausgestellt und thun dar, mit welcher Liebe und mit welchem Interesse der König mit dem Grafen Stillfried alle Einzelheiten der Festlichkeit, die Stellung der Figuren, den Ordensschmuck, der anzulegen ist, erörtert.

Die Zeit der großen Kriege 1864, 1866 und 1870/71 wird durch werthvolle Dokumente illustrirt; die bemerkenswerthesten Aktenstücke sind die Telegramme aus Ems und vom Schlachtfelde von Sedan. Von eigenartigem Interesse ist der Tageskalender, den sich der König von seinem Vorleser, dem verstorbenen Hofrath Louis Schneider, dem langjährigen Vorsitzenden unseres Vereins, hatte machen lassen. Der 1., 2., 3. Juli 1866 und der 1. und 2. September 1870 sind denkwürdige Tage auch hier. Der bekannte Brief Napoleons an den Kaiser »N'ayant pu mourir« u. s. w. ist zur Stelle, ebenso der Toast auf die Paladine Roon, Bismarck und Moltke. Ein hübscher Zug der Milde des Königs wird ersichtlich aus der eingehenden Korrespondenz 1869 über Frankfurt a. M., die frühere Reichsstadt: „Alle mögliche Schonung und billige Rücksicht soll auf die alten Verhältnisse genommen werden." Aus der Zeit nach dem Kriege sind Briefe ausgestellt, gerichtet an Roon, Moltke und den Prinzen Carl, besonders der vom 19. Juli 1873, dem Todestage der Königin Luise, aus Ems. Treue Dankbarkeit bezeigte er seinen Dienern, besonders in einem Beileidsschreiben am Tage der Beisetzung an die Hinterbliebenen Roons: „Nicht nur den Staatsmann beweine ich, sondern den Freund und den Menschen." Nicht ohne Humor ist eine Aeußerung des Kaisers über einen ihm vorgelegten Zeitungsausschnitt, welcher 1885 meldete, daß Se. Majestät im besten Wohlsein in Baden-Baden eingetroffen sei und Spazierfahrten unternehme: „Das soll heißen: Ich bin todkrank angekommen und habe acht Tage lang das Zimmer nicht verlassen."

Im großen Eingangssaal hängen bekannte ältere Oelbilder, den Kaiser und seine Paladine darstellend. Wir nennen hier nur W. v. Camphausen (1868) „Begegnung bei Königgrätz", der jugendliche Prinz mit der Armbinde aus dem Besitz der Kaiserin Friedrich, Franz v. Lenbach, Kaiser Wilhelm im Ueberrock mit dem Eisernen Kreuz 1. und 2. Klasse, C. L. Gustav Richter (1823 bis 1884) General der Infanterie Graf v. Blumenthal, Otto Heyden (geb. 1820): „Auf dem Schlachtfelde von Königgrätz", Gustav Graef (1821 bis 1895) Feldmarschall Graf Roon, F. v. Lenbach 1880: Moltke und F. v. Lenbach, der Kaiser, aus dem Besitz des Herrn Arnold; ferner aus dem Besitze des Geh. Komm.-Rathes Ernst v. Mendelssohn-Bartholdy: **Bismarck** (wohl weitaus das beste aller existirenden Bismarckbilder; die Darleihung des werthvollen Gemäldes ist mit besonderem Dank anzuerkennen). A. v. Werner 1888, Kaiser Wilhelm auf dem Todtenbett. Zwei brillante Genrebilder sind Conrad Freibergs (1873) Fahrt in das Brandenburger Thor im offenen Zweispänner, allein, ohne Adjutant, und A. v. Werners (1877)

Einzug in Saarbrücken. Aus dem Besitz des Garde-Husaren-Regiments befindet sich hier im großen Saale das Oelbild des Kaisers in Husaren-Uniform. Georg Bleibtreu (1828 bis 1892): Schlacht bei Königgrätz und Gsellschaps Friesbilder sind uns bereits bestens bekannt, letztere von der vorjährigen Kunstausstellung her. Franz Krüger ist vertreten durch das Gemälde des General-Feldmarschalls Grafen v. Wrangel (1797 bis 1857) und ein Reiterbild aus v. Witzlebenschem Besitz. Die Kaiserin Friedrich hat u. A. das Tischbeinsche Gemälde hergeliehen: Luise, Kronprinzessin aus dem Jahre 1796. Der Verein für die Geschichte Berlins, dem auch die Aussteller Amtsgerichtsrath Albert Simonsohn, Architekt Peter Wallé und Hofl. C. H. Goldschmidt angehören, gab aus seinem Besitz die berühmten Werke: „Der Zauber der weißen Rose", gegeben in Potsdam am 13. Juli 1829 zum Geburtstage der Kaiserin Charlotte von Rußland und den „Maskenball in Berlin zur Feier des Geburtstages der Königin Luise," im Nationaltheater am 12. März 1804.

In den Nebenräumen sind sodann vornehmlich Medaillen, Zeichnungen, Aquarelle, Ausstattungsstücke aller Art untergebracht. Die Repetiruhr, die über dem Bett des Kaisers stets gehangen und ihm die Richtschnur der Pünktlichkeit war, lieferte der Kammerdiener Krause, und den Leibkutscher Heise porträtirte Th. Rocholl-Potsdam 1888 mit der Unterschrift:

„25 Jahre vor ihm geritten,
25 Jahre vor ihm gefahren
Und kein rauhes Wort von ihm gehört."

Den Hofrath Louis Schneider zeigt uns sowohl eine Photographie von F. Jamrath u. Sohn als auch eine Zeichnung aus dem Jahre 1852 „Ein Vorleseabend in Sanssouci". Von Th. Rocholl sind noch mehrere interessante Bilder ausgestellt: Ein Kaiserlicher Manöverwagen (Stettin 1887), Rittmeister Pakisch-Festenberg (Stettin 1888), Oberstallmeister von Rauch (Berlin 1888). Aus dem Kunstverlage Paul Bette-Berlin ist die A. v. Wernersche Zeichnung „Eine halbe Stunde nach dem Hinscheiden Sr. Majestät im Königlichen Palais am 9. März 1888" ausgestellt und von Franz Skarbina 1887 Studien zu Soldatenbilder. Eine Originalzeichnung von Felix Zöpke, aufgenommen beim Trauakt in der Königlichen Schloßkapelle, stellt uns die Feier der goldenen Hochzeit am 11. Juni 1879 dar. Unser Mitglied Herr C. H. Goldschmidt führt uns die Nummern der „Vossischen Zeitung" vor, welche die Geburt und die Taufe des Prinzen schildern, ferner die Ernennung zum Obersten, dann den König in zwölf verschiedenen Uniformen, auch russischen und österreichischen, aus den Jahren 1803 bis 1872, und eine Photographie des Fürstenkongresses 1860 u. a. m.

Den modernen Berlinern völlig unbekannt ist die Eisrutschbahn bei Bellevue, auf der wir den Prinzen Wilhelm vergnügt sich tummeln sehen. Daß seiner Zeit das Niklas Beckersche Rheinweinlied überall gesungen und in mindestens 160 Melodien komponirt wurde, weiß Jedermann; aber nicht so bekannt ist es, daß Prinz Wilhelm sich das Gedicht eigenhändig abgeschrieben hat. Es befindet sich hier aus dem Besitz der Erben des Kammerdieners Zirbeck. Wie fleißig und sorgfältig auch sonst der Prinz war, geht daraus hervor, daß er die im Jahre 1832 in Wien erschienene Broschüre über die Schlacht bei Bar sur Aube eingehend durchkorrigirt hat, und die „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurf über die deutsche Wehrverfassung", die ebenfalls aus der Königlichen Bibliothek entliehen wurden, haben den Prinzen zum Verfasser, was er zwar nie erklärt, aber auch nie in Abrede gestellt hat (1849).

Leicht läßt sich erkennen, daß die Ausstellung, die am 22. März, nachmittags 2 Uhr, ohne besondere Feier eröffnet wurde, ein deutliches Bild von der hohen Persönlichkeit und dem edlen Charakter unseres entschlafenen Kaisers Wilhelm I. geben und zur Nachfolge aneifern wird.

[Der jüngst erschienene Katalog umfaßt 344 Nummern, wobei die Sammlung des Herrn Simonsohn außerdem 419 Nummern zählt, und wird für 50 Pf. am Eingang abgegeben. Den Mitgliedern des Vereins für die Geschichte Berlins wird demnächst durch besondere Einladung Gelegenheit gegeben werden, die Ausstellung zu besichtigen, soweit es der Raum und die Rücksicht auf den wohlthätigen Zweck gestatten.] —

Nach Schluß der Redaktion geht uns die erfreuliche Nachricht zu, daß Ihre Majestät die Kaiserin am Montag, den 5. April, vormittags die Ausstellung besuchte. Allerhöchstdieselben waren in Begleitung des Kammerherrn Grafen Keller und der Hofdame v. Gersdorff erschienen, nahmen die ausgestellten Gegenstände mit dem größten Interesse in Augenschein und verweilten über eine Stunde im Akademiegebäude. Die Herren Graf Harrach und Geheimer Archivrath Reuter hatten die Ehre, die Führung zu übernehmen. Allerhöchstdieselben

sprachen sich sehr anerkennend über den Inhalt und das Arrangement der Ausstellung aus.

Dr. H. Brendicke.

Kaiser Wilhelm I. und die Zahl 3.

Die herrliche Feier, welche Alldeutschland in diesen Tagen beging, stellt uns aufs Neue die theure Heldengestalt des greisen Kaisers Wilhelm I. vor das geistige Auge. Wir Charlottenburger haben dadurch eine besondere Ursache, jenes hohen Herrn des Oefteren zu gedenken, weil unserer Stadt die Ehre zu Theil geworden ist, nicht nur in ihren Mauern die irdische Hülle des großen Monarchen zu bergen, sondern auch das herrlichste Denkmal des Heimgegangenen zu besitzen: die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche.

Die Zahl 3 spielt in der großen Geschichte Wilhelms des Siegreichen eine hervorragende Rolle. Geboren 1797 lebte er noch drei Jahre im vorigen, 18. Jahrhundert. Im März, im dritten Monat des Jahres, stehen Geburts- wie Todestag des Heimgegangenen verzeichnet. Er hatte drei Brüder, König Friedrich Wilhelm IV., Prinz Carl, Prinz Albrecht und auch drei Schwestern, Charlotte, Kaiserin von Rußland, Alexandrine, Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Luise, Prinzeß der Niederlande. Drei seiner Geschwister sind vor der Mutter (1810) gestorben. Letztere rühmte in einem Briefe an den Vater drei Eigenschaften „ihres Wilhelm“ und schreibt: W. ist einfach, bieder und verständig. Drei Lehrer haben das Verdienst, die geistigen Kräfte des in der Jugend sehr schwächlichen Prinzen entfaltet zu haben; es sind — der in Zeitz als Geistlicher verstorbene Delbrück, der spätere Ober-Schulrath Zeller und Hauptmann v. Reiche. Drei Lieblings-Aufenthaltsorte hatte der Prinz, und sie waren ihm noch als Kaiser theuer: die Pfaueninsel, Babelsberg, Schloß und Schloßgarten Charlottenburg.

Drei Kriege führte der Siegreiche, 1864, 1866 und 1870/71. Drei Hauptschlachten leitete er persönlich, Königgrätz, Gravelotte, Sedan. Auf drei Männern ruhte die Aufgabe, dem Könige und nachmaligen Kaiser als Rathgeber und Mitträger seiner ernsten Regierungsgeschäfte zu dienen, und den Werth jener Drei hat er persönlich erkannt und die Berufung derselben in ihre hohen und verantwortungsreichen Aemter bewirkt; es waren seine drei Paladine: Roon, der Reorganisator der Armee, Bismarck, der eiserne Kanzler, Moltke, der schweigsame Stratege. — Drei Tugenden zierten den Heldenkaiser auf das Köstlichste; sie hießen: Muth vor dem Feinde, Demuth vor Gott, Liebe zum Vaterlande.

Beim Einzug der siegreichen Truppen in Berlin stand vor der stolzen Hohenzollernburg auf hohem Postament eine Riesengruppe von drei Figuren: Germania, ihre wiedergewonnenen Kinder Alsatia und Lotharingia beschirmend — darunter die ewig denkwürdigen drei Sätze: „Nun ist die Kette wieder voll, weh dem, der daran rühren soll.“

Als der Oberhofprediger D. Kögel den sterbenden großen Kaiser durch das Psalmwort getröstet hatte: „Ob ich schon wanderte im finsteren Thal“, sprach jener laut und vernehmlich die drei Worte: „Das war schön.“

Den Hinweis des Geistlichen auf die Gnade Jesu Christi in dem Spruch: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“, bestätigte der greise Glaubensheld durch den Satz: „Das ist richtig.“

Mit drei ernsten Worten schied die neue deutsche Reichshauptstadt von ihrem ersten entschlafenen Heldenkaiser; sie waren am 16. März 1888 in mächtigen schwarzen Buchstaben an dem Brandenburger Thore zu lesen und lauteten: »vale senex imperator!« — Drei theure Abgeschiedene ruhen im Mausoleum unseres Schloßgartens neben dem Heimgegangenen: die Mutter, der Vater, die Gemahlin.

Drei Attribute möchten wir seinem Namen beifügen; sie heißen: Wilhelm der Große, der Siegreiche, der Herrliche. Ob dieselben ihm gefallen würden? Wir glauben es nicht. Andere drei aber dürften seinem kindlich bescheidenen Wesen recht gewesen sein, welche er gleich jenen verdiente: Wilhelm der Sanftmüthige; harte und Scheltworte waren ihm fremd — Wilhelm der Demüthige; Stolz kannte er nicht, allen Segen und Erfolg nahm er als ein Gnadengeschenk seines himmlischen Vaters hin — oder Wilhelm der Liebreiche; Liebe säete, Liebe erntete er überall, wohin er kam. Wenn ihn die Geschichte Wilhelm den Großen nennt, so giebt sie damit dem dritten Hohenzoller die wohlverdiente Ehre: der große Kurfürst, der große König, der große Kaiser.

Charlottenburg. Edmund Müller.

Märkische Gebräuche in der Fastenzeit.

Im Geschichtsverein wurde kürzlich die Frage angeregt, ob in der Gegend von Berlin sich noch besondere Fastengebräuche erhalten haben, wobei zur Erwähnung kam, daß in der Gegend von Witten-

berge und Wittstock Bretzelvertheilungen an die Kinder üblich seien. Nähere Nachforschungen ergaben, daß insbesondere in der Priegnitz ein derartiger Brauch bekannt ist. Aus dem in dieser Sache gepflogenen Briefwechsel sei hier zuerst ein Schreiben des Herrn Rektor Haase in Wittenberge erwähnt, in welchem es u. A. heißt, wie folgt:

In Wittenberge selbst werden keine Bretzeln vertheilt, wohl aber in Groß-Breese, einem Kirchdorf, 3/4 Meilen von Wittenberge, am Grün-Donnerstag in der Kirche.

Ferner am Sonntag Judika, d. i. acht Tage nach Lätare, in Postlin und Strehlen bei Karstädt, zu dem Kirchdorfe Dalmin gehörend, wo dieser Brauch des Vertheilens von Bretzeln in der Fastenzeit von einer hohen Dame (v. Winterfeldt?) seinerzeit gestiftet ist. Die Dalminer Jungen hatten angeblich der hohen Frau zu viel Obst aus dem Garten gestohlen und sind daher in dem Legat von der Vertheilung ausgeschlossen worden. Pastor und Kirchenvorsteher vertheilen die Bretzeln. Eine Urkunde (von 1760?) hierüber soll noch in den Händen des Pastors Schmidt zu Dalmin befindlich sein.

In Lenzen werden ebenfalls die eigenartigen, aus gekochtem Teig hergestellten Bretzeln in der Kirche am Sonntag Palmarum vertheilt. Erwähnt sei noch, daß auch von Perleberg und Wilsnack der Brauch, in der Schule an die Kinder zu dieser Zeit Bretzeln zu vertheilen, beobachtet wird.

Dazu tritt das allgemein bekannte Bassewitz-Fest in Kyritz. Alle städtischen Beamten erhalten dabei für 75 Pfennige Brot. Groß und Klein bekommt am Montag nach Invokavit beim Ausgange aus der Kirche zwar nicht Bretzeln, aber Rundstücke.*)

Herr Ninnig machte aus Lenzen die Mittheilung, daß ihm der Ursprung des fraglichen Brauchs nicht genau bekannt sei, jedenfalls aber in das vorige Jahrhundert zurückgreife. Was den Brauch selbst betrifft, so werden in Lenzen sämmtliche Schulkinder am Freitag vor Palmsonntag mit Bretzeln oder Kringeln in der Kirche beschenkt, nachdem der Oberpfarrer einen kurzen Kindergottesdienst gehalten. Jedes Kind erhält auch einen Bogen Schreibpapier. Die Kosten werden aus den Zinsen eines Legats gedeckt, welches eine freundliche Frau, deren schön ausgeführtes Bildniß in Stein die hiesige Kirche schmückt, gestiftet haben soll (Bretzeltante). Die ganze Einrichtung heißt im Volksmunde die „Kringelsalve".

Besser situirte Eltern lassen ihren Kindern schmackhaftere Bretzeln backen und in der Kirche durch die Lehrer austheilen, aber nicht nur ihren schulpflichtigen, sondern auch kleineren Kindern, die sich der Festlichkeit anschließen. Beglückt sieht man die großen und namentlich die jüngeren Kinder mit ihrem Bund Bretzel oder Kringel aus der Kirche nach Hause ziehen.

Herr Prediger Handtmann in Seedorf bei Lenzen schreibt: Als ich 1888/89 in Lenzen nach der Elbüberschwemmung wohnen mußte, haben meine Söhne Gerhard und Werner, damals acht und sechs Jahre alt, mit großer Freude an dieser „Kringelsalve" theilgenommen.

Derselbe Herr Berichterstatter sprach, wie er mir noch zur Kenntniß bringt, bei Herrn Oberprediger Ninnig in Lenzen dessen Schwiegermutter, Frau Stadtrath Meyer, welche über die „Kringelsalve" Folgendes mittheilte: „Als ich — vor etwa 65 Jahren — Kind war, wurde uns von dem damaligen Superintendenten Weinmann bei dem Kringelfest in der Kirche erzählt: Vor etwa 200 Jahren (?) sei eine vornehme Dame in Lenzen auf der Reise erkrankt und trefflich verpflegt worden. Diese hat aus Dankbarkeit eine Stiftung gemacht, aus deren Ertrag den Kindern am Kringelsalvefest in der Kirche je 5 bis 6 Bretzeln mit 1 Buch Schreibpapier vertheilt wurden." (Jetzt giebt es 2 bis 3 Bretzeln und 1 bis 2 Bogen Papier.) Dieselbe Sitte ist auch in Wilsnack, wo früher der Schwiegersohn des Pastor Handtmann, Lic. Brenzt (an der Jakobikirche in Berlin) eine Zeit lang wirkte.*)

In der Arbeitssitzung des Vereins für die Geschichte Berlins, in welcher die vorstehenden, die Priegnitz betreffenden Mittheilungen nach den Originalschriftstücken vorgebracht wurden, machte Herr Marquardt darauf aufmerksam, daß auch in Carpzow und anderen Orten des westlich Berlin gelegenen Havelgebiets die Lehrer in der Fastenzeit Bretzeln an die Schulkinder zur Vertheilung bringen.

Peter Wallé.

*) Weitere gefällige Mittheilungen darüber liegen noch von dem Pfleger der Denkmalkommission, Landbauinspektor Friedrich in Kyritz, vor; es sei der Einfachheit wegen auf die anmuthende Schilderung dieses Festes in Wilhelm Schwartz, Sagen der Mark Brandenburg verwiesen.

*) Die Vertheilung von Bretzeln vor der Kirche als märkischer Brauch ist kürzlich in der „Leipziger Illustr. Zeitung" durch Holzschnitt abgebildet worden.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Hans Brendicke in Berlin W35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 5. | Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. | 1897.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

639. Versammlung.

10. (5. Arbeits-) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:

Außerordentliche Hauptversammlung.

Sonnabend, den 8. Mai 1897, Abends 7½ Uhr im Rathhause, Zimmer Nr. 63.

Eingang von der Jüdenstraße.

1. Vornahme der Wahl des 2. und des 3. Vorsitzenden, event. Neuwahl für die Stellen der zum 2. und zum 3. Vorsitzenden gewählten bisherigen Vorstandsmitglieder.
2. Vornahme der durch die Einführung der genehmigten neuen Satzungen erforderlich gewordenen Wahl des 18er Ausschusses (§ 13 der Satzungen).

§ 16 der Satzungen des Vereins für die Geschichte Berlins vom 28. November 1896, genehmigt am 8. März 1897: Zu den Hauptversammlungen haben nur ordentliche und Ehrenmitglieder Zutritt. Zur Beschlußfähigkeit der Hauptversammlungen ist die Anwesenheit von mindestens fünfzig Mitgliedern erforderlich. Muß wegen Beschlußunfähigkeit eine neue Hauptversammlung einberufen werden, so ist solche, ohne Rücksicht auf die Zahl der in derselben erschienenen Mitglieder, beschlußfähig; es muß jedoch auf diese Folge bei der Einberufung ausdrücklich hingewiesen werden.

Für die verehrlichen Mitglieder liegt je ein Exemplar der neuen Satzungen der heutigen Nr. 5 der „Mittheilungen" bei.

640. Versammlung.

11. (3. außerordtl.) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:

Mittwoch, den 19. Mai 1897.

Wanderfahrt nach Königswusterhausen.

Die Mitglieder mit ihren Damen und Gästen benutzen den Vorortzug: Bahnhof Friedrichstraße 2^{10} Uhr (Umsteigen in Johannisthal) oder Görlitzer Bahnhof 2^{35} Uhr. Ankunft in Königswusterhausen 3^{25} Uhr. Wanderung durch die Stadt zum Königlichen Jagdschloß an der Notte. 4 Uhr dort Vortrag des Herrn Pfarrers Schumann. Besichtigung des Schlosses mit Genehmigung des Oberhofmarschallamtes unter Führung des Kastellans Herrn Schulz. Kaffeerast im Schloßrestaurant (Franz Herrmann) nahe dem Bahnhof. Wanderung über die Spukbrücke (Priesterbach) nach Neue Mühle. 7 Uhr Abendtisch im Restaurant Ernst Günzler. Rückweg auf dem Kirchsteig zum Bahnhof. Rückfahrt nach Belieben 7^{50}, 8^{50}, 9^{50} Uhr. Theilnehmerkarten zu **2,50 Mk.** (für Kaffee, Kuchen und Abendtisch) sind bis zum 17. Mai bei unserem Schatzmeister Herrn Hoflieferanten C. Gerold, Unter den Linden 24, zu haben.

---

641. Versammlung.

12. (6. Arbeits-) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 22. Mai 1897, Abends 7½ Uhr im Rathhause, Zimmer Nr. 63.

Eingang von der Jüdenstraße.

Referat des Herrn Ernst Winterfeld: „Berliner Wortschatz" im grünen Heft XXXIII, Kritiken und Ergänzungen.

Veränderungen im Mitgliederbestande:

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Ed. Beer, Direktor der städtischen Wasserwerke, W. Magdeburgerstraße 35 I.
- " Heinr. Höhmann, Regierungs-Baumeister W. Maaßenstraße 24 III.
- " Louis Otto, Kaufmann, W. Schellingstr. 5.
- " Wilh. Wieneke, Fabrikant, NO. Friedenstraße 21.

Zum Eintritt ist angemeldet:

Herr Richard Schmidt-Cabanis, Chefredakteur und Schriftsteller, SW. Puttkamerstraße 16 II. Einf. Herr Dr. H. Brendicke.

Wohnungs- und Standesveränderungen:

Herr Albrecht Leichsenring W. Kurfürstenstraße 5. Sekretär im Reichs-Versicherungsamt.
- " L. Werder, Kaufmann, S. Wienerstraße 10.
- " Julius Geisler, Bank-Direktor, Groß-Lichterfelde, Kyllmannstraße.

Die Ausstellung zur Erinnerung an Kaiser Wilhelm I. im Gebäude der Akademie wird am Sonntag, den 2. Mai d. J. geschlossen. Für unsere Mitglieder und deren Angehörige sind Einlaßkarten à 25 Pfennig noch bei den Herren C. Gerold, Unter den Linden 24, P. Roesner, Potsdamerstraße 128a und Dr. H. Brendicke, Kurfürstenstraße 41, zu haben.

Satzungen, Mitgliedskarten, Anmeldebogen für neue Mitglieder sind jederzeit vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke, Berlin W. 35, Kurfürstenstraße 41 I, zu beziehen. Die Anmeldebogen sind deutlich und vor allen Dingen vollständig auszufüllen, sonst verzögert sich die Aufnahme und die Zusendung der Vereinsschriften.

Den neu eintretenden Mitgliedern wird das von einem Liederbuch-Ausschuß herausgegebene „Berlinische Liederbuch" hierdurch bestens zur Anschaffung empfohlen. Es enthält eine Fülle von Vereins- und Festliedern echt berlinischen Gepräges, zum Theil von Mitgliedern verfaßt, und ist für 60 Pf. vom Vereinsboten Ullrich zu beziehen.

Auf dem Stiftungsfeste ist ein goldenes, nicht massives Armband, ohne Ornamente und Steine, mit kleiner Kette, gefunden worden. Dasselbe ist bei dem Hauptschriftwart jederzeit in Empfang zu nehmen.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

Am 10. April sprach in öffentlicher Sitzung unser Vereinsmitglied, Herr Regierungsassessor G. G. Winkel aus Magdeburg, über patriotische Erinnerungsstücke aus der Zeit Friedrichs des Großen, insbesondere über Rubelbecher, Rauch- und Schnupftabaksdosen und Vivatbänder, wie sie für jene Zeit charakteristisch sind und wie wir sie u. A. im Hohenzollern-Museum und im Märkischen Museum in größerer Zahl aufbewahrt finden. Einen großen Anziehungspunkt bildete die von dem Vortragenden ausgestellte und ihm gehörige Vivatbänder-Sammlung, die größte aller bestehenden derartigen Sammlungen, die alle Museumssammlungen an Zahl um das Doppelte übertrifft. Das Märkische Museum hatte für den Vortrag einen Rubelbecher und eine emaillirte Schnupftabaksdose hergegeben. Andere Dosen hatte der Vortragende aus seiner eigenen Sammlung zur Stelle gebracht.

Die Rubelbecher sind kleine silberne Becher nach der Art der Stehaufs:

„Trink' mich aus und leg' mich nieder,
Steh' ich auf, so füll' mich wieder!"

Ihren Namen haben sie davon, daß die ersten Exemplare aus den Rubeln der in der Schlacht bei Zorndorf erbeuteten russischen Kriegskasse getrieben worden waren, wobei es darauf ankam, das Mittelbild des Rubels (die Kaiserin Elisabeth oder den St. Georg) und die Rubelumschrift unverletzt zu erhalten. In die Becher sind an der Außenseite entsprechende Inschriften eingravirt:

„Vom Rubel hat man mich gemacht
Zum Denkmal Zorndorfs blut'ger Schlacht."

„Ich kam aus einem fremden Lande;
Was ich gewesen bin, steht in der Mitt' und auf dem Rande."

„Die Russen schlugen mich und jetzo tumm'le ich,
Da Friedrichs schwere Hand sie dort bei Zorndorf fand."

Zu welchem Zweck diese Becher verfertigt wurden, steht noch nicht sicher fest. Einige nehmen an, sie seien zum Besten der Abgebrannten und Verwundeten verkauft worden, während Andere wissen wollen, daß Friedrich der Große sie unter seine Offiziere vertheilt habe. Wahrscheinlich trifft Beides zu, und gewiß sind die Becher wegen ihrer bequemen Verwendbarkeit als Reise- oder Feldbecher später öfter nachgeahmt worden.

Gleichzeitig mit den Rubelbechern sind die historischen Rauch- und Schnupftabaksdosen

entstanden. Auch bezüglich ihrer geht eine weitverbreitete Auffassung dahin, daß sie auf Veranlassung Friedrichs des Großen angefertigt und, mit Goldstücken angefüllt, von ihm an seine Offiziere und Soldaten als Belohnung für hervorragende Verdienste verschenkt worden seien. Das ist indessen nur zum Theil richtig. Nicht von den Tabaksdosen im Allgemeinen, sondern nur von den Schnupftabaksdosen gilt das Gesagte. Diese Schnupftabaksdosen sind in weißem oder blauem Email auf Kupfer oder Silber hergestellt. Der Deckel trägt auf der Außenseite vielfach eine Abbildung des Sternes zum Schwarzen Adlerorden und ringsherum die Namen der bedeutendsten Schlachten des siebenjährigen Krieges in Lorbeerkränzen oder auch Schlachtendarstellungen, Schlachtpläne und militärische Bilder. An den Schmalseiten sind kriegerische Embleme und Wappen angebracht. Auf der Innenseite des Deckels sehen wir meist ein Porträt des großen Königs in der Uniform des ersten Bataillons Garde, hier und da auch einen Vers, so z. B.:

„Es lebe durch des Höchsten Gnade
Der König, der uns schützen kann;
So schlägt er mit der Wachtparade
Noch mehrmals 80,000 Mann —"[1])
oder kürzer:
„Victoria, der Sieg ist da"
»Vive le roi de Prusse.«

und Aehnliches.

Andere Dosen bringen Abbildungen des Hubertsburger Friedensschlusses mit einigen Friedensengeln und Friedensdevisen, des Zeughauses von Berlin und dergleichen.

Während diese emaillirten Dosen gewiß zum größten Theil auf Befehl des großen Königs angefertigt wurden und von ihm mit Geldstücken gefüllt an verdiente Offiziere geschenkt worden sind, liegt die Sache bei den Rauchtabaksdosen ganz anders. Der König rauchte nicht, er schnupfte nur. Es sind deshalb die Rauchtabaksdosen von Messing und Kupfer nichts weiter als ein Erzeugniß der damaligen spekulativen Industrie, welches um billigen Preis Jedermann zugänglich war. Diese Dosen sind etwa 15 cm lang, 4 cm hoch und 4 cm breit. Deckel und Boden bestehen aus Messingblech, die Seitenwandungen aus Kupfer. In Deckel und Boden sind Schlachtendarstellungen, Porträts Friedrichs des Großen und seiner Heerführer, Wappen, kriegerische Embleme und längere oder kürzere Verse und Aufschriften eingestanzt. Gravirte Darstellungen finden sich nur auf den Familiendosen, die Scenen aus dem holländischen Familienleben darstellen und von dem Vortragenden in ihrer kunsthistorischen Bedeutung zwar nicht verkannt, aber doch nicht in den Rahmen seiner Betrachtung gezogen wurden. Der historischen Dosen finden sich in den Museen überall ziemlich viele. Das Hohenzollernmuseum besitzt etwa 20, das Märkische Museum gewiß 40 bis 50 Stück. Die älteste Dose hat die »Victorie bey Lowositz« zum Gegenstande. Andere Dosen feiern die Schlachten bei Prag, Liegnitz, Crefeld, Torgau, den Hubertsburger Frieden u. s. w.

Oft werden nicht bestimmte historische Ereignisse, sondern allein der große König und seine Heerführer und Verbündeten gefeiert. Die Umschriften lauten: Heros saeculi, defensor Germaniae. — Protector patriae et religionis. — Domine, salvum fac regem, oder Pro gloria et patria. — Daß diese Dosen als Rauchtabaksdosen gedient haben, unterliegt keinem Zweifel. Es geht unter Anderem auch schon daraus hervor, daß auf vielen der sogenannten Familiendosen Raucherscenen dargestellt sind (Männer mit den langen holländischen Tabakspfeifen) und dazu die Verse:

„Toback, du edles Kraut, wir preisen deine Tugend,
Du bist der Alten Lust und das Confect der Jugend.
Wer dich mit Maßen braucht als ein Geschenk von oben
Und ein Paar Pfeifen raucht, der wird dich müssen loben."

Doch darf der Umstand, daß es meist holländische Familienscenen sind, die zur Darstellung gelangen, nicht zu dem Glauben verführen, daß diese Dosen in Holland hergestellt worden seien. Ihr Ursprungsort sind die Rheinlande (Iserlohn), die Verfertiger eingewanderte holländische Mennoniten, und daraus erklären sich auch die Anklänge an Holland leicht.

Die Ausführungen des Herrn Regierungsassessors G. G. Winkel gipfelten besonders in seinen Mittheilungen über die Vivatbänder, von denen er eine reichhaltige Sammlung vorlegte. Es sind dies seidene Bänder in verschiedenen Farben, bedruckt (nur in wenigen Fällen bemalt oder bestickt) mit Porträts Friedrichs des Großen, des Prinzen Heinrich, des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, mit Wappen, Namenszügen, kriegerischen Emblemen und patriotischen Versen. Ihren Namen haben sie

[1]) Es ist merkwürdig, daß es noch nicht gelungen ist, den Ursprung dieses allgemein bekannten Verses festzustellen. Von Gleim ist er allem Anschein nach nicht. Wer ermittelt den Dichter?

von dem auf vielen von ihnen oft wiederholten Wort »VIVAT«. Solcher Bänder sind dem Vortragenden trotz umfassendster Ermittelungen nur etwa 240 Stück bekannt geworden; hierunter sind 120 verschiedene Bänder, davon mehr als 60 in seiner Sammlung.

Wie es historische und Familiendosen gab, so kamen auch historische Vivatbänder und Familienbänder vor; letztere freilich nicht neben den historischen Bändern, sondern vielmehr zeitlich nach ihnen stehend, auch nicht so wichtig wie die ersteren, aber doch durch ihre Verse manchen kulturhistorischen Aufschluß über die Eigenart der ersteren gebend. Der Vortragende hat die Vivatbänderkunde so zu sagen erst entdeckt und sie zu einer eigenen Wissenschaft ausgebildet. Seine Autorität auf diesem Gebiete ist eine unumstrittene.

Die älteren Vivatbänder waren ziemlich einfach gestaltet. Sie zeigen den zur Sonne auffliegenden Adler mit einem Spruchband: »Nec soli cedit« oder mit den schon oben erwähnten kurzen Inschriften: „Victoria, der Sieg ist da“ und „Es lebe Friedrich der Große“.

Bald nehmen die Verse an Umfang zu:

„Preußens kleine eigne Macht
hat den größten Sieg gebracht!“ —
oder:

„Die sogenannte Reichsarmee und Frankreichs große Dauphiné
Die sind nunmehr wohl überführt, daß Friedrich als ein Held regiert.“

Die noch längeren Verse können aus Mangel an Raum hier nicht abgedruckt werden. Es sei deshalb auf den von Dr. Brendicke herausgegebenen „Sammler“ (Jahrgang 1888 Nr. 2 und 3 und Jahrgang 1889 Nr. 11 bis 15) verwiesen, wo der Vortragende seine ersten Vivatbänderstudien niedergelegt hat.

In großer Zahl und Mannigfaltigkeit sind die Bänder zur Feier des Hubertsburger Friedens vorhanden. Die Verse selbst sind in der Art der „Lieder eines preußischen Grenadiers“ gehalten; doch hat es noch nicht gelingen wollen, Gleim mit Sicherheit als den Verfasser des einen oder des anderen Bandgedichtes nachzuweisen, obwohl es (nach einem Brief der Karschin) feststeht, daß Gleim solche Vivatbändergedichte verfaßt hat.

Alle Bänder stammen aus der Zeit des siebenjährigen Krieges oder aus den Jahren bald nachher.

In der Zeit des patriotischen Niederganges um die Wende des Jahrhunderts schlief die Mode ein; denn mit einer Mode haben wir es hier zu thun, wie der Vortragende aus einer Reihe von Festberichten, aus mündlichen Ueberlieferungen, sowie aus Vergleichungen mit Inschriften von Familienbändern nachwies. Es würde zu weit führen, hier alles das zu wiederholen, was der Vortragende in jahrelangem Bemühen zusammengetragen und ersonnen hat; doch seien einige dieser Inschriften erwähnt, die da lauten:

„Dies Band soll unsre Stirn gleich Siegespalmen schmücken . . .“

„Wer heut das Bändchen trägt . . . der ist ein braver Mann und treuer Unterthan.“

„Der hat kein preußisch Blut, den dieses Bild nicht rührt,
Der ist kein Patriot, dem es die Brust nicht ziert.“
Oder:

„Theures Mädchen, nun so halte deinen lieben Arm still,
Daß ich es zur Schleife walte, weil ich ihn umwinden will.“

Besonderen Werth legte der Vortragende darauf, die neuerdings in Zeitungsnotizen aufgetretenen Auffassungen zurückzuweisen, als ob diese Bänder seiner Zeit als Orden oder Ordensbänder vertheilt worden seien und als ob der Kupferdruck, auf den diese Zeitungsnachrichten sich stützen, etwas Neues, bisher nicht Bekanntes gewesen sei; zweifellos sei derselbe identisch mit den Vivatbänderzeichnungen auf der Bibliothek in Weimar, die ebenfalls den Vermerk tragen, daß es sich um „Orden“ handele, welche der König und die Königin an die Truppen und an die Kavaliere und Damen vertheilt hätten und die er schon vor zehn Jahren im „Sammler“ beschrieben habe. Der Ausdruck „Orden“ dürfe keinesfalls wörtlich genommen werden. Ein Band, welches Jedem der dabei gewesenen Soldaten wegen seiner Tapferkeit gereicht worden sei, als „Ordensband“ zu bezeichnen, sei einfach Unsinn. Auch die Form und Gestaltung der Bänder lasse einen solchen Schluß nicht zu; denn diese Bänder hätten sich in Nichts von den sonstigen, lediglich zu ephemerem Gebrauch bestimmten Vivatbändern unterschieden. Da der Vortragende eines dieser in den Zeitungen beschriebenen drei Bänder (es ist eins der wenigen gewebten Bänder) im Original in seiner Sammlung besaß, war es ihm leicht, dieses nachzuweisen.

Die 3. Arbeitssitzung am 27. März 1897 wurde durch den 2. Vorsitzenden Herrn Amtsrichter Dr. Holtze eröffnet, der über die Beziehungen des entschlafenen Kaiser Wilhelms I. zu unserem Verein sprach (Mittheilungen 1897 Nr. 4 S. 51). Sodann berichtete Herr Geheimrath Reuter über die Ausstellung des Vereins in der Akademie (Nr. 4 S. 53) und Herr P. Wallé be-

richtete über mehrere Zuschriften betreffend Märkische Fastnachtsgebräuche (Nr. 4 S. 57), wozu einige Mitglieder werthvolle Ergänzungen gaben.

In der Arbeitssitzung am 24. April 1897 legte Herr Architekt Peter Wallé die ersten Pläne zum Kaiser Wilhelm-Palais Unter den Linden vor, wovon auch zwei Briefe des Kaisers aus den Jahren 1832 und 1833 handeln, die im Original (unter Nr. 38) auf der Ausstellung in der Kunstakademie zu sehen sind.

Schinkel, der große Baumeister, der um 1806 Berlin aus Mangel an architektonischen Aufgaben verlassen wollte, von der Königin Luise aber zurückgehalten wurde, war durch Friedrich Wilhelm III. mit dem Umbau mehrerer Paläste für seine Söhne betraut worden. Das alte Tauentziensche Palais an der Ecke des Opernplatzes, das Prinz Wilhelm 1824 als Dienstwohnung bezogen hatte, genügte nach der Vermählung nicht mehr und als Bauplätze für ein neues Heim waren die Nordostecke des Pariser Platzes auf einem bis zur Spree reichenden Grundstücke, dann die Stelle der Bibliothek am Opernplatz und zuletzt erst das heutige Grundstück neben dem niederländischen Palais (unter Erhaltung der Bibliothek) ins Auge gefaßt worden. Schinkel hatte für alle drei Fälle großartige Bauten im Palaststil mit Tempelgiebeln und Kolonnaden im antikisirenden Sinne entworfen, die aber an dem Kostenpunkt scheitern mußten. Das Projekt am Opernplatz, das bis zur Behrenstraße hin von Terrassen, Tempeln und Kaskaden eingerahmt wurde, sollte nach Schätzung des Prinzen 500 000 bis 600 000 Thaler kosten, während er nur 300 000 Mk. zur Verfügung hatte. So überließ er denn in seinem Schreiben vom 10. Februar 1832 die Vorlage des Projektes dem Königlichen Kabinetsrath Albrecht, bemerkte aber, daß das Projekt für seine Mittel viel zu kolossal wäre, um ihn nicht zu ruiniren. — Geld dafür wolle er nicht aufnehmen, da derartige Unternehmungen Einen Jahre lang in sehr beschränkte Verhältnisse setzen. Er sei, setzte der Prinz hinzu, bisher mit seinen Finanzen noch nie in Verlegenheit gerathen und wünsche durchaus so fortzufahren, um wenigstens nicht noch beschränkter als bisher leben zu müssen! — Schinkel stellte nun den letzten Plan für ein Palais an der Stelle des alten auf, das erheblich billiger wurde, aber in der Architektur zu anspruchsvoll und vor Allem nicht recht wohnlich war. — In dieser Zeit lernte Prinz Wilhelm den Sohn des Erbauers des Brandenburgerthors kennen, den Architekten Karl Ferdinand Langhans († 1869), der auf Empfehlung des damaligen Garnisonbaudirektors zur Aufstellung von Plänen zugelassen wurde. Dieser talentvolle Baumeister, der nachher bei dem Bau der Oper (1843), dann bei dem Viktoriatheater thätig war, hat nach dem zweiten Briefe Kaiser Wilhelms vom 19. Mai 1833 mit diesem zusammen gearbeitet und hin und her überlegt, bis der jetzt noch vorhandene praktische Grundriß zu Stande kam. In dem Briefe unterbreitet der Prinz nun Schinkels Urtheil die Langhansschen Skizzen und theilt zugleich mit, daß der König der Niederlande, entgegen der Zusage der Königin, das direkte Anbauen an sein Palais, das Schinkel geplant hatte, nicht gestatte. So blieb die jetzt noch bestehende Einfahrt rechts vom Palais frei, die später durch einen besonderen Uebergang zum Niederländischen Palais überbrückt wurde. Die beiden Briefe, die noch bis zum 2. Mai ausgestellt sein werden, geben also über die Baugeschichte des Kaiserlichen Palais manchen interessanten Aufschluß. — Die erwähnten schönen Perspektiven nach Schinkels Originalen befinden sich in dessen Sammlung von Entwürfen, welche die Gropiussche Kunsthandlung in einem starken Bande veröffentlichte.

Darauf legte Herr Dr. H. Brendicke eine Sammlung von Karikaturen vor, die sich auf den Turnvater Friedrich Ludwig Jahn beziehen und aus der Zeit stammen, als dieser in Frankfurt a. M. seine Lehre von der Einheit Deutschlands vortrug und diese gegen viele Ungläubige und Zweifler vertheidigte. Jahn wurde als Abgeordneter in die deutsche Nationalversammlung gewählt, welche bekanntlich in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. seit dem 18. Mai 1848 als erstes deutsches Parlament unter dem Vorsitz des früheren Burschenschafters Heinrich v. Gagern tagte (geboren am 20. August 1799 zu Bayreuth, gestorben am 22. Mai 1880 in Darmstadt). Er war aufgestellt von der Stadt Naumburg im Merseburger Kreis für den 16. sächsischen Wahlbezirk, hatte Platz Nr. 512 in der Kirche und gehörte der preußisch-konservativen Partei an. „Der Apostel der deutschen Einheit geht frohen Herzens dahin, kehrt aber bitter enttäuscht zurück.“ Jahn galt jetzt als ein serviler Reaktionär, ihm fehlten jetzt die guten Kameraden von 1813, Fr. Friesen und Max v. Schenkendorf, so daß Jahn sagte: „Napoleon war arg; aber die Rothen sind ärger“ und: „Kamptz war gegen den rothen Teufel mit Lügen und Trügen noch ein

guter Erzengel". In der Rede vom 17. Januar 1849 über die Wahl eines deutschen Kaisers trat Jahn bekanntlich lebhaft für ein erbliches Kaiserthum ein.

Im Verlage der lithographischen Anstalt von Ed. Gustav May in Frankfurt a. M. erschien eine Lithographie mit der Unterschrift: „Der Demokratenvertilger". Jahn, leicht erkennbar an seinem langen weißen Bart und seinem schwarzen Sammetkäppchen, in langem altdeutschen Rock mit weit übergeschlagenem weißen Hemdkragen, hat in der Linken einen Prügel, eine siebenschwänzige Katze, durch den Leibgurt werden einige Revolver und Säbel festgehalten und in der Rechten hält er einen Strick, ein Leitseil einer Guillotine, die er in Bewegung zu setzen scheint. Die Köpfvorrichtung steht auf einem vierräderigen breiten Schinderkarren, den zwei Leibgardisten ernsten Angesichtes bewachen. Eine Uebertreibung sicherlich, die ihres Gleichen sucht!

Eine ähnliche Darstellung zeigt die unter Nr. 31 in gleichem Verlage erschienene Abbildung mit der Unterschrift: „Der Demokratenvertilger" (vide Sitzung vom 25. August). Hier hat Jahn, mit dem eisernen Kreuz geschmückt, den Prügel in der Rechten, das Leitseil unter der Guillotine in der Linken; die zwei Gensdarmen machen Front und neben dem Karren sind mehrere zweideutige Gestalten mit und ohne Cylinderhut gefesselt; einige scheinen Pastoren und intelligente Leute zu sein, andere erinnern stark an Destillationsbesucher.

Ebenfalls im Mayschen Verlage erschien (Nr. 53) ein Blatt, gezeichnet W. V(eit)., mit der Unterschrift: „Juchhe! einstimmig zum Vicepräsidenten gewählt". Jahn, in kurzem schwarzem Sammetrock und weißen Leinwandhosen, hüpft vor Freude auf einem Bein in nägelbeschlagenen schweren Stiefeln, hat ein Portefeuille unter dem rechten Arm und versucht mit der Linken, noch die letzten Haare aus dem kahlen Schädel sich auszuraufen.

Auch „W. V. 1849" bezeichnet (No. 65) ist eine Lithographie, auf der ein Redner an den Rockschößen von dem Katheder heruntergezerrt wird durch einige laut brüllende, mit Stöcken bewaffnete Männer, unter denen sich auch der großbeschuhte, kurzhosige und kurzjackige Jahn im weißen Barte befindet. „Ein Antrag auf Tagesordnung" lautet die Unterschrift, und es folgen die Worte:

„In Erwägung, daß die National-Versammlung von vornherein entschlossen war, nichts zu thun, daß sie nur berieth darüber, wie sie nichts thun solle (Ruf: zur Ordnung!),

In Erwägung, daß sie auch in dieser Beziehung, wie sie nichts thun wolle, zu nichts gekommen ist (Lärm — herunter!), so möge dieselbe über die neuentstandene Debatte zur Tagesordnung übergehen. (Sitzung vom 4. Januar 1849).

Bei May sind noch zwei in dieser Sammlung befindliche Abbildungen erschienen, die sich auf den Turnvater beziehen. Eine Versammlung von Männern in ritterlicher Kleidung, die den Schwur auf dem Rütli nachzuahmen scheinen, kniet am Fuße eines Berges, auf dem drei Helden stehen, die Rechte zum Schwur erhoben: E. M. Arndt mit Vatermördern und dem Leierkasten „Was ist des Deutschen Vaterland", H. v. Gagern wahrscheinlich und der grimmig blickende, hochgestiefelte Turnvater, einen jungen Eichenbaum in der Linken haltend. Der Mond in der Zipfelmütze macht ein schief Gesicht dazu. Die schwarz-weiße preußische Fahne ist aufgerichtet, während im Hintergrunde ein verdorrter Baum steht und kahle Berge die Ueberschrift tragen: „Einst und jetzt".

Bei S. Stern in Offenbach verkäuflich waren zwei Lithographien, die ebenfalls Jahn zum Mittelpunkt einer satyrischen Darstellung haben. „Die Befestigung der Ostgrenze durch verschanzte Lager von Breslau nach Bromberg" wird dadurch zuwege gebracht, daß Jahn, der den altdeutschen Rock ausgezogen und niedergelegt hat, als fleißiger Schanzarbeiter mit Hülfe mehrerer emsiger karrenschiebender Maulwürfe an einer Verschanzung arbeitet. Das rauchende Pfeifchen im Munde deutet darauf hin, daß es noch gemüthlich dabei zugeht.

Etwas drastischer tritt Jahn als Redner auf, mit zwei stattlichen Eselsohren versehen und in der Gestalt eines Esels, zum Felgumschwung an der Reckstange bereit inmitten der ihm zujubelnden Versammlung im Innern der runden Paulskirche in Frankfurt a. M. Im Hintergrunde hält sich der Vorsitzende (der Burschenschafter Heinrich von Gagern) die Ohren zu und ein Anderer (Brentano) nimmt seinen Hut und verläßt das Lokal. Die Unterschrift lautet: Der Demokratenfresser und es folgt:

J'an: Hohe Versammlung! Wer solange gelebt wie ich . . .

Eine Stimme: Wird grau und ist nicht immer, was Sie vorstellen.

Alle Stimmen: ha ha ha ha . . .

Zwei weitere Karikaturen erschienen bei C. Knatz in Frankfurt a. M.: Jahn im weißen Barte, mit Sammetkäppchen auf dem Kopf, an-

gethan mit dem eisernen Kreuz und dem Eselsorden am Halsbande, sitzt als Großvater in einem Lehnstuhl, der den Namen führt: „Königliche Versorgungs-anstalt." „Mildthätige Gaben für Vater Jahn" liegen am Boden, ein Diener des Gesetzes bringt einen Geldbeutel mit 700 Thalern (Jahns Pension) und im Hintergrunde werden Bösewichter durch eine Tretmaschine gerädert. Rad, Guillotine und Galgen sind in weiter Ferne sichtbar. Das Ganze trägt die recht unpassend gewählte Ueberschrift: „Nero der Zweite." (Sitzung vom 2. Oktober). „Aus der Reichs-Kuriositäten-Sammlung" werden als „Vorsündfluthliche Ueberreste eines Urdeutschen" (Tafel I) aufbewahrt, auf einem Rednerpult ruhend, Jahns große Wanderstiefel, sein weiter Hemdkragen, sein langer Bart und sein schwarzes Käppchen.

Im Verlag von R. Baist in Rödelheim erschien eine „Hundskomödie": In der wirklich erleuchteten Paulskirche sind die Führer Deutschlands versammelt, der österreichische Staatsminister Metternich bläst die Klarinette, und den pudelnärrischen Reigen führen Gagern und Jahn, dem ein Knochen gereicht wird. Bezeichnet ist das Bild: „12. 8. 48. E. Sch. . . ." Robert Blum sieht der Komödie von der ersten Sitzreihe aus aufmerksam zu.

Ein Buch über Volkskunst.

Es ist unleugbar, daß eine große Kluft besteht zwischen der Masse des Volkes und dem, was wir „Kunst" zu nennen belieben. Auf einen kleinen Kreis, auf die oberen Zehntausend, die sogenannten Gebildeten, und auf die mit Reichthümern Gesegneten ist, so will es scheinen, die Fähigkeit, die Werke der Kunst zu würdigen und zu genießen, beschränkt. Die Kunst unserer Tage ist losgelöst vom Volksleben. Und doch war es in früheren Zeiten bei uns damit besser bestellt. Gerade die deutsche Volkskraft verstand es, nicht nur das Heimische in der Kunst festzuhalten sondern auch die fremden Elemente, welche im Laufe der Zeiten hinzukamen, umzuformen und volksthümlich zu gestalten. Selbst noch im 16. Jahrhundert, in der Zeit der Renaissance, war in den Schöpfungen der Kunst und des Kunstgewerbes deutscher Geist zu spüren. Die traurigen dreißig Jahre mit ihrem Krieg und Elend bereiteten auch der deutschen Kunst ihr Grab. Bald überwog fremdländischer Einfluß und kam rasch ganz zur Herrschaft. Was Wunder, wenn die Volksseele davon nichts wissen wollte und sich grollend zurückzog! So wurde die Kunst eine höfische und städtische, bis in unserer Zeit die Maschinenarbeit und die Massenfabrikation, der Zusammenfluß aller möglichen Stilarten, insbesondere auch die Nachahmung der Antike, der Volkskunst den Garaus gemacht zu haben schienen.

Aber die unverwüstliche Kraft, welche im Volksthum ruht, konnte zwar zurückgedrängt, doch nicht vernichtet werden. Wer im deutschen Vaterlande herumwandert und zumal, wer abgelegenere Gegenden aufsucht, sieht heute noch die bäuerliche, kleinbürgerliche Kunst wirken und schaffen; naturgemäß am ausgedehntesten und erfolgreichsten auf dem Gebiete der Kleinkunst, des Kunstgewerbes. Farbenpracht und gesunde Derbheit treten uns hier unverfälscht entgegen und erfreuen Herz und Sinn.

Jeder, der sich genauer über volksthümliche Kunst, über die Kunst, welche im Volke ihre Wurzeln hat, unterrichten will, wird das neueste Buch unseres vielgewanderten Mitgliedes Robert Mielke nicht außer Acht lassen dürfen. Es heißt: Volkskunst (Verlag von Walther Niemann, Magdeburg. 123 S. mit 85 Abbildungen). Ich habe es mit großem Interesse gelesen und denke es auch in Zukunft öfter noch zur Hand zu nehmen. „Versuchen wir es nur einmal mit der Volkskunst", dieser Mahnung des Verfassers wird man freudig zustimmen müssen.

Wer aber der Volkskunst seine Aufmerksamkeit zuwendet, dem sei in Erinnerung gebracht, daß wir hier in Berlin an dem Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes in der Klosterstraße 36 eine Sammlung besitzen welche, zusammen mit dem Buche Mielkes, die Erkenntniß jener Kunst dem Forscher wie dem Laien ermöglicht. Dr. Franz Weinitz.

Berliner Wortschatz.

Zu dem „Berliner Wortschatz", der jüngst im grünen Heft XXXIII 1897 erschien, sind Kritiken und Ergänzungen eingegangen, die wir mit Dank entgegennehmen:

1. Die „Berliner Neuesten Nachrichten" bringen in Nr. 91 eine interessante Vergleichung: „Die Berliner Sprache und das Neuhochdeutsche" von Herrn Professor Schm(olke) und in Nr. 121 vom 13. März noch einen Artikel „Zur Aussprache des Neuhochdeutschen" von demselben Verfasser.

2. Herr Richard Schmidt-Cabanis sprach am 17. März 1897 in der Groß-Loge Royal York über „Berliner Allerlei aus eigenen Schriften" und besprach u. A. auch einige Erzeugnisse der Mund-Unart: „Familie Seelicke", als Première des Lessingtheaters,

von zwei ungenannten Verfassern, von denen der eine aus Rastenburg, der andere aus Querfurt stammt! und die verflossene Zeitschrift „Berlin“ von Paul Lindau, unter deren Mitarbeitern sich nicht ein einziger „geborener Berliner“ befand.

3. In der „Berliner Börsen-Zeitung“ Nr. 111 vom 7. März, die eine eingehende lehrreiche Besprechung bringt, will der Rezensent V. A(ubertin) das Wort „ausmärzen“ ableiten vom gothischen marzjan (lat. mors), während wir es mit Schrader erklärten: „Die zur Zucht untauglichen Schafe im März (Martius) ausscheiden.“

4. Zum Artikel „Aalmutter“, dem wir mit Ausrufungszeichen die falsche Berlinische Erläuterung beifügten „weiblicher Aal, der ein Nest lebendiger Jungen bei sich führt“ bemerkt unser verehrtes Mitglied Herr E. Marquardt als Fachmann Folgendes:

Der Aal (Anguilla fluviatilis) stellt uns seit undenklichen Zeiten ein naturwissenschaftliches Problem dar, bezüglich der Art seiner Fortpflanzung. Erst 1873 wurden von Professor Syrski in Triest die männlichen Geschlechtsorgane (Lappenorgane) festgestellt. So viel ist gewiß, daß die Aale, sobald sie die geschlechtliche Reife erlangt haben, etwa nach drei bis fünf Jahren, aus den Flüssen ins Meer zu gehen trachten, sich dort an Mündungen der Flüsse, wo Bänke vorhanden sind, zwischen Schilf und Rohr versammeln, in Ballen sich zusammenwickeln, und daß im Frühjahr die jungen, durchsichtigen Aale, kaum 6 cm lang, schaarenweise monatelang stromaufwärts in die Flüsse wandern. Alle im Aal gefundenen fadenartigen Thiere sind nur Eingeweidewürmer, aber nicht etwa junge Aale.

Aalmutter (Zoarces viviparus) ist eine ganz andere Spezies als der Aal, ein langgestreckter, gelbbraun gefleckter Fisch; er gehört zu den wenigen Knochenfischen, bei denen sich die Eier im Weibchen vollständig ausbilden und die daher lebende Junge (bis 300 an der Zahl) zur Welt bringen. Aalmutter lebt nur im Seewasser. Dr. H. Brendicke.

Kleine Mittheilungen.

Fürst Bismarck als Deichhauptmann.

Die Akten der Magdeburger Regierung enthalten verschiedene eigenhändig geschriebene und umfangreiche Berichte des Fürsten Bismarck aus seiner Zeit als Deichhauptmann der Schönhausener und Fischbecker Deiche (1848 bis 1850), die damals zum Altmärkischen Deichverbande gehörten) jetzt aber zum Jerichower Deichverbande geschlagen sind. Ich möchte diese Berichte mit Erlaubniß des Königlichen Regierungs-Präsidenten veröffentlichen, bedarf aber zur Abrundung meiner Arbeit einiger Hinweise auf die Litteratur und bitte deshalb die Herren Vereinsmitglieder, mir gütigst mitzutheilen, wo in den Bismarck-Biographien, Briefen &c. seiner als Deichhauptmann Erwähnung geschehen ist. Die Angabe von Titel und Seitenzahl der betreffenden Bücher genügt. Der Kladderadatsch soll einmal vom Fürsten Reuß ä. L. gesagt haben, daß dieser vom Fürsten Bismarck sonst nichts gewußt habe, als daß er 'mal irgendwo Deichhauptmann gewesen sei. Wo stand das? Besten Dank im Voraus!

G. G. Winkel, Regierungsassessor.
Magdeburg. Augustastraße 11.

Kaiser Wilhelm der Große. Ein Lebensbild für das deutsche Volk und Heer von H. v. Below, General-Lieutenant z. D. Berlin 1897. Verlag des „Deutscher Soldatenhort“ (Karl Siegismund). 92 S.

Aus der Fülle von Schriften, die zur Centenarfeier erschienen sind, heben wir vorstehend genanntes Büchlein hervor, weil es in kurzen markigen Zügen ein Lebensbild des großen Kaisers giebt, bereichert durch eine Fülle persönlicher Erinnerungen, niedergeschrieben in warmer Empfindung und in soldatischem Geiste von dem Verfasser, der nicht im Militarismus stecken bleibt, sondern für die Regungen der Volksseele im Allgemeinen tiefes Verständniß und offenen Sinn hat. Der in schlichter Sprache behandelte Stoff ist in vier Abschnitten klar und deutlich gegliedert, so daß das Büchlein auch zur schnellen Orientirung über den Lebensgang unseres entschlafenen Kaisers recht geeignet ist.

Gesucht werden die Porträts folgender Königlich Preußischer Kriegsminister:

Heinrich Christof v. Klatt geb. 1699, Kriegsminister von . . . . . 1746—1760 (†)
Karl Heinrich v. Wedell, Kriegsminister von . . . . . 1760—1779
Lewin Rudolf v. d. Schulenburg, Kriegsminister von . . . . . 1779—1788 (†)
Heinrich Gottlob v. Kannewurff, Kriegsminister von . . . . . 1796—1799
Karl Franz Frhr. v. d. Goltz, Kriegsminister von . . . . . 1799—1804 (†)
Georg Philipp v. Dietherdt, geb. 1741, Kriegsminister von . . . . . 1804—1807 (†)

Mittheilungen über vorhandene Porträts (auch nur zum Zwecke der Ansicht) erbittet die Redaktion.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Hans Brendicke in Berlin W35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

Professor Ad. M. Hildebrandt del.

No. 6. Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. **1897.**

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

Durch besondere Drucksache war eingeladen worden zu der

641. Versammlung.

12. (6. Arbeits-) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:

Außerordentliche Hauptversammlung.

Sonnabend, den 22. Mai 1897, Abends 7 Uhr im Rathhause, Zimmer Nr. 63.

Eingang von der Jüdenstraße.

1. Vornahme der durch die Einführung der genehmigten neuen Satzungen erforderlich gewordenen Wahl des 18er Ausschusses (§ 13 der neuen Satzungen).
2. Vornahme der Wahl des 2. und des 3. Vorsitzenden, event. Neuwahl für die Stellen der zum 2. und zum 3. Vorsitzenden gewählten bisherigen Vorstandsmitglieder.
3. Neuwahl der übrigen Vorstandsmitglieder nach § 9 der neuen Satzungen.

Für die Punkte 1 und 2 der Tagesordnung ist die Versammlung auf jeden Fall beschlußfähig.

Zur Erledigung von Punkt 3 der Tagesordnung ist die Anwesenheit von mindestens 50 Mitgliedern erforderlich.

cf. § 16 der Satzungen des Vereins für die Geschichte Berlins vom 28. November 1896, genehmigt am 8. März 1897: Muß wegen Beschlußunfähigkeit eine neue Hauptversammlung einberufen werden, so ist solche, ohne Rücksicht auf die Zahl der in derselben erschienenen Mitglieder, beschlußfähig; es muß jedoch auf diese Folge bei der Einberufung ausdrücklich hingewiesen werden.

---

642. Versammlung.

13. (4. außerordtl.) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:

Besichtigung der Anlagen von Spindlersfeld

Mittwoch, den 16. Juni 1897.

Die Mitglieder mit ihren Damen und Gästen benutzen den Vorortzug: Bahnhof Friedrichstraße 2¹⁰ Uhr (Umsteigen in Johannisthal) oder Görlitzer Bahnhof 2³⁵ Uhr. Ankunft in Spindlersfeld 3⁰⁵ Uhr.

Besichtigung der Fabrikräume und Wohlfahrtseinrichtungen mit gütiger Erlaubniß des Herrn Kommerzienrathes Karl Spindler unter Führung einiger Beamten. Kaffeerast im Erholungshause. Ueberfahrt gegen 6 Uhr per Dampfer nach Sadowa. 7 Uhr Abendtisch. Rückfahrt mit den Vorortzügen 8⁰⁶, 8⁵³, 9⁰⁶, 9⁴¹, 10⁰⁵ u. s. w. Uhr. Theilnehmerkarten zu 2,25 Mk. (für Kaffee und Abendtisch) sind bis zum 14. Mai bei Herrn Hoflieferanten C. Gerold, Unter den Linden 24, zu haben.

Da den Inhabern und Angestellten ähnlicher Fabriken der Zutritt nicht gestattet ist und der Vorstand die Verantwortung für die Beachtung dieser Vorschrift übernommen hat, so sind vor Beginn der Besichtigung sämmtliche Gäste dem Vorstande vorzustellen.

Veränderungen im Mitgliederbestande:

Als neues Mitglied ist aufgenommen:

Herr Richard Schmidt-Cabanis, Chefredakteur und Schriftsteller, SW. Puttkamerstraße 16 II.

Verstorben.

Am 24. April 1897 verstarb Herr Bankier Otto Damköhler, Mitglied des Vereins seit dem Jahre 1884, Bruder unseres Mitgliedes Herrn Rudolf Damköhler.

Am 18. Mai 1897 verschied nach kurzen schweren Leiden Herr Albert Planert, Oberbuchhalter der Reichshauptbank, Mitglied seit 1891.

Am 3. Mai 1897 starb Herr Maurermeister M. B. Straßmann, Mitglied seit 1889.

Den Hinterbliebenen bezeugte der Vorstand seine herzliche Theilnahme durch ein Beileidschreiben.

Ehre dem Andenken der Verstorbenen!

Alle Nachrichten für Herrn Architekt Ernst Schmidt-Wilmersdorf (früher Quakenbrück) sind unbestellbar. Um nähere Auskunft wird gebeten.

Am 26. April d. Js. (vor der Hauptversammlung am 8. Mai) legte leider Herr Amtsrichter Dr. Fr. Holtze wegen Ueberbürdung mit Amtsgeschäften seine Stelle als 2. Vorsitzender nieder, die er seit der Hauptversammlung vom 19. Januar 1895 in dankenswerthester Weise bekleidet hatte. Im Vorjahre am 13. Januar 1894 war derselbe bereits zum 3. Vorsitzenden gewählt. Der Vorstand verliert eine rührige und rüstige Arbeitskraft, die dem Verein aber hoffentlich noch recht lange erhalten bleibt. Die Schriften des Vereins (die grünen Hefte) und auch die „Mittheilungen", deren Förderung dem Scheidenden am Herzen lag, geben ein beredtes Zeugniß für seine eifrige Thätigkeit. Dem Redaktionsausschuß gehörte Herr Dr. Holtze seit dessen Begründung als ein Mitglied an, dessen Wissen und Kritik vielfach Beachtung fand. Der von ihm genährte Gedanke, die grünen Hefte durch Verschmelzung mit den Veröffentlichungen eines anderen Vereins zu erweitern und auszugestalten, fand aus vielseitig und ernstlich erwogenen Gründen nicht die Zustimmung des diesseitigen Vorstandes.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

Außerordentliche Hauptversammlung am Sonnabend, den 8. Mai 1897.

Der erste Vorsitzende, Herr Geheimer Archivrath Reuter, eröffnete am Sonnabend, den 8. Mai 1897, um 7¾ Uhr, die außerordentliche Hauptversammlung mit dem Hinweis, daß die Vornahme der Wahl des Achtzehner-Ausschusses erforderlich sei, nachdem durch Erlaß des Oberpräsidenten vom 8. März 1897 die Genehmigung der neuen Satzungen erfolgt sei. Zugleich sei die Wahl des zweiten und des dritten Vorsitzenden nothwendig, da Herr Baurath Küster aus Gesundheitsrücksichten und Herr Amtsrichter Dr. Holtze infolge Ueberbürdung mit Amtsgeschäften die Aemter niedergelegt hätten. Der Vorsitzende spricht den scheidenden Vorstandsmitgliedern für die treue Amtsführung den Dank des Vereins aus. Die Einladungen sind rechtzeitig am 30. April durch die Vossische Zeitung (Nr. 200) und die National-Zeitung (Nr. 271) erfolgt. Da nach § 16 zur Beschlußfähigkeit die Anwesenheit von 50 Mitgliedern erforderlich ist, aber nur 38 zugegen sind, so ist die Versammlung nicht beschlußfähig.

In der Erwartung, daß die Versammlung noch beschlußfähig werde, eröffnet der Vorsitzende eine freie Besprechung über die bevorstehenden Wahlen und giebt der Erwägung anheim, die Versammlung wolle darüber entscheiden, ob die Ersatzwahlen des zweiten und dritten Vorsitzenden noch nach den alten Statuten stattfinden sollen oder ob der ganze Vorstand sich einer Neuwahl zu unterziehen habe. Er erklärt, der Gesammtvorstand habe beschlossen, niederzulegen, falls die Versammlung dies jetzt für opportun halte. Für das Uebergangsstadium bis zum Januar 1898, wo der ganze Vorstand ausscheide, genügen jetzt die Ersatzwahlen.

Herr v. Lindenau wies darauf hin, daß bei den Januar-Wahlen 1896 Herr Amtsrichter Dr. Holtze als Leiter betont habe, die erste, vierte und siebente Stelle des Vorstandes sei bis zum Jahre 1899 besetzt worden. Herr Wallé entgegnet darauf, daß es nicht nöthig sei, einschneidende Veränderungen vorzunehmen, die Versammlung sei aber in nächster Sitzung bevollmächtigt, den Vorstand zu ergänzen, und nach den neuen Satzungen sei dann bereits zu verfahren. Herr Rechtsanwalt

Holz bemerkt hierzu, daß die Genehmigung der neuen Satzungen Gelegenheit gebe, ein neues homogenes Ministerium zu schaffen, und die Neuwahlen des Vorstandes seien durch den neuen Achtzehner-Ausschuß vorzubereiten. Herr Wallé meint, die Form der Niederlegung könne erfüllt werden, man sei aber nicht genöthigt, von Grund aus Aenderungen vorzunehmen, der Hauptzweck der Errichtung eines Beirathes sei durch die neuen Satzungen erreicht.

Nach längeren Erörterungen, an denen sich die Herren Geheimrath Reuter, v. Lindenau, Holz und Kammergerichts-Rath Metzel betheiligen, einigt sich die Versammlung dahin, daß man in nächster Sitzung für das Uebergangsstadium den Vorstand nur bis Januar 1898 ergänzen wolle und daß dann der Gesammtvorstand seine alten Wahlrechte verliere und der Turnus zu beginnen habe.

Herr v. Lindenau schlägt vor, für die nächste Versammlung die Reihenfolge der einzelnen Punkte der Tagesordnung zu ändern, wie folgt: 1. Wahl des Achtzehner-Ausschusses. 2. Vornahme der Wahl des zweiten und des dritten Vorsitzenden, event. Neuwahl für die Stellen der zum zweiten und zum dritten Vorsitzenden gewählten bisherigen Vorstandsmitglieder, wozu man auf jeden Fall bevollmächtigt sei. Der erste Vorsitzende schließt um 8[20] Uhr die nicht beschlußfähige Versammlung mit dem Bemerken, daß der Beginn der nächsten Hauptversammlung bereits um 7 Uhr werde festgesetzt werden.

Außerordentliche Hauptversammlung
am 22. Mai 1897, Abends 7 Uhr.

Der erste Vorsitzende, Herr Geheimer Archivrath B. Reuter, eröffnet in Gegenwart von 28 Mitgliedern um 7 Uhr 10 Minuten die außerordentliche Hauptversammlung mit dem Bemerken, daß die Einladung durch die Vossische Zeitung Nr. 224 und National-Zeitung Nr. 306 vom 14. Mai d. Js. rechtzeitig erfolgt und daß die heutige Versammlung für Punkt 1 und 2 der Tagesordnung auf jeden Fall beschlußfähig sei, daß dagegen für Punkt 3 (Neuwahl der übrigen Vorstandsmitglieder nach § 9 der neuen Satzungen) die Anwesenheit von mindestens 50 Mitgliedern erforderlich sei.



Von der Fischerbrücke zur Waisenbrücke.

I. „Vornahme der durch die Einführung der genehmigten neuen Satzungen erforderlich gewordenen Wahl des Achtzehner-Ausschusses."

Als Stimmzähler fungiren die Herren Polizeihauptmann R. Schreiber und Ernst Winterfeld-

Auf Grund der ausgegebenen Vorschlagsliste werden gewählt (28 Stimmen sind abgegeben):

P. Wallé, Architekt	27	Stimmen,
Dr. Bailleu, Archivrath	26	"
v. Lindenau, Legationsrath a. D.	26	"
P. Roesner, Bankier	25	"
F. Alb. Schwartz, Hofphotograph	24	"
P. Wegener, Kaufmann	24	"
E. Winterfeld, Kaufmann	24	"
Dr. Clauswitz, Stadtarchivar	23	"
E. Marquardt, Kaufmann	22	"
Ad. M. Hildebrandt, Professor	21	"
Dr. Weinitz,	20	Stimmen,
Dr. Metzel, Kammergerichtsrath	19	"
Dr. Krüner, Oberlehrer	19	"
H. Busse, Werkmeister	19	"
M. Schultze, Kaufmann	18	"
Dr. Béringuier, Amtsrichter	18	"
G. Ahrens, Buchdruckereibesitzer	16	"
J. Holz, Rechtsanwalt	16	"

Die Gewählten nehmen, soweit sie anwesend sind, die Wahl an, als abwesend sind zu benachrichtigen die Herren Dr. Béringuier, Busse, Hildebrandt, Holz, Wallé, Weinitz. Es folgen mit minderer Stimmenzahl die Herren Prof. Dr. B. A. Wagner (14), W. Quanter (13), Th. Eichler (10), E. Walther, K. Siber, P. Küster, C. Blanke (9), M. Gritzner, G. Beermann, G. Wenke (8) &c.

II. Vornahme der Wahl des zweiten und dritten Vorsitzenden event. Neuwahl für die Stellen der zum zweiten und zum dritten Vorsitzenden gewählten bisherigen Vorstandsmitglieder.

Die Wahl erfolgt beim zweiten Vorsitzenden für 1897/98, beim dritten Vorsitzenden für 1897. Unter 43 Anwesenden wird Herr Professor Dr. Muret mit 32 Stimmen zum zweiten Vorsitzenden gewählt. Die übrigen Stimmen zersplittern sich auf die Herren Gerold, Voß, Lindenberg. Herr Professor Dr. Muret nimmt die Wahl dankend an.



Der Molkenmarkt vor hundert Jahren.

Unter 44 Anwesenden wird darauf der frühere Schatzmeister Herr Gerold zum dritten Vorsitzenden mit 36 Stimmen gewählt. Die übrigen Stimmen zersplittern sich. Herr Gerold nimmt die Wahl dankend an.

Zum zweiten Schriftführer wird Herr Dr. Voß mit 41 Stimmen, zum Schatzmeister Herr Ferdinand Lindenberg mit 42 Stimmen gewählt. Die Gewählten nehmen die Wahl dankend an.

III. Für Punkt 3 ist die Versammlung bei Anwesenheit von 44 Mitgliedern nicht beschlußfähig. Der Vorsitzende macht darauf aufmerksam, daß im Sommer keine Arbeitssitzungen stattfinden und daß eine rege besuchte Versammlung sicherlich nicht mehr zustande kommen werde, und schlägt deshalb vor, die übrigen Vorstandsmitglieder bis zur nächsten Hauptversammlung im Januar im Amte zu belassen, nachdem durch die Wahl des Achtzehner-Ausschusses den neuen Satzungen genügt sei und der Vorstand statutenmäßig sich ergänzt habe, was auch Herr Legationsrath v. Lindenau befürwortet, denn der Vorstand habe seine Bereitwilligkeit erklärt, niederzulegen, habe es aber nach Lage der Sache noch nicht gethan. Die Versammlung ertheilt durch Handerheben ihre Zustimmung, daß die übrigen Vorstandsmitglieder zunächst bis zur Hauptversammlung im Januar 1898 ihre Aemter weiterführen. Der erste Vorsitzende schließt die Sitzung um 8¾ Uhr und beruft den Achtzehner-Ausschuß auf Freitag, den 28. Mai 1897, Abends 8 Uhr nach dem Vereinszimmer im Deutschen Dom.

Wanderfahrt nach Königs-Wusterhausen.

Der „Verein für die Geschichte Berlins" unternahm am Mittwoch, den 19. Mai 1897 seine erste diesjährige halbtägige Wanderfahrt nach Königs-Wusterhausen. Auf dem dortigen Bahnhofe wurden die Vereinsmitglieder mit ihren Damen und Gästen, etwa 100 Personen, von dem Ortsgeistlichen Herrn Pfarrer Schumann jun. begrüßt, der die Versammelten nach dem Jagdschloß Wusterhausen führte. In dem großen Speisesaal, worin sich der berühmte Markgrafenofen befindet und dessen Wände die in tormentis (in den Qualen des Podagras) gemalten Oelgemälde des Königs Friedrich Wilhelm I. schmücken, begrüßte der erste Vorsitzende Herr Geh. Archivrath B. Reuter die Erschienenen und ertheilte Herrn Pfarrer Schumann das



Der Neue Markt vor dreißig Jahren.

Wort zu seinem Vortrage, den wir im Auszuge wiedergeben:

Wer es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Geschichte Berlins zu erforschen, wird nothwendigerweise viele andere Orte mit in den Kreis seiner Forschungen und Besuche ziehen müssen, und so liegt es auch nahe, daß Sie einmal hierher Ihre Schritte lenken. Ist doch Königs-Wusterhausen als Vorort von Berlin zu dem weiteren Stadtkreis gehörig zu denken. Es ist aber auch lange Zeit hindurch neben der Hauptresidenz der Sommeraufenthalt eines preußischen Königs gewesen und ist auch heut noch in regelmäßigen Zeiträumen das Jagdziel unseres Landesfürsten.

Aber auch ehe es durch die Hohenzollern in das öffentliche Leben hineingezogen wurde, hat es schon in früherer Zeit seine Bedeutung gehabt. Hier hat sich der Kampf zwischen Germanen und Slaven, zwischen Christenthum und Heidenthum abgespielt, hier ist der Kampfplatz eines religiösen und Nationalitätsstreites, der mit dem Siege der Germanen und des Christenthums schloß.

Wendisch-Wusterhausen war (wie sein Name schon sagt, ursprünglich ein wendischer Ort) in den Händen der Wenden, die, als die Germanen mit Deutschthum und Christenthum vordrangen und auch die Mark der Kultur zugänglich machen wollten, hier hinter den Nottesümpfen, hinter den Dahmeseen eine natürliche feste Stellung fanden, die es ihnen möglich machte, lange den andringenden Germanen zu widerstehen. In jener Zeit wurden an den am meisten den feindlichen Angriffen ausgesetzten Stellen, wie Zossen, Mittenwalde, Wusterhausen, Köpenick, feste Thürme errichtet, und da ist auch hier muthmaßlich zur Sicherung des Notteüberganges der alte Wachtthurm entstanden, der, nachdem er lange mitgeholfen, der andringenden Kultur einen Damm, ein Bollwerk entgegenzusetzen, nun zum Mittelpunkt und zum Ausgangspunkt der Germanisation wurde, nachdem er im Jahre 1305 landesherrlicher Besitz geworden und ein Schloßhauptmann zur Sicherung der Grenzwacht und zur Beaufsichtigung und Verwaltung des ganzen Besitzes hineingelegt war; auch heut noch ist dieser



Das Kammergericht und die Lindenstraße vor fünfzig Jahren.

Titel erhalten, und zur Zeit trägt der Standesherr, Baron von Gaßmerow auf Groß-Leuthen bei Lübben den Titel „Schloßhauptmann von Königs-Wusterhausen". So wurde auf den runden Schild der Slavenfürsten der spitze der askanischen Markgrafen gesetzt, und auf den Fundamenten der alten Wendenburg erhob sich das Haus der deutschen Landesfürsten als eine Landwehr, als ein Hort des Germanismus. In den nun kommenden vierhundert Jahren hat der Besitzer des Schlosses und der Herrschaft oft gewechselt. Wir finden im Jahre 1427 die Herren v. Schlieben als Besitzer aufgeführt, die als treue, emsige und aufopfernde Arbeiter an dem Staatsgebäude der Hohenzollern bekannt sind. An ihre Stelle traten die Schenken von Landsberg, die mit dem schon in ihrem Besitz befindlichen Ländchen Teupitz diese Besitzung zu dem Schenkenlande verbanden, das 36 Dörfer umfaßte und sie auf die Höhe einer kleinen Dynastie erhob. Das Dorf Schenkendorf liegt eine halbe Meile von Wusterhausen auf dem Wege nach Mittenwalde. Die Schenken verarmten jedoch ökonomisch immer mehr und ein Theil nach dem anderen bröckelte von ihrem Besitz ab und ging in die Hände der benachbarten Edelleute über, bis auch das Restgut mit dem Thurm in Wusterhausen im 17. Jahrhundert Eigenthum Derer von Jena wurde.

Nach noch mehrmaligem Wechsel kaufte es dann der große Kurfürst von den Putlitzen im Jahre 1683, so daß es nach rund 400 Jahren wieder in den Besitz des Landesherrn zurückging.

Größere Bedeutung bekam aber der Ort erst unter Friedrich Wilhelm I., dem es im Jahre 1698 mit den umliegenden Jagdgründen zum Weihnachtsgeschenk gegeben wurde. Doch erst im Jahre 1701 wurde es dem Kurprinzen nach einer vor versammeltem Hofe gut bestandenen Prüfung gestattet, in Wusterhausen zu jagen und sich dort aufzuhalten. Als Wohnung benutzte er das einstöckige Haus, das, seit Alters an den Thurm angebaut, den Besitzern zur Wohnung gedient hatte. Schon seinen kurzen Jagdaufenthalt benutzte er dazu, aus den Treibern 30 junge Burschen auszuwählen, um sie zu Soldaten heranzubilden. Er stellte sie in Reih' und Glied, ließ sie exerziren, zuerst mit Stöcken, später mit Gewehren, und wenn sein Vater zum Besuch kam, ließ er zwei von ihnen mit Grenadiermützen auf dem Kopf vor seinem Zimmer paradiren. Da aber die Vorliebe für die „langen Kerls" so wuchs, daß er einen großen Theil seiner Revenuen zur Beschaffung derselben ausgab, so machte der Vater dieser Liebhaberei bald ein Ende, so daß sie während seiner Anwesenheit in Scheunen und Ställen sich verstecken mußten. Bis zu seinem Regierungsantritt war der Kronprinz immer ohne Gemahlin hier; erst da wurden einige Gemächer nothdürftig für die Königin eingerichtet. Zu dem eines Herrschers würdigen Aufenthalt jedoch wurde das alte Haus erst 1717/18 umgebaut; nur der alte Wartthurm blieb stehen und von dem Hause nur die Fundamente und die westliche Wand, deren Dicke sich erheblich von der der anderen unterscheidet. Gleichzeitig wurden auch zu beiden Seiten die beiden Kavalierhäuser erbaut und der ganze Platz durch ein Gitter gegen den Ort abgeschlossen. Als Posten standen hier nicht etwa zwei Grenadiere, sondern zwei lebendige Bären, denen die Zähne ausgebrochen und deren Vorderpranken auf dem Rücken zusammengebunden waren.

Zwischen den beiden Kavalierhäusern in der Mitte des Platzes, an der Stelle, wo jetzt der schreiende Hirsch steht, befand sich der Schloßbrunnen. Das eigentliche Schloßgebäude war von einem Graben umflossen, einem stagnirenden Gewässer, das erst 1831 wegen der Choleragefahr zugeschüttet wurde. Bis dahin stellten die Verbindung mit dem Ort und den anderen Theilen drei Brücken her: nach Norden eine Zugbrücke nach dem Ort hin, nach Süden eine Brücke zur Mühle und nach Osten eine Brücke, die den Park dem Schlosse zugänglich machte.

Das Innere des Schlosses war sehr einfach eingerichtet: zwei Zimmer waren für die Königin bestimmt, der Speisesaal, durch eine Wand getheilt, diente als Wohn- und Arbeitszimmer des Königs; nach dem Hofe hinaus das Empfangszimmer und damit verbunden das Schlafzimmer, dessen Waschbecken für die Bedürfnißlosigkeit des Königs noch heute Zeugniß ablegt. Nach Erbauung des Schlosses wurde eine ganz bestimmte Zeit für den Aufenthalt hier festgesetzt, der, von möglichst allen Geschäften freigehalten, als Ferien- und Ruhezeit angesehen wurde. Im Winter war Berlin Residenz, der März und April galt den Truppenbesichtigungen in Potsdam, dann ging es noch einmal nach Berlin zurück, um mit der Eröffnung der Jagd am 28. August nach Wusterhausen bis zum 3. November dort überzusiedeln. Gejagt wurde alle Tage mit Ausnahme des Sonntags; an gewöhnlichen Tagen wurde regelmäßig ein Hirsch erlegt, dessen Vorderlauf gelöst und auf einem silbernen Teller von dem Oberjägermeister dem Könige überreicht, der Hirsch

noch einmal mit dem Felle bedeckt und dann der heulenden Meute als Jagdantheil überlassen.

Der König mußte selbst ein guter Schütze gewesen sein; denn nach den genau geführten Jagdlisten hat er mit einem alten Steinschloßgewehr an einem Tage bis zu 150 Hühner geschossen. Wurde mehr geschossen, als verbraucht werden konnte, so wurde einfach die Jagdbeute unter Forderung der Taxpreise den höheren Beamten ins Haus geschickt. Auch die Reiherbeize wurde wieder eingeführt und aus Holland zur Abrichtung der Falken Falkoniere befohlen. Die gefangenen Reiher wurden aber nicht getödtet, sondern, nachdem der König ihnen eigenhändig einen silbernen Ring mit dem Datum des Fangtages um den Hals gelegt, wieder freigelassen. So nahm die Jagd regelmäßig den ganzen Vormittag ein. 20 Minuten nach der Rückkehr mußte fertig angerichtet sein, und zwar regelmäßig in einem türkischen Zelt unter der großen Linde, der alten wahrscheinlich, die noch dort steht, und es kam, wie Prinzeß Wilhelmine sarkastisch in einem Bericht über den hiesigen Aufenthalt äußert, bei nassem Wetter oft vor, daß man bis über die Knöchel im Wasser saß; auch soll es so knapp hergegangen sein, daß die Meisten wieder hungrig vom Tisch aufstanden. Nach der Tafel hielt der König im Lehnsessel unter den Zelten Mittagsruhe, und seine Töchter mußten sich still zu seinen Füßen niederlassen, um die lästigen Fliegen und Mücken abzuwehren. Nachmittags um 5 Uhr begann das Tabakskollegium, das bei gutem Wetter draußen unter dem Zelte, bei schlechtem Wetter auf dem Königsberge in einem etwa 10 Minuten entfernten, eigens dazu erbauten kleinen einräumigen Hause abgehalten wurde. Jeder hierzu Geladene hatte die Pflicht, den König zu amüsiren, und die Unterhaltung konnte auch in derben Scherz ausarten; der König schritt nie dagegen ein, hatte im Gegentheil sein Vergnügen daran, wenn seine Hofgelehrten oder andere Personen der Hofgesellschaft als Zielscheibe der Witze und Scherze der Theilnehmer dienten. So waren die Hofnarren, unter Anderen Gundling und Faßmann, besonders zum Tabakskollegium befohlen und mußten manchen Scherz über sich ergehen lassen. Der König ließ es selbst auch an Scherzen nicht fehlen. So stellte er dem Gundling ein auf etwas sehr ironische Weise ausgefertigtes Adelsdiplom aus, erhob ihn zum Spaße in den Freiherrnstand und ließ ihn schließlich, als er gestorben, in einem Weinfaß begraben und einen Pfau und einen Hasen als Standbilder auf sein Grab stellen als Zeichen der Eitelkeit und Furchtsamkeit.

Zwei Feiertage waren in dieser Zeit des Jagdaufenthaltes: 1. Der Erinnerungstag der Schlacht bei Malplaquet am 11. September 1709, wo der König als Kronprinz zum ersten Male im Feuer gewesen und mit seinen brandenburgischen Truppen sich ausgezeichnet. Dieser Feiertag schloß mit einem Männerball, den der König selbst mit dem General v. Pannewitz eröffnete, 2. der Hubertustag, der 3. November, mit dem dann der Jagdaufenthalt schloß, und an dem noch einmal allerhand Scherz getrieben wurde.

An Regentagen malte der König, besonders wenn das Podagra ihn ans Zimmer fesselte. Viele seiner Bilder tragen die Bezeichnung »in tormentis« (unter den Qualen des Podagras). Nur einmal fielen die Festlichkeiten aus, im Jahre 1730. Statt der Hubertusfeier wurde ein Kriegsgericht über den Kronprinzen und Katte abgehalten. Das Kriegsgericht in Köpenick sah sich nicht als kompetent an, verurtheilte nur Katte zu strenger Festungshaft; doch der König verwandelte das Urtheil in Todesurtheil,[1]) das am 1. November unterschrieben, am 6. November vollzogen wurde.

Durch diese Vorkommnisse war dem Könige Friedrich II. Wusterhausen verbittert; er war nie hier, so daß das Schloß verfiel, bis es zur Franzosenzeit geplündert und in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts zu Montirungs- und Armaturkammern gebraucht wurde. Erst Friedrich Wilhelm IV. in den fünfziger Jahren sorgte nach einem Besuch für Wiederaufbau und Restaurirung und erst unter Kaiser Wilhelm I. wurde es am 27. November 1863 zum ersten Male besucht, und diese Sitte ist geblieben; alle zwei Jahr wird meist regelmäßig hier Jagd abgehalten; das Tabakskollegium im oberen Saale des Schlosses wurde eingerichtet und Alles dort zusammengebracht, was dem Orte sein eigenthümliches historisches Kolorit zu geben im Stande war.

Am 11. November 1888 kam Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. zum ersten Male hierher.

Für die Verbesserung des Schulwesens ist viel geschehen. Wir besitzen heut eine Schule mit sieben Lehrkräften und zwei Privatschulen; ein Gleiches geschah für die Kirche. Die umliegenden Ortschaften, die zum Theil eigene Kirchen hatten,

[1]) Der Tisch, an dem das Todesurtheil gefällt wurde, soll sich im Hohenzollernmuseum im Schloß Monbijou, Zimmer Nr. 17, befinden.

wurden nach Wusterhausen eingepfarrt und hier eine gemeinsame Kirche 1718 errichtet, deren Geistlicher lange den Titel Hofprediger getragen. Ein Umbau ist 1889 erfolgt, bei welchem im Gewölbe viele Särge aus alter Zeit gefunden wurden, in denen nach Ermittelung aus den Kirchenbüchern viele Personen aus dem Hofstaat beigesetzt waren.

Merkwürdig ist das Geweih eines Hirsches, der 1696 in der Forst erschossen, in der Nähe eines Baumes verendete, der nun um das Geweih herumwuchs. Gegen eine Kompagnie langer Kerls wurde ein Sechsundsechzigender im Original an August den Starken verkauft. An den Wänden hängen mehrere Gemälde des Franzosen Pesne, dessen Bilder der Verein u. A. auch in Rheinsberg gesehen.

Die Versammlung theilte sich nunmehr in drei Gruppen und besichtigte die einzelnen Räumlichkeiten des Schlosses. Eine halbstündige Wanderung führte die Theilnehmer sodann über die Spukbrücke nach Neu-Mühle, wo ein fröhliches Mahl die Gesellschaft bis zur Abfahrt des Eisenbahnzuges vereint hielt.

Ein älterer Berliner Aquarellist.

Robert Rabe.

Geb. 6. August 1825 zu Sanssouci,
gest. 8. April 1888 zu Berlin.

In der Sonderausstellung von Berolinensien, welche der „Verein für die Geschichte Berlins" gelegentlich der Gewerbe-Ausstellung in Treptow im Vorjahre veranstaltet hatte, befanden sich unter Nr. 161 auch einige interessante Skizzen aus dem Berliner Leben und Treiben von Prof. Robert Rabe.

Unter den älteren Berliner Aquarellisten und Zeichnern ist Robert Rabe, ein Darsteller der 48er Jahre, bestens bekannt. Als Porträt-, Architektur- und Genremaler war er fast gleichzeitig thätig; davon legen die von Talent und Reichthum der Erfindung zeugenden Skizzen und Entwürfe ein unverkennbares Zeugniß ab. Die Skizzen, die uns noch vorliegen, führen uns sowohl nach Italien, in die Lombardei und nach Spanien, wie in deutsche Ortschaften, Regensburg, Boizenburg, Lübeck, Kloster Zinna u. A.; besonders aber weilt der Maler gern in den märkischen Gefilden, an der Havel und an der Spree; Treptow und Stralau sind in ungezählten Entwürfen von verschiedenen Standorten aus, in Wasserfarben, in Kreide und in Bleistift zu sehen. Unvergeßlich für ältere Berliner sind die Abbildungen, die Rabe von dem alten Berliner Rathhaus mit der Gerichtslaube und dem „Kaak" in der Spandauerstraße farbig ausgeführt hat. Wer den Weg vom Potsdamer Thor nach Schöneberg hinauswanderte, machte ja wohl mitunter Halt im „Apfelgarten" in der Steglitzerstraße. Das Haus an der Potsdamer- und Steglitzerstraßen-Ecke, jetzt freilich durch einen modernen Industriepalast ersetzt, zeigte die Veranda, in der die einzige größere Konditorei der Potsdamerstraße ihr Domizil aufgeschlagen hatte und dem Schriftstellerpublikum des Westens einige Süßigkeiten darbot. Dieses Haus befindet sich ebenfalls in der Skizzenmappe des verstorbenen Künstlers.

Einige Lebensdaten, die uns von dem Sohne über den Vater gegeben und zur Verfügung gestellt wurden, benutzen wir für unsere Darstellung, die wesentlich unterstützt wird durch den Einblick in die lebenswahren Entwürfe eines Künstlers, der für Berlin sicherlich zu früh gestorben ist.

Robert Rabe wurde am 6. August 1825 zu Sanssouci bei Potsdam geboren, als jüngster Sohn des Malers und Lehrers Sr. Majestät des seligen Königs Friedrich Wilhelm IV. Wilhelm Rabe (geb. 24. 6. 1779 zu Potsdam, gest. 2. 6. 1859), des Bruders des noch lebenden Hofmalers Johannes Rabe und des verstorbenen Professors und Historienmalers Theodor Rabe; er war der Kousin des bekannten Edmund Rabe, Professors und wirklichen Mitglieds der Akademie der Künste, dessen Bild „Gefangenentransport 1813", im Jahre 1838 gemalt, aus der Wagenerschen Sammlung in die Gemälde-Abtheilung der National-Galerie unter Nr. 265 überging.

Rabe besuchte die Akademie und bildete sich zu einem tüchtigen Maler nach jeder Hinsicht aus; die Pracht der Farben, die Schärfe der Konturen, die Lebendigkeit der dargestellten Personen, wie sie in der Fülle kleiner, in Chodowieckischer Manier ausgeführter Skizzen zu Tage tritt, zeigen, wie klar die Auffassung und wie lebhaft die Phantasie des Künstlers war. Rabe genügte freiwillig bei der ersten Königl. Preußischen Marine seiner Militärpflicht. Wir sehen ihn als wachthabenden Matrosen, im Lager, bei Spiel und Scherz, im Sturm und Unwetter, und ein eifriges Studium rei navalis geht aus allen seinen Darstellungen hervor. In dem sturmbewegten Jahre 1848 gehörte er dem bewaffneten Künstlerkorps an, das Unter den Linden, im Thiergarten und in den Zelten mehrmals Gelegenheit zu bewegten Szenen, nach den Entwürfen des Künstlers zu urtheilen, Veranlassung gegeben

haben muß. Als Freiwilliger machte er in der berühmten Schleswig-Holsteinschen Armee den Feldzug von 1849 gegen Dänemark mit und brachte auch aus diesem Jahre Erinnerungen nach Hause.

Rabe lief nach dieser Sturm- und Drangperiode glücklich in den Hafen der Ehe ein. Der Künstlerberuf scheint nicht alle Lebensbedürfnisse gedeckt zu haben. Wir finden, daß er in der Mohrenstr. 13/14 im Ebert & Strohmannschen Hause noch ein Putz- und Modewaarengeschäft hatte, welches unter der Leitung seiner Ehefrau Alexandrine Rabe geb. Rieckbach stand. Seine Frau war die Tochter des Geh. Kanzleisekretärs Rieckbach im Kultusministerium, Schwester des Geh. Kanzleirathes Wilhelm Rieckbach, späteren vortragenden Rathes im Kultusministerium.

Robert Rabe hat das alte Berliner Rathhaus, wie oben bereits bemerkt, zuerst in einer Aquarelle ausgeführt, welche der Generaldirektor der Königl. Museen Olfers für das Kupferstichkabinet ankaufte, und später eine gleiche Aquarelle für den Magistrat von Berlin angefertigt, welche im Märkischen Museum ausgehängt wurde, nachdem der verstorbene Prof. Maler Graeb dieselbe in Oel für den Magistrat gemalt hatte. Letztgenanntes Oelbild befindet sich heut im Bürgermeister-Saal des neuen Rathhauses.

Rabe starb in wenig günstigen Verhältnissen in Berlin am 8. April 1888 und hinterließ mehrere Kinder, die das Vermächtniß ihres Vaters treu bewahrend den künstlerischen Geist der Familie in sich tragen und weiter vererben werden. Möge ein günstiger Stern ihnen leuchten, damit der alte Glanz des Künstlernamens Rabe von Neuem die Welt erfülle und erfreue. Br.

Neue Erwerbungen des Vereins.

Von dem Vorbesitzer der illustrirten Berliner Wochenschrift „Der Bär“, Herrn Oberpost-Direktions-Sekretär a. D. H. Schon, erwarb der Verein soeben alle dem Genannten uneingeschränkt gehörigen, zum Theil aus dem früheren Verlage der Gebrüder Paetel stammenden Illustrationsplatten des „Bär“ (aus den Jahren 1880 bis 1890) und zwar etwa 250 Holzschnitte und etwa 300 Zinkclichés, deren Original-Anschaffungswerth über 10000 Mk. betragen hat.

Die Uebergabe fand am 1. Juni durch Herrn Schon an die Herren Rektor Bonnell und Dr. Brendicke als Vertreter des Vorstandes statt.

Wer die Fülle schöner und seltener Abbildungen besonders der älteren Jahrgänge kennt, deren Herausgabe durch unsere Mitglieder P. Wallé, H. Dominik, O. Schwebel s. Z. geleitet wurden, wird ermessen können, welcher Schatz historischer Erinnerungen hiermit erworben ist. Ueber die Art der Aufbewahrung, Registrirung und Nutzbarmachung wird der Vorstand demnächst Beschluß fassen. Inzwischen ist der Archivar mit der Einordnung des umfangreichen Materials betraut worden, aus dem wir auf S. 69 bis 72 einige Proben für heut unsern Lesern geben. Br.

In der Vorstandssitzung am 12. Mai überreichte unser Pfleger der Louis Schneider-Stiftung, Herr Alexander Meyer-Cohn, die sehr werthvollen und interessanten Jahrgänge 1870/71 der „National-Zeitung“ dem Verein als Geschenk und am 29. Mai übergab in der Domsitzung Herr Ernst Winterfeld eine Anzahl der von ihm gesammelten Zeitungen und Extrablätter, die gelegentlich des Todes der allgeliebten Monarchen Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich erschienen. Den freundlichen Gebern sagt der Vorstand an dieser Stelle besten Dank für die Gaben und für die erwiesene Aufmerksamkeit.

Ausgewählte Selbstbiographien aus dem 15. bis 18. Jahrhundert, herausgegeben von Christian Meyer. Mit 4 Porträts. Preis 5 Mk. Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Eine Fülle ungehobenen kulturhistorischen Stoffes bergen unsere Archive noch in Hauschroniken, Reisetagebüchern, Briefen und Selbstbiographien. Sie gerade gewähren eine farbige Anschauung vom Privatleben unserer Altvorderen. In diese anziehende Welt gewährt das vorliegende Buch dem gebildeten Leserkreise fesselnde Einblicke. Alle Berufsstände kommen zum Wort, alle deutschen Stämme; die schlichte Erzählung, die kraftvolle Sprache entbehren nicht schalkhaften Humors. Der bis nach Kreta und Rhodus gekommene Augsburger Chronist und Kaufmann Zink erzählt von seinen Fahrten; Meister Albrecht Dürer gedenkt liebevoll der Eltern; der Walliser Thomas Platter schildert seine köstlichen Abenteuer als fahrender Schüler, dessen Sohn Felix Platter macht uns mit seiner Jugendliebe bekannt; der Stralsunder Bürgermeister Sastrow befindet sich zur Zeit des Schmalkaldischen Krieges im Gefolge Karls V. Der Tiroler Geizkofler schildert die Schrecken der Pariser Bluthochzeit als Augenzeuge. Elias Holl, einer der größten deutschen Baumeister, berichtet von der durch ihn in Augsburg zur Herrschaft gelangten Renaissance, während in das 18. Jahrhundert der Historiker Hocker hinüberleitet, der als Feldprediger der Ansbachschen Truppen die ersten Jahre des Spanischen Erbfolgekrieges mitmachte.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Hans Brendicke in Berlin W 35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 7. | 1897.

Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

Durch besondere Drucksache war eingeladen worden zu der

643. Versammlung.

14. (5. außerordtl.) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:

Wanderfahrt nach Kloster Lehnin

am Sonntag, den 27. Juni 1897.

Die Mitglieder mit ihren Damen und Gästen versammeln sich auf dem Potsdamer Bahnhof (Eingang von der Haupttreppe) um 8⁴⁵ Uhr, wo der Vereinsbote Ullrich die Fahrkarten überreicht. Abfahrt 9⁵ Uhr nach Groß-Kreutz. Ankunft 10⁹ Uhr. Fahrt mit Kremser nach Kloster Lehnin. Besichtigung der Abtei und des Klostergartens unter Führung der Herren Lehrer Rindtorff und Hinze. In der Klosterkirche Vortrag des Herrn Ernst Riedel aus Brandenburg. Um 2 Uhr Mittagstisch und Kaffee im „Preußischen Adler". Spaziergang über den Hirseberg nach der Försterei. Rückfahrt nach Groß-Kreutz 5³⁰ Uhr. Ankunft in Berlin 7⁵⁵ Uhr.

Theilnehmerkarten zu 6 Mk. (für Eisenbahn, Kremser, Mittagessen, Kaffee und Kuchen) sind bis Freitag, den 25. Juni Abends bei Herrn Carl Gerold, Unter den Linden 24, zu entnehmen.

---

644. Versammlung.

15. (6. außerordtl.) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:

Herrenpartie nach Sonnenburg

am Sonnabend den 17. und am Sonntag den 18. Juli 1897.

Nähere Mittheilungen werden den Mitgliedern ehestens zugehen.

---

645. Versammlung.

16. (7. außerordtl.) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:

Wanderfahrt nach Fürstenwalde und Rauen

am Sonntag, den 15. oder 29. August 1897.

Die Wanderfahrt ist in Vorbereitung. Sobald das endgültige Programm festgesetzt ist, erhalten die Mitglieder Nachricht.

Zur Wanderfahrt nach Königs-Wusterhausen waren bis zum Schluß des Anmeldetermins 46 Personen gemeldet, und es nahmen 98 Personen theil.

Zur Wanderfahrt nach Kloster Lehnin waren bis Freitag, den 25. Juni mittags, 23 Personen gemeldet, und es nahmen am 27. d. M. 81 Personen theil.

Hierdurch bilden sich für den Wanderfahrtsausschuß Schwierigkeiten, die ein gedeihliches Wirken beeinträchtigen.

Es ist unmöglich, in den letzten 24 Stunden für Beschaffung von Fahrgelegenheiten, sowie für Verpflegungsvorkehrungen zu tragen.

Es ergeht daher an die verehrten Mitglieder die dringende Bitte, die Theilnehmerkarten rechtzeitig zu lösen.

Veränderungen im Mitgliederbestande:

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Konrad Toeche-Mittler, Dr. phil., Verlagsbuchhändler, SW. Kochstr. 69. Einf.: Herr Dr. H. Brendicke.

" Paul Gause, i. F. Gebrüder Gause, Hoflieferant, NW. Unter den Linden 66. Einf.: Herr Geh. Rath B. Reuter.

" Fritz Bramigk, Rentner, SW. Hallesche Straße 6. Einf.: Herr Franz Diebner.

" Paul Fick, prakt. Arzt, Dr. med., Stabsarzt d. L., NO. Greifswalderstr. 9. Einf.: Herr Direktor O. Bergschmidt.

" Liebnitz, Dr. jur., Regierungs-Sekretär, C. Kurstraße 33. Einf.: Herr Bankier Paul Roesner.

" H. Bennezet, Postrath, W. Nürnbergerstraße 28. Einf.: Herr Rektor W. Bonnell.

Wohnungsveränderungen:

Herr C. Mosel, Rentner, N. Elsasserstr. 27.

" Ernst Schmidt, Architekt (siehe Mittheilungen Nr. 6, S. 68) jetzt Wendisch Sorno bei Senftenberg. Adresse: Kirchen-Neubau.

Gestorben:

Herr Wilhelm Zwicker, Bankier, Magdeburger Platz 2, am 8. Juni 1897, Mitglied seit 1866.

Während des Monates Juli fallen die Sitzungen im Vereinszimmer im Deutschen Dom aus. Die Wiedereröffnung wird den Mitgliedern durch die „Mittheilungen" bekannt gegeben werden.

Die diesjährige Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine findet vom 3. bis 7. September in Dürkheim (Pfalz) statt. Anträge und Anregungen, die auf der Generalversammlung zur Verhandlung kommen sollen, sind baldigst an den Vorsitzenden des Verwaltungs-Ausschusses Herrn Geh. Archivrath B. Reuter, Berlin C. Klosterstraße 76, zu senden.

Das für die 641. Versammlung am 22. Mai 1897 angesetzte Referat des Herrn Ernst Winterfeld: „Berliner Wortschatz von Dr. H. Brendicke" im grünen Heft XXXIII (Kritiken und Ergänzungen) mußte wegen der zweiten außerordentlichen Hauptversammlung (Wahl des Achtzehner-Ausschusses) ausfallen und wird auf die erste Arbeitssitzung des Winterhalbjahres verschoben. Es ist wünschenswerth, daß mehrere Mitglieder dazu beisteuern, die Besprechung zu einer recht fruchtbaren und erfolgreichen zu machen, da der Herr Referent nur die Einführung in das Thema zu übernehmen gedenkt.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

Am Mittwoch, den 16. Juni unternahm der Verein für die Geschichte Berlins einen Nachmittagsausflug zur Besichtigung der Anlagen von Spindlersfeld. Gegen 70 Personen trafen mit dem Vorortzug in Spindlersfeld ein und wurden von dem Herrn Kommerzienrath Karl Spindler nach dem Etablissement geleitet, wo unter Führung von Beamten mehrere Abtheilungen gebildet wurden, denen Knaben mit Tafeln voranschritten, so daß die Gesellschaft gruppenweise alle Räume in derselben Reihenfolge passirte. Herr Kommerzienrath Spindler ließ es sich angelegen sein, überall selbst erläuternd einzugreifen und auf Neuerungen zum Schutze der Arbeiter, sowie auf Dinge, welche den Damen besonders interessant sein mußten, aufmerksam zu machen.

Aus der umfangreichen Denkschrift, die gelegentlich der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896 erschien und über alle Zweige des Betriebes eingehend berichtet, heben wir die wichtigsten geschichtlichen Daten hervor: Der 22 jährige Johann Julius Wilhelm Spindler aus Berlin hatte sich am 1. Oktober 1832 in der Burgstraße 3 als Seidenfärber etablirt. Das Betriebsgeld hatte sein Onkel vorgeschossen. Das ganze Etablissement bestand in einer Kellerlokalität mit den bescheidensten Einrichtungen und einer Waschbank in der Spree.

Die 2000 Seiden-Webstühle Berlins und die hervorragende Stellung, welche die Spreestadt auf sonstigem Gebiete der Textilindustrie einnahm, beschäftigten auch den jungen Anfänger hinreichend, während zugleich das Bemühen, fort und fort sein Geschäft zu heben, zu verbessern und durch viele Reisen ins Ausland sich persönlich von dem Fortschritt seines Gewerbes zu überzeugen, ihm immer weitere Kreise erschloß.

Kaum war ein Jahrzehnt verflossen, als Wilhelm Spindler nach eigenen Räumen in der Wallstraße 12 übersiedelte. In jener Zeit war die Aera maschineller Kraft angebrochen und die Intelligenz war zu frischer schöpferischer Thätigkeit entfacht. Rasch in der That, wie stets in seinen Entschlüssen, errichtete der Färbermeister auf seinem neuen, wohlgeeigneten Grundstück eine Dampffärberei und stattete sie nach und nach mit allen, damals zugänglichen, technischen Hülfsmitteln aus. Sein emsiges Ringen und Streben wurde immer mehr

von Erfolg gekrönt. Er erwarb allmählich das umliegende Terrain, und bald betrug das Areal der Fabrik über vier Morgen, welche er mit vier, ja mit sechsstöckigen Gebäuden besetzte.

Es mehrte sich die Zahl seiner Arbeiter, es mehrte sich sein Ruf. Und wieder war wenig über ein Jahrzehnt entschwunden, als der Fabrikherr eine neue Branche — die chemische Wäscherei —, d. i. die Reinigung mit Benzin unter Ausschluß von Wasser, seinem Fabrikbetriebe einverleibte, und gerade dieser Zweig wurde von ihm zu solcher Entfaltung gebracht, daß das heutige Etablissement Weltruf genießt.

Es kamen die Jahre der drei Feldzüge Preußens und Deutschlands und nach diesen die rasche Entwickelung Berlins zur Weltstadt. Die Interessen des Geschäfts waren nicht mehr in Einklang zu bringen mit den hygienischen Ansprüchen der Metropole. Durch den Eintritt der Söhne William und Karl in die Firma war außerdem ein neues belebendes Element geschaffen, so daß die Aussichtslosigkeit, den Betrieb zu erweitern, erdrückend auf den Besitzern lastete. Es wurde daher an der Oberspree, dicht vor Köpenick, ein Gelände von 200 Morgen erworben, und 40 Jahre nach der Eröffnung jenes Kellers in der Burgstraße begann der Bau eines großindustriellen Unternehmens, das in seiner ersten Anlage wohldurchdacht, in seiner Organisation von vornherein sorgfältig gegliedert war.

Im Jahre 1873 war eine Front des Spindlersfelder Vierecks ausgebaut und die Wollbranche siedelte von Berlin nach dem neuen Arbeitsfelde. Vier Tage nach der Einweihung von Spindlersfeld traf unerwartet ein Schlagfluß den 63 jährigen Gründer der Firma, und der Tod setzte der kernigen Energie und der rastlosen Thätigkeit Wilhelm Spindlers ein Ziel. Neben seiner Familie betrauerte ihn ein herangebildeter Stamm von Beamten, Werkführern und Arbeitern, welche zum Theil schon in ihren Lehrjahren unter stellvertretender elterlicher Fürsorge des Hauses gestanden hatten.

Schlicht bis an sein Ende, genoß der in Berlin so populäre Mann einen weit über Deutschlands Grenzen reichenden Ruf, und seine Vaterstadt ehrte seine Manen durch späteres Einfügen seines Medaillonbildes im Ehrensaale des Rathhauses.

Die Verlegung des Geschäfts von Berlin nach einem Platze, wo sich dasselbe ungestört weiter entwickeln konnte, trug sofort ihre Früchte. Die beiden jungen Chefs William und Karl gingen mit aller Kraft an den Ausbau des Etablissements, das Jahr für Jahr Erweiterungen und Verbesserungen erfuhr und dessen Kundenkreis täglich wuchs. Der flotte Geschäftsgang gestattete Lohnaufbesserungen und Wohlfahrtseinrichtungen, welche lange Jahre vor der staatlichen Kontrole segensreich wirkten.

Leider sollte es dem älteren der beiden Theilhaber, William Spindler, nur kurze Zeit beschieden sein, im Geschäfte zu wirken. Sein Gesundheitszustand zwang ihn im Jahre 1881, einer idealen und segensreichen Thätigkeit zu entsagen und sich nach der Insel Wight zurückzuziehen, wo er Ende 1889 starb.

Der nunmehrige alleinige Inhaber der Firma, der Kommerzienrath Karl Spindler, hatte im Jahre 1882 die Verlegung des Gesammtbetriebes von Berlin nach Spindlersfeld beendet und beließ in Berlin nur das Hauptkontor des Geschäfts; die ehemaligen Fabrikgebäude wurden umgebaut und an der Grünstraße durch einen, auch architektonisch hervorragenden, mächtigen Bau abgeschlossen. Der ganze Komplex — Spindlershof genannt — dient heute den mannigfachsten Zwecken von Berliner Gewerbetreibenden, welche in den Lokalitäten miethweise ihre Arbeitsräume aufgeschlagen haben. —

Das bebaute Fabrikgrundstück in Spindlersfeld besitzt eine Wasserfront von 270 m und eine Tiefe von 250 m.

Das Hauptviereck ist noch von einem Längsflügel durchschnitten in gleicher Ausdehnung wie die Wasserfront. Ein zweites Viereck in denselben Dimensionen ist 1889 begonnen und mit einem Flügel bis jetzt fertiggestellt.

Ein Kesselhaus liegt mitten in den Hauptgebäuden, während vier andere sich an der Peripherie gruppiren und ein Kessel in der eigenen Gasanstalt untergebracht ist.

35 Dampfkessel mehrerer Systeme mit einer Gesammtheizfläche von 2800 qm oder etwa 2000 P. S., 23 Dampfmaschinen mit 600 P. S. und 10 Dampfpumpen mit 125 P. S. und 17800 cbm täglicher Wasserförderung, eine Dampfpumpe für Benzinförderung, drei Luftkompressoren mit 12 P. S. und 1200 cbm komprimirter Luftleistung liefern die mechanische Kraft, erhitzen die Bäder der Färbereien und Wäschereien, speisen die Oefen und versorgen die Trockensäle.

Sieben Fahrstühle mit einer für jeden Stuhl zulässigen Belastung von 500 kg, mit geschulter, sonst keine Arbeit leistender Bedienung, mit Fangvorrichtungen, Abschlußgittern und Signalglocken, vermitteln den Verkehr der Stockwerke.

Die Gasanstalt der Fabrik mit einer Jahresproduktion von etwa 340 000 cbm Steinkohlengas, mit 23 Retorten und 2 Gasometern versieht über 3000 Gasflammen und die große Zahl der Bügeleisen und Sengvorrichtungen mit dem nöthigen Gas, während gleichzeitig 6 Dynamomaschinen und 195 elektrische Bogen- und Glühlampen von 123 000 Normalkerzen die künstliche Beleuchtung ergänzen.

Der Gesammtverbrauch an oberschlesischer Steinkohle, welche per Wasser und per Bahn verfrachtet wird, beträgt pro Jahr über 430 000 Centner. Die Verbrennungsprodukte und andere schädliche oder übelriechende Dämpfe, wie die von den Schwefelkammern abströmende schwefelige Säure, werden durch Kanäle den sechs großen Schornsteinen von 40 bis 45 m Höhe und einer kleineren Esse von 14 m Höhe zugeführt.

Räumlich getrennt von den Hauptgebäuden, und auch unter sich isolirt, liegen die aus feuersicherem Material hergestellte chemische Wäscherei mit den Benzinreservoiren, das technische Büreau mit den Reparaturwerkstätten, die Baumwoll-Bleicherei, die Abwasser-Reinigung, die Pferdeställe, Wagenremisen, Lagerschuppen, Speisesäle, Kontrol- und Krankenkassen-Büreaus und, wie schon erwähnt, die Kesselhäuser. Außerhalb des umzäunten Grundstücks befinden sich die Warm-Badeanstalt, das Erholungshaus, die Fluß-Badeanstalten, das Bootshaus des Spindlersfelder Rudervereins, der Kindergarten, die Gasanstalt mit der Ammoniak- und Bleichwasserfabrik und die Kläranlagen, sowie Villa und Park des Besitzers. – Wenige Schritte von der Fabrik entfernt liegt der Spindlersfelder Bahnhof, mit dem die Fabrik durch eigene Gleisanlage verbunden ist.



(In Betrieb seit dem Jahre 1873.)

Den Verkehr mit der Fabrik vermittelten 1895 23 Berliner Annahme- und 42 Geschäftsstellen in den deutschen Hauptplätzen. Mehr als 500 Agenturen stehen außerdem in allen bedeutenderen Orten Deutschlands in engster Verbindung mit der Fabrik.

Der Geschäftsbetrieb setzt sich aus folgenden Abtheilungen mit eigener Verwaltung zusammen:

1. Zeugfärberei, Wasch- und chemische Reinigungsanstalt, Appretur.

2. Stückfärberei.
3. Seidengarn-Färberei.
4. Wollgarn-Färberei.
5. Baumwollgarn-Färberei.
6. Druckerei aller Garn- und Webearten.

Die erste Abtheilung ist unstreitig die interessanteste und lehrt von Neuem, wie wichtig es ist, schon beim Einkauf darauf zu sehen, daß man nur unbeschwerte Seiden- und wirklich dekatirte Wollstoffe erwirbt.

Als Hülfsabtheilung der Färbereien, zur Kontrole der Farbstoffe und Gebrauchsartikel, zur Ausarbeitung von Färbemethoden und Leitung der Fabrikation vieler von der Fabrik zum Theil in großen Mengen konsumirter Artikel, wie Seifen, Bleichmittel, Eisen- und Zinnbeizen, Farbholzextrakte, Regeneration der Fette aus alten Seifenbädern, Reinigung und Ueberwachung der Fabrikabwässer, Reinigung und Wiedergewinnung des Benzins, welch letzteres täglich in ungefähr hunderttausend Litern umgesetzt wird, ist ein Laboratorium eingerichtet mit den nöthigen wissenschaftlichen und praktischen Kräften. Einem dieser Zweige, welcher ein allgemeineres Interesse beansprucht, seien einige Worte gewidmet: es ist dies die Reinigung der Fabrikabwässer. So leicht es für den Chemiker ist, im Kleinen durch Zusatz von Chemikalien die Abfallwässer von Fabriken zu reinigen, so schwierig ist es für die Praxis, wenn mit großen Massen gerechnet werden muß. In Spindlersfeld beträgt die tägliche Menge des Abwassers etwa 10000 cbm, welche sich in zwei gemauerten großen Bassins aus den Färbereien, Bleichereien, Wäschereien, Aborten 2c. sammeln, nachdem vorher der größte Theil der Seifenwässer zur Wiedergewinnung der Fette zersetzt wurde. Aus den Sammelbassins, welche mit Schlammfängern zur Zurückhaltung gröberer Partien versehen sind, saugen Centrifugalpumpen mit weitem Rohrsystem die schwarzen, fast alle Elemente der Chemie enthaltenden Abwässer, mischen sie mit geregelt zufließendem Kalkhydrat und Magnesium-Chlorid und drücken sie in langem Lauf nach drei Klärbassins



Schloß Köpenick.
(Königliches Lehrer-Seminar seit 1851.)

von je 4000 qm Grundfläche, wo der Schlamm sich absetzt und die gänzlich klaren, fast farblosen und geruchlosen Wässer zur Berieselung des Parkes und der Obstplantagen oder durch ein Kiesfilter nach der Spree abfließen. Die geringen Mengen überschüssigen Alkalis werden durch eine ausgiebige Durchlüftung auf dem sehr weiten Weg, durch sehr große Oberflächendarbietung und Fall über Schleusen durch die Kohlensäure der Luft neutralisirt. Vielfache Versuche zur Verwerthung des Niederschlages, wie Brikettirung, Cementirung,

Der Betrieb der Gasanstalt, die Kesselhäuser, die elektrischen Anlagen, die Fabrikfeuerwehr (mit zwei Spritzen, einem Mannschaftswagen und allen Ausrüstungsgegenständen), welch letztere auch bei Tag und Nacht in Feuersgefahr nach der Umgegend abrückt, der Wachtdienst, die Telephonanlage und noch Anderes dergleichen unterstehen ebenfalls der Leitung und Ueberwachung dieses Büreaus.

An das Laboratorium und das technische Büreau schließen sich noch an das Lager zur Ausgabe und Buchung der Waaren, Farbstoffe und



Woltersdorfer Schleuse am Flakensee.

Düngversuche, Pressen zu Magnesitplatten ꝛc., führten nie zu brauchbaren Resultaten, so daß der völlig geruchlose Schlamm nur zur Aufhöhung von Wiesengrundstücken verwendet werden kann.

Außer dem Laboratorium steht den Abtheilungen ein technisches Büreau mit einem Oberingenieur und mehreren Ingenieuren zur Seite, zur Leitung des weiten maschinellen Betriebes der Fabrik. Mit Hülfe eigener mechanischer Werkstätten, wie Schlosserei, Kupferschmiede, Böttcherei, Tischlerei u. s. w., bewerkstelligt das technische Büreau die Reparaturen oder konstruirt Neuanlagen und führt sie aus.

Kurzwaaren und die Inspektion zur Aufsicht des Fuhrparks, der Fabrikreinigung und der Arbeiten auf den Straßen und in den Wohnhäusern.

Aus der für die (gesunden) Arbeiter geltenden Arbeitsordnung heben wir nur einige die Benutzung der Wohlfahrtseinrichtungen betreffende Paragraphen hervor:

§ 26. Bei vorkommenden Unglücks- oder plötzlichen Erkrankungsfällen steht die im Kontrolbüreau befindliche Hausapotheke jedem Arbeiter zur Verfügung.

§ 27. Die in der Fabrik befindliche Bibliothek

darf von jedem in der Fabrik Beschäftigten, sowie von seinen Familienangehörigen unentgeltlich benutzt werden.

Der Kindergarten, das Erholungshaus und die Badeanstalten können unter den besonders bekannt gegebenen Bedingungen von jedem Arbeiter und seinen Familienangehörigen, soweit es Raum und Platz gestatten, benutzt, der Besuch oder die Hülfe der Krankenpflegerinnen im Krankenkassenzimmer beantragt werden.

Von diesem Gesichtspunkte aus und um den Arbeitern Gelegenheit zu gesunder Wohnung zu geben, hat die Firma gleichzeitig mit der Fabrikanlage Spindlersfeld im Jahre 1872 den Bau von Arbeiterwohnhäusern in Angriff genommen und bis zum Ende des Jahres 1873 vier große Doppelhäuser mit 56 Familienwohnungen verschiedener Größe hergestellt; im Laufe des Jahres 1875 ein fünftes großes Wohngebäude mit acht, zum Theil größeren Wohnungen für Beamte erbaut.



Schloß Bellevue.

(1785 von dem Prinzen Ferdinand erbaut.)

Ueber die Wohnungsverhältnisse der Arbeitnehmer heißt es in der Denkschrift:

Um die Uebermüdung und sonstige Zufälligkeiten, welche durch zu weites Wohnen von dem Fabrikorte entstehen, möglichst zu vermeiden, hält die Firma darauf, daß der Wohnort nicht zu weit von der Arbeitsstätte entfernt ist. In Berlin zu wohnen, ist nicht gestattet. Die Arbeiter wohnen in Köpenick und den umliegenden Orten, und differiren die Wege von 10 Minuten bis 1 Stunde.

Die mit Vorgärten versehenen, aus bestem Material massiv gebauten, mit Gas- und Wasserleitung ausgestatteten Häuser, einige Minuten von der Fabrik entfernt, liegen getrennt voneinander an gepflasterten Straßen und sind von allen Seiten frischer Luft zugänglich.

Für solche Geschäftsangehörige, welche sich ein eigenes Heim gründen wollten, hat die Firma im Jahre 1883 einen 12 Morgen großen Komplex in 41 Trennstücke parzellirt und dieselben unter günstigen

Bedingungen, jedoch nur an Fabrikangehörige, zum Verkauf gestellt. Acht solcher Trennstücke sind bis jetzt im Pavillonsystem bebaut, davon zwei mit von der Fabrik errichteten Musterhäusern, welche zum Selbstkostenpreise abgetreten wurden.

Die am Orte üblichen Miethspreise sind für Stube, Kammer und Küche mit Keller, Boden und sonstigen Zubehör 180 Mark pro Jahr und steigen mit je 60 Mark für jedes Zimmer mehr.

Auf dem Areal von Spindlersfeld errichtete der Kommerzienrath Karl Spindler ein geräumiges Erholungshaus mit großem Festsaal. Dieser Saal, geschmückt mit den Büsten der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. und des regierenden Kaiserpaares, erregt durch seine edle Architektonik und seine imposante Größe die Bewunderung aller Besucher. In ihm ist auch eine Bühne mit elektrischer und Gasbeleuchtungsanlage zur Aufführung von Theaterstücken eingebaut. Vor dem Saale liegt der sehr gefällige, gewölbte Buffetraum mit den Billards, an den sich die Riesenküche, in ihren Hantirungen vom Buffetraum durch große Glasfenster sichtbar, anschließt. Flankirt sind diese Räume von reichlichen und bequemen Garderobenräumen, sowie einer Anzahl Vereins- und Separatzimmer, deren Wände als Schmuck Bilder aus der Hohenzollerngeschichte tragen.



Giebel des Königshauses in Lehnin.
(Nach einer photographischen Aufnahme von E. Marquardt.)

Im großen Saale speisen des Mittags eine Anzahl von Beamten, Arbeiter und Arbeiterinnen gegen mäßiges Entgelt. Zu anderen Zeiten dient er zur Repräsentation der Fabrik und zu den sogenannten Volksunterhaltungs-Abenden, die von einer aus Geschäftsangehörigen bestehenden Kommission geleitet werden. Gesellige Vereinigungen sind der Ruder-, Turn-, Schwimm-, Gesang-, Musik- und Konsumverein. Rechnet man hierzu noch den Kindergarten, die Fortbildungsvorträge, die Bibliothek, die Sparkassen und die Krankenkasse, so läßt sich erkennen, daß ein leutseliger Chef an der Spitze einer fleißigen und treuen Arbeiterschaft steht.

Im Erholungshause regalirte Herr Kommerzienrath K. Spindler die Erschienenen mit Kaffee und Kuchen und gab seiner Freude über das Interesse der Damenwelt Ausdruck, worauf Herr Dr. H. Brendicke im Namen des Vorstandes für die umsichtige und eingehende Führung dankte.

Ein Dampfer führte darauf die Versammlung die Oberspree abwärts nach Tabberts Waldschlößchen, wo die Abendtafel bereitet war. Noch lange sah man dort bis zum Einbrechen der Dunkelheit dem bewegten Leben und Treiben auf dem Wasser zu und trat erst spät die Heimfahrt an, die bei abendlicher Beleuchtung Vielen nicht ganz gefahrlos erschien. Die Feinde des unsicheren Elements benutzten die Eisenbahn von Johannisthal aus.

Der „Verein für die Geschichte Berlins“ unternahm am 27. Juni die erste ganztägige Wanderfahrt nach Kloster Lehnin. Nahezu 100 Personen versammelten sich zu diesem Zweck auf dem Potsdamer Hauptbahnhof, wo die reservirten Wagen bestiegen wurden, und bald nach 10 Uhr war man in Groß-Kreutz, von wo aus die Gesellschaft durch Kremser nach dem anmuthig am Klostersee, fern von dem Getümmel der großen Verkehrsstraßen gelegenen Flecken Lehnin gelangte, dessen kleine Häuser mit sauberem Anstrich ein Bild

ländlicher Ruhe gewähren, während das neue Postgebäude darauf hindeutet, daß der Verkehr doch größer ist, als daß er durch eine einfache Agentur bewältigt werden könnte. Von dem befreundeten „Historischen Verein zu Brandenburg a. H.“ waren die Herren Oberlehrer Tschirch, Kaufmann Ernst Riedel und Bankier Karl Schmitzdorff als Vertreter erschienen, welche vom Vorstande des diesseitigen Vereins freudig begrüßt wurden. Unter einer schattigen Linde nahmen die Erschienenen den Vortrag des Herrn Riedel entgegen, der zunächst auf die Geschichte des Cisterzienserordens und dessen erste Gründungen in der Mark (Lehnin 1180, Paradies 1230, Chorin 1257, Himmelpfort 1299) einging, dann die Baulichkeiten des Klosters St. Marien erörterte an der Hand der bekannteren Quellen (R. Bergau, Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg, G. Sello, Geschichte von Kloster Lehnin) und zum Schluß der oft erwähnten Lehninschen Weissagung gedachte, eines lateinischen Gedichtes in Hexametern mit Binnenreimen, das sich als das Werk eines Bruders Hermann (um 1300) ausgiebt und die Schicksale Lehnins und Brandenburgs vorführen will, aber erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts entstanden ist. Redner knüpfte an das Wort Seiner Majestät des Kaisers an: „Auf aller alten Kultur, welche ich besucht habe, bin ich den Spuren der Benediktiner begegnet.“ In der That sei auch der Cisterzienserorden aus dem der Benediktiner hervorgegangen und habe stets Fühlung mit ihm gehalten. Die Gründung des Klosters am 1. April 1180 durch Markgraf Otto I. fällt in die Zeit, als das Wendenthum äußerlich besiegt war, das Deutschthum triumphirte und die ersten Städte gegründet waren. Noch hatte aber das Wendenthum sich nicht vollständig bekehrt, in den Urwäldern erhielt sich noch der Kultus des Triglav und heimtückisch suchten die Wenden ihren Feinden allen möglichen Schaden zuzufügen. Markgraf Otto I. gründete und dotirte das Kloster, von dem aus deutsche Kultur und deutsche Gesittung sich verbreiten sollte, und berief Mönche aus Sitichenbach bei Eisleben. Der Benediktinerorden hatte bereits seine eigentlichen Aufgaben verlassen, die körperliche Arbeit galt gering und die gelehrten Klöster St. Gallen, Corvey &c. waren die geistigen Mittelpunkte der damaligen Zeit geworden; die strenge Ordensregel hatte nachgelassen, und so suchten die Cisterzienser die alten Aufgaben der Landeskultur und der Bekehrung wieder aufzunehmen. Die Mönche, denen der Markgraf es anvertraute, das Christenthum zu verbreiten, bauten sich aus Granitfindlingen die erste Kirche auf den Grundmauern, deren Reste 1876 bei der Renovation aufgedeckt wurden. Der bescheidene Bau hatte nur den Zweck, als Provisorium zu gelten; auch eine Ziegelei wurde errichtet und damit ein neues Moment in die Thätigkeit des Ordens



Grabstein des Markgrafen Otto in der Klosterkirche zu Lehnin.
(Aus R. Bergaus Inventar.)

hineingetragen. Der Ziegelbau war bisher unbekannt gewesen und erst durch den Orden ist er in die Mark recht eigentlich eingeführt. Die Mönche sollten den Ackerbau den Wenden übermitteln, die bisher nur Jagd und Fischfang als Lebensunterhalt hatten. Es kann hier darauf hingewiesen werden, daß auch der Obstbau in Werder seine Entstehung diesen Einflüssen verdankt. Selbst den Weinstock verpflanzten die Mönche hierher und haben sich mit dem edlen Gewächs die redlichste Mühe gegeben, wie u. A. Dr. P. Schwartz dargethan hat („Der Weinbau in der Mark Brandenburg in Vergangenheit und Gegenwart", Berlin 1896), wenn auch der Wein aus der märkischen Erde dem Wasser glich (vinum tanquam aqua).

Die Mönche hatten zunächst einen schweren Stand; sie mußten es mit ansehen, wie zur Nachtzeit die Felder zertreten wurden und trotz ihrer Bemühungen Opferfeuer aufflammten für Triglav und Swantewit, und wie in diesem Fanatismus ihr erster Abt Sibold im nahen Dorf Nahmitz ermordet wurde. Bald sahen sie die Erfolglosigkeit ihrer Bestrebungen und wanderten zurück, aber nur bis zum nächsten Waldessaum, wo ihnen, wie die Legende erzählt, die Mutter Gottes erschien und ihnen zurief: »Redeatis, nihil deerit vobis.« Sie kehrten zurück und sahen ihre Arbeit von Erfolg gekrönt. Die Wenden leisteten ihnen nunmehr Dienste. Es entstand eine größere Kirche in doppelter Höhe. Das westliche Schiff wurde verlängert und am 4. Juni 1262 der ganze Bau eingeweiht (der Mönch Conradus war der alte märkische Baumeister). Das Kloster wurde glänzend ausgestattet; denn es erhielt 64 Dörfer, 2 Marktflecken, 45 Seen und 14 Vorwerke. Das Kloster hatte unter den Askaniern die volle Gunst der Fürsten, und nur einmal kam es nach Otto I., der im Turniere starb, zum Konflikt. Man verweigerte 1264 die Aufnahme der Leiche des im Zweikampf gefallenen Johann des Pragers. Da aber festgestellt wurde, daß der Tod infolge Krankheit, nicht infolge Verwundung eingetreten, gab man nach. Damals war es, als ein Askanier, Ottoko, der verheirathet gewesen war mit einer Tochter Rudolfs von Habsburg, in das Kloster Lehnin eintrat. Er starb 1303 als Mönch. Die folgende Zeit brachte der Mark sehr viel Unruhe. Wenn auch die Städte sich glänzender entwickelten wie nie zuvor (Brandenburg, Berlin, Prenzlau), so waren doch die Dörfer mancher Unbill ausgesetzt. Ritter Folko wurde 1330 ermordet und den Mönchen die Schuld zugeschrieben. Die Dörfer wurden verwüstet, und ein Schaden von 60 000 Fl. auf diese Weise angerichtet. Die Zeit der Quitzows, die in dem befestigten Plaue lagen, war ebenfalls der Entwickelung der Klöster ungünstig. Erst Karl IV. brachte den Klöstern eine erhöhte Fürsorge entgegen. Erheiternd wirkt die Sage von Dietrich Kogelwiet, dem Mönch, der dem Kaiser die erste Erbsensuppe mit Schweinsohren vorgesetzt haben soll, die Donnerstags noch heut ein Lieblingsgericht der Märker ist. Er wurde später Bischof, Kanzler und Erzbischof von Magdeburg, und Fürst Bismarck soll mit ihm verwandt sein. Die Finanzlage war sehr ungünstig unter dem Abt Arnold Monkedamm, er ging nach Altenberg bei Köln, wo man ihn zum Abt wählte. Im Altenbergischen Dom hat Arnold einige Bauwerke geschaffen, die volle Bewunderung erregen. Während die Mark auf dem Gebiete der Kunst sonst immer der empfangende Theil war, ist Arnold der gebende.

Die Kirche diente der Ottonischen Linie der Askanier als Grabstätte. Von Hohenzollern wurden hier beigesetzt: Friedrich der Dicke (ein Bruder Kurfürst Friedrichs II.), die Kurfürsten Johann Cicero († 1499) und Joachim I. († 1535); die beiden letzteren ließ Joachim II. mit dem Doppelgrabmal von Peter Vischer & Sohn in den (alten) Berliner Dom überführen. Es wurde hierbei der Wunsch ausgesprochen, an geeigneter Stelle in Anregung zu bringen, daß in Lehnin an der ursprünglichen Grabstätte wenigstens die Gipsabgüsse der beiden Sarkophage zur Aufstellung gelangen möchten.

Der letzte Abt war Valentin (1509), der durch seine Verhandlungen mit Luther bekannt geworden ist. Er war Kurfürstlicher Rath, und die Einführung der lutherischen Lehre wurde deshalb mit einer gewissen Rücksicht vorgenommen. Er starb 1542. Das Kloster wurde aufgehoben (ein Theil der Mönche wurde lutherisch, die anderen zogen nach Oesterreich, wie die von Zinna) und nach der Säkularisation in ein Kurfürstliches Amt verwandelt, später in ein Jagdschloß und namentlich vom Großen Kurfürsten und Friedrich III. auf Reiherjagden benutzt. Seit 1811 ist es Privatbesitz.

Ein Ort Lehnin existirte zunächst nicht, einen protestantischen Pfarrer gab es auch nicht. Der Ort war nach Rädel eingepfarrt und die Kirche durch eine Wand in zwei Theile für Lutherische und Reformirte getheilt. In der Kirche selbst sind nur wenige Denkmäler. In einigen Bogen finden sich Spuren von Wandmalereien. Das

kupferne Dach verschwand; denn dergleichen werthvolles Material nahmen die „Reuter“ mit sich.

Im nördlichen Querschiff unter der Orgel befindet sich eine Gedenktafel für Friedrich Wilhelm IV., der die Kirche am 22. 9. 1851 und 5. 11. 1859 besuchte, ferner neben dem Altar rechts eine Gedenktafel an die Einweihung der restaurirten alten Kirche durch den nachmaligen Kaiser Friedrich III. (24. 6. 1877. Jakobi 1, 12). Durch seinen Kunstsinn ist ein Bauwerk aus alter Zeit wieder zu Ehren gekommen und neu erstanden.

Nach der Besichtigung der einzelnen Räume (der Konventsgebäude, des Königshauses, der Kellergewölbe) unter der Führung der Lehrer Rindtorff und Hinze schritt man gegen zwei Uhr zur Mittagstafel. Der zweite Vorsitzende Herr Professor Muret brachte den ersten Trinkspruch auf den Protektor des Vereins Seine Majestät den Kaiser aus, Herr Dr. Brendicke gedachte der Gäste aus Brandenburg, Lehnin und aller Nichtmitglieder. Herr Guttstadt dankte darauf im Namen der Gäste und Herr Oberlehrer Tschirch wünschte dem Muttervverein weiteres Gedeihen und lud denselben für September zu einer gemeinsamen Sitzung nach Brandenburg ein. Zum Schluß der Tafel führte Herr Ferdinand Lindenberg die Anwesenden in launiger Ansprache im Geiste in die alte Zeit zurück, in die Bibliothek und in das Refektorium, in den Kreuzgang und in den Keller, wo der Malvasier lagerte, und bereitete damit den Spaziergang in die Gegenwart vor, nach der Oberförsterei und dem Hirseberg. Leider mußte man zu früh wieder aufbrechen, um den Anschluß um 6 Uhr in Groß-Kreutz zu erreichen.

Nachdem der Verein die Klöster Lehnin, Zinna bei Jüterbog, Himmelpfort bei Lychen, Chorin gesehen, bleibt ihm in dieser Reihe nur noch Neuzelle übrig.

O foelix Lenyn et tua filia Chorin
Ex te est orta Nova Cella et Coeli Porta.

Berlin ein Mitglied der deutschen Hanse.

Wer die Geschichte Berlins nicht kennt, wird aus der heutigen Erscheinung der Stadt nicht leicht auf ihr vielhundertjähriges Bestehen schließen können. Selbst die Stadttheile, welche das Rathhaus und das Schloß an der Spree umschließen, haben nichts Alterthümliches im strengeren Sinne des Wortes an sich. Ja, die wenigen kirchlichen Gebäude, welche sich — nicht immer unverändert — in unsere Zeit hinübergerettet haben, sie muthen uns fremdartig an; man fühlt, daß sie nicht in ihre Umgebung hineinpassen. Berlin ist eine moderne Stadt.

Eines der modernsten Viertel dieser „Modernen“ nennt sich Hansaviertel, mit dem Hansaplatze in seiner Mitte. Wie merkwürdig hier diese Bezeichnung, welche besser nach Lübeck und Hamburg gehören würde! so mag mancher unserer Mitbürger über diese Namensgebung kritisirt haben. Nur gemach! Eine Stadt, die der „gemeinen deutschen Hanse“ zu ihrer Blüthezeit, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, als geschätztes und geachtetes Mitglied zugehörte, darf die Erinnerung daran wohl festhalten.

Diese Eigenschaft Berlins, ein Mitglied der Hanse gewesen zu sein, ist kaum bekannt, und wo dies der Fall, wenig gewürdigt. In den „Bau- und Kunstdenkmälern von Berlin“, bearbeitet von R. Borrmann, spricht sich Dr. Clauswitz S. 31 über das Verhältniß unserer Stadt zur Hanse sehr kurz und beinahe ungünstig aus. Um so erfreulicher ist es, daß ein gelehrtes Mitglied unseres Vereins es unternommen hat, Berlin als Mitglied der deutschen Hanse uns zu schildern. Diese Abhandlung des Herrn Dr. Friedrich Krüner, welche die wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Falk-Realgymnasiums von Ostern 1897 (Programm Nr. 94) bildet, dürfte zum ersten Male, nach meiner Kenntniß, die bedeutsame Stellung Berlins in der deutschen Hanse in eingehendster Weise zur Darstellung bringen.

Für den Eintritt in diesen mächtigen Bund deutscher Handelsstädte stellte derselbe natürlich gewisse Bedingungen, welche Berlin zu erfüllen wohl in der Lage war. Es besaß ein gut Theil politischer Selbständigkeit, es besaß Freiheit im Handel und im Zoll. Aber nicht nur die Freiheit im Handel, sondern die Bedeutung dieses Handels selbst mußte für die Hanse von Werth sein. Berlin hatte damals, wie heute, die günstige Lage in der Mitte der norddeutschen Tiefebene, an einem schiffbaren Flusse, der mit der Elbe in Verbindung steht und der Oder nahe ist, für sich. Die Stadt lag auch in der Mitte einer Landschaft, welche Naturprodukte in reichem Maße erzeugte: Holz, Getreide, Wein konnte es dem Westen zuschicken; auch das grobe Tuch der Mark ist nicht zu vergessen. Wichtige Handelsstraßen nach den slavischen Ländern gingen von Berlin aus. Endlich konnte es für die Hanse nach dem Auslande hin nur vortheilhaft sein, die Kaufleute der bedeutenderen Handelsstädte im Reiche, also auch die von Berlin, ihren Satzungen untergeordnet zu wissen.

Berlin und Kölln hingegen, die in jener Zeit als ein Gemeinwesen zu betrachten sind, erfreuten sich dafür des mächtigen Schutzes der Hanse, und dem Rath der beiden Städte konnte auch für manche inneren Wirren diese Zugehörigkeit nur willkommen sein. Es ist nicht meine Absicht, die Beziehungen Berlins und der übrigen märkischen Städte zur Hanse hier weiter zu verfolgen, da hierüber die genannte Abhandlung, welche studirt sein will, genügenden Aufschluß giebt. Hier sei noch erwähnt, zum Lobe unserer Stadt, daß sie ihre Schuldigkeit der Hanse gegenüber treulich gethan, daß sie nicht nur empfangen hat, sondern auch wichtige Gegenleistungen bot „für die Wohlfahrt und den Frieden des gemeinen deutschen Kaufmanns“.

Doch es kam auch die Zeit und mit ihr Verhältnisse, durch welche das Band, das die Stadt mit der Hanse zusammenhielt, gelockert und bald ganz gelöst wurde. Der „neue Herr“ zog in die Mark ein. Er wollte nichts von Bündnissen seiner Städte untereinander und mit den großen Handelsstädten an der Trave und Elbe wissen. Seinem Willen und dem strengeren, eisernen seines Nachfolgers mußten sich auch Berlin und Kölln fügen.

„Berlin hat den Wandel der Dinge nicht zu beklagen gehabt“ — so schließt Dr. **Krüner** seine Abhandlung. — „Während des wittelsbachischen und lützelburgischen Elends in der Mark hat es theilnehmen dürfen an den ruhmvollen Tagen der Hanse, als dieselbe über nordische Könige triumphirte und in London wie Nowgorod ihre Satzungen vorschrieb; nachdem der Glanz der wendischen Seestädte zu erbleichen begann und kraftvolle Fürsten ihnen ihre Rechte bestritten, da knüpfte sich das Schicksal des von der Hanse verlassenen Berlin an das aufstrebende Geschlecht der fränkischen Hohenzollern.“

Dr. F. **Weinitz.**

Kleine Mittheilungen.

Mit Recht nennt Büchmann in seinen „Geflügelten Worten“, 13. Auflage, S. 135, Dr. P. F. **Weddigen** als den Urheber der Bezeichnung „Spreeathen“ für Berlin und giebt die Quelle an,[1]) wo Weddigen dieses geflügelte Wort zuerst gebraucht hat, nämlich in seinen von seiner Gattin Charlotte herausgegebenen **ersten** Gedichten, welche unter dem Titel: „Morgenstunden der Grazien“ 1795 zu Bremen erschienen und wo sich die Bezeichnung in dem Gedicht „An Professor H., als er von Berlin an das Gymnasium in Bielefeld berufen wurde“, befindet:

„Was fleuchst Du, Freund, den Sitz der deutschen Musen,
Berlin, Dein **Spreeathen**?
Kommst Du, der Barden heil'ge Haine
Bei uns zu sehn?“ u. s. w.

Für die Leser unserer „Mittheilungen“ dürfte es wohl von Interesse sein, über den Urheber jenes geflügelten Wortes Näheres zu erfahren.

P. F. Weddigen, geb. den 18. Juni 1758 zu Bielefeld, entstammte einer alten westfälischen Patrizierfamilie, absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte von 1778 ab Theologie, Geschichte und Litteratur an der Universität Halle-Wittenberg. 1781 erhielt er einen Ruf als vierter öffentlicher Lehrer an das Gymnasium zu Bielefeld und starb als Prediger zu Kleinbremen bei Minden am 6. September 1809. Er schuf eine große Anzahl Werke und Schriften zur westfälischen Geschichte, erhielt von Friedrich Wilhelm III. die silberne und goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft und war ein Freund Justus Mösers. Seine beiden Söhne nahmen als freiwillige Jäger an den Befreiungskriegen theil; sein Urenkel Dr. Otto Weddigen gab 1879 bei Reclam in Leipzig die 4. Auflage seiner „Geistlichen Oden und Lieder“ neu heraus. — Interessant ist es, daß ein Vorfahre Dr. P. F. Weddigens der wackere Bürgermeister von Kölln-Berlin, Johannes Wedigen, ist, welcher 1637 **Berlin vor den Schweden rettete** und seine Treue gegen die angestammten Fürsten Georg Wilhelm mit seinem und seines Sohnes Tode besiegelte. Oskar **Schwebel** hat in seiner historischen Novelle „Die Schweden vor Berlin“, Berlin 1890, dem verdienstvollen Bürgermeister Johannes Wedigen ein Ehrenmal gesetzt; ebenso Ernst **Remin** in seinem vaterländischen Roman „Neue Bahnen“, Bielefeld 1894, Verlag von Velhagen & Klasing.

Unser Mitglied, Herr **Victor Laverrenz**, der mit der Ausarbeitung eines größeren Werkes über „**Berliner Originale**“ beschäftigt ist, bittet alle Mitglieder, die über Berliner Persönlichkeiten von „originaler“ Bedeutung Mittheilungen zu machen oder litterarische Hülfsquellen anzugeben in der Lage sind, diesbezügliche Zusendungen nach Schöneberg, Helmstraße 5, gelangen zu lassen.

[1]) Später nennt B. noch eine andere Quelle; **beide** sind aber **original** und unabhängig voneinander.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Hans **Brendicke** in Berlin W35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. **Mittler** & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 8. | Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. | 1897.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

645. Versammlung.

16. (7. außerordtl.) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres: Wanderfahrt nach Fürstenwalde-Rauen

am Sonntag, den 29. August 1897.

Die Mitglieder mit ihren Damen und Gästen versammeln sich auf dem Bahnhof Friedrichstraße (Fernverkehr) früh 8¼ Uhr, wo der Vereinsbote Ullrich die Fahrkarten überreicht. Abfahrt 8^{35} Uhr nach Fürstenwalde. Ankunft 9^{38} Uhr. Begrüßung durch den Stadtverordnetenvorsteher Herrn Rechtsanwalt Kolberg. Besichtigung der alten Mauer und des Zinnenthurms. 10 Uhr Frühstück in Stimmings Garten. 11 Uhr Gang durch die Stadt und Besichtigung des Rathhauses unter Führung des Herrn Rechtsanwaltes Kolberg. 12 Uhr Vortrag des Herrn Oberpredigers Meltzer in der Sakristei der Marienkirche.

1 Uhr Wagenfahrt nach Rauen. 2 Uhr Mittagstisch im Gasthof „Zum großen Stein" (August Müller). Besichtigung der Dorfkirche. 4 Uhr Kaffeerast ebenfalls bei Müller. 4½ Uhr Spaziergang nach den Rauenschen Bergen unter Führung unseres Mitgliedes Herrn Direktor W. Funcke (Markgrafensteine, schöne Aussicht, dort Erläuterungen über die Braunkohlengruben durch Herrn Dr. Brendicke). 6¾ Uhr Rückfahrt nach Fürstenwalde. 7^{58} Uhr Rückfahrt nach Berlin. 8^{37} Uhr Ankunft Bahnhof Friedrichstraße.

Theilnehmerkarten zu **5,25 Mk.** (für Eisenbahn, Frühstück, Wagenfahrt, Mittagessen, Kaffee und Kuchen) sind bis Donnerstag, den 26. August, Abends bei Herrn C. Gerold, Unter den Linden 24, zu entnehmen.

Leiter der Wanderfahrt sind: E. Marquardt, Dr. Brendicke.

Veränderungen im Mitgliederbestande:

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Konrad Toeche-Mittler, Dr. phil., Verlagsbuchhändler, SW. Kochstr. 69.
- " Paul Gause, i. F. Gebrüder Gause, Hoflieferant, NW. Unter den Linden 66.
- " Fritz Bramigk, Rentner, SW. Hallesche Straße 6.
- " Paul Fick, prakt. Arzt, Dr. med., Stabsarzt d. L., NO. Greifswalderstr. 9.
- " Liebnitz, Dr. jur., Regierungs-Sekretär, C. Kurstraße 33.
- " H. Bennezet, Postrath, W. Nürnbergerstr. 28.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Fritz Hollmann, Fabrikant, Michaelkirchplatz 22. Einf.: Herr E. Marquardt.
- " Alex Hönig, Maler und Techniker, Stallschreiberstr. 27/28. Einf.: Herr E. Marquardt.

Die Sitzungen im Vereinszimmer im Deutschen Dom beginnen am Sonnabend, den 14. August 1897, Abends 6 Uhr.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

Der „Verein für die Geschichte Berlins" unternahm am Sonnabend den 17. und Sonntag den 18. Juli eine wohlgelungene Herren-Wanderfahrt nach Küstrin-Sonnenburg. Die Aussichten waren ungünstig, da das Barometer dauernd tief stand und die Theilnehmerliste bei Weitem nicht die erforderliche Zahl 30 zeigte. Trotzdem ging die Fahrt glücklich von statten. Die Abfahrt erfolgte am Sonnabend 2[27] Uhr Nachmittags vom Bahnhof Friedrichstraße, die Ankunft in Küstrin 4[59] Uhr. Die Namen der Stationen riefen geschichtliche Erinnerungen in uns wach: Strausberg, das für seine Treue gegen den falschen Waldemar schwer büßen mußte, Müncheberg, das den Ausgangspunkt bildete für die märkische Schweiz, Gusow, wo Marschall Derfflinger von seinen Lorbern ausruhte, Kietz, die Bezeichnung, die bei Rummelsburg, Spandau und andern wendischen Orten wiederkehrt, so hier bei Küstrin, das ursprünglich ein altes Fischerdorf an der Oder war.

Von dem Bahnhof ging es über die durch eiserne Thore wohlverwahrte Brücke zum jenseitigen (rechten) Oderufer, an welchem hinter riesenhohen Mauern und Wällen die Thürme der Stadt bescheiden hervortreten. Nach einer kurzen Kaffeerast im Hotel Kronprinz machte man unter Führung des Herrn Festungsbauwartes Bonert einen Gang durch die Stadt nach der Schloßkirche, der Kaserne des 48. Infanterie Regiments, und dem Zimmer über dem Berliner Thor, in dem Lieutenant Katte vor seiner Hinrichtung gesessen haben soll. Ueber steile Treppen und durch düstere Kasematten folgten wir immer weiter zur Höhe des an der Westseite der Stadt gelegenen Kavaliers dem Ingenieur vom Platz, Herrn Major Wentzel, der die Führung durch die Festungswerke mit gütiger Erlaubnis des Stadtkommandanten übernahm und auf der Höhe des Kavaliers angesichts der reizvollen, historisch denkwürdigen Umgebung einen längeren, durch anschauliche Hinweise unterstützten Vortrag hielt. Haushoch steht man über der Stadt auf einem schmalen langgedehnten Gelände, vor dem sich unten in entzückender Kraft und Klarheit auf viele Meilen hin das Oderthal mit seinen waldigen Höhen breitet. Hier nahm Herr Major Wentzel das Wort, um zunächst in großen Zügen von der ältesten Befestigung des Flusses an dieser Stelle zu reden, dann die italienische Methode der Bastionen zur Zeit der in Küstrin wirkenden Baumeister Formio, Chiaramelo und Roch Lynar zu erklären, sowie die spätere Fortentwickelung der für den Schutz Berlins und seiner Umgebung so wichtigen Anlage anzudeuten. Die ältere Grundform der Mauern hat eine große Verwandtschaft mit den Ausführungen in Spandau und Peitz, die nach den Absichten Lynars in Verbindung mit Küstrin und Herzberg ein uneinnehmbares Festungsviereck bilden sollten. Der Uebergang über die Oder machte die Stadt zu einem vielumstrittenen Punkte, und so führte die Ansammlung großer Heeresmassen in dem am Horizont aufragenden Gelände hier gerade zu den furchtbaren Schlachten von Zorndorf (1758) und Kunersdorf (1759), deren Verlauf unter fortwährendem Bezug auf das Landschaftsbild uns zu Füßen durch Herrn Major Wentzel sehr fesselnd geschildert wurde.

Die große Bedeutung Küstrins beruht auf seiner Lage am Einfluß der Warthe in die Oder, welche sehr früh hier einen wichtigen Uebergang schuf. Jede Bewegung größerer Massen von Osten nach Westen und umgekehrt, die für die Sicherheit Berlins von immer größerem Einfluß wurde, wird in ihrem Erfolge von der Beherrschung dieser Stelle abhängen. Es wurde die Vermuthung ausgesprochen, daß wohl von demselben Punkte aus, auf dem die Vereinsmitglieder sich befanden, der Alte Fritz den Plan für die Schlacht von Zorndorf entworfen haben mochte, jene Schlacht, die trotz des Mißerfolges strategisch sehr bedeutsam gewesen ist.

Hochbefriedigt genoß man noch einmal den prächtigen Rundblick und stieg dann wieder ab in das Gewirr der Straßen und Häuser, deren Kernpunkt die vor 130 Jahren erbaute Pfarrkirche bildet. Die von dem älteren Gotteshaus noch stehende Gruft war hell erleuchtet, so daß die Inschriften der Särge und Grabmäler mit ihren reizvollen Zieraten bequem zu erkennen waren. Die Gruft, die 1888 auf eine Anregung des Kaisers Friedrich hin durch Baumeister L. Herrmann (jetzt in Berlin) gesucht und auch glücklich gefunden wurde, enthält außer einer wohlerhaltenen, auf die Einführung der Reformation bezüglichen Schrifttafel von 1555 die Särge des Markgrafen Johann († 1571) und seiner Gemahlin Katharina, einer geborenen Prinzessin zu Braunschweig-Lüneburg († 1574); ferner in einem Nebenraum unter dem Altar die Särge der Prinzen Friedrich, Herrenmeister des Johanniterordens († 1611), und Georg Albrecht († 1615). Auf dem Treppenabsatz kündet eine be-

sondere Tafel an, daß dahinter der Gouverneur von Küstrin Graf Christian Albrecht zu Dohna († 1677) ruhe nebst seiner Gemahlin und zwei Söhnen, die beide als Obristen bei dem Sturm auf Ofen (1686) gefallen sind. Ein reich umrahmter Grabstein am Eingang gilt den knieend dargestellten Kindern des Raths Liborius v. Schlieben.[1])

Von der Gruft ging es zum ehemaligen Schlosse des Markgrafen Hans (1535 bis 1571), das — seiner jetzigen Bestimmung als „Kaserne" recht entsprechend — eine sehr nüchterne Außenseite zeigt, in seinem malerischen Hofe aber neben den prächtigen Portalen aus der Renaissancezeit, die den bisherigen Untersuchungen zufolge meist aus Terrakotta ausgeführt sind, aus den ansehnlichen Thürmen und Galerien die ehemalige Schönheit dieses Fürstensitzes noch erkennen läßt. Der Zahn der Zeit hat gegen die Schöpfungen jener kunstsinnigen Epoche grausam gewüthet, und es wäre sehr erwünscht, wenn bei dem angeblich geplanten Ausbau die außerordentlich kunstvollen Reste des 16. und 17. Jahrhunderts von der brandenburgischen Provinzialkommission für die Denkmalpflege gegen weiteren Verfall geschützt würden. Die Untersuchung im Einzelnen kann erst ergeben, was Alles von dem alten Mauerwerk noch zu erhalten ist, das auch in dem nach der Oder hinausgehenden Thurmgemach des Obergeschosses mit seinen jetzt trostlos gestalteten Nebenräumen die Wohnung Friedrichs des Großen aus den Jahren 1730 bis 1732 umschließt. Von hier aus schrieb der Kronprinz Fritz, der als jüngster Kriegs- und Domänenrath bei der Neumärkischen Kammer die Verwaltung praktisch kennen lernte, begeisterte Briefe an die schöne Frau v. Wreech und von hier aus soll er die Hinrichtung seines treuen Freundes haben mitansehen können. Um solche tragischen Momente bilden sich von selbst Legenden im Volke, das heute noch von Kattes Grabkreuz auf der Bastei Brandenburg spricht, während er doch hier nicht ruht, sondern sehr bald in die Familiengruft zu Wust bei Jerichow gebracht wurde.

In dem behaglichen Gesellschaftshause von Fritz Aßmy, der als ortskundiger und kunstliebender Küstriner gar Manches aus der Vergangenheit zu erzählen wußte, schöpfte man neue Kraft zur Weiterfahrt, die unter der Herrschaft warmer Nordwestwinde stand und bei „zeitweise heiterem Wetter wolkige Anballungen und leichte Regenfälle" bringen mußte.

Um das Zustandekommen der Fahrt hatten sich die Herren Lindenberg und Winterfeld eifrig bemüht, die bei der Abendtafel dafür reichliches Lob ernteten, während Dr. H. Brendicke den anwesenden Gast, Herrn Bonert, bat, den Dank der Versammelten an die Führer und die militärischen Behörden entgegenzunehmen.

Das Nachtquartier war gut und der Morgenkaffee stärkte uns zu neuem Thun.

Am Sonntag 6^{50} Uhr früh erfolgte die Abfahrt auf der neuen Bahnstrecke nach Sonnenburg, wo uns bei der Ankunft gegen $7\frac{1}{2}$ Uhr in Behinderung des Bürgermeisters Herrn Rubow die Herren Beigeordneter F. Bartel, Lehrer E. Grasnick und Brenzke begrüßten, um die Führung zu übernehmen. Die Wagenfahrt nach der Quelle war auf aufgeweichten Wegen unmöglich und mußte bei dem andauernden Regen unterbleiben; man entschloß sich dafür das alte wendische Fischerdorf Priebrow zu besichtigen. Priebrow hat eine eigene Schule, aber keine eigene Kirche. Die alten strohgedeckten Kathen, ohne Schornsteine, lassen den Rauch der dunklen Kamine unter dem Strohdach hinaus. Der blauäugige Sohn des Gemeindevorstehers verschaffte uns einen Einblick in die Dorfakten, aus denen u. A. hervorgeht, daß schon 1731 eine zollfreie Ausfuhr von Krebsen nach Hamburg stattfand.

Die Stadt Sonnenburg, die früher Sundhenburg[1]) genannt wurde und am Rande des Wartebruchs liegt, wird urkundlich zuerst am 23. April 1295 erwähnt, erhielt 1341 ein festes Schloß mit Wassergraben durch die Herren Hennig und Arnold v. Uchtenhagen und kam 1410 an das Bisthum Lebus, von dem es die Johanniter 1427 erwarben. Zu der Balley Brandenburg des ritterlichen Ordens Sankt Johannis vom Spital zu Jerusalem gehören nach

[1]) Näheres darüber befindet sich in der kleinen Schrift von Oskar Schwebel (Berlin 1887): Die St. Marienkirche zu Küstrin. Ein Gedenkblatt zur ersten Säkularfeier des jetzigen Kirchengebäudes am 19. Mai 1887.

Ferner: Die Auffindung der Fürstengruft in der Marienkirche zu Küstrin im Jahre 1880. Nach amtlichen Akten und mündlichen Mittheilungen von Augenzeugen vom Archidiakonus Troschke. Vergl. auch den Bericht über die Wanderfahrt des Vereins nach Tamsel-Küstrin am 21. August 1892 in den Mittheilungen 1892 Nr. 9 und 10 S. 79.

[1]) Ueber Sonnenburg handeln die Berichte des Herrn Superintendent Klingebeil in dem Sonnenburger Wochenblatt, die Chronik des Landes Sternberg von Freier, die Chronik der Stadt Drossen von Knuth und die Geschichte der St. Jakobikirche in Drossen von Petri. Außerdem sind zu vergleichen die Mittheilungen der Ballei Brandenburg des St. Johanniterordens in Sonnenburg von Geheimem Hofrath C. Herrlich seit 1861.

der Neuerrichtung im Jahre 1852 nunmehr 14 ritterliche Provinzial- oder Landesgenossenschaften in Preußen, Württemberg, Sachsen rc. und sie zählt neben dem Herrenmeister und 16 Kommendatoren noch 5 Ehrenkommendatoren, 600 Rechtsritter und etwa 1600 Ehrenritter. Am eifrigsten wirkte hier Fürst Moritz von Nassau († 1679), der unter Mitwirkung von Rynkwardt das alte Schloß des 16. Jahrhunderts ausbauen und die jetzige Ordenskirche prächtiger einrichten ließ (1650).

Die Kirche ist eine dreischiffige spätgothische Hallenkirche auf achteckigen Pfeilern aus dem Ende des 15. Jahrhunderts mit sehr schönen späteren Gratgewölben und zahlreichen ornamentirten Schlußsteinen von 1522. In dem achteckigen Chor steht ein reicher Renaissancealtar, den Graf Adam v. Schwarzenberg als Herrenmeister aus dem Schlosse zu Berlin hierhin gestiftet haben soll (1626). Ringsum sind die Emporen und Wände mit den Wappentafeln von etwa 800 Rittern bedeckt, neben denen das Epitaph des Grafen von Hohenstein und dasjenige seiner Tochter Agnes († 1576) zu beachten sind. Die schwarze Marmorkanzel, ein Geschenk des Prinzen Ferdinand, ist eine Arbeit von Rambly in Potsdam (1773). An der Nordseite des Langschiffs steht unterhalb des Brandenburgischen Wappens die Bronzebüste des letzten Herrenmeisters vor der im Jahre 1810 erfolgten Auflösung des Ordens, des Prinzen August Ferdinand, ein Geschenk seines Sohnes, des Prinzen August. Die Bänke der Ritter und der Komthure sind sehr einfach weiß gestrichen und nur mit dem Ordenskreuz versehen; ähnlich ist die Ausstattung der Sakristei, in welcher man die Büsten des Grafen K. W. v. Finckenstein und des Fürsten Moritz (in Gips) findet. 1888 war der Kaiser selbst zur Feier des Ritterschlages erschienen und zog dabei den Pallasch unter dem Gelöbniß, den Orden getreulich zu schützen. Der gegenwärtige Herrenmeister ist Prinz Albrecht von Preußen, der in seinem Palais in der Wilhelmstraße in Berlin das mächtige Herrenmeisterschwert ständig aufbewahrt.

Unweit der Kirche liegt das Schloß, dessen älteste Theile, wie schon bemerkt, dem 14. Jahrhundert angehörten. Die Vorderfront, vor welcher jetzt zwei Hinterlader von 1662 (Werke des Adam Krafft) stehen, hat eine wesentliche Veränderung erhalten, indem die dem Hauptgeschoß vorliegende breite dreiarmige Freitreppe fortgefallen ist. Das Erdgeschoß enthält eine geräumige Empfangshalle mit altem Gestühl und anderen Kunstwerken, der größere Saal liegt im ersten Stock. Dieser, der vor etwa 30 Jahren vollendet wurde, enthält ein großes Bild des Fürsten Moritz (von Peter Nason), sowie andere vom Prinzen Karl, des Frhrn. v. Finckenstein, des Feldmarschalls v. Knobelsdorff, des Grafen Witzleben und vieler Fürsten und Herren aus dem Johanniterorden. An Seltenheiten wurden bisher gestiftet ein Kapitell aus der alten Johanniterkommende zu Jerusalem und ein Thürsturz aus dem Großmeisterpalaste in Rhodos, beide mit dem Kreuze geschmückt, dann mehrere Darstellungen aus dem neueren Leben des Ordens (von Cretius) mit ungemein zahlreichen Porträts interessanter Persönlichkeiten. Die Glasmalereien dieses Saales, dessen Fenster durch zwei Geschosse durchgehen, sind hierher gestiftete Arbeiten von Louis Müller in Berlin. Die übrigen Räume, die wie das ganze Schloß unter Führung des Herrn Geheimen Hofrathes C. Herrlich besichtigt wurden, sind im Ganzen höchst einfach, bergen außer älteren Bildern aus einer Kommendengalerie in Heitersheim noch eine alte Decke aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, ein mit dem Dürerschen Zeichen (!) versehenes Bild des jugendlichen Markgrafen Georg Albrecht von Brandenburg (1596), ein Ordensporträt der Prinzessin Anna Elis. Louise, Gemahlin des Prinzen Ferdinand, und den kostbaren Degen des Fürsten Moritz, an welchem sich früher noch ein Dolchgefäß befand. Im Kapitelsaal befindet sich als Geschenk des Grafen Dohna ein Doppelbild von Hans Fries.

In dem jetzigen Kapitelsaal hielt zum Schluß Herr Superintendent Klingebeil noch einen Vortrag über die geschichtliche und kulturelle Entwickelung Sonnenburgs. Unter Thomas Runge 1550 fand in Sonnenburg der erste Ritterschlag statt und in späterer Zeit betrugen die Einnahmen des Herrenmeisters über 100000 Thaler. Wie verfallen das Schloß noch 1810 gewesen, geht daraus hervor, daß in dem 55 Fuß hohen Rittersaal Eulen nisteten, sowie daß die Bilder der alten Herrenmeister in großer Zahl verkauft und als Bettschirme benutzt worden sind. Das Schloß ist nur zufällig vor dem Abbruch bewahrt worden, nachdem es zeitweise gleichzeitig als Schule, Gericht und Gefängniß gedient hatte. So war das alte Burghaus dem Untergange geweiht und wäre abgebrochen worden, wenn nicht 1851 Kreisrichter Scholler bei dem König die Erhaltung erbeten hätte. Der Johanniterorden, etwa 40 Jahre nach der im Jahre 1810 erfolgten Säkularisirung von Friedrich Wilhelm IV. wieder-

hergestellt als Orden vom Spital St. Johannis in Jerusalem, verfolgt gegenwärtig nur Zwecke der Wohlthätigkeit und der christlichen Barmherzigkeit und pflegt alljährlich etwa 15000 Kranke in 48 vortrefflich eingerichteten Krankenhäusern, von denen eins der schönsten in Sonnenburg selbst errichtet wurde.

Die Besichtigung dieses Krankenhauses beschloß nach der gemeinsamen Mittagstafel im Hôtel Wrangel, an der auch der stellvertretende Bürgermeister Herr Bartel theilnahm, die genußreiche Wanderfahrt.

Aus den vom Lehrer Grasnick während des Ganges nach Priebrow und nach den „Eichen" vorgetragenen Erläuterungen geben wir folgende wieder:

Vom Jahre 850—1139 gehörte Sonnenburg, sowie die ganze Neumark zu Polen. In dieser Zeit entstand im ganzen polnischen Reiche ein Aufruhr gegen die Geistlichkeit, hervorgerufen durch den Druck der Geistlichen, die Zehntenabgabe für dieselben und ihr glänzendes Leben. Infolgedessen kam das Land Sternberg durch Einmischung der Böhmen 1039 an Böhmen. Erst 1054 brachte es Kasimir von Polen wieder an sich, und zwar gegen einen Tribut. Dieser Fürst stellte auch mit Hülfe des deutschen Kaisers das Christenthum und die fürstliche Gewalt wieder her.

Von 1139—1220 gehörte das Land Sternberg zu Schlesien. Während dieser Zeit fanden viele Bürgerkriege statt. Der deutsche Ritterorden kam nach Preußen und legte dort nach Bekämpfung der Heiden Kirchen und Klöster an, es kamen auch Mönche aus dem Westen bis zu uns herüber, und durch alle diese Ereignisse kam deutsches Leben und deutsche Bildung in unser Sternberger Land. Die ersten deutschen Ansiedler brachten auch den Wein in unsere Gegend. Während des Mittelalters wurde der Weinbau hier stark betrieben. Die langgestreckte Anhöhe im Osten unserer Stadt erinnert durch ihren Namen noch heute daran. Im 16. Jahrhundert kostete das Quart Wein 12 Pf. Allmählich wurden viele Weinberge zu Ackerland gemacht, besonders nach dem harten Winter von 1739—40, wo die Weinstöcke unserer Gegend zu Grunde gingen.

Im Jahre 1134 verlieh der Kaiser Lothar dem Grafen Albrecht dem Bären die Nordmark. Dessen Hauptverdienst ist die allgemeine Einführung der deutschen Sprache und des Christenthums. 1160 schenkte Albrecht der Bär den Johannitern in dem Städtchen Werben an der Elbe eine Kirche nebst sechs Hufen Ackers in der Wische, einer fruchtbaren Niederung; auch erbaute er ihnen ein Hospital. Von hier aus erweiterten sie später die Besitzungen nach den Grenzen der Mark. Albrecht starb 1170. Einer seiner Nachfolger, Albrecht II., kaufte im Jahre 1220 von dem Herzoge von Schlesien und Krossen die Neumark und das Land Sternberg, jedoch das letztere nicht ganz, sondern nur den Theil, wozu Drossen, Reppen, Sandow und andere an Frankfurt a. O. grenzende Oerter gehörten. Das Stift Lebus ist aber noch 30 Jahre lang bei Polen und Schlesien verblieben. Nach dieser Zeit ist auch eigentlich erst (1250) unter den Söhnen Albrechts II., Johann I. und Otto III., das Land Sternberg der Mark Brandenburg ordentlich einverleibt. 1251 eroberten, plünderten und verbrannten Johann I. und Otto III. das Schloß Bentschen, entrissen überhaupt den Polen die Landstriche an der Warthe, Netze und Drage — die Neumark im engeren Sinne des Wortes — und erbauten hier Landsberg, später Bärwalde, Neudamm und Königsberg. Zum Schutze des Landes Sternberg ließ Otto V. (der Lange) im Jahre 1269 bei Zielenzig eine Burg aus Holz erbauen. — Um einen Vergleich dieser Zeit mit der unseren anstellen zu können, will ich hier anführen, daß damals (1203—1208) der Tagelohn eines Arbeiters 2 Pf. betrug, der Scheffel Roggen kostete 4 Kreuzer, ein Bote bekam für die deutsche Meile 1 Denar (bei den Römern etwa 5 Sgr., im Mittelalter von verschiedenem Werthe). In der Zeit von 1250—1300 wurden die Städte völlig umgestaltet zu deutschen Städten, die bis dahin nur enge, krumme Straßen hatten. Um diese Zeit wurden auch die Stadtschulzen (Schultheißen oder Erbrichter) mit den Stadträthen, also die städtische Verwaltungsbehörde, der jetzige Magistrat, eingesetzt. Dr. Wedekind sagt in der Chronik von Züllichau (S. 62:) „Die Bürgerschaft der Städte wählte ihre Konsuln (Rathmänner) auf ein Jahr, welche wieder aus ihrer Mitte einen Bürgermeister zur obersten Führung des Stadtregiments erkoren. Unter dem Vorsitze des Erbrichters oder Erbschulzen hielten die Konsuln nach ihrem Gefallen oder Bedürfnisse ihre Berathungen, zu welchen mit einer besonderen Glocke geläutet wurde (die Morgenansprache nannte man diese Versammlungen und Berathungen). Wer nicht erschien, mußte eine Strafe erlegen. Der Rath hatte für richtiges Maß und Gewicht der Eßwaren und Getränke, für Bauten der Stadt und für die Münzen zu sorgen, sowie für Stadtvorwerke, Wälder, Seen, Mühlen und alles Eigenthum der Stadt, der

Bürgermeister nahm gewöhnlich den Stadtschoß ein und besorgte die Stadtausgaben. Die Abgaben der Bürgerschaft waren doppelter Art, einmal für den Landesherrn, alsdann für die Bedürfnisse der Stadt. Dazu kamen bisweilen in Zeiten des Bedürfnisses außerordentliche Bürden; im Ganzen waren die bürgerlichen Abgaben sehr gering." Im Jahre 1320 starb mit Heinrich von Landsberg das Geschlecht der Askanier aus.

Am 24. Juni 1324 verlieh Kaiser Ludwig auf dem Reichstage zu Nürnberg seinem erstgeborenen, etwa 11 Jahre alten Sohn Ludwig die Mark Brandenburg. Am 26. September genannten Jahres ertheilte er ihm auch die Anwartschaft auf Anhalt. Nach der Ansicht des Papstes Johann XXII. war Herzog Rudolf von Sachsen der rechtmäßige Erbe der Mark; er sah sie nicht wie König Ludwig als erledigtes Reichslehen an. Er hetzte deshalb die Polen gegen Ludwig auf. Gedemin von Littauen schickte 1200 wilde Reiter, und Johann XXII. ertheilte seinen Segen. Im Juni 1326 brachen Horden von Polen, Littauen, Reussen und Walachen in das Land Lebus ein, plünderten, verheerten es zu beiden Seiten der Oder und verbreiteten Schrecken bis gen Brandenburg hin. Am meisten mußte das platte Land leiden. Es sollen 140 Dörfer mit ihren Kirchen, auch 2 Mönchs- und 2 Nonnenklöster in Asche gelegt, Greise und Kinder ermordet und über 6000 Männer als Gefangene fortgeführt worden sein. Diese Nachrichten erscheinen übertrieben. — Zwei Chronisten, Jobst und Angelus, die über 200 Jahre später lebten, erzählen ferner, daß die Frankfurter nebst ihren Kampfgenossen die littauischen und reussischen Horden bei dem Dorfe Tzschetzschnow schlugen und über die Grenze zurücktrieben. Um das Jahr 1347 wüthete mehrere Jahre in ganz Europa eine furchtbare Pest (der schwarze Tod), von der jedenfalls auch unsere Stadt nicht verschont blieb. — Die mitgetheilten Bestimmungen über den Besitzwechsel von Sonnenburg blieben unbeachtet. 1367 gehört Sonnenburg zwar noch der Familie v. Uchtenhagen, doch bereits 1375 trug es der Ritter Otto v. Bockenrode vom Landesherrn zu Lehen. Die Vormünder des minorennen Hans v. Bockenrode verkauften 1410 das Schloß und die Stadt nebst den Dörfern Priebrow, Mauskow, Oegnitz, Gartow und Meeckow an das Bisthum Lebus; jedoch schon nach fünf Jahren veräußerte Johann V. Sonnenburg nebst Zubehör an den Ritter Heinrich v. Oinitz (Oegnitz) für 1800 Schock Groschen Prager Münze. Dieser starb ohne Erben, und deshalb fiel es als offenes Lehen dem Kurfürsten von Brandenburg zu, und für 900 Schock böhmische Groschen, etwa 40 000 Thlr. verkaufte am 18. Mai 1427 der Markgraf Johann den Güterkomplex an die Johanniter. Hans v. Uchtenhagen, vermählt mit Sophie v. Sparre aus Trampe, starb 1618 als der letzte seines Stammes. Doch behielt sich der Markgraf das Rückkaufsrecht vor. Der damalige Herrenmeister hieß Balthasar v. Schlieben. Außer dem Schloß und der Stadt gehörten noch dazu die Ortschaften: Pribor, Lümmeritz, Krieschitz, Musekow und Gartow, wozu später noch viele andere kamen, so daß die Einnahme daraus jährlich zuletzt 102 545 Thlr. betrug. Ein Jahr darauf erwarb der Orden für weitere 1900 Schock böhmische Groschen die ganze Herrschaft als Eigenthum. Seitdem ist Sonnenburg Sitz der Balley Brandenburg des Johanniterordens, die schon 1382 durch den Heimbacher Vergleich ihre Selbständigkeit erlangte und nur zu einer bestimmten Abgabe an den auf Rhodos, später Malta residirenden Orden verpflichtet blieb (Klingebeil). Eine Hauptquelle für die Geschichte Sonnenburgs sind die hiesigen Kirchenbücher. Sie beginnen zwar erst im Jahre 1608 und sind zuerst lateinisch geschrieben, enthalten aber auch Notizen aus früherer Zeit. So wird uns unter Anderem berichtet, daß im Jahre 1565 die Vorstadt und beide Kieze abbrannten. Im Jahre 1571 wurde die Neumark, also auch unsere Stadt, die durch die Theilung Joachims I. an dessen Sohn Hans von Küstrin gekommen war, wieder mit der Kurmark vereinigt. Seitdem ist sie nie mehr davon getrennt worden. Im Jahre 1576, am 6. Februar, starb Agnes v. Hohenstein, die Tochter des Grafen Volkmar v. Hohenstein, des damaligen Herrenmeisters. Sie ist in unserer Kirche an der Westseite beigesetzt; in der Wand befindet sich ihr Leichenstein. Im Jahre 1585 wüthete in der Mark, in Schlesien und Sachsen eine gefährliche Epidemie, an welcher viele Menschen starben. Ueber die Wirkungen derselben in Sonnenburg konnte ich nichts erfahren. In Drossen setzte man deswegen die Schule aus und verbot alle gesellschaftlichen Zusammenkünfte; auch unterließen es die Bürger, den Lehrern die Reihentische zu geben. Aus der damaligen Zeit ist uns noch aus manchen Städten die Besoldung der Schulmeister aufbewahrt, auch aus Sonnenburg. Der Schulmeister erhielt im Jahre 1592 in Sonnenburg (er hieß Joachim Nawen) 14 Floren vom Hofe zur Besoldung; einen jeglichen Tisch zu Hofe, sammt ein Quart Bier zum Schlaf-

trunke; 6 gute Pfennig von jedem Knaben in der Schule aufs Quartal. Der Kantor (Paulus Gabler) erhielt 12 Floren an Geld zu Hofe, einen freien Tisch und Kost zu Hofe täglich; ein Quart Bier täglich zum Schlaftrunk, 6 gute Pfennig pretium (Werth, Kaufpreis, der Lohn, die Bezahlung) von jedem Knaben aufs Quartal. Der Organist (Hans Pißka) erhielt 12 Floren, sonst ähnlich wie die beiden vorigen. Es wurden auch die größten Knaben in den Schulen, so in der Kantorei zu Chore gebraucht werden, in der Woche des Sonntags, Dienstags und Donnerstags vom Hofe herab gespeist, und alles Schnitt- und Tellerbrot, so in An- oder Abwesenheit unserer gnädigen Herrschaft gefällt zu Hofe von Tische, wird unter klein und groß in den Schulen, die solches Almosen nothdürftig sind, ausgetheilt. Bei dem geringen Gehalt fand ein häufiger Wechsel der Lehrer und Kirchendiener statt. Für die Bildung der Mädchen wurde damals sehr wenig gethan. Die erste „Jungfernschule" errichtete Frankfurt a. O. im Jahre 1556 (am 7. Dezember 1596 75 Häuser). Im Jahre 1597 brannten in Sonnenburg wieder, wie 1565, am Andreastage die Vorstadt und beide Kieze ab. Im nächsten Jahre (1598) raffte die Pest in sechs Monaten 225 Menschen hinweg, darunter den Pfarrer Lorenz Korn, aus Storkow gebürtig. In demselben Jahre (1598), am 16. Juli, huldigte man dem neuen Kurfürsten Joachim Friedrich in Berlin. Aus dem Lande Sternberg war dazu Niemand erschienen, da der kurfürstliche Bote den Hauptmann im Lande Sternberg, Friedrich v. Leonhard, nicht getroffen hatte. Am 28. April 1599 wurde zu Magdeburg ein Vertrag geschlossen, in welchem bestimmt wurde, daß stets ein Prinz des Hauses Hohenzollern Herrenmeister sein sollte. Im Jahre 1603 baute der Herrenmeister Martin v. Hohenstein, dessen Denkmal sich auf der Nordseite der Kirche, auf dem Chor neben dem Orgelchor befindet, den Thurm. Derselbe wurde bei dem großen Feuer, welches im Jahre 1609 bei Hans Lüdicke auskam und die ganze Stadt mit beiden Pfarrhäusern und die halbe Vorstadt in Asche legte, gerettet (1608—1619 Johann Sigismund). Solche Brände kamen früher, da die Häuser mit Stroh gedeckt waren, sehr häufig vor. Nach einigen Jahren, und zwar 1613, wurde Sonnenburg von der Pest heimgesucht. Es starben von 361 Menschen nur 30 nicht an der Pest.

Im Jahre 1626 ließ der damalige Herrenmeister Adam v. Schwarzenberg, der Minister des Kurfürsten Georg Wilhelm, den noch heute vorhandenen Altar in der Kirche aufstellen. Derselbe, aus „Marmel und Alabaster" bestehend, befand sich vorher in der Schloßkapelle zu Cölln a. d. Spree, wo er nicht mehr gebraucht wurde. Von Adam v. Schwarzenberg wird übrigens bemerkt, daß unter ihm das goldene Zeitalter des Ordens aufhört und alle Laster sammt Verheerung einziehen. Im Jahre 1626, also im Dreißigjährigen Kriege, besetzte Graf Porkus den Züllichauer und Sternberger Kreis mit Wallonen, einem bösen, abgerissenen Gesindel. Noch viele andere Schaaren kamen dazu, z. B. Schwarzenbergs, Colloredos &c., und verübten Raub und Gewaltthat. Erst in der Mitte des Sommers brachen diese Truppen auf und rückten tiefer in die Mark. Der Drossener Kreis mußte allein an den Stab nach Drossen wöchentlich liefern: Für die Tafel des Obersten Porkus nebst fünf anderen Tafeln je 2 Ochsen, 14 Tonnen Bier, 14 Scheffel Roggenbrot, für 16 Gulden Weisbrot, 14 Kälber, 30 Hühner, 12 Paar Tauben, täglich 6 Gerichte Fische, 6 Schock Eier, 40 Pfd. Butter, für 2 Gulden Milch, 2 Schock gute Käse, 4 Pfd. Wachslichte, 20 Pfd. Talglichte, 2 Schfl. Weizenmehl, 1 Buch Pastetenpapier, 1 Tonne Essig, 8 Loth Saffran, 8 Loth gestoßene und 1 Loth ganze Nelken, 8 Loth Muskatblüte, 12 ganze Muskaten, 8 Loth Zimmet, 2 Pfd. Pfeffer, 3 Pfd. Ingwer, 4 Pfd. Rosinen, 6 Hut Zucker, 10 Pfd. Konfekt und Pfefferkuchen, 4 Pfd. kleine Rosinen, 6 Pfd. Backpflaumen, 6 Pfd. Reis, 6 Pfd. Kapern, 3 Eimer Wein, 3 Tonnen Reppener Bier (zu damaliger Zeit berühmt) und 50 Limonien und Citronen. In demselben Jahre war auch Ernst v. Mansfeld in Neumark. Anno 1627 rückte das Wallensteinsche Heer von Stralsund her durch die Mark, 5 Kompagnien vom Regiment Dohna kamen in den Sternberger Kreis, der Stab nach Drossen. Nach des Führers Anordnung erhielt außer der Naturallieferung jeder Fußsoldat noch sieben Gulden täglich, ein gewöhnlicher Reiter 12 und ein Küraßier 15 Gulden, dazu trieb jeder General nach Willkür noch Kontribution ein. Daß die Soldaten namentlich auf dem Lande nahmen, was ihnen beliebte, und dabei Mord, Brand und Nothzucht nicht scheuten, versteht sich von selbst. Prediger, Schäfer, Schmiedemeister, Krüger, besonders die Besitzer isolirter Gehöfte wurden hart bedrückt. — Im Jahre 1630 brach in S. die Pest aus. Vom Juni d. Js. bis Juli 1631 starben an derselben 516 Menschen ohne die im Walde und auf den Rhenen Umgekommenen. Diakonus Leske starb mit sechs, Oberpfarrer Glorinus mit vier

Familiengliedern. Infolgedessen wurde ein Jahr lang nichts in das Kirchenbuch eingetragen. Hernach wird dasselbe in deutscher Sprache geführt. — Am 4. November 1630 fand in S- ein Kapitel des Johanniterordens statt. In demselben wurde wegen vieler den Orden bei damaliger Kriegs-Troublen betroffenen Unfälle berathschlagt, auch nach Absterben des Ordensseniors Adam v. Schlieben, der Kommandator und Landvogt zu Schievelbein, Georg v. Winterfeld, zum Ordenssenior erwählt und zugleich beschlossen, daß hinfüro allewege derjenige, welcher der älteste im Orden und am ersten darin eingekleidet, aber auch ein residirender Komthur unter den vier nächsten angesessen sei, das Officium Senioris regulariter an sich zu nehmen schuldig sein solle. Eine Versammlung des Ordenskapitels in S. fand wieder statt am 9. November 1631, ferner am 12. Juli 1635 (am 16. April 1640 in Spandau) — Anno 1637, so erzählt Bruchmann (Pastor in Göritz?), hat sich Herald Stark, ein schwedischer Oberst, in S. mit einem Regiment einlogirt von stattlichem Volk und 2 Kompagnien hierher nach Göritz verlegt. Darauf sind die Brandenburgischen eingefallen, haben sie geschlagen und bis hinter Tschernow an das Sonnenburger Fließ getrieben. Infolge dieses blutigen Scharmützels lagen von Göritz bis an das genannte Fließ zahlreiche Leichen, die man hinter Tschernow so oberflächlich begrub, daß viele von Wölfen und Hunden wieder ausgescharrt und verzehrt wurden. — In diesem Gefechte nahm Stark zwar den Oberst Moritz v. Rochow sammt 200 Mann gefangen; Hermann v. Goldacker bereitete ihm aber das gleiche Loos. „Dies geschah am 19. März, am Tage Gertrud, darüber dieses Städtlein von den Goldackerschen ganz und gar ist ausgeplündert und preis gemacht worden." Bald darauf erfolgte die Auswechselung der Gefangenen. — Anno 1637, erzählt Bruchmann ferner, kam Baner auf den Johannistag mit seiner ganzen Armee herunter gezogen und ging (23. Juni) bei Fürstenberg durch die Oder auf Landsberg zu. In Sonnenburg wird die Kirche geplündert, auch mußte sonst Alles in dem Städtlein herhalten. Auf der anderen Seite kam die Kaiserliche Armee, welche das gleiche Ziel verfolgte. Sie zählte in die 100000 Mann (ist übertrieben, es waren ungefähr 30000), so daß eine solche nicht bald gesehen worden. Baner getraute sich nicht, sie anzugreifen, und die Feinde (unter dem General Marozini) glaubten, ihn nunmehr ganz und gar im Sacke zu haben, daß er ihnen nicht entrinnen könne. Durch eine List rettete er sich. Er ließ das Gerücht aussprengen, daß er sich nach Polen wenden wolle, und ließ auch wirklich einen Theil seiner Bagage dorthin aufbrechen. In der Dunkelheit der Nacht wendete er sich jedoch wieder nach der Oder und passirte dieselbe an einer seichten Stelle bei Göritz. Nachdem sich sein Heer auf den Buschwiesen gesammelt hatte, befahl er, eine Betstunde zu halten. Alle Trompeter bliesen. Man dankte Gott für die unerwartete Hülfe. Obwohl nun, fährt Bruchmann fort, bei diesem großen Durchzuge der Armee Baners unserem Städtchen kein großer Schade widerfahren, so ist es doch vor und nachher geschehen 2c. So hatten die Feinde Baner wohl im Sacke; es gelang ihnen aber nicht, wie er scherzend sagte, den Beutel zuzubinden! — Im Jahre 1640 kam der große Kurfürst zur Regierung. Wie die Verhältnisse damals lagen, können wir uns heute kaum noch vorstellen. Eine Schilderung davon giebt uns Friedrich II. Ich will dieselbe hier anführen, wenn sie auch nicht direkt zur Geschichte unserer Stadt gehört. Friedrich II. sagt vom großen Kurfürsten: „Herrscher ohne Land, Kurfürst ohne Macht, Erbe ohne Erbtheil." Die Mark war entmarkt; Berlin zählte nur 300 Bürger, die Grafschaft Ruppin (32 Qu.-Meilen) 90 verheerte Dörfer; in der Priegnitz (57 Qu.-Meilen) lebte bloß ein Prediger (zu Plattenburg), der jährlich 4—6 Kinder taufte. Unter den Bewohnern war Rohheit, Laster und Verwilderung. Selbst in den Kirchen traten nach der Predigt Springer, Tänzer, Schauspieler, Fechtmeister, Bären- und Affenführer auf. Trotz dieses großen Unglücks und Elends war die Modesucht eine so große, „daß man alle vier Wochen neue Façons und Muster wählte". In einer Schilderung, die der Kanzler von dem Borne dem großen Kurfürsten entwarf, heißt es von den Frauen: „Unsere Weiber können ihren Vorwitz in dieser Vanität nicht genug büßen, sogar, daß sie mit der natürlichen Gestalt und Farbe, die ihnen Gott der Schöpfer gegeben hat, nicht zufrieden sein, sondern, damit sie weißer und schöner angesehen werden mögen, waschen sie sich mit gemischten und wohlriechenden Wassern, schminken und streichen sich an mit Farben, streuen poudre de Cypre (Bronzepuder?) ins Haar und tragen hohe Sturmhauben auf dem Kopfe, nicht anders, als wenn sie alles, was ihnen vorkommt, niederreißen wollten. Es seien auch unsere Weibsbilder hoc perverso seculo so delikat und verzärtelt, daß sie, zumal diejenigen, so vor anderen etwas sein wollen, damit sie ihren

Wollüsten nicht abbrechen und sich mit keiner Mühe beladen, sondern nur die ganze Zeit zur Pracht und Schmückung ihres Leibes anwenden mögen, es für eine Schande und Unehre achten, die Kinder an ihren eigenen Brüsten (die ihnen doch Gott und die Natur dazu gegeben) zu säugen und mit ihrer eigenen Milch aufzuziehen, sondern dazu oftmals leichtfertige und unzüchtige Bälge mit großen Kosten conducieren (miethen) und denselben die lieben Kinder zu laitieren (säugen) geben, aller natürlichen Liebe und Pflicht vergessend."

Am 4. März 1641 starb der Herrenmeister des Johanniterordens, der Graf Adam zu Schwarzenberg, und wurde in der Nikolaikirche zu Spandau beigesetzt. Vom Jahre 1643 berichtet das Kirchenbuch: „In diesem Jahre haben wir in Sonnenburg sechsmal exuliret und aus dem Städtlein wegen größester Kriegsgefahr entweichen müssen." Wie sehr der Dreißigjährige Krieg auch unsere Gegend mitgenommen hat, trotzdem hier kein nennenswerther Kampf stattgefunden hat, sondern nur Durchzüge und Einquartierungen, geht ebenfalls aus dem Kirchenbuche hervor; denn bei vielen Todesanzeigen, besonders von Personen aus der Umgegend, steht „von denen Soldaten hart zerschlagen" und „vor Hunger umgekommen". Viele Jahre hindurch betragen die Geburten nur den fünften bis zehnten Theil der Gestorbenen. — Die Folgen des Dreißigjährigen Krieges im Allgemeinen sind ja bekannt. Ich will hier nur anführen, daß Deutschland mindestens die Hälfte, wenn nicht Zweidrittel seiner Bewohner verloren haben soll. In Schmiedeberg lebte von 400 Ehepaaren nur ein einziges, in Ohlau nur ein Bürger. In Brandenburg wurden zerstört: 48 Schlösser, 60 Städte und 5000 Dörfer. Der Markgraf Sigismund schrieb seinem Neffen, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm: „In Brandenburg sei so viel Wild, daß es bald die Bauern auffräße. Auf viele Meilen waren oft weder Menschen noch Vieh zu finden. Die Felder blieben unbebaut, weil es an den nöthigen Zugkräften fehlte und weil die Besitzer aus Angst die Flucht ergriffen hatten. Gras, Fleisch von gefallenem Vieh, ja von menschlichen Leichen dienten öfter als Nahrung. Bei der Belagerung von Breisach kostete eine Maus 1 Floren, ein Hundeviertel 7 Floren. Infolge des Westfälischen Friedens verlor der Johanniterorden auch die Komthurei Wildenbruch. Sie fiel an die Krone Schweden, wurde aber 1679 wieder an Brandenburg überlassen und bildet seitdem eine einträgliche Staatsdomäne. — Im Jahre 1649 hatte der jüngere Schwarzenberg auf das Herrenmeisterthum verzichtet und deshalb das Kapitel eine Neuwahl beantragt. Diese fand jedoch erst nach drei Jahren statt. Es bewarben sich der Markgraf Christian von Kulmbach für seinen ältesten Prinzen Erdmann August und der ehemalige Administrator von Magdeburg, Christian Wilhelm. (Er war der jüngste Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich, seit 1598 Administrator des Erzbisthums Magdeburg, gerieth 1626 in die Reichsacht und bei der Eroberung der Stadt durch Tilly [10. Mai 1631] in die Gefangenschaft, trat am 20. März 1632 in Wien zur katholischen Kirche über und starb, geistesschwach und fast der Sprache beraubt, am 1. Januar 1665 in Zinna, geb. war er am 28. August 1587 zu Wolmirstedt.) Auf Empfehlung des Kurfürsten durch seine Deputirten Geheimrath Johann Friedrich Freiherr v. Löben (Verweser zu Krossen) und Hof- und Kammergerichtsrath Johann Tornow gaben am 15. Juni 1652 in Sonnenburg die Komthure Georg v. Winterfeld zu Schivelbein, Maximilian v. Schlieben zu Lietzen, Georg Ehrentreich v. Burgsdorf zu Supplingenburg und Hilmar Ernst v. Münchhausen zu Wietersheim ihre Stimmen dem Fürsten Johann Moritz von Nassau-Siegen, Grafen zu Katzenelnbogen, Vianden und Dietz. Adam Georg v. Schlieben auf Papitz überbrachte ihm den Wahlbrief. Eingetretener Hindernisse wegen konnte die auf den 19. August angesetzte Installation erst am 9. Dezember stattfinden. Im Kriegsdienste durch Wilhelm von Oranien unterwiesen, hatte sich Moritz großen Ruhm in Brasilien gegen die Spanier und Portugiesen erworben. Seit 1636 war er dort (daher sein Beiname Amerikanus), seit 1646 Statthalter im Herzogthum Klewe. Der Ordenssenior v. Winterfeld schlug ihn zum Ritter, die brandenburgischen Abgeordneten Geh.-Rath Joachim Friedrich v. Blumenthal und die schon obengenannten Frhr. v. Löben und Johann Tornow führten ihn am 9. Dezember in sein Amt ein. Der Ordensmeister bestätigte die Wahl. Das Herrenmeisterthum mußte jährlich 324 Goldgulden Responsgelder an den Großmeister in Malta zahlen. Auf die 7452 Gulden Rückstände, während des Dreißigjährigen Krieges aufgelaufen, entrichtete Moritz jetzt 1000 Goldgulden.

Vor vielen Herrenmeistern machte er sich verdient. Acht Mal (1652, 1653, 1658, 1662 und 1667) versammelte er das Kapitel. In 11 feierlichen Ritterschlägen nahm er 75 Fürsten, Grafen und hoch-

verdiente Adlige in den Orden auf. (Ein Verzeichniß liefert Beckmann S. 270 ff.) Durch Beschluß vom 4. und 5. April 1662 wurde das Amt Grünberg in eine Komthurei verwandelt und dasselbe aus Dankbarkeit gegen den Herrenmeister dessen Vettern Friedrich und Wilhelm Moritz auf Lebzeit verliehen. Laut Beschlusses vom 20. und 21. Mai 1667 sollten künftig Kinder Anwartschaften auf Komthureien nicht mehr erhalten. Der neue Herrenmeister bemühte sich, die verwüsteten Ordensgüter wieder zu bevölkern und sie auch sonst in besseren Stand zu setzen. Die Bürger seiner Residenz Sonnenburg, welche verpflichtet waren, Fuhren für die Beamten in der ganzen Umgegend bis nach Frankfurt a. O. zu leisten, befreite er (6. März 1653) gegen einen mäßigen Zins von ihrer bisherigen Dienstbarkeit, so daß sie nicht mehr den Bauern gleichstanden. Die gewöhnliche Abgabe von kleineren Häusern betrug ein Pfund Pfeffer (daher Pfefferer) oder 21 Groschen. Das von den Schweden niedergebrannte Schloß baute er durch Meister Rüquard von Grund aus neu, legte in demselben einen großen prachtvollen Rittersaal, die Kanzlei und das Archiv an und ließ es mit Gräben und Mauern umgeben. (Die Lenze floß damals von der Zielenziger Straße aus hinter dem Schlosse entlang und vereinigte sich mit dem Graben vor demselben.) Die noch vorhandenen Rechnungen weisen 40803 Thaler Kosten nach. Moritz lieh zu diesem Zwecke von der Oberstallmeisterin v. Burgsdorf 3000 Thaler, zahlte jährlich 180 Thaler Zinsen und bestellte das Gnadenjahr als Hypothek. — An den Ecken des gepflasterten Schloßplatzes, nach der Lenze zu, standen zwei Pavillons. Ueber diesen war ein Gemach mit sechs Fenstern, unter ihnen ein Gewölbe „vor die Deliquenten" (Missethäter). Außerdem legte der thätige Fürst an: einen Damm nach Priebrow, einen Kaninchen-, einen Lust- und einen Hopfengarten. In diesem mußten die Hospitaliten, für die er auch ein bequemes Haus errichten ließ, den Hopfen pflücken. Die Fischer hatten in den beiden Weinbergen (der größere war hinter der Mühle an der Lenze) die Trauben zu lesen; sie bekamen dafür „einige wenn sie nach Hause gehen". Die Geistlichen erhielten ein Viertel des rothen Rebensaftes „zu Sonnenburg erworben". Unentgeltlich lieferte er auch den Abendmahlswein für die Stadt und das Dorf Gartow. Das Gotteshaus ließ Moritz gleichfalls restauriren und es mit Zieraten schmücken, die früher der übertriebene Glaubenseifer aus dem Berliner Dome entfernt hatte. Zu beiden Seiten des Altars befestigte man Tafeln mit den Wappen und Namen der bisherigen Herrenmeister, über denselben aber ein kunstvoll gearbeitetes Kreuz und das brandenburgische Wappen mit der Inschrift: Patronus Ordinis (Ordenspatron). Des Fürsten Brustbild steht auf dem Schülerchor. Für alle Diener an seinem Hofe, in den Kirchen und Schulen sorgte er durch bessere Wohnungen und höhere Gehälter. Ein Hut, angenagelt an der Südwand der Kirche, zeugt davon, daß Moritz es verstand, ungeschliffene Leute angemessen zu hobeln. Ein Mann erdreistete sich nämlich, mit seinem Filz auf dem Kopfe ins Gotteshaus zu treten. Er wurde ihm abgenommen und als Warnungszeichen für Subjekte ohne jegliche Manieren am bezeichneten Orte aufgehängt! Moritz starb am 20. Dezember 1679 zu Bergenthal bei Kleve und fand dort auch seine letzte Ruhestätte. (Leben des Fürsten Moritz von Nassau-Siegen.) An Moritz von Nassau erinnert auch der große Granitstein in der Limmeritzer Heide, auf dem der Abdruck eines Hufeisens zu sehen ist und der allgemein Moritzstein heißt. Früher war an demselben eine eiserne Tafel mit einer Inschrift befestigt. — Nach dem Tode des Herrenmeisters Moritz von Nassau trat eine zehnjährige Vakanz ein. Der Senior des Ordens, Graf Georg Friedrich von Waldeck-Pyrmont führte mit dem Kapitel die Verwaltung. Im Jahre 1682 wurde er vom Kaiser in den Reichsfürstenstand erhoben und den 9. April 1689 zu Werben als Herrenmeister erwählt. Er starb am 9. November 1692 in seiner Residenz Arolsen.

Ueber den Superintendenten Dr. **Schmutter**, dem am Pferdemarkt ein Denkmal errichtet ist und der sich um Sonnenburg wohlverdient gemacht hat, sagte die **Neumärkische Zeitung** jüngst Folgendes:

Ungefähr im Jahre 1820 trat er hier das Amt an. Er fand das Kirchen- und Schulwesen in sehr traurigem Zustande. Hierin Wandel zu schaffen, war seine erste Aufgabe. Er unterbreitete die hiesigen Zustände des Kreises der Königlichen Regierung und machte Vorschläge zur Besserung. Der Schreibunterricht in den Landschulen war damals nicht obligatorisch und wurde nur den Schülern ertheilt, die besonders dafür bezahlten. Solcher Unterricht wurde aber nur von Lehrern in Pfarrdörfern ertheilt. Die Lehrer in den Filialdörfern waren Schneider, Schuhmacher, Weber ꝛc., die ihr Handwerk noch nebenbei betrieben und größtentheils selbst nicht schreiben gelernt hatten, da man dies nur von den Lehrern in den Pfarrdörfern, die zugleich das Küsteramt für die ganze Parochie ver-

walteten, verlangte. Als Schulbücher wurden das Ballhornsche ABC-Buch von acht Blättern, Bibel, Gesangbuch und Gigas Katechismus für genügend gehalten, nur in einzelnen größeren Pfarrdörfern war als Lesebuch „Wilmsens Kinderfreund" eingeführt. Von der Regierung wurde dem Vorschlage, den Schreibunterricht in allen Landschulen einzuführen, stattgegeben. Bei der Ausführung stellten sich aber viele Schwierigkeiten ein, vor Allem wollten die Gutsherren bezw. Patrone von dem Schreibunterricht in den Schulen gar nichts wissen, in der Meinung, daß ein Arbeiter, überhaupt weibliche Personen, vom Schreiben keinen Gebrauch machen könnten. Man glaubte zudem auch noch, daß dies durchzuführen zur Unmöglichkeit gehörte, da die meisten Lehrer in den Filialdörfern selbst nicht oder nur kümmerlich ihren Namen schreiben konnten. Aber Superintendent Schmutter wußte Rath, er ordnete für alle Schulen die Anschaffung schwarzer Wandtafeln an, jedes Kind mußte eine Schiefertafel mit zur Schule bringen, die Küster bekamen den Auftrag, nicht allein in ihrer Schule, sondern auch in den Schulen der Filialdörfer, wenn sie daselbst in Begleitung des Pfarrers den Küsterdienst versahen, an die Wandtafeln Buchstaben und Wörter vorzuschreiben und am nächsten Sonntag mit dem Pfarrer die Schiefertafeln zu kontroliren, ob Alles nachgeschrieben. Durch diese Neuerung hatte sich der Superintendent vielfach Haß, Feindschaft, sogar Verfolgung zugezogen; er fand keine Anerkennung und legte nach fünf Jahren seines Wirkens sein hiesiges Amt nieder und übernahm die Superintendentur in Sonnenburg. Sein Nachfolger, weiland Superintendent Oehme, führte aber den Schreibunterricht in derselben Weise fort, bis später die alten, nicht schreibkundigen Lehrer ausstarben und nur geprüfte, schreibkundige Lehrer Anstellung fanden. Auch das Ballhornsche ABC-Buch wurde abgeschafft und an dessen Stelle Fibel und Lesebuch eingeführt.

Aus den chronikartig zusammengestellten Angaben, die Herr Lehrer Grasnick mit großem Fleiße geordnet hatte, geben wir über das laufende Jahrhundert Folgendes, als den Interessen der Neuzeit besonders naheliegend, wieder:

Im Jahre 1809 wurden die neumärkischen Kreise und Städte, welche mit wenigen Ausnahmen fast gar keine Schulden hatten, ungeheuer belastet. Drossen wurde mit 70 250 Thlr. am meisten belastet, während die übrigen Städte des alten Sternberger Kreises viel kleinere Summen aufzubringen hatten, z. B. Zielenzig nur 27 273 Thlr., Reppen 29 140 Thlr., Sonnenburg 11 203 Thlr. und Göritz 1200 Thlr., sowie Sternberg 555 Thlr. Im Jahre 1810 wurde der Johanniterorden aufgehoben, seitdem ist in Sonnenburg Manches erblaßt und in den Staub gesunken. Der Sommer 1811 war zwei Wochen hindurch so heiß, wie er niemals gewesen. Es waren täglich starke Gewitter mit schweren Regengüssen. Aller Wein war schon um Bartholomäus (24. August) reif. Im Jahre 1813 schenkte ein russischer Kosakenoffizier unserer Kirche ein kleines vergoldetes Kruzifix mit russischer Inschrift. Dasselbe steht in der Sakristei und wurde 1813 von dem Offizier einem Franzosen abgenommen, der es aus Rußland mitgebracht hatte und hier in der Nähe fiel. Die heiligen Gefäße unserer Kirche waren im Siebenjährigen Kriege verloren gegangen. Man hatte dieselben nämlich nach Küstrin geborgen, sie zerschmolzen aber, als die Russen die Festung in Brand schossen. Aus den geschmolzenen Resten wurden drei Patenen (kleine Teller) angefertigt. Bei dem Brande im Jahre 1814 (14. April) brannte das Dach der Kirche ab, auch brannte der Thurm aus und die Uhr sowie die schönen Glocken wurden ein Raub der Flammen, auch 62 Wohnhäuser, ungerechnet Scheunen und Ställe. Das Feuer war bei dem Bäckermeister Martinus im großen Kietz ausgekommen. Im Jahre 1818 war Alles wiederhergestellt, der Thurm bekam einen massiven Aufsatz mit vier gothischen Spitzthürmchen. Das Jahr 1818 war für ganz Deutschland ein Unglücksjahr; denn der Frost im Juni d. Js. wurde die Ursache einer Mißernte und Theurung, der Schfl. Roggen galt in diesem Jahre 7 bis 8 Thlr. Im Jahre 1820 wurden hier 97 Kinder getauft, 17 Paare getraut und 52 Personen starben. Im Jahre 1823 am 1. Januar wurde es so kalt, daß Menschen auf den Landstraßen erfroren, die Kälte stieg bis auf 25° R. Im Sommer jedoch war eine gesegnete Ernte. Der Winter von 1824 zu 25 war ein ungemein kalter. Im Jahre 1829 war hier viel Wasser, so daß am 17. Juli auf den niedrigeren Aeckern zum zweiten Male Kartoffeln gelegt wurden, die noch wohl geriethen. Im Frühjahr 1830, nach strengem Winter, stand die Lenze bis an die Sakristei und mußten deshalb von der Küsterwohnung bis zur Kirche Bretter gelegt werden. Früher hat übrigens das Wasser viel mehr Opfer gefordert als jetzt, da häufig Unglücksfälle beim Fischen auf dem Eise vorkamen. Vom Jahre 1829 bis 1832 wurde die Chaussee zwischen Küstrin und Sonnenburg gebaut. 1831: Cholera. Im Jahre 1836 war eine große Ueberschwemmung. Im Jahre 1839 war das 300jährige Jubelfest der Einführung der Reformation in die Mark Brandenburg. Im Jahre 1843 wurde das 1000jährige Bestehen Deutschlands gefeiert. Am 9. Juli 1847 schlug der Blitz in

unseren Thurm. Das Innere desselben wurde dadurch verwüstet. Doch es wurde Alles wieder hergestellt und der Amtmann Ritsch zu Gölsdorf schenkte seiner Vaterstadt im Jahre 1856 drei neue Glocken. 1854 und 1855 waren wieder große Ueberschwemmungen. Am 1. Januar war in S. ein Gewitter, es hat dreimal gedonnert und zweimal geblitzt und sehr viel Schaden angerichtet. 1855 grassirte die Cholera in Sonnenburg, Drossen und Göritz, auch in den Dörfern Ognitz, Lieben, Seefeld, in Hammer und Stuttgart, wo von 235 Erkrankten 149 der Pest erlagen. Im Jahre 1870 betrug die Anzahl der Getauften 200, getraut wurden 33 Personen und 152 verstarben. Am 1. Juli 1873 wurde der alte große Sternberger Kreis getheilt in den Ost-Sternberger mit der Kreisstadt Zielenzig, zu welchem auch S. gehört, und in den West-Sternberger mit der Kreisstadt Drossen. 1888 war die letzte große Ueberschwemmung.

Eine solche Chronik ist nicht nur von lokalem Interesse, sondern bietet auch die Grundlage für Beobachtungen allgemeiner Natur von kulturgeschichtlicher Bedeutung.

Ferner wurde eine werthvolle, mit vieler Mühe hergestellte Holzschnitzarbeit gezeigt.

Das Kunstwerk stellt nicht den Herrenmeister, sondern Kaiser Wilhelm I. mit den bedeutenden Heerführern der letzten Kriege, hauptsächlich von 1870/71, dar. Der Sockel besteht aus drei terrassenförmig ansteigenden Achtecken. Auf der Höhe prangt Kaiser Wilhelm I. als Feldherr hoch zu Pferde, die nächst unteren Ecken zeigen den Kronprinzen, späteren Kaiser Friedrich, Prinz Friedrich Karl, den König von Sachsen und den Großherzog Franz von Mecklenburg, ebenfalls zu Pferde; auf den unteren vier Ecken befinden sich v. Bismarck, v. Moltke, v. Steinmetz, v. Roon, v. Goeben, v. Manstein, v. Voigts-Rhetz, Fransecki, v. Alvensleben I., v. Alvensleben II., Hartmann, v. d. Tann, v. Bose, v. Tümpling, v. Kirchbach, v. Manteuffel, v. Werder, v. Zastrow, Prinz Georg von Sachsen, endlich Prinz August von Württemberg. Sämmtliche Personen sind mit großer Aehnlichkeit wiedergegeben. Der Künstler war ein Strafgefangener hiesiger Anstalt, Namens Richter aus Sternberg, welcher 1880 auf Verwendung aus Johanniterkreisen von lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt wurde. Derselbe wanderte bald darauf nach Amerika aus, von wo er wahrscheinlich nach China ging.

An der Fahrt hatten 11 Mitglieder, die Herren Oberst v. **Kleist**, **Heise**, **Wallé**, **Wipprecht**, **Bloch**, vom Wanderfahrtsausschuß Herren **Lindenberg**, **Winterfeld**, **Marquardt**, Dr. **Brendicke**, **Schulze**, ferner zwei Gäste (**Stötzer** und **Klemeyer**) theilgenommen. Die Wanderfahrt war durchaus gelungen, zugleich aber auch sehr lehrreich und interessant.

Berliner Dialekt.

Der in Süddeutschland geborene **Karl Braun-Wiesbaden** sagt über den „**Berliner**" Folgendes, nach unserer Meinung mit Recht: Ich will nicht sagen, daß der Berliner ein farbloses und indifferentes Geschöpf sei. Im Gegentheil, der Berliner — ich spreche hier von der Masse, und namentlich von den unteren und mittleren Klassen — hat seine scharf hervortretenden charakteristischen Eigenschaften. Vor Allem ist er fleißig und energisch. Etwas spöttisch und „schnodderig", aber nicht mißgünstig. Etwas „krakehlig" und streitbar, aber dabei dennoch gutmüthig. Eine böse Zunge, aber ein gutes Herz. Mundfertig und disputirsüchtig im Frieden, gehorsam und tapfer im Kriege. Ein schneidiger Fortschrittsmann, aber seinem Könige treu und aufrichtig ergeben. Gut deutsch, aber doch noch etwas besser preußisch. Radikal in politischen und streng rationalistisch in religiösen Dingen. Voll Widerstandslust und Widerstandskraft gegen Büreaukraten, Pfaffen und Junker, nicht ganz ohne einen leisen Anflug von Chauvinismus. Er schläft manchmal recht lange, wie von 1820 bis 1840, aber dann kommt ein plötzliches scharfes Erwachen.

Derselbe bemerkt aber über den „**Berliner Dialekt**", hier völlig schief urtheilend: „Es giebt zwar eine Berliner Eigenthümlichkeit, zu sprechen, aber nicht eine Berliner Mundart oder einen Berliner Dialekt in dem richtigen wissenschaftlichen Sinne des Wortes. Das, was man in Berlin als „Berliner Slang" (?) spricht, ist nämlich nichts spezifisch Ursprüngliches, sondern ein Konglomerat von verschiedenen dialektischen Ausdrucksweisen, die hier zusammengeflossen sind und sich aneinander abgeschliffen haben, so daß sich aus ihnen ein selbständiges gemeinsames Drittes gebildet hat, das sein Charakteristisches darin sucht, daß es die partikularen Schroffheiten, Spitzen, Ecken und Kanten der Einzeldialekte über Bord geworfen hat."

Es ist ein Irrthum, dem auch in dem Buche „**Die deutsche Kaiserstadt Berlin**" von **Ernst Friedel** (Leipzig 1882, S. 220) durch Wiedergabe der **Braun**schen Aeußerung scheinbar zugestimmt wird, wenn man meint, der Berliner Dialekt sei kein organisch gewordenes Idiom, sondern ein Sammel-

furium von Sprachformen zusammengelaufener Leute aller Gegenden.

Eine werthvolle Bestätigung erhielt meine in Heft XXXIII wiedergegebene Ansicht von der Selbständigkeit des Berliner Dialekts durch die zuerst im Jahrbuch des „Vereins für niederdeutsche Sprachforschung" 1878 veröffentlichte, mir von den Brandenburger Freunden nach dem Lehniner Ausflug freundlichst übersandte Broschüre „Wie man in Brandenburg spricht" vom Domschullehrer Carl Maaß (Brandenburg a. H. 1896), in deren Einleitung in trefflicher Weise eine richtige Darstellung gegeben wird:

Erstens: Es versteht sich wohl von selbst, daß ich unter der Sprache Brandenburgs nicht das Hochdeutsch meine, das von jedem Gebildeten gesprochen wird und das auch der gemeine Mann sich durch die Schule und den Umgang mit Gebildeten aneignet. Nein, ich will bringen, was ich auf der Straße gefunden habe; ich will die Sprache und von der Sprache reden, die man in den Häusern der Gebildeten nicht duldet, die in diesen Häusern den Kindern stets als etwas Abscheuliches hingestellt wird, die man nur unverfälscht in den Familien der ungebildeten Leute findet, von denen Vater und Mutter selbst das für diesen Fall zweifelhafte Glück hatten, aus Brandenburg zu stammen, und die niemals in ihrer Jugend auf längere Zeit weit von dieser ihrer Heimath entfernt waren, kurz — derer, die aus Brandenburg, stets in Brandenburg waren und somit echte, rechte Brandenburger sind; die Sprache, die aber auch dem Gebildeten, weil er ja ungebildete Leute infolge seines Amtes oder Geschäftes oder Haushaltes immer um sich hat, wenigstens theilweise geläufig wird und die ihm über die Zunge geht, wenn es ihm mal so zu reden beliebt, oder wenn er sich gehen läßt.

Ferner: Ich kann mich für diese Sprache nicht begeistern; denn sie ist nichts weniger als ein Muster, im Gegentheil, sie ist alles Wohlklanges bar, sie zeugt in vielen Fällen von Mund- und Zungenfaulheit; sie ist ein Gemisch von Hoch- und Plattdeutsch, ohne die schöne Breite im Klange vom Plattdeutschen angenommen zu haben. Aber es kommt mir auch durchaus nicht in den Sinn, das Brandenburger Deutsch zu verhöhnen und lächerlich zu machen. Es hat nach meiner Meinung die volle Berechtigung, zwar nicht als Schriftsprache, aber doch als städtische Mundart anerkannt zu werden.

Im Laufe der Zeit hat es sich zu dem, was es jetzt ist, herausgebildet; wer will sagen, wie es in Zukunft lauten wird? Ob wohl unsere Schulen und die Bildungsanstalten für Erwachsene bewirken werden, daß es sich dem guten Hochdeutsch allmählich mehr nähert? Wir wollen es wünschen. Für jetzt aber haben wir mit ihm als einem nicht wegzuleugnenden und nicht wegzuschaffenden Faktor zu rechnen; und da würde es mir als einem geborenen Brandenburger am allerwenigsten gut anstehen, wenn ich es ins Lächerliche ziehen wollte.

Drittens: Man darf nicht ein vollständiges Lexikon aller deutschen Wörter in Brandenburger Mundart erwarten, sondern nur von jeder Seite dieses Lexikons Einiges, das Auffallendste.

„Ja, auch ich bin in Brämbirg geboren, in de Klosterstraße jrade rieber von de Kassarm, auch ich habe uff'n Salzhof jekrieselt und jeknudelt. Ha'k mi do ōch ant Wasser Schelbern gesucht un mi in Plötzenschießen jeibt; ēnmal ha'k bis bei Spittals rüber getroffen. Ick habe ufgepaßt, ob die Suppenuhr ölben oder schonst zwölben schlagen duht — dunne jung et fix zu Haus; ick bin bei olle Vater Hecheln in de Schule gegangen und dunne bei Prettwinkeln, habe mi mändchmal vo'n Äppelkahn vorn Sechser Angestossenen geholt oder ooch von Ponatten Reggeliese, die sehre scheen schmecken daht. Wem wässert nicht der Mund, wenn er hört, daß es dunnemalens zu meinen größten Genüssen gehörte, wenn man ēnen Dreier reskirte, davor Lake koofte, die in'ne Medezinpulle stoppte, Wasser rin plumpte, duchtig rumschüddelte un denn mit ēnen andern umzächtig ausdrinken daht. In'n Sommer ha'k uf'n Salzhof ingetrult, manchen Dag mit 'ne Kiesbohne — 'ne jroße Türksche oder 'ne recht kleene Sau oder Kleeaffe — schmälich gewonnen, manchen Dag ärscht gung et sehre schlecht un in'n Bohnenbeitel war'n man noch ēn Paar drin. Lange hat's gedauert, bis ich endlich einmal die Abendstraße, Veilchengasse, den Bullenhof und Hammelhof kennen lernte; viel besser wußte ich Bescheid hinter de Mauer, uffn Katzenwall, in de Kapelle, in Seidenbeutel und de Katzenpatterie, uff die Fischerhalbe, vor't Rathnosche Door an die Waatstelle oder bei'n Schwan vorbei na de steenerne Bricke bis na de lahme Ente, oder bei de Lehmkuten vorbei na'n Gern, oder de Plausche Schassee lang bein Galgenberg und Märkersch vorbei na'n Quenz, die Neiendorfsche Fichten durch un denn den Schrotweg widder um un so ze Haus. Scheene hat et mi ooch immer gefallen an de krumme Hagel, bis mal da eener sich versceft hadde oder ob er verdrunken war, ick weesst nich mehr, wie't war — dunne ha'k mi jejrauelt un bin nich enns widder hingeloofen."

Dr. Br.

Prof. Wilhelm Liebenow †.

Am 28. Juli starb inmitten seiner Arbeit Prof. Wilhelm Liebenow, der erst vor wenigen Jahren mit dem Charakter als Geh. Regierungsrath aus dem Staatsdienste ausgeschieden ist. Geboren zu Schönfließ (Brandenburg) am 29. Oktober 1822, bildete sich Liebenow, der in Berlin Vorlesungen bei Dove, Ritter und Mitscherling hörte, zunächst als Ingenieur-Geograph aus, war längere Zeit bei dem Generalstab thätig und erhielt bereits 1852 für seine Aufnahme der Hohenzollernschen Lande auf Humboldts Vorschlag die große goldene Medaille für Wissenschaft. 1854 trat er zum Handelsministerium über und wurde dort bald Chef der kartographischen Abtheilung. Seitdem hat er unzählige Karten veröffentlicht, von denen seine Aufnahme von Mitteleuropa 25 Auflagen erlebte. Liebenow, der sich auch mit historischen Untersuchungen, so z. B. mit der Frage nach dem Terrain der Varusschlacht beschäftigte, gehörte lange Jahre dem „Verein für die Geschichte Berlins" an und hat unter seinen größeren Arbeiten auch einen vortrefflichen Plan von Berlin (in 12 Karten bei Simon Schropp) geliefert. Während des Feldzuges war er dem Hauptquartier beigegeben, um als Fachmann an der Festlegung der neuen deutsch-französischen Grenze theilzunehmen. Seine Karten über das Gebiet vom Rhein bis Paris, die er im Auftrage Moltkes ausgeführt und zufällig im Sommer 1870 vollendet hatte, leisteten nach ihrer Vertheilung an die Armee in mehr als 50000 Exemplaren für den ersten Vormarsch und für das Eindringen in Frankreich außerordentlich wichtige Dienste. Liebenow, der auch die erste Anregung zur Linie Berlin-Wetzlar gab, kam durch seine wissenschaftlichen Arbeiten mit einer großen Zahl der bedeutendsten Männer in Berührung, von denen ihm viele freundschaftlich zugethan blieben. P. W.

Besprechung von Büchern etc.

Unser Heldenkaiser. Festschrift zum hundertjährigen Geburtstage Kaiser Wilhelms des Großen von Dr. Wilhelm Oncken, Geh. Hofrath und ord. Universitätsprofessor zu Gießen. Herausgegeben von dem Komitee für die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche zum Besten des Baufonds. 21 Vollbilder und 209 Textbilder und Initialen. Bilderschmuck unter Leitung des Professor W. Röse, Vorsteher der chalkographischen Abtheilung der Reichsdruckerei zu Berlin, von A. v. Rößler, C. Becker, G. Bleibtreu, A. Dressel, H. v. Eyken, O. Frenzel, C. v. Hartitzsch, R. Hellgrewe, C. Hohnbaum, R. Knötel, M. Lock, H. Lüders, A. Menzel, H. Mützel, W. Otto, G. Richter, C. Röchling, H. Scherenberg, R. Steffeck, C. Sterry, A. v. Werner, O. Wisniesky, M. Wolff, unter Berücksichtigung der Kunstschätze des Hohenzollern-Museums und der Königlichen Schlösser. Preis in elegantem Prachtband 5 Mk. Umfang 271 Seiten. Verlag von Schall und Grund, Geschäftsleitung des Vereins der Bücherfreunde, in Berlin W. 62. 1897.

Die vorliegende Festschrift ist der Anregung unseres Kaisers entsprungen, derselbe hat nicht nur den Verfasser sowie den Illustrator des Werkes ausgewählt, sondern auch die werthvollsten Beiträge zum Text und zu den Abbildungen geliefert. Das Buch gliedert sich in zehn Kapitel, giebt ein allseitiges Bild der Persönlichkeit unseres unvergeßlichen Heldenkaisers und gewinnt durch Einreihung einer Fülle von Einzelzügen, welche dem Verfasser von verschiedenen Gewährsmännern aus der Umgebung des Monarchen zur Verfügung gestellt worden sind, besonderen Werth. Die von Professor Röse mit hoher Meisterschaft geleitete Illustration stellt mit Nach- und Abbildungen aller Art eine vollständige Bildergalerie zur Lebens- und Zeitgeschichte Kaiser Wilhelms des Großen dar, während die prächtig gezeichneten Initialen einen jeden Abschnitt in treffender Weise charakterisiren.

Von außergewöhnlichem Interesse ist der neunte Abschnitt des Buches, in welchem eine größere Zahl von Briefen zur Veröffentlichung gelangt, welche der Monarch im Kriegsjahre 1870/71 an seine Gemahlin, die Königin bezw. Kaiserin Augusta (nicht, wie es irrthümlicherweise unter der Abbildung hinter Seite 216 heißt: „Augusta Victoria") geschrieben hat und die im Königlichen Hausarchiv zu Berlin niedergelegt sind. Es gewähren diese Briefe einen Einblick in das zwischen dem Königlichen Ehepaar bestandene Verhältniß und liefern neue herrliche Beiträge zu dem Charakterbilde des großen Kaisers.

Somit haben wir es mit einem hervorragenden Prachtwerke zu thun, dessen billiger Preis es auch den minder Bemittelten gestattet, dasselbe für die Familienbibliothek zu erwerben.

Internationale Reisekarte von Europa (Eisenbahn und Schiffskurse. Verlag von Karl Siegismund. Preis 1,50 Mk.).

Diese Karte stellt den Hauptinhalt der Eisenbahnfahrpläne in Kartenformat dar und gestattet für weitere Reisen und Rundreisen ein leichtes und schnelles Orientiren. Bei jedem in der Karte angegebenen Orte sind die besten Reiseverbindungen mit Abgangs- und Ankunftszeiten der Züge und der Wagenklassen nebeneinander aufgeführt, so daß dem Reisenden ohne langes Nachschlagen in den Kursbüchern das Bild der sich darbietenden Wege vor Augen steht und er die für ihn in Betracht kommenden Zeitangaben u. s. w. gleich von der Karte ablesen kann. Außerdem ist die Karte, da die darin dargestellten besseren Eisenbahn- und Schiffsverbindungen von der Post in der Regel zur Briefbeföderung benutzt werden, neben ihrem eigentlichen Zweck auch zur schnellen Berechnung der Beförderungsdauer und der Ankunftszeit von Briefen nach allen wichtigeren Orten des In- und Auslandes zu benutzen.

Programm der Generalversammlung

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine

in Dürkheim (Pfalz)

in Verbindung mit dem 25jährigen Stiftungsfeste des Alterthumsvereins für den Kanton Dürkheim.

Vom 3. bis 7. September 1897.

Freitag, den 3. September.

Von Abends 8 Uhr an: Gesellige Vereinigung beider Vereine in den „Vier Jahreszeiten", wo auch die Ausgabe der Theilnehmerkarten, Festzeichen und Karten zum Festmahle 2c. stattfindet.

Sonnabend, den 4. September.

8 Uhr Morgens: Erste Hauptversammlung des Gesammtvereins in den „Vier Jahreszeiten", wo auch die übrigen Sitzungen stattfinden.
Eröffnung durch den Vorsitzenden. Begrüßungsreden. Geschäftliche Berichte 2c.
Vortrag des Herrn Geheimrathes Professor Dr. Schroeder (Heidelberg): „Die deutsche Kaisersage."
10 Uhr: Delegirten- und Sektionssitzungen (Berichterstattungen).
Für Diejenigen, welche an den Delegirten- und Sektionssitzungen nicht theilnehmen, findet sich Gelegenheit zur Besichtigung von Dürkheim und dessen Sammlungen.
4 Uhr Nachmittags: Ausflug nach Limburg und Hartenburg.

Sonntag, den 5. September.

8 Uhr Morgens: Sektionssitzungen.
Von 9 bis 11 Uhr: Spaziergang zur „Heidenmauer" und Frühstück daselbst.
11½ Uhr: Festsitzung des Alterthumsvereins Dürkheim zur Feier seines 25jährigen Jubiläums im Stadthaussaale.
Vortrag des Herrn Professors Dr. Mehlis: „Historische Denkmäler im Kanton Dürkheim und deren Pflege." Ansprachen, Beglückwünschungen.
2 Uhr: Gemeinsames Mittagsmahl in den „Vier Jahreszeiten." (Gedeck 3 Mk.)
Von 4½ Uhr Nachmittags ab: Konzert in der Kolonnade.

Montag, den 6. September.

8 Uhr Morgens: Sektionssitzungen.
9½ Uhr: Zweite Hauptversammlung des Gesammtvereins.
Vortrag des Herrn Dr. Köhl (Worms): „Römische Grabfelder bei Worms".
11 Uhr 33 Minuten: Abfahrt nach Worms. Besuch der Grabfelder, des Museums und des Domes. Rückfahrt Abends 9 Uhr mit einem Extrazuge.

Dienstag, den 7. September.

8 Uhr Morgens: Sektionssitzungen.
10 Uhr: Dritte Hauptversammlung des Gesammtvereins.
Bericht über das Ergebniß der Delegirten- und Sektionssitzungen.
1 Uhr 46 Minuten: Ausflug nach Neustadt a. d. H., Ankunft daselbst 2 Uhr 23 Minuten. Spaziergang nach Schönthal und Maxburg. Gegen 7 Uhr Abschiedstrunk im „Saalbau."

Der Beitrag zu den Unkosten der Generalversammlung des Gesammtvereins ist für alle Theilnehmer auf 3 Mk. festgesetzt; die Herren Vereinsdelegirten haben außerdem noch für jeden von ihnen vertretenen Verein 3 Mk. zu entrichten.

Wohnungsanmeldungen, die möglichst bald erbeten werden, nimmt entgegen:
Herr Gutsbesitzer Catoir jun. zu Dürkheim a. d. H.

Berlin-Dürkheim, im Juli 1897.

Für den Verwaltungsausschuß des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine:

Reuter, Geheimer Archivrath. Professor Dr. Muret.

Für die Ortsausschüsse:

In Dürkheim: Dr. C. Mehlis. Dr. H. Bischoff.
Bürgermeister R. Bart. Bezirksgeometer M. Frank. H. Chelius.
Phil. Zumstein. Karl Schäfer. Zinkgraf. Wernz. Herrich.

In Neustadt a. H.: Bürgermeister Exter. A. Germann.

In Worms: Major Freiherr v. Heyl. Dr. K. Köhl.

A. Anträge und Anfragen für die Generalversammlung.

1. Der Verein für Mecklenburgische Geschichte beantragt, unter Abänderung der §§. 2, 7, 20, 22, 24, 25 und 27 der Satzungen, zu beschließen, die Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine nur alle zwei Jahre, und zwar, abwechselnd mit den Historikertagen, in den ungeraden Jahren stattfinden zu lassen. (Vergl. Generalversammlung in Blankenburg 1896, Protokoll S. 8 und 9.)
2. Was kann seitens der Staatsverwaltungen für die Erhaltung und Ordnung der städtischen, Landgemeinde- und Pfarrarchive geschehen?
3. Was kann seitens der Staatsverwaltungen für die Erhaltung und Ordnung der größeren Privatarchive geschehen?
   Archivrath Dr. Ermisch für den Königlich Sächsischen Alterthumsverein.
4. Empfiehlt es sich, zur Erleichterung der archivalischen Forschungen, die bei einzelnen Archiven bereits übliche Versendung von Archivalien zu verallgemeinern?
   Archivrath Dr. Bailleu.
5. Welche Mittel sind gesetzlich gestattet zur Hintanhaltung der Verbringung von Landesalterthümern ins Ausland?
6. Welche Methode empfiehlt sich bei Abdeckung von historischen Denkmälern zum Zwecke ihrer Erhaltung?
7. Wann erscheint die Topfornamentik zuerst auf rheinischer Keramik?
8. Welches sind die Kriterien für die drei Perioden der rheinisch-römischen Keramik?
9. In welcher Verwendung erscheinen Bossenquadern in rheinisch-römischen Bauwerken?
10. Welches sind die Kriterien für Bauwerke der ersten und zweiten gothischen Bauperiode im Mittelrheinlande?
    Dr. Mehlis für den Alterthumsverein für den Kanton Dürkheim.
11. Welche Grundsätze sollen für die Ordnung von Sammlungen vorgeschichtlicher Alterthümer maßgebend sein?
    Dr. Schwartz, Vorsteher des Provinzial-Museums in Posen.

B. Berichterstattungen.

1. Die Herstellung statistisch-historischer Grundkarten. Professor Dr. Thudichum-Tübingen.
2. Die neuesten französischen Karten über die Völkersitze am Mittelrhein. Professor Dr. Thudichum-Tübingen.
3. Die Lage des Denkmalschutzes. Architekt P. Wallé-Berlin.
4. Die Ergebnisse der „Sammelforschung über den Rennsteig". Oberlehrer Dr. Bühring-Arnstadt. (Vergl. Generalversammlung in Blankenburg 1896, Protokoll S. 132 ff.)
5. Prähistorische Kochapparate. Dr. Bischoff-Dürkheim.
6. Die Runeninschrift vom Drachenfels bei Dürkheim. Dr. Mehlis-Dürkheim.
7. Das Kreuz als Steinmetzzeichen auf rheinischen Denkmälern. Dr. Mehlis-Dürkheim.
8. Ueber Anlegung von Verzeichnissen für Datirungen in arabischen und lateinischen Zahlzeichen für epigraphische und historische Zwecke. Dr. Mehlis-Dürkheim.
9. Die Verbreitung der mit „Linde" zusammengesetzten Ortsnamen und deren mögliche Bedeutung für die Ausdehnung des fränkischen Siedelungsgebietes. Pfarrer Dr. Gmelin-Großaltdorf.
10. Prähistorische Kultstätten. Mardellen. Die Funde von Schierstein und Sindlingen. Sanitätsrath Dr. Florschütz-Wiesbaden.
11. Die auf dem Historikertage in Frankfurt a. M. aufgestellten Grundsätze für die Herausgabe von Aktenstücken zur neueren Geschichte (vergl. Korrespondenzblatt 1895, S. 48), sowie die Grundsätze bei der Veröffentlichung von Tagebüchern und Memoiren. Archivrath Dr. Bailleu-Berlin.
12. Der gegenwärtige Stand der Forschungen betreffend Orts- und Flurnamen in Deutschland.
    Sanitätsrath Dr. Weiß-Bückeburg.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Hans Brendicke in Berlin W35, Kurfürstenstr. 41.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 9. 1897.

Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen.

Tagesordnung der nächsten Sitzung.

646. Versammlung.

17. (8. außerordtl.) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:

Mittwoch, den 22. September 1897.

Besuch des Botanischen Gartens.

Die Mitglieder mit ihren Damen und Gästen versammeln sich Nachmittags 3 Uhr am Eingang zum Botanischen Garten an der Potsdamerstraße.

Besichtigung des Botanischen Gartens unter gütiger Führung des Herrn Kustos Dr. Udo Dammer und Vortrag desselben Herrn im Botanischen Museum (Grunewaldstraße 6 bis 7) „Ueber die geschichtliche Entwickelung des Botanischen Gartens“. 5 bis 6 Uhr Kaffeerast im Schöneberger Rathhauskeller.

Gegen 6 Uhr Besichtigung des Rathhauses zu Schöneberg mit gütiger Erlaubniß des Bürgermeisters Herrn Schmock und Vortrag des Herrn Dr. G. Voß „Ueber Berliner Gärten in früheren Jahrhunderten.“

Danach geselliges Beisammensein im Rathhauskeller. Abendtisch à la carte.

An jedem Sonnabend, an welchem weder eine öffentliche noch eine Arbeitssitzung stattfindet, treffen die Mitglieder in dem zur ebenen Erde belegenen Vereins-Zimmer im Deutschen Dome auf dem Gendarmenmarkte (Aufgang von der Taubenstr.) Nachmittags von 6 bis 8 Uhr gesellig zusammen. Bibliothek und Archiv, welche sich gleichfalls im Deutschen Dome befinden, sind ebenda durch Vermittelung des Archivars und Bibliothekars zugänglich.

Das für die 641. Versammlung am 22. Mai 1897 angesetzte Referat des Herrn Ernst Winterfeld: „Berliner Wortschatz von Dr. H. Brendicke“ im grünen Heft XXXIII (Kritiken und Ergänzungen) wird auf die erste Arbeitssitzung des Winterhalbjahres verschoben. Es ist wünschenswerth, daß mehrere Mitglieder dazu beisteuern, die Besprechung zu einer recht fruchtbaren und erfolgreichen zu machen, da der Herr Referent nur die Einführung in das Thema zu übernehmen gedenkt.

Die Einziehung der Mitgliedsbeiträge für das 2. Halbjahr 1897 wird durch den Vereinsboten Ullrich im Monat September beginnen. Die Beiträge der Berliner Mitglieder werden durch den Vereinsboten gegen Quittung abgeholt; die der auswärtigen und in den Vororten wohnenden Mitglieder sind durch Postanweisung nebst Bestellgeld an den Vereinsboten Ullrich, Berlin C., Alte Schönhauserstr. 55, zu senden (nicht an den Schatzmeister Herrn Ferd. Lindenberg unmittelbar, auch nicht an sonstige Vorstandsmitglieder).

Veränderungen im Mitgliederbestande:

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Heinrich Zelter, Kaufmann, W. Dörnbergstraße 5. Einf. Herr Hoflieferant E. Mante.

" Carl Wirtensohn, Kaufmann, W. Elßholzstraße 5. Einf. Herr Fritz Wegener.

Satzungen, Mitgliedskarten, Anmeldebogen für neue Mitglieder sind jederzeit vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke, Berlin W. 30, Frobenstraße 31 III, zu beziehen. Die Anmeldebogen sind deutlich und vor allen Dingen vollständig auszufüllen, sonst verzögert sich die Aufnahme und die Zusendung der Vereinsschriften.

Die diesjährige Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine fand vom 3. bis 7. September in Dürkheim (Pfalz) statt. Der „Verein für die Geschichte Berlins" wurde wiederum zum Vorort des Gesammtvereins gewählt und war vertreten durch die Herren Geh. Archivrath B. Reuter (erster Vorsitzender), Archivrath Dr. Bailleu (Redakteur des Korrespondenzblattes) und Architekt P. Wallé (Berichterstatter über die Lage des Denkmalschutzes). Als Ort der nächsten Generalversammlung sind vorgeschlagen: Münster, Hannover, Osnabrück.

Am 30. August d. Js. starb Herr Hof-Waffenfabrikant Gustav Laute, Obermeister der Schwertfeger-Innung, Mitglied seit 1876. Herr Laute hat noch im Vorjahre an der Gewerbe-Ausstellung in Treptow regen Antheil genommen und unsere Sonder-Ausstellung von Berolinensien in Alt-Berlin gefördert durch Ueberlassung des Emblems der Schwertfeger-Innung (Katalog Nr. 42), eines 4 m langen Flamberges. Die Beerdigung fand am 2. September vom Trauerhause, Tempelhofer Ufer 3, aus nach dem Alten Luisenkirchhof statt. Der Vorstand ließ den Hinterbliebenen durch den dritten Vorsitzenden Herrn C. Gerold sein herzlichstes Beileid aussprechen und eine Kranzspende auf das Grab des Dahingeschiedenen niederlegen.

Die Stadt Sonnenburg.

Im Anschluß an die Schilderung der Herren-Wanderfahrt nach Küstrin-Sonnenburg in den „Mittheilungen" Nr. 8 S. 90 bis 100 geben wir eine Reihe werthvoller Daten wieder, welche unser liebenswürdiger Führer Herr Geh. Hofrath C. Herrlich im „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" (Berlin, 38. Jahrgang, Nr. 33 und 34) über die Stadt und den Orden sorgfältig zusammengestellt und uns zur Veröffentlichung gütigst überlassen hat.

Sonnenburg in der Neumark, im jetzigen Kreise Ost-Sternberg des Regierungsbezirkes Frankfurt a. O., liegt an der Lenze, die kurz unterhalb der Stadt bei dem uralten wendischen Fischerdorfe Priebrow in den Ledling mündet, der ein Arm des Wartheflusses ist.

Ursprünglich war das heutige Sonnenburg gleichfalls ein wendisches Fischerdorf, dessen Name nicht auf uns gekommen, sondern verloren gegangen ist. Die erste bekannte Urkunde, in welcher der Ort genannt wird, datirt vom 23. April 1295 (abgedruckt in L. v. Ledebur, Allgemeines Archiv XVI, 299), in der Markgraf Albrecht die Grenzen der Besitzungen des Templer-Ordens-Hauses zu Quartschen bekundet.

Man kann mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die „Sunnenburch" nach der Eroberung der Neumark durch den Markgrafen Albrecht den Bären als Grenzschutz gegen die zurückgedrängten Slaven erbaut worden ist. Unter dem Schutze dieser ersten, wohl nur aus Holz erbauten Feste siedelten sich nach und nach neben dem alten Stamme der Fischer Handwerker und Ackerbauer an, und es entstand neben der Burg und dem Fischerdorf im Laufe der Zeiten die Stadt Sonnenburg. —

Der Kuriosität halber sei hier erwähnt, daß ein alter Chronist, der Diakonus Dienemann in Sonnenburg, den Namen nicht von der Sonne ableitet, sondern ebenso wie bei Sonnewalde und Sonnenberg von den Semnonen, die vor den Slaven oder Wenden dort wohnten. Danach heiße es ursprünglich Semnenberg oder „burg", und weil die Stadt in der Ebene liegt, so hilft sich Dienemann damit, daß er sagt, sie müsse früher weiter nach Osten zu auf der Höhe gelegen haben.

Die Ortsnamen der Sonnenburger Gegend reichen aber nirgends in die altgermanische, sondern nur in die wendische Zeit zurück und datiren, wo sie deutschen Charakters sind, erst von dem Vor-

dringen der Deutschen unter Albrecht dem Bären und seiner Nachfolger. Nach einer alten, in den Akten erwähnten Tradition sollen die ersten Einwohner die Sonne angebetet haben. Später soll ein wendisches Götzenbild gestanden haben da, wo im vorigen Jahrhundert die Wache war und jetzt das Haus der Wittwe Jonas sich befindet; das Eckhaus nahe der Lenze und der Brücke, die nach dem Schlosse führt, dem Rathhause gegenüber. —

Gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts gehörte die Burg den Brüdern Henning und Arnold v. Uchtenhagen, die im Januar 1341 vom Markgrafen Ludwig von Brandenburg die Erlaubniß erhielten, an Stelle des bestehenden ein festes Schloß zu erbauen. Im Jahre 1375 war Sonnenburg im Besitze des Ritters Otto v. Vockenrode; 1410 kaufte Haus und Stadt Sonnenburg der Bischof von Lebus von den „Fockinroden"; 1415 verkaufte Bischof Johann IV. von Lebus, der auf dem Konzile zu Kostnitz viel Geld brauchte, die Stadt an den Ritter Heinrich v. Oinitz (Oegnitz), der in dem nahen, östlich von Sonnenburg gelegenen Oegnitz an der Lenze seinen Stammsitz hatte, für 1800 Schock Groschen Prager Münze.

Nach dem Tode des kinderlosen Heinrich v. Oinitz fiel Sonnenburg als offenes Lehen dem Markgrafen Friedrich I. zu, der Stadt und Schloß mit allen Zugehörungen, Gerichten und Gefällen wiederkäuflich an den Herrenmeister des Johanniterordens Balthasar v. Schlieben (1426 bis 1437) überließ.

Für Niemand aber war das Erbe Derer v. Oegnitz passender gelegen als für die Ritter von St. Johannes. Nach Südost schlossen sich diesen Ländereien die Liegenschaften desselben in Zielenzig und Lagow an, nach Norden aber die Ordenslehne Warnick und Tamsel, Blumberg und Kamin, dann das Gebiet der Ordenskommende Quartschen, das des Hofes Köriche bei Königsberg und endlich der pommersche Besitz bei Bahn und Zachan. Alle diese Besitzungen waren früher Eigenthum des Templer-Ordens, der im Jahre 1312 durch den Papst aufgehoben wurde und der das gesammte Eigenthum der Templer dem Johanniterorden zusprach.

Durch den Kauf von Sonnenburg besaßen die Johanniter im Osten der Oder einen Landstrich von über 15 Meilen Längenausdehnung.

Die Urkunde über diesen Erwerb datirt vom 20. Juni 1426.

Das Wiederkaufsrecht wurde schon 1427 gegen weitere Zahlung von 1900 Schock böhmischer Groschen*) aufgehoben und der Johanniterorden kam in den vollständigen Besitz von Schloß und Stadt Sonnenburg, nebst den Dörfern Pribor (Priebrow), Limmritz, Kriescht, Musekow (Mauskow) und Gartow.

Die Urkunde darüber wurde ausgestellt zu Neustadt-Eberswalde am Sonntage Cantate vom Kurprinzen Johann.

Es sind somit jetzt 470 Jahr verflossen, seit Sonnenburg in den Besitz des Ordens übergegangen ist. —

Vor dem Bau der Küstrin-Posener-Chaussee in den Jahren 1828 bis 1830 gab es von Sonnenburg aus nach Küstrin nur einen Land- und Sandweg über Göritz a. O., der, obgleich die Luftlinie von beiden Orten nur eine Meile beträgt, drei Meilen lang ist. Durch die Chaussee wurde die Entfernung beider Städte auf zwei Meilen reduzirt. Zu Wasser war zweimal in der Woche Verbindung mit Küstrin durch das Marktschiff, das bei dem Fährkruge im nahen Priebrow abging und durch das auch die Post besorgt wurde.

Jetzt ist Sonnenburg telegraphisch mit der übrigen Welt schon seit Jahren verbunden, und die im Herbst 1896 dem Verkehr übergebene Eisenbahn bringt uns nunmehr in 45 Minuten nach Küstrin.

Wald und Wildniß reichten überall bis nahe an die Stadt, auch an der Ostseite, wo jetzt die im Jahre 1828 erbaute Strafanstalt steht.

Die jetzigen Wiesen an der Nord- und Westseite waren bis zu der auf Befehl des Königs Friedrich des Großen ausgeführten Eindeichung und Verwaltung von zahlreichen Wasserläufen der Warthe durchschnittenes, mit Holz, meist Erlen, bestandenes Sumpfland, das je nach dem Wasserstande mehr oder weniger Gelegenheit zur lohnenden Fischerei darbot. Zahlreiches Wild war hier und in den angrenzenden, sehr großen Forsten, und noch aus dem vorigen Jahrhundert datiren die Edikte, wonach alle Einwohner „in den Wolfsjagden laufen", also treiben mußten.

So lag der kleine Ort so versteckt und vergessen, daß nach Beckmanns Nachrichten über die Neumark aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts von Städten im Sternberger Kreise wohl Drossen, Zielenzig und Reppen, nicht aber Sonnenburg genannt werden.

Wann und durch wen dem Orte die Eigenschaft einer Stadt verliehen worden, ist unbekannt, da

*) Ein Schock Böhmischer Groschen hatte damals einen Werth von heutigen 100 Reichsmark.

Urkunden darüber nicht mehr vorhanden sind; sie werden bei den mehrfachen großen Bränden, welche die Stadt betroffen haben, oder in den vielen Kriegsläufen zu Grunde gegangen sein.

Nur das „Sonnenburger Bürgerprivilegium" vom Jahre 1653 ist im Stadtarchive noch jetzt vorhanden.

Unter den Abgaben, welche von den Sonnenburgern zu leisten waren, sei hier nur die eine erwähnt, von welcher eine noch jetzt bestehende Klasse von Besitzern, die „Pfefferer", den Namen hat. Die kleineren Häuser mit wenig Land hatten nämlich ein Pfund Pfeffer in natura oder 21 Groschen dafür jährlich an die herrenmeisterliche Küche abzuliefern, während andere die herrenmeisterlichen Jagdhunde zu füttern hatten.

Ueber das Schloß in Sonnenburg giebt das jetzt dort noch auf dem Königlichen Rentamte vorhandene „Haus-Buch des Hochfürstlich Brandenburgischen Ordens-Residenz-Amts Sonnenburg" von 1665 einige Auskunft. Es besagt in seiner Einleitung, daß das alte Schloß in zwei „Stöcken" (Theilen) bestanden; der eine, ostwärts, sei vor undenklichen Jahren erbaut worden und habe man von dessen eigentlichem Anfange keine Nachricht finden können. Es dürfte dies wohl der Bau gewesen sein, den zu errichten im Jahre 1341 die Gebrüder Henning und Arnold v. Uchtenhagen vom Markgrafen Ludwig von Brandenburg die Erlaubniß erhielten. Den anderen Theil, nach Westen zu, habe der Herrenmeister Thomas Runge aufgeführt. Beide zusammenhängende Bauten sind im Jahre 1639 von den Schweden, die lange in der Stadt und dem Schlosse gelegen haben, bei ihrem Abzuge in Brand gesteckt worden, wodurch nicht allein das Schloß, sondern auch alle herumgestandenen Amtshäuser, bis auf die Kanzlei, welche verschont worden ist, verbrannt sind, derart, daß nicht mehr denn etliche alte Stücken Mauer und einige Keller in der Erde stehen blieben.

Als Fürst Johann Moritz von Nassau im Jahre 1652 zum Herrenmeister gewählt worden und auf dem Amte nichts an Gebäuden als das Amts-, Kornschreiber- und Brauhaus, welche während der Sedisvakanz des Herrenmeisterthums neu aufgebaut, vorhanden waren, entschloß er sich, einen Neubau des Schlosses vorzunehmen. Anderweite Geschäfte und ungünstige Zeitläufte verzögerten jedoch den Beginn dieses Baues bis zu Anfang des Jahres 1662. Zwei erfahrene Meister: Cornelius Rückwärten, der Zimmer- und zugleich Baumeister, und Gorus Peron, welcher Maurermeister war, nebst 12 holländischen Gesellen, bei jedem Meister sechs, wurden aus den Niederlanden verschrieben, die nach dem eigenhändig gefertigten Plane des Fürsten, mit Hülfe einiger deutscher Tischler, Zimmerleute und Maurer bis 1667 den Bau vollendeten, und zwar unter der Oberaufsicht des Raths- und Kammermeisters des Fürsten, Jean de Bonjour.

Eigentliche, dauernde Residenz der Herrenmeister ist Sonnenburg nie gewesen; dieselben hielten sich hier nur vorübergehend auf und residirten in früherer Zeit auf der in ihrem jedesmaligen Nießbrauch befindlichen Kommende, hielten auch dort, oder auf anderen Kommenden die Kapitel ab, deren Inhaber zur Aufnahme und Verpflegung der Herrenmeister und der Kommendatoren bei solchen Gelegenheiten verpflichtet waren.

Die Geschäfte des Herrenmeisterthums wurden durch eine Ordensregierung, die Geldangelegenheiten durch die Ordenskammer geführt, die ihren Sitz in Sonnenburg hatten.

Die Lage von Sonnenburg, in dessen Nähe sich die Kommenden Burschen, Lagow, Lietzen, Gorgast und Grünberg befanden, und da dies Besitzthum nicht Kommende, sondern ein sogenanntes Ordensamt war, dessen Erträge, wie die der übrigen Ordensämter, dem Herrenmeister zuflossen, wohl auch der Wunsch, der Ordensregierung inmitten des größeren Theils des Ordensbesitzes ein dauerndes Unterkommen zu geben, dürften die Veranlassung gewesen sein, daß von Mitte des 16. Jahrhunderts ab die Kapitel, später auch die Ritterschläge, d. h. die feierliche Aufnahme neuer Mitglieder in den Orden, fast sämmtlich in Sonnenburg abgehalten worden sind und nach Erbauung des gegenwärtig noch stehenden Schlosses die Herrenmeister vorübergehend für kurze Zeit sich dort aufhielten, um den Ordensgeschäften obzuliegen, dann aber auch, um die in früheren Zeiten dort überaus ergiebige Jagd auszuüben.

Es gehörte allein zum Ordensamte Sonnenburg eine Forstfläche von 28 381 Morgen, denen sich mehr denn 40 000 Morgen wildes, nur von ganz genau der Gegend kundigen Personen im Hochsommer und im Winter passirbares, mit vielem Buschwerk, außerdem aber auch mit Erlen bewachsenes Bruch unmittelbar anschloß, das, wie bereits bemerkt, im Laufe der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf Veranlassung Friedrichs des Großen auf Kosten des Johanniterordens in

blühende Fluren verwandelt wurde, auf denen zahlreiche Kolonien und Dörfer erbaut worden sind.

Doch wir wenden uns hier wieder zur Stadt Sonnenburg zurück, obgleich die Geschichte derselben seit Jahrhunderten eng mit der des Johanniterordens verwachsen ist.

Der älteste Bestandtheil der Stadt ist der Kietz, d. i. die wendische Fischeransiedelung direkt an der Lenze, bestehend in zwei langgestreckten, parallel laufenden Straßen: dem großen und dem kleinen Kietze, an die sich die Stadt und Vorstadt mit einem eigenen Bürgermeister anschlossen, während die „Kietzer" unter einem „Starosten" standen, ein Amt, was längst erloschen ist.

Im Jahre 1461 war der Kietz von 45 Fischern bewohnt, von denen jeder jährlich 9 Groschen zu zahlen hatte.

Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist der ganz für sich liegende Theil der Stadt: die Neustadt, erbaut und mit Kolonisten aus allen Gegenden, besonders mit Tuchmachern, besetzt worden.

Ein Wochenmarkt wurde der Stadt durch einen Beschluß des Ordenskapitels im Jahre 1594 gewährt und vom Kurfürsten Johann Georg bestätigt, wozu später noch mehrere Jahrmarktstage gekommen sind. Die Viehmärkte sind erst nach der Urbarmachung des Bruches laut Konzession vom 16. Dezember 1774 eingeführt worden. Die Bauern aus den benachbarten Dörfern durften sich Fische und „Flumfische" (kleine Fische der verschiedenen Arten), auch bisweilen ein Gericht Krebse kaufen; aber Hechte, Aale und Krebse durften nicht aufgekauft und ausgeführt werden, da die zur Ordensherrschaft gehörenden Personen das erste Anrecht darauf hatten und außerdem die Universität Frankfurt a. O. für ihre Kommunität: den Tisch der Studenten, ein solches besaß.

Abseits von größeren Verkehrsstraßen gelegen und nach zwei Himmelsgegenden hin fast unzugänglich, ist die Stadt Jahrhunderte hindurch sehr unbedeutend gewesen und ihre Seelenzahl langsam von 1000 bis auf 1500 zu Anfang dieses Jahrhunderts gestiegen. – Wasser und Feuer waren die beiden Feinde der Stadt. Ersteres drang vor der Verwallung öfter bis in die Kirche. Letzteres hat mehrmals große Verheerungen angerichtet, am meisten 1752, wo die Stadtprivilegien mit verbrannten und eine Kirchen- und Hauskollekte im Lande gesammelt wurde zum Wiederaufbau der Stadt, und 1814, wo der Thurm und das Kirchendach mit abbrannten.

1802 waren 1639 Einwohner und 249 zur Hälfte mit Rohr oder Stroh gedeckte Häuser, 1816 schon 2159 Einwohner, 1840: 2963, jetzt, nach der letzten Volkszählung vom Jahre 1895: 5848, darunter allerdings 1000 unfreiwillige in der Königlichen Strafanstalt.

Während des Dreißigjährigen Krieges war die Neumark und Sonnenburg mehrmals in den Händen der Schweden, und da diese den Herrenmeister Grafen Adam v. Schwarzenberg, den katholischen Minister des Kurfürsten Georg Wilhelm, für einen heimlichen Freund des Kaisers hielten, so ließen sie ihn dies an seinen Besitzthümern entgelten. Doch standen ihnen die Kaiserlichen in Bedrückung der Einwohner nicht nach, und im Kirchenbuche von 1643 steht verzeichnet: „in diesem Jahre haben wir in Sonnenburg sechsmal exuliret und aus dem Städtlein wegen größester Kriegsgefahr entweichen müssen." Auch ist bei nicht wenigen Todesanzeigen hinzugefügt: „von den Soldaten hart zerschlagen", oder: „vor Hunger umgekommen". Die Geburten betrugen viele Jahre hindurch nur den fünften bis zehnten Theil der Todesfälle.

Von den Gefechten in der Nähe ist nur eins bekannt. Während der schwedische General Liliehoeck im Jahre 1637 in Landsberg stand, fand ein größeres Gefecht in der Niederung zwischen Küstrin, Sonnenburg und Göritz statt. Der brandenburgische Obrist Moritz Augustus v. Rochow versuchte von Küstrin aus den in Göritz und Sonnenburg verweilenden Reitertrupp des Obristlieutenants Harald Stark und dessen Bagage aufzuheben. Allein der Schwede erhielt Kunde davon, er sandte sein Gepäck und seine Feldzeichen nach Landsberg und erwartete dann getrost den Angriff der 1000 brandenburgischen Reiter. Die Folge war der gänzliche Untergang der Rochowschen Kürassiere im Warthebruch; Moritz Augustus v. Rochow selbst fiel schwer verwundet in Harald Starks Hände.

Im Jahre 1639 besetzten die Schweden wieder Schloß und Stadt, brandschatzten die Umgegend und verbrannten das Schloß.

Die Pest raffte vom Juni 1630 bis Juli 1631 516 Menschen hin, fast die Hälfte der Einwohner, darunter beide Geistliche mit ihren Familien, so daß ein Jahr lang nichts in das Kirchenbuch eingetragen worden ist.

Auch während der vom Großen Kurfürsten mit den Schweden geführten Kämpfe kamen letztere aus Pommern nach der Neumark, und hatte besonders Fürst Moritz von Nassau als Herrenmeister viel

Mühe, Schonung der Ordensresidenz und der Güter des Ordens von ihnen zu erlangen, die dann ein Schreiben des Grafen Carl Gustav Wrangel aus Stettin vom 25. Februar 1675 in Bezug auf den bei dem Schlosse angelegten Thiergarten zusagte. Die Stadt aber war durch Kriegszeiten, Pest und häufige Brände an Seelenzahl und Vermögen zu Ende des 17. Jahrhunderts so heruntergekommen, daß sie monatlich 10 Thaler zur Bestreitung ihrer Ausgaben aus der Accise erhielt.

Im Jahre 1758 versuchten die Russen, von Königswalde herkommend, vergeblich über Sonnenburg nach Küstrin zu gelangen, und erhoben in Sonnenburg 4000 Thaler Brandschatzung. Bald darauf plünderten die Kosaken Stadt und Kirche.

Die französische Okkupation endlich von 1807 bis 1809 kostete der Stadt 16 483 Thaler; sie hatte während dieser Zeit im Ganzen 39 086 Mann Einquartierung.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts waren in Sonnenburg:

ein consul dirigens, zugleich Hof- und Stadtrichter Selchow, der jährlich 45 Thaler und die Sporteln bezog;

ein zweiter Bürgermeister, proconsul Garz, der zugleich Chirurgus war, hatte 4 Thaler;

ein Senator und Hofgerichts-Assessor: Glaser Lischke, hatte 4 Thaler;

ein Senator Müller, Apotheker und Materialwaarenhändler;

der Kietzer Starost oder Viertelsmeister;

endlich vier Stadtverordnete und ein Rathsdiener mit Namen Spitz, der 4 Thaler bezog und über den in den Akten sich die Notiz befindet: „ist alt und sucht sich öfter durch hitzige Getränke überflüssig zu erwärmen.“

Alle diese Beamten setzte der Herrenmeister ein.

Das jetzige Rathhaus ist das alte Ordens-, Regierungs- und Gerichtshaus, worin dem Magistrate 1793 eine Stube nebst Kammer angewiesen wurde, nachdem das alte Rathhaus für 50 Thaler verkauft worden war.

Die Kirche hat im Laufe der Zeiten viele Wandlungen durchgemacht. Sie ist an dieser Stelle zu Ende des 15. Jahrhunderts unter den Herrenmeistern Richard v. der Schulenburg und Georg v. Schlaberndorf im gothischen Stile erbaut. Vorher befand sich auf dem Platze derselben, dem Haupteingange des Schlosses gegenüber, eine Kapelle, in der nach dem Stiftungsbriefe des Herrenmeisters Heinrich v. Redern vom Jahre 1460 zu Ehren der heiligen Jungfrau täglich bei Sonnenaufgang die Messe abgehalten wurde. Diese Kapelle ward zur angegebenen Zeit durch eine neue Pfarrkirche ersetzt, welcher der Bischof Dietrich von Lebus im Jahre 1508 die Konfirmationsurkunde ertheilte, nach welcher sich bei dieser Kirche, die St. Johannes dem Täufer gewidmet wurde, neben dem Pfarrer noch 6 Priester, 1 Schulmeister und 1 Lokat oder Gehülfe befanden. Diese 9 Personen wurden täglich auf dem Schlosse gespeist und erhielten überdies wöchentlich eine Tonne Bier zur Kollation.

Die frühere Pfarrkirche, über deren Gründung keine Nachrichten bis auf die Jetztzeit gekommen sind, lag gegen Süden, am Ende des Kietzes, an dem damals dort befindlichen Kirchhofe und hat bis in das vorige Jahrhundert als Begräbnißkirche unter dem Namen Sankt Valentinskirche dort gestanden. Ebenso hatten die Pfarrhäuser dort ihre Stelle, bis sie zu der neuen Kirche hin verlegt wurden. Letztere hatte einen spitzen Thurm mit Schiefer gedeckt, der im Jahre 1814 bei einer großen Feuersbrunst sammt dem Kirchendache verbrannte. Die Wiederherstellung hat 7946 Thaler gekostet. Auf den stehen gebliebenen Mauern des verhältnißmäßig hohen, weit in das Bruch hinaus ragenden Thurmes ist nach einem Plane des Oberbauraths Schinkel der jetzige Thurm errichtet worden, der, vom Blitz getroffen, im Jahre 1847 inwendig ausbrannte und dann wiederhergestellt worden ist.

In der Kirche befand sich das Fürstenchor dem Altar gegenüber, wo jetzt die Orgel steht. Diese stand früher an der Nordseite, die Bälge derselben lagen über der Sakristei.

Unter den Herrenmeistern, die die Kirche verschönert und ihre Beamten dotirt haben, ist Graf Martin v. Hohenstein, Herr zu Vierraden und Schwedt zu nennen, der 1609 als letzter seines Stammes und Namens in Schwedt starb, wo er auch beigesetzt ist, und dessen Epitaphium sich jetzt, nachdem es in neuester Zeit sorgfältig restaurirt worden ist, an der Südwand der Kirche befindet. Ein alter Grabstein an der Westseite hat auf der Gruft einer Tochter von ihm gelegen.

Am verdientesten hat sich Fürst Johann Moritz von Nassau um die Kirche gemacht, die sich zu seiner Zeit in einem sehr üblen baulichen Zustand befand.

Er ließ dieselbe gründlich restauriren und ausschmücken, auch wurde es unter ihm Gebrauch, die Wappentafeln der Johanniterritter in der Kirche aufzuhängen, deren Wände und Pfeiler noch heute viele Hunderte derselben zieren.

Eine Gipsbüste des Fürsten steht in der Sakristei, sein Bildniß in Lebensgröße, von dem Niederländer Peter Nason 1666 gemalt, hängt im Rittersaale des Schlosses. Er hat auch das noch vorhandene, damals schon bestehende Hospital neu dotirt, das alten Frauen Unterkunft gewährt.

Dies Hospital ist das einzige, überaus bescheidene Denkmal werkthätiger Fürsorge, das der Johanniterorden alter Gestalt bei seiner Aufhebung 1812 in Sonnenburg hinterlassen hat. Es ging auf den Staat über, der dasselbe jetzt unterhält.

Der Altar im Renaissancestil: „von Marmel und Holz fein ausgeschnitzt", mit Bildern aus dem Leben des Heilands, hat der Herrenmeister Graf Adam v. Schwarzenberg, wohl um seine Toleranz in Glaubenssachen als Katholik zu beweisen, im Jahre 1626 in der Kirche aufstellen lassen, nachdem derselbe in der Schloßkapelle zu Kölln an der Spree abgebrochen worden war. Er ist im Jahre 1878 gründlich restaurirt worden. Hierbei sei bemerkt, daß, als Graf Schwarzenberg Herrenmeister wurde, er in einem stark verpflichtenden Reverse versprechen mußte, nichts gegen den protestantischen Glauben im Ordensgebiete zu unternehmen.

Die Kanzel von schwarzem Marmor hat der Herrenmeister Prinz Ferdinand von Preußen 1773 durch den Hofbildhauer Cambley aus Potsdam errichten lassen. Sie hat 800 Thaler gekostet, und wurde dieser Betrag aus den Einkünften der Kirche bei den Ritterschlägen in derselben, 20 Thaler in Gold von jedem Ritter, bestritten.

Ferner steht in der Kirche, der Kanzel gegenüber, die Bronzebüste des Prinzen Ferdinand, gestiftet von seinem Sohne, dem Prinzen August, sowie in der Sakristei die Marmorbüste des Ministers und Kommendators Grafen Finck v. Finckenstein, † 1800. — Unvergänglich ist in den Büchern unserer Geschichte aufgezeichnet, was dieser getreue ausdauernde Mann während des Siebenjährigen Krieges durch seine umsichtigen diplomatischen Maßnahmen für den Großen König gewirkt hat, und wie Friedrich der Einzige, durch den furchtbaren Ausgang der Kunersdorfer Schlacht innerlich gebrochen, ihm die Rettung der Königlichen Familie anbefahl, das Wort der Verzweiflung ihm schreibend: »Tout est perdu!«

Die Altarleuchter sind ein Geschenk des verewigten Herrenmeisters Prinzen Carl von Preußen, † 21. Januar 1883.

Die von dem Ordenskanzler Gisbert v. Bodelschwingh im Jahre 1717 geschenkten silbernen Altarleuchter wurden 1738 für 536 Thaler verkauft, da der reformirt gesinnte König Friedrich Wilhelm I. diese Leuchter aus der Kirche verwies. Die genannten 536 Thaler bilden das v. Bodelschwingsche Legat für die Kirchenbeamten. — Die heiligen Gefäße der Kirche waren im Siebenjährigen Kriege vor den Russen nach Küstrin geborgen worden und gingen verloren, als im Jahre 1758 diese Festung in Brand geschossen wurde. Aus den geschmolzenen Resten wurden drei Patenen mit bezüglicher Inschrift angefertigt.

Im Jahre 1885 ist durch die Gnade des gegenwärtigen Herrenmeisters Prinzen Albrecht von Preußen der Fußboden der Kirche mit schlesischem Marmor, an Stelle der Ziegelsteine, belegt worden.

Den alten Filzhut, der an der Südseite der Kirche aufgehängt ist, hat Fürst Johann Moritz von Nassau einem Manne vom Kopfe nehmen lassen, der denselben während des Gottesdienstes aufbehalten hat.

Als Kuriosum sei hier angeführt, daß nach der Kirchenrechnung vom Jahre 1599 der Mann, „so die Leute in der Kirche aufwecket", jährlich 14 Groschen dafür bekam.

In der Sakristei wird ein silbernes, vergoldetes, sehr altes Kruzifix mit russischer Inschrift aufbewahrt, welches ein Kosakenoffizier im Jahre 1813 einem in der Nähe der Stadt erschlagenen Franzosen abgenommen hat, der es als Beute aus Rußland mitgenommen. Der Kosak schenkte es der Kirche.

Die Reformation fand in Sonnenburg unter dem Herrenmeister Veit v. Thünen (1527 bis 1544) Eingang, als Markgraf Hans von Küstrin 1535 Landesherr der Neumark geworden war, der die neue Lehre begünstigte. An Stelle des katholischen Pfarrers mit seinen sechs Kaplänen wurden 1538 zwei evangelische Geistliche angestellt.

Der erste Oberpfarrer war Johann Jacobitz. — Zu Anfang des 17. Jahrhunderts erhielt der Oberpfarrer den Titel als geistlicher Inspektor der ausgedehnten Ordensherrschaft und wurde der Form nach vom Herrenmeister, in Wirklichkeit öfter durch Spezialbefehl des Landesherrn ernannt.

Durch den unglücklichen Krieg von 1806/7 und die demnächstigen harten Bedingungen des zu Tilsit am 9. Juli 1807 geschlossenen Friedens ward unser Vaterland in die traurigste pekuniäre Lage versetzt, so daß König Friedrich Wilhelm III., um die unerschwinglichen Lasten, welche dem Volke auferlegt waren, in etwas zu mildern, durch das Edikt vom 30. Oktober 1810 verordnet, daß alle Klöster, Dom-

und andere Stifte, Balleyen und Kommenden von jetzt ab als Staatsgüter zu behandeln und nach und nach einzuziehen, dagegen aber für Entschädigung der Benutzer und Berechtigten und für reichliche Dotirung der Pfarreien, Schulen und milden Stiftungen und selbst derjenigen Klöster, die sich mit Erziehung der Jugend und der Krankenpflege beschäftigen, von Staats wegen zu sorgen.

In Bezug auf die Balley Brandenburg hatte Seine Majestät der König zwar die Ausführung der Maßregel so lange auszusetzen beschlossen, als der greise Herrenmeister Prinz August Ferdinand, Bruder Friedrichs des Großen, sich am Leben befinde; allein dieser damals im 81. Lebensjahre stehende Fürst erklärte: „um des Beispiels und der Pflichten gegen den Staat willen" von dieser Königlichen Gnade keinen Gebrauch machen zu wollen; er erlangte hierzu die Zustimmung des Ordenskapitels, und bereits am 31. Dezember 1810 wurde ein Rezeß vereinbart, der die näheren Bedingungen der Uebergabe des Herrenmeisterthums an den Staat feststellte.

Wenn der König aus dieser Veranlassung in einem Handschreiben seinem Großoheim noch die durchgeführte Rettung und das Wiederaufblühen des Staats zu erleben mit Hoffnung tröstet, so konnte man diese bei der damaligen verzweifelten Lage des Staats und dem hohen Alter des Prinzen für eine sehr geringe erachten. Und doch war es eine richtige Prophezeiung: Prinz August Ferdinand starb, beinahe 83 Jahre alt, am Sonntage, den 2. Mai 1813, an dem Tage, wo man in Berlin in kirchlichem Dankfeste die Einnahme der Festungen Thorn und Spandau feierte, wo sich bei Groß-Görschen das Heer die alte Waffenehre wieder erkämpfte.

Durch die Urkunde vom 23. Mai 1812 ward vom Könige demnächst die gänzliche Auflösung der Balley Brandenburg des Johanniterordens ausgesprochen, dagegen aber: „Zu einem ehrenvollen Andenken der aufgelösten und erloschenen Balley" ein neuer Orden unter der Benennung: „Königlich Preußischer St. Johanniterorden" gestiftet.

Das vielhundertjährige Verhältniß der Stadt Sonnenburg zum Johanniterorden hatte durch den Rezeß vom 12. Januar 1811 anscheinend für immer sein Ende erreicht; aber im Rathe der Vorsehung war es anders beschlossen.

Als Herren der weiten Landschaft gingen die Johanniter, aber sie kamen, noch ehe 42 Jahre verflossen waren, wieder, zwar nicht mehr als Herren von Stadt und Land, sondern, getreu der ursprünglichen Stiftung des Johanniterordens im heiligen Lande, als — Diener wieder. — Als Diener der Kranken, Mühseligen und Beladenen, die ihre Herren sind nach dem alten Ordensgesetz!

König Friedrich Wilhelm IV. richtete durch die Ordre an das Staatsministerium vom 15. Oktober 1852 die Balley Brandenburg des Johanniterordens unbeschadet der auf Grund des Ediktes vom 30. Oktober 1810 erfolgten Einziehung der Güter derselben als Staatsgüter wieder auf, welche die, wie es in der Ordre heißt: „längst gehegte Absicht zur Ausführung brachte, dem Johanniterorden eine seiner ursprünglichen Stiftung entsprechende, gemeinnützige Bestimmung zu geben."

Nach der Aufhebung der Balley Brandenburg wurde das Schloß in Sonnenburg von verschiedenen Behörden benutzt und befand sich, als die Balley wieder aufgerichtet wurde, in einem trostlosen Zustande.

Das erste Verdienst zur Erhaltung desselben, das wegen seiner Baufälligkeit niedergerissen werden sollte und schon lange nicht mehr einer Behörde, sondern nur theilweise als Gefängniß der Kreisgerichts-Deputation benutzt wurde, während andere Räume vermiethet waren, gebührt dem inzwischen als Kreisgerichtsrath verstorbenen damaligen Kreisrichter Scholle zu Sonnenburg, welcher in seinem enthusiastischen Eifer, der Stadt das Schloß zu erhalten, bereits im Jahre 1850 einen Aufruf: „An die deutschen Adelsseelen" ergehen ließ: „das Johanniterschloß nicht niederzureißen, sondern repariren zu lassen".

Auch an Seine Majestät den König Friedrich Wilhelm IV., der Sonnenburg und das Schloß kannte, da Allerhöchstderselbe im Sommer 1828, noch als Kronprinz, auf einer Fahrt von Landsberg aus, wo die Garnison inspizirt worden war, Sonnenburg besucht hatte, wandte sich Kreisrichter Scholle mit der Bitte um Billigung seines Vorhabens, aus den infolge seines Aufrufs zu erwartenden Beiträgen das Schloß als Erinnerung an die erloschene Balley in Stand setzen und erhalten zu dürfen. — Seine Majestät versicherten in einem Schreiben an den Petenten vom 3. August 1850 denselben der vollen Billigung des von ihm angeregten Unternehmens und drückten gleichzeitig die Absicht aus, nach erfolgter Herstellung dem Schlosse eine seiner historischen Bedeutung entsprechende Bestimmung zu geben.

Die von dem Kreisrichter Scholle veranstaltete

Sammlung erreichte jedoch nicht die gewünschte Höhe, ebensowenig konnte, nachdem die Balley im Jahre 1853 wieder aufgerichtet und das Schloß von derselben vom Domänenfiskus durch Kontrakt vom 1. und 10. Dezember 1855 nebst dem etwa 12 Morgen großen Schloßgarten für 3360 Thaler käuflich wiedererworben worden war, der Wunsch des Königs zur Ausführung gebracht werden, dasselbe zu einem Krankenhause einzurichten, weil nach dem Urtheile von Sachverständigen die ungünstige Bauart, Baufälligkeit und die niedrige Lage in unmittelbarer Nähe sich meilenweit erstreckender, sehr oft überschwemmter Wiesen zu gewichtige Gründe gegen diese beabsichtigte künftige Benutzung des Schlosses in die Wagschale legten.

In den ersten Jahren wurden vom Orden nur diejenigen Reparaturen am und im Schlosse vorgenommen, die dasselbe vor dem weiteren Verfalle sicherstellten. Später beschloß das Kapitel, das Schloß allmählich wieder in Stand zu setzen, namentlich auch in Rücksicht darauf, daß die Ordensstatuten vom 24. Juni 1853 in § 18 bestimmen, daß hinfort der Ritterschlag für gewöhnlich in Sonnenburg stattfinden solle, was denn auch geschehen ist.

Zum ersten Male seit der Wiederbesitznahme des Schlosses durch den Orden wurde der damals noch in ziemlich dürftiger Verfassung befindliche Rittersaal bei der am 29. September 1858 erfolgten feierlichen Einweihung des auf der Höhe, nördlich von Sonnenburg neu erbauten Ordens-Krankenhauses benutzt, das nun schon 39 Jahre lang zum großen Segen für den weiten Umkreis seine Thüren für Kranke und Sieche offen hat, versehen durch Diakonissinnen aus dem Mutterhause Bethanien in Berlin, das am 10. Oktober d. Js. sein fünfzigjähriges, von Gott so reich gesegnetes Bestehen feierlich begehen wird.

Den ersten Ritterschlag in Sonnenburg hielt der Herrenmeister Prinz Carl von Preußen am 25. Juni 1860 ab. Gewöhnlich findet diese Feierlichkeit alle zwei Jahre statt.

Auch die im Orte befindliche Kleinkinderschule, an der eine Diakonissin thätig ist und in der eine zweite Diakonissin wohnt, welche die Kranken in der Stadt versorgt, verdankt ihr Entstehen und Bestehen zumeist dem Johanniterorden und seinen Durchlauchtigsten Herrenmeistern, welche reiche Mittel zur ersten Einrichtung, zum späteren Bau des schönen Hauses und zur Unterhaltung gewährt haben und es noch thun.

Sonnenburg, 22. Juli 1897. C. Herrlich.

Der Verein für die Geschichte Berlins unternahm am Sonntag, den 29. August 1897, unter lebhafter Betheiligung der Mitglieder eine Wanderfahrt nach Fürstenwalde und den Rauenschen Bergen, die trotz der unfreundlichen Witterung einen recht befriedigenden Verlauf nahm. Nach einem kurzen Gang durch die neuen Anlagen, in denen sich erheben die Marmorbüsten Wilhelms I. und Kaiser Friedrichs, sowie das Hundriesersche Kriegerdenkmal versammelte man sich im großen Saale des alten Rathhauses, um einen Vortrag des Oberlehrers Dr. Breitenbach entgegenzunehmen, der die Stellvertretung des Stadtverordneten-Vorstehers Herrn Rechtsanwalt Kolberg gütigst übernommen hatte. Die älteste Geschichte der Stadt ist ziemlich dunkel, da ihr großes waldreiches Gebiet in den Wirren mittelalterlicher Fehden bald diesem, bald jenem Lande zufiel, und erst im 13. Jahrhundert mehr zuverlässige Angaben über diesen wahrscheinlich als deutsche Neugründung anzusehenden Ort sich finden. Die Anlage ist — wie man annehmen kann — durch den lebhafteren Handel von Berlin nach Schlesien und Polen hin entstanden, welchem Umstande auch das Aufblühen von Müncheberg und Frankfurt zu verdanken ist. Die Waaren gingen damals von Berlin flußaufwärts über Köpenick nach Fürstenwalde, mußten in diesen beiden Städten Zoll zahlen und wurden dann auf Wagen für die Landbeförderung umgeladen. Die Stadt, die vor 600 Jahren schon einen Wald von 21000 Morgen Größe besaß, erhielt 1285 die Bestätigung ihres Gebietes durch beide Ottonen und erklärte sich 60 Jahre später für den falschen Waldemar, was ihr durch Urkunde des Markgrafen Ludwig I. 1348 verziehen wurde. Unter dessen Nachfolger kam Fürstenwalde an Lebus und wurde 1385 bischöfliche Residenz. Die vormals recht ansehnlich erweiterte alte Kirche wurde von den Hussiten zerstört, worauf Bischof Johann VII. v. Deher den Neubau der nunmehrigen Kathedrale in Angriff nahm. Eine interessante Ansicht des alten Zustandes von 1711 mit beiden Frontthüren ist in der Rothschen Dokumentensammlung erhalten. Friedrich I. jagte viel in den Wäldern der Stadt und ließ ein kleines Jagdhaus aus zwei fünffenstrigen Flügeln mit einem Mittelbau errichten, das jetzt als Magazin dient. Herr Dr. Breitenbach schloß nach weiteren interessanten Nachrichten über die Kalandsgilde und die im Jahre 1427 gegründete Schützengilde mit den durch Lotichius 1679 zum Lobe der Stadt gedichteten Versen. (Uebrigens war Fürstenwalde auch von

1613 ab vierzig Jahre lang Sitz der Universität Frankfurt.)

Nach dem Vortrage erläuterte Herr Bürgermeister Zeidler die im Saale neben zahlreichen Originalurkunden des 14. Jahrhunderts ausgelegten alten Stadtansichten, dann die hier vorhandenen Porträts, unter denen dasjenige des Markgrafen, späteren Kurfürsten Joachim Friedrich, seit 1555 Bischof von Lebus, der zugleich die Aemter eines Bischofs von Havelberg und eines Erzbischofs von Magdeburg innehatte. In einem Nebenraum bewahrt die Stadt eine Anzahl älterer Fahnen, sowie mehrere wohlerhaltene Rüstungen und Waffen von schöner Arbeit. Im Namen des Vorstandes dankte Herr Dr. G. Voß den Vortragenden für ihre Mühewaltung.

In der Marienkirche empfing Oberprediger Meltzer den Verein, der hier über die Geschichte und die Denkmäler des ehrwürdigen Gotteshauses in großen Zügen unterichtet wurde. Kirche und Thurm, die im 15. und 16. Jahrhundert erbaut wurden, erfuhren im Jahre 1769 nach einem Brande durch Boumann eine völlige Umwandlung, die den Charakter des Innern leider sehr veränderte. Die stattliche dreischiffige Hallenkirche, einst mit gothischen Gewölben auf schlanken Pfeilern überspannt, hat jetzt flache geputzte Decken und zeigt im baulichen Zustande Mängel, denen in Verbindung mit einem rationellen Ausbau eine gründliche Abhülfe zu wünschen wäre. Das Prachtstück der Marienkirche ist das von dem Bischof Dietrich v. Bülow gestiftete Sakramentshäuschen, das zu den schönsten derartigen Arbeiten aus gothischer Zeit zu rechnen ist. Unter den Epitaphen sieht man im Chorumgang den Grabstein des energischen Kanzlers Friedrich Sesselmann (†1483), der zur Zeit Friedrichs II. und Albrecht Achilles die Mark mitregierte und 1462 in der Klosterstraße zu Berlin eine eigene Residenz erwarb. Andere Kunstwerke sind eine schmiedeeiserne Krone im Chor, ein siebenarmiger, an drei Meter hoher Leuchter von Georg v. Blumenthal, das bronzene Taufbecken von 1483, die bronzene aus 12 Theilen bestehende Grabplatte des Bischofs Joh. v. Deher (1455), der in Renaissanceformen sich aufbauende Hochaltar von 1576. Die Kanzel, in der Mitte des Langschiffs an der Sündwand vorgebaut, ist mit einer baldachinartigen Bekrönung auf korinthischen Säulen versehen. Die alte Kirchenbibliothek, die eine Reihe von Frühdrucken und älteren Ausgaben der Werke Luthers enthält, ist zur Zeit neu geordnet und katalogisirt worden. Die Marienkirche ist seit 1565 im alleinigen Besitz der Evangelischen; der erste Prediger war damals Simon Musäus.

Zur Mittagszeit ging die gemeinsame Fahrt in fünf Kremsern hinaus nach Rauen, woselbst bei dem Mahle im Gasthof „Zum Großen Stein" Herr C. Gerold als dritter Vorsitzender den Veranstaltern der Wanderfahrt und den dabei mitwirkenden Herren aus Fürstenwalde den Dank des Vereins aussprach. Nach dem Mahle wurde die wohl über 600 Jahre alte, aus Feldsteinen erbaute Rauener Kirche besichtigt, die wir unseren Lesern auf S. 115 bildlich vorzuführen in der Lage sind. Als gegen Abend die Sonne noch einmal zum Durchbruch kam, wanderte man zu der „Schönen Aussicht", einer Naturtreppe mit Granittisch und Bänken, 141,5 m über dem Meer, 106 m über dem Scharmützelsee, und zu den Markgrafensteinen, über deren Herkunft und Schicksale Herr Direktor Funcke (vom Braunkohlenverein) eingehende Mittheilungen machte, da Herr Dr. H. Brendicke leider erkrankt und an der Fahrt theilzunehmen verhindert war.

An der Hand einer reichen Fachlitteratur, aus der wir 1) die Physiographie der Braunkohle von C. F. Zincken-Halle Hannover 1867, 2) Beiträge zur Geschichte des Bergbaues in der Provinz Brandenburg vom Oberbergrath H. Cramer-Halle (IV. Beeskow-Storkow und Teltow) 1876, 3) Geologische Ausflüge in die Umgegend von Berlin von Dr. Max Fiebelkorn 1896 hervorheben, geben wir unseren Lesern nachträglich einige interessantere Daten: Der Kohlenbergbau ist in den Rauenschen Bergen (450 Fuß über dem Meere, 150 Fuß über der Ebene des Plateaus) im Jahre 1842 in den Muthfeldern Adam und Paul, am nordöstlichen Gebirgsabhange begonnen. Zuerst wurden die Kohlen aus kleineren Schächten gefördert; 1843 wurde darauf der Beuststolln angefangen, welchem 1847 der Kühnstolln, 1854 der Carnalstolln und 1867 der Simonstolln folgten. Während die ersten drei vom Nordabhange in die Berge getrieben sind, geht der Simonstolln vom Südabhange in das Gebirge. Der Beuststolln — genannt nach dem Oberberghauptmann Grafen v. Beust — war von den ersten dreien am längsten im Betriebe, er wurde 1892 abgeworfen und hat, ausschließlich der Seitenörter, eine Länge von 1527 m erreicht. Der Kühnstolln, welcher seinen Namen nach dem Geheimen Bergrath Kühn erhalten hat, wurde 1860 abgeworfen und besaß zuletzt eine Länge von 620 m. Der Carnalstolln wurde 1866 bei einer Länge von 480 m abgeworfen.

Der Simonstolln, welcher z. Z. allein noch im Betriebe steht, ist in gerader Richtung 1500 m lang und wird fortgesetzt noch auf das Eifrigste verlängert. Das Grubenfeld der konsol. Braunkohlengruben zu Rauen umfaßt 3 677 373 Quadrat-Lachter.

In den Rauenschen Bergen liegen drei Kohlenflöze übereinander, von denen jedes 3 bis 4 m mächtig ist. Sie werden voneinander durch starke Lagen von Glimmersand (Formsand) getrennt.

Die Lagerung ist eine überaus gestörte. An Heizwerth steht die Kohle hinter der böhmischen Braunkohle zurück, da sie außerordentlich holzig ist. Die Struktur des Holzes ist an ihr noch vorzüglich zu erkennen, so daß man häufig ganze Stämme in der Kohle finden kann. Besondere Einmengungen von Mineralien oder Petrefakten führt die Kohle nicht; auch Blattabdrücke lassen sich nie beobachten.

Die Gesammtkohlenförderung vom Beginn der Gruben bis Schluß 1893, also in genau 50 Jahren, betrug 28 268 088 Hektoliter = etwa 37 000 000 Zentner, die größtentheils nach Berlin und zu den umliegenden Ziegeleien und Fabriken gebracht wurden. Seit 1893 werden jährlich etwa 600 000 Hektoliter Kohle = etwa 800 000 Zentner gefördert. Die Verfrachtung geschieht fast ausschließlich zu Wasser mittelst eigener Kähne, deren der Braunkohlen-Verein zu Berlin neben 1 Dampfer jetzt 16 besitzt.

Die beschäftigte Arbeiterzahl wechselte in den Jahren, mit Ausschluß des Anfangsjahres, zwischen 78 und 220 Mann, welch letztere höchste Arbeiterzahl im Jahre 1850 nöthig war; jetzt werden 110 Mann beschäftigt.

Ueber die beiden 390 Fuß über dem Meere liegenden Markgrafensteine wurde Folgendes bemerkt:

Die Steine sind in der Eiszeit hierher geschwemmt worden. Der oben liegende ist hoch 3,7 m über der Erde und 2 m unter der Erde. Der unten liegende größere Block ist gesprengt und aus seiner einen Hälfte ist unter Cantians Leitung die bekannte Riesenschale im Lustgarten zu Berlin angefertigt worden. Der zurückgebliebene Stein ist noch 4,7 m über der Erde und 1,9 m unter der Erde. Die Arbeit begann im Mai 1827 und war nach einem Jahre so weit vorgeschritten, daß der 1600 Centner schwere Stein, der einen Umfang von 69 Fuß 7 Zoll besaß, auf Holzwalzen auf einem zuvor gebauten Wege nach einem 3/4 Meilen entfernten Punkte an der Spree befördert werden konnte. Nach einem Transport von 6 Wochen kam der Stein am 6. November in Berlin an. Das Poliren desselben dauerte 2 1/2 Jahre. Leider bekam die Schale beim Schleifen einen Sprung und erhielt daher eine Anzahl von Granitwürfeln als Stütze, welche zu ihrer Verschönerung nicht gerade beitrugen.



Kirche von Rauen bei Fürstenwalde.

Emil Friedrich Pindter †.

Unser jüngst verstorbenes Mitglied Herr E. F. Pindter ward am 19. Dezember 1836 zu Hradisch in Mähren geboren, nahm als Offizier in der Oesterreichischen Armee an dem unglücklichen Feldzuge von 1859 gegen Frankreich und Sardinien theil. Er hat damals eine kleine Schrift anonym veröffentlicht, die namentlich beachtenswerthe Aufschlüsse über den Höchstkommandirenden Grafen Gyulai und die Genesis der Schlacht von Solferino giebt. Bald darauf ging P. zur Presse über und trat im September 1865 an die Spitze der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, der er in 29jähriger Thätigkeit treulich diente.

Zur Feier der 25jährigen Leitung dieser Zeitung im September 1890 wurde dem Verstorbenen nachstehendes Gedicht gewidmet:

1865 bis 1890.

Als im Jahre fünfundsechzig
Zu Gastein im Rath der Fürsten
Schleswig-Holstein ward getheilet
Und des Janustempels Pforte
Auf ein kurzes Jahr geschlossen,
Wurdest Du, der Oesterreicher,
Du, der Kämpe von Magenta,
Der „Norddeutschen" erster Chef.

Glückbegleitet war dies Wunder,
Denn Norddeutschland, ein Begriff nur
Eben noch der Geographen,
Ward alsbald zur Zauberformel,
Die viel hartverbiss'ne Stämme
Plötzlich zu Norddeutschen einte
Und zwei Dutzend bunter Banner
Färbte in Schwarz, Weiß und Roth!

Auch des spröden Südens Söhne
Hinterm Scheidefluß des Maines
Folgten bald der neuen Fahne,
Welche in dem Heldenkampfe
Wehte auf den Frankenfesten,
Welche heut auf allen Meeren
Fliegt und jüngst ward vom Rowuma
Bis nach Helgoland gehißt!

Schwarz, Weiß, Roth sind Zeitungsfarben:
Schwarzbedruckte weiße Fahnen
Zeigen stets die Spur des Röthels
In der Hand der Korrektoren;
Bei der „Norddeutsch-Allgemeinen"
Sind die Farben doppeldeutig;
Denn der Zeitung Flagge folgte
Treulich stets dem Reichspanier!

Aber noch ein Drittes künden
Soll uns Deine Trikolore:
Schwarz: Du fürchtest keinen Teufel,
Weiß: Du ringest nach dem Lichte,
Roth: Dein Herz ist immer offen
Für des vierten Standes Wünsche;
Doch das Roth soll still bescheiden
Flattern hinterm Schwarz und Weiß!

Drum am heut'gen Ehrentage
Donnernd Heil den stolzen Farben,
Die das Reich und Deine Zeitung
Und Du selber froh bekennen!
Sei noch lang' ihr Bannerträger,
Führe sie vom Sieg zum Siege,
Der mit Dir zugleich in Deutschland
Heimisch ward für alle Zeit!

Vier Jahre später trat P. von der Oberleitung der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung zurück; zu thatkräftig indes, um sich der verdienten Muße hinzugeben, begründete er im April 1895 die „Deutsche Sonntags-Post, Wochenzeitung für Deutschland", die indessen trotz ihres reichen Inhalts leider eingegangen ist. Größeren Erfolg hatte die demnächst von P. erworbene Charlottenburger Zeitung, ein gediegenes Organ unserer aufblühenden Nachbarstadt.

P. war eine gesellige Natur und ein anregendes Element in den verschiedenen Kreisen, in denen er verkehrte. Einem derselben gehörte lange auch Theodor Fontane an. Derselbe hat in seinem Romane „Effie Briest" in der berühmten Unterredung des Gatten der Effie mit seinem Kartellträger dem einen der Pindterschen „Kränzchen" ein dauerndes Denkmal gestiftet.

P. lebte in den glücklichsten Familienverhältnissen. Aus seiner Ehe mit Adalbertha Jahnel betrauern ihn neben der Wittwe vier erwachsene Söhne, eine an den Oberstabsarzt Dr. Matz vermählte und eine noch unerwachsene Tochter.

Seine Ruhestätte hat der am Morgen des 28. August 1897 nach längerem Leiden an der Wassersucht verstorbene treue Vater und Freund auf dem Friedhofe der St. Matthias-Kirche bei Südende gefunden. Die Beisetzung daselbst erfolgte am Nachmittage des 31. August. Das zahlreich erschienene Trauergefolge gab ein Bild von den weiten Kreisen, in denen der Verstorbene geschätzt und geliebt worden war.

P. war Mitglied des Vereins seit 1876 und brachte demselben ein dauerndes Interesse und Wohlwollen entgegen, wenn er auch nicht gerade häufig den Sitzungen beiwohnte. F. H.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Hans Brendicke in Berlin W30, Frobenstr. 31.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 10. Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. 1897.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

647. Versammlung.

18. (7. Arbeits-) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 16. Oktober 1897, Abends 7½ Uhr

im Rathhause, Zimmer Nr. 63.

(Eingang von der Jüdenstraße.)

Bericht des I. Vorsitzenden Herrn Geheimen Archivrathes B. Reuter über die Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Dürkheim (Pfalz) am 3. bis 7. September 1897.

Referat des Herrn Ernst Winterfeld: „Berliner Wortschatz zu den Zeiten Kaiser Wilhelms I."

Die Mitglieder werden freundlich ersucht, das (grüne) Heft XXXIII. mitzubringen.

Bücherbesprechungen und Vorlagen.

648. Versammlung.

19. (5. öffentliche) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres

Sonnabend, den 30. Oktober 1897, Abends 7½ Uhr

im

Bürgersaale des Rathhauses.

(Eingang von der Königstraße.)

Vortrag des Herrn Dr. Georg Voß: „Ueber Berliner Gärten in früheren Jahrhunderten."

Für die Mitglieder und deren Damen werden die ersten Reihen der Mittelplätze bis zum Beginne des Vortrages freigehalten. Um pünktliches Erscheinen wird gebeten.

Für die folgenden Monate sind in Aussicht genommen:

13. November: Arbeits-Sitzung.
27. " : Oeffentliche Sitzung.
4. Dezember: Arbeits-Sitzung.
11. " : Oeffentliche Sitzung.

Vortrag des Herrn Lic. theol., Dr. phil. Schwarzlose, Schloßpfarrer in Köpenick: „Ueber die kirchliche Entwickelung Berlins."

18. Dezember: Feier des Weihnachtsfestes im Deutschen Dom.

Satzungen, Mitgliedskarten, Anmeldebogen für neue Mitglieder sind jederzeit vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke, Berlin W. 30, Frobenstraße 31, zu beziehen. Die Anmeldebogen sind deutlich und vor allen Dingen vollständig auszufüllen, sonst verzögert sich die Aufnahme und die Zusendung der Vereinsschriften.

Die Einziehung der Mitgliedsbeiträge für das 2. Halbjahr 1897 wird durch den Vereinsboten Ullrich im Monat Oktober fortgesetzt. Die Beiträge der Berliner Mitglieder werden durch den Vereinsboten gegen Quittung abgeholt; die der auswärtigen und in den Vororten wohnenden Mitglieder sind durch Postanweisung nebst Bestellgeld an den Vereinsboten Ullrich, Berlin C., Alte Schönhauserstr. 55, zu senden (nicht an den Schatzmeister Herrn Ferd. Lindenberg unmittelbar, auch nicht an sonstige Vorstandsmitglieder).

Veränderungen im Mitgliederbestande:

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Fritz Hollmann, Fabrikant, Michaelkirchplatz 22.
- " Alex Hönig, Maler und Techniker, Stallschreiberstr. 27/28.
- " Heinrich Zelter, Kaufmann, W. Dörnbergstraße 5.
- " Carl Wirtensohn, Kaufmann, W. Elßholzstraße 5.

Zum Eintritt sind angemeldet:

Herr Erich Priemer, Bankbeamter, Charlottenburg, Pestalozzistraße 30. Einf. der Vorstand.
- " Hubert Teichelmann, Fabrikbesitzer, S. Neanderstraße 36. Einf. Herr Ferdinand Lindenberg.

Wohnungsveränderungen:

Herr Dr. H. Brendicke, Redakteur, W. 30 Frobenstraße 31.
- " Dr. F. Suder, Stabs- und Roßarzt a. D., Ober-Roßarzt, NW. Klopstockstraße 40.
- " Hans Unruh, Hülfsarbeiter im Königlichen Statistischen Amt, W. Leipzigerstraße 33 bei Werkenthin.
- " Julius Lange, Kaufmann, SO. Franzstr. 9.
- " Erich Marquardt i. F. Ludwig König, S. Moritzstraße 6.
- " Dr. Carl Spannagel, München, Engelstr. 7.
- " Paul Kersten, Rentier, SW. Kleinbeerenstraße 9.
- " Charles Violet, Kaufmann, Naunynstr. 41.
- " Jean Violet, Hofschlossermeister, Dresdenerstraße 88/89, 3. Hof part. Wohnung: Wißmannstraße 12 I.
- " Bernhard Müller, Kaufmann, Grunewald, Brahmstraße 19.
- " A. Windmüller, Kaufmann, C. Alte Schönhauserstraße 33/34.
- " H. Pieper, Oberlehrer, N. Kastanien-Allee 70.
- " Fr. K. Bonn, Kaufmann, NW. Lübeckerstr. 22.

Unser Mitglied, Herr Kaufmann Otto Weber in Wilmersdorf, Inhaber des bekannten Trauermagazins in der Mohrenstraße 35, Mitglied seit 1883, feierte am 21. September d. Js. sein 25jähriges Geschäftsjubiläum. Der Vorstand übersandte dem Jubilar schriftlich die besten Glückwünsche für das Gedeihen seiner Unternehmungen und für das Wohlergehen seiner Familienangehörigen, die mehrfach sich die Förderung unserer Vereinsfestlichkeiten angelegen sein ließen.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

Der Verein für die Geschichte Berlins besuchte am Mittwoch, den 22. September 1897, den Botanischen Garten, dessen Verlegung nach Dahlem binnen Kurzem bevorsteht und bereits vorbereitet wird, und erfreute sich dabei der sachkundigen Führung durch den Kustos Herrn Dr. Udo Dammer, der über die geschichtliche Entwickelung der der Pflanzenkunde gewidmeten Anlagen Vortrag hielt und im Garten zunächst die merkwürdigsten Erscheinungen erläuterte. Seit seiner ersten Anlage durch Michelmann im Jahre 1679 hat der Garten, je nach der zeitweiligen Strömung, manche Wandlungen als Obst-, Gemüse-, Kräuter- oder Lustgarten durchgemacht, enthält gegenwärtig 40 verschiedene Gewächshäuser mit über 20 000 verschiedenen Pflanzenarten. Ein historisches Interesse hat die Chamissolaube, welche dem Dichter zum Aufenthalt diente, da er 1819 bis 1835 Kustos des Gartens war und als solcher im Sommer von jeder Pflanze drei Exemplare sammeln und sie im Winter bestimmen mußte.

Der Vortragende verweilte bei den Palmen, den Sukkulenten-Gewächsen, dem Alpinum, bei der chinesisch-japanischen Flora, im Arboretum, dem jüngsten Theil des Gartens. Besonderes Interesse erregten die Agaven, Bananen, die Papierbirke, der Zuckerahorn, der Kaffeebaum, der Baumwollstrauch.

Dem weitberühmten Direktor Alexander Braun ist im Freien 1879 ein Denkmal von Freunden und Schülern errichtet, seinem Nachfolger A. W. Eichler (* 1839, † 1887) eine Büste im zweiten Stock des Botanischen Museums gestiftet.

Aus der Geschichte des botanischen Gartens dürften für unsere Leser vor Allem folgende Daten von besonderem Interesse sein, die der Vortragende im Hinweis auf die Geschichte des Botanischen Gartens von Professor Dr. Ignaz Urban im Jahrbuch des Königlichen Botanischen Gartens und Museums zu Berlin Bd. I (Berlin 1881, Gebrüder Bornträger) und in Englers Botanischen Jahrbüchern Bd. XIV gab.

1573 berief Kurfürst Johann Georg den Gärtner Desiderius Corbianus, welcher einen neuen Lustgarten herrichtete, der sich als Küchen- und Obstgarten bis zum Dreißigjährigen Kriege hielt, dann aber verwilderte.

1646 mußte auf Veranlassung des Großen

Kurfürsten Friedrich Wilhelm der Gärtner Michael Hanff den Garten wieder in Ordnung bringen, das Land in Beete theilen und mit einheimischen und ausländischen Gewächsen bepflanzen; unter Leitung des Architekten Memhard wurde ein Gewächshaus und ein Lusthaus erbaut, Springbrunnen angelegt und zahlreiche Statuen aufgestellt. Der Leibarzt des Großen Kurfürsten, Joh. Sigism. Elsholz,[1]) führte über den botanischen Theil die Aufsicht. Ihm verdanken wir auch die Beschreibung des „Pomeranzenhauses", welches 6,5 m hoch (bis zum Dache), 20 m breit, 50 m lang war.

1658 bereits wurde der ganze Hintergarten, eben der eigentliche botanische Garten, durch die Befestigungslinie, welche über das jetzige neue Museum lief, abgeschnitten. Der Garten scheint dann auf einige Zeit vernachlässigt und aufgegeben worden zu sein.

1685 wurde in die nördliche Bastion ein neues Pomeranzenhaus von halbkreisförmiger Gestalt hineingebaut.

Anfang des 18. Jahrhunderts mußte der Blumengarten bei Gelegenheit des weiteren Ausbaues des Schlosses eingehen.

1715 ließ König Friedrich Wilhelm I. das Uebrige fortreißen, der Platz wurde erhöht, geebnet, und ein Paradeplatz daraus gemacht.

Bis 1664 wurden im Garten 950 Pflanzenarten kultivirt, die zum größten Theil in getrocknetem Zustande auf unsere Zeit gekommen sind. Durch eine Erbschaft erhielt der Garten aus Holland einen bedeutenden Zuwachs an seltenen, exotischen Gewächsen; von diesen ist noch eine Palme (Chamaerops humilis) am Leben, die älteste Gewächshauspflanze des jetzigen botanischen Gartens.

1679 ging die Brauerei auf dem jetzigen Terrain des botanischen Gartens (668 Ar) ein. Statt Hopfen wurde nun Obst und Gemüse angepflanzt. Vorn standen drei Gebäude wie jetzt. Der Küchengärtner Michelmann wurde aus Holstein berufen. (Der Plan befindet sich auf einer aus dem Jahre 1685 stammenden Karte Berlins und seiner Umgebung im Flure des Hohenzollernmuseums.) Der Große Kurfürst ließ viele Sämereien und junge Pflanzen aus Holland, England, Frankreich und Italien kommen, und die Gesandten schickten dergleichen ebenfalls nach Berlin.

1688 bis 1713. König Friedrich I. war in seiner Jugend im Sommer viel im Garten. Er verwandelte den Küchengarten in einen Lustgarten, ließ Glas-Treibhäuser und Orangerien bauen und ihn mit den vollkommenen Hofdiensten von 14 Dörfern versehen. Nach Michelmanns Tode wurde sein Sohn Christoph als Gärtner angestellt, der auf Kosten des Königs größere Reisen gemacht hatte.

1713 bis 1740. Friedrich Wilhelm I. hatte kein Interesse für Lustgärten und war froh, daß ihm der Leibarzt des vorigen Königs, Andreas Gundelsheimer, der den Forscher Tournefort nach dem Orient (1700 bis 1702) begleitete, die Unterhaltungskosten des Gartens abnahm. Nur vier Kossäthen, die von Schöneberg gegen Geldentschädigung gestellt wurden, blieben, die Hofdienste der 14 Dörfer wurden gestrichen. Bei Aufhebung des Berliner Lustgartens kamen die seltenen Gewächse in den botanischen Garten. Am 17. Juni 1715 starb Gundelsheimer.

Es trat 1715 bis 1718 ein Interimistikum ein, und Michelmann bewirthschaftete den Garten, so gut es geht.

Am 2. April 1718 trug der König der Societät der Wissenschaft auf, aus ihren Einnahmen die Kosten des Apotheker-Gartens (859 Mk. 80 Pf.) zu bestreiten. Die Kosten wurden schließlich auf 589 Mk. 80 Pf. herabgesetzt und 1725 wird Johann Friedrich Michelmann nach dem Tode seines Vaters Königlicher Apothekengärtner. Der Garten war damals in einer traurigen Verfassung, wie aus einem in demselben Jahre der Societät eingereichten Berichte Michelmanns hervorgeht. Die Hälfte des Gartens lag aus Mangel an Arbeitskräften unbebaut. Der Zaun war verfault, so daß die wilden Schweine nachts einbrachen und Wurzeln und Knollen rc. auswühlten. Nur Michelmanns Interesse und Einsicht war es zu verdanken, daß der Garten noch den Namen eines botanischen verdiente.

1744 erhielt, nachdem die Societät kurz vorher in eine Akademie verwandelt war, Johann Gottlieb Gleditsch die Aufsicht über den Garten. Zwei Jahre später wurde er Professor der Kräuterkunde beim Collegium medico chirurgicum. Gleditsch war nicht nur ein tüchtiger Botaniker, sondern auch in der Verwaltung eines botanischen Gartens und in der Kultur der Pflanzen bewandert. Er hatte vorher die Verwaltung des akademischen Gartens und später für Herrn v. Ziethen zu Trebnitz im Lebuser Kreise einen botanischen Garten eingerichtet. Er hatte indessen viel Verdruß; zunächst mit der Akademie, welche Schwierigkeiten bei der Bewilligung von Geldern machte, so daß er vorschlug, in den

[1]) Elsholz schreibt sich in seinem eigenen Herbarium mit s (nicht ß!).

bisher nicht benutzten Theilen des Gartens eine Baumschule einzurichten. Falls die Akademie es für bedenklich halte, unter ihrem oder des Gartens Namen mit Bäumen zu handeln, könne es ja unter dem Namen des Gärtners auch geschehen, ob es gleich ebensowenig nachtheilig sei, mit Obstbäumen zu handeln als Kalender zu verkaufen. Auch stand er sich schlecht mit Michelmann, der die Gleditsch schen Neuerungen nicht mitmachen wollte.

1751 stirbt Michelmann, sein Nachfolger als „Kräutergärtner“ war Joachim Ignatz Müller. Nach fünf Jahren brach der Siebenjährige Krieg aus und der Garten gerieth vollständig in Verfall.

1763, nach dem Friedensschluß, erreichte Gleditsch infolge eines Immediatgesuches an den König zwar, daß der Akademie aufgegeben wurde, den Garten wieder in Stand zu setzen; aber die Akademie verschleppte die Angelegenheit. Sie ernannte eine Oekonomische Kommission. Sulzer, der Aesthetiker, mußte 1765 einen Plan entwerfen, nach welchem der Garten in Stand gesetzt und zukünftig unterhalten werden sollte. Gleditsch mußte einen Bestand der Pflanzen aufnehmen; es waren: 557 Freiland-, 420 Topfpflanzenarten.

1766 bis 1771 wurde die Mauer um den Garten gebaut.

1786 starb Müller 82 Jahre alt. Sein Nachfolger wurde Johann Peter Stiel, sein Schwiegersohn. Im selben Jahre starb, am 5. Oktober, Gleditsch. Sein Nachfolger wurde der Leibarzt des Königs Johann Christoff Andreas Mayer. Er hatte viel Schwierigkeiten mit Stiel. Beide kamen 1801 zur Pensionirung. Nun tritt mit dem neuen Jahrhundert der Garten in ein neues Stadium. Karl Ludwig Willdenow wird Direktor, der Dresdener Traugott Seidel Gärtner. 1801 bis 1803 wurden neue Gewächshäuser gebaut, die Insel im Teiche wurde aufgeschüttet. Dann sorgte Willdenow für Anschaffung von Pflanzen. Generaladministrator Estève wird von A. v. Humboldt 1807 Ende Mai durch den Garten geführt und bewilligt 90 Mk. monatlich pour l'entretien du jardin botanique. Schon 1805 war Seidel seines Amtes enthoben und Friedrich Otto 1806 angestellt.

1808 giebt Willdenow seine Enumeratio Plantarum heraus; es sind 6351 Arten, also etwa sechsmal soviel wie 1801. 1809 geht der Garten aus der Verwaltung der Akademie in die der Universität über. 1812 sind 7700 Arten vorhanden. Willdenow stirbt. 1812 bis 1815 war der Zoologe Lichtenstein interimistisch Direktor, 1815 wird Heinrich Friedrich Link Direktor. Jetzt wurden auch Reisende ausgesendet. (Riedel, Mund und Maire, Bergius, Krebs, Sellow, Beyrich, Ehrenberg, Otto). 1819 finden wir Chamisso als Mitaufseher des Botanischen Gartens. 1820 wurde das von Schinkel entworfene Winterhaus vom Bauinspektor Schramm ausgeführt, 1821 das älteste Palmenhaus und 1824 das Querhaus gebaut. 1832 hat der Garten 18 Gewächshausabtheilungen in einer Länge von 350,5 m mit 7919 cbm. 1818 wurde das Singestock'sche Grundstück bis fast zur Kurfürstenstraße gekauft (186 Ar davon zur Baumschule verwendet), aber schon 1820 gegen das Schütz'sche mit 24000 Mk. Zuschuß umgetauscht; letzteres war 239 Ar groß. 1842 wurde Dracaena Draco, Pandanus utilis und zehn andere Gewächse an das Palmenhaus auf der Pfaueninsel abgegeben. 1843 ward Carl David Bouché Inspektor, Heynich Kassenverwalter. 1846 sind 14061 Arten vorhanden. 1845 bis 1847 werden die Häuser mit einem Kostenaufwande von 81000 Mk. umgebaut. 1851 am 1. Januar starb Link fast 84 Jahre alt. Lichtenstein wird zum zweiten Male interimistisch Direktor und am 2. Juni wird A. Braun Direktor.

Bei Uebernahme der Verwaltungsgeschäfte zeigt sich ein Defizit von 45000 Mk. und Heynich erschießt sich.

1852 am 22. Juli kommt die erste Victoria regia zur Blüthe, 1855 bis 1857 wird der Garten auf der Westseite um 451 Ar vergrößert, 1857/58 wird das neue Palmenhaus gebaut für 150000 Mk., 1858 wird das Schütz'sche Grundstück für 129 000 Mk. an Sommer verkauft, 1853 tritt Karl Koch als Gehülfe des Direktors ein, 1862 wird Koch Adjunkt, 1860 wird Ascherson zweiter Assistent bei der Direktion (1876 trat Wilhelm Vatke an seine Stelle), 1860 wurde das Sukkulentenhaus umgebaut und 1862 das Orchideenhaus, 1875 das Farnhaus errichtet.

1877 starb Braun, 1878 traten die Professoren Eichler und Urban ein; aber schon 1887 starb Eichler und 1889 wurde Engler Direktor. —

Die Versammelten besichtigten darauf die Räume des Botanischen Museums, in welchem die polirten Querschnitte von Hölzern, Abnormitäten von Pflanzentheilen, die Victoria regia aus Wachs, die sehr sparsam ernährte neuseeländische Haastia pulvinaris, die doppelte Kokosnuß von den Seychellen besonderes Interesse erregten, sodann nahm man im Hörsaale den Vortrag des Herrn Dr. Dammer entgegen.

Die der Königlichen Bibliothek entstammenden

seltenen Herbarien des 16. und 17. Jahrhunderts und mehrere nicht minder werthvolle Herbarien von Rousseau, Willdenow, Joh. Sig. Elsholz und anderen Gelehrten wurden vorgelegt.

Man begab sich darauf in die jüngste Stadt Preußens.

Im Rathhaus zu Schöneberg empfing Herr Bürgermeister Schmock den Verein im großen Sitzungssaale, den das Kaiserbild von Th. Ziegler schmückt und dessen schöne Täfelung mit Holzschnitzerei nach den Zeichnungen des Regierungsbauraths Friedrich Schulze in Berlin durch Bildhauer Kuntzsch in Wernigerode ausgeführt ist. Nach einem Rundgange durch die hauptsächlichsten Verwaltungsräume machte Herr Schmock einige allgemein interessante Angaben über die Entwickelung von Schöneberg, wonach dieser Ort, im 13. Jahrhundert zuerst erwähnt, im vorigen Jahrhundert um die Kolonie Neu-Schöneberg erweitert wurde, 1861 aber bei der Feststellung des Berliner Weichbildes eine erhebliche Einschränkung zu erfahren hatte, und 1874 entstand das jetzige große Gemeinwesen aus Alt- und Neu-Schöneberg. Die Einwohnerzahl, die zu Anfang dieses Jahrhunderts kaum 500 bis 600 betrug, stieg bis 1858 auf etwa 8000, sank dann erheblich infolge der Abtrennung eines Theiles der Gemarkung zu Gunsten Berlins, hob sich aber 1875 wieder auf rund 8000 und wuchs bis 1880 auf 11000, 1885 auf 16000, 1890 auf 28000, 1895 auf 62000, 1897 auf 73000. Das bisherige Dorf wird nach seiner Erhebung zur Stadt der Größe nach die 27. Stadt in Deutschland sein. Schöneberg besitzt außer dem vor fünf Jahren mit einem Aufwand von 500000 Mk. erbauten Rathhause noch ein soeben vollendetes zweites großes Verwaltungsgebäude mit Dienstwohnungen, Schule, Amtsstuben u. s. w. in der Feurigstraße. Dies Gebäude, das bei einer Kostensumme von 300000 Mk. mit mannigfachen zweckmäßigen Neuerungen in ernster würdiger Backsteinarchitektur durch Regierungsbaumeister Paul Egeling ausgeführt wurde, enthält im unteren Geschoß die Räume für die Feuerwehr. Schöneberg ist das erste Dorf gewesen, das eine Berufsfeuerwehr geschaffen hat. Unbeschadet des guten Willens der freiwilligen Feuerwehr mußte man zu einer Institution greifen, die nach Ausbruch des Feuers sofort und ohne Zaudern in Aktion tritt, da in den ersten Augenblicken natürlich die Thätigkeit die intensivste sein muß. Da bisher noch ein Feuerwehroffizier fehlt, liegt die Leitung in Händen bewährter früherer Berliner Oberfeuerleute, und ein Schöffe ist Kurator. 15 Feuermelder können in Thätigkeit gesetzt werden. Es sind 18 Mann angestellt, 48 Stunden Dienst auf dem Grundstück wechseln ab mit 24 Stunden Dienstfreiheit.

Die alarmirten Mannschaften und Gespanne erschienen einen Moment nach gegebenem Signal, worauf sich Gelegenheit fand, die luftig und sauber eingerichteten Mannschaftsstuben, die Reparaturwerkstätten, den Kletterthurm (25 m hoch), den Speisesaal, die Alarmkammer und die vortrefflich ventilirten Stallanlagen zu besichtigen.

Schöneberg wird am 1. April 1898 eine Stadt sein, 48 Stadtverordnete, 18 Stadträthe und zwei Bürgermeister haben. Die Regierung hat sich vorbehalten, eine Polizei-Verwaltung hier einzurichten. Bei dem gemeinsamen Abendessen im Rathskeller sprach Herr Geheimrath Reuter dem Herrn Bürgermeister Schmock, Herrn Dr. Dammer und allen an der Führung Betheiligten den verdienten Dank aus.

Aus dem Berliner Geistes- und Kulturleben.

Es bleibt für den Geschichtschreiber immer eine mißliche Sache, die politische Geschichte, die Litteratur- oder Theatergeschichte der Gegenwart zu schreiben, wie es in unserer hastenden, schnell mit dem Urtheil fertigen Zeit, die dem horazischen Spruche: »Nonum prematur in annum« längst lächelnd den Rücken gekehrt, immer üblicher geworden ist; es ist ein gewagtes Unterfangen, mit ehernem Griffel das geistige und persönliche Bild eines hervorragenden Mannes, eines Charakters in die Blätter der Geschichte eintragen zu wollen, über den die Akten noch nicht geschlossen sind und für dessen Grundirung und Ausgestaltung sich der Forscher, Aesthetiker und Psychologe zu dem Entwirren von hundert verschlungenen Fäden noch veranlaßt fühlt.

Jedes Jahrhundert, jeder größere kultur- und litteraturgeschichtliche Zeitabschnitt hat seinen besonderen Charakter, einen durch seine führenden Geister, durch das Zusammenwirken und das Zusammentreffen hervorragender Ereignisse so eigenen Charakter, daß der Eingeweihte oder der gern Schematisirende diese charakteristische Eigenthümlichkeit mit einem landläufigen Stichworte bezeichnen könnte.

Jede Aera in der Geschichte jedes selbständigen

größeren Theaters hat nicht minder ihr eigenthümliches, individuelles Gepräge, das von außen durch die jeweiligen Litteraturströmungen — Klassicismus, Romantik, Realismus, Naturalismus u. s. w. —, von innen durch die geistige Physiognomie und Totalität seines Leiters mehr oder weniger beeinflußt wird.

Auch das Geistes- und Kulturleben ist der Mode und dem Wechsel unterworfen, und die Geschichte des Berliner Geisteslebens zeigt in ihren verschiedenen Epochen solche Wandlung als eine der bemerkenswerthesten Thatsachen. Es ist sicher, daß die Reichshauptstadt heute eine ganz andere Physiognomie darbietet als etwa kurz vor 1870/71, geschweige denn vor 50 Jahren; nicht allein in seiner rapiden Entwickelung und äußeren Vergrößerung, sondern vor Allem in kultureller, in geistiger Hinsicht. Beginnen wir mit seinen wie Pilze schnell aus dem Boden gewachsenen Theatern. Die Königliche Oper, das Königliche Schauspielhaus und das frühere Krollsche Etablissement (jetzige neue Opernhaus) erfreuen sich unter der sachverständigen Leitung des Generalintendanten Reichsgrafen v. Hochberg einer stetigen Entwickelung und eines regen Aufschwungs; für das Schauspiel ist namentlich der Oberregisseur und Charakterdarsteller Max Grube hervorragend thätig. Von den darstellenden Mitgliedern erfreuen sich in der Oper die Herren Betz, Bulß, die Damen Rosa Sucher, Bertha Anita Krainz, Emilie Herzog eines künstlerischen Rufes; im Schauspielhause außer Max Grube die Herren Matkowsky, Molenar, Uesger, Oberländer, Vollmer und die Damen Julie Abich, Paula Conrad, Anna v. Hochenburger, Amanda Lindner, Rosa Poppe u. s. w. Neben den Königlichen Schauspielen haben wir zunächst des Deutschen Theaters in der Schumannstraße unter Leitung Dr. Otto Brahms Erwähnung zu thun. Gerhart Hauptmanns „Versunkene Glocke" wurde hier kürzlich zum 200. Male gegeben; das Theater hat mit seinem tüchtigen Repertoire und seinen hervorragenden künstlerischen Kräften, wie Josef Kainz, Hermann Nissen, Agnes Sorma, Frau Wilbrandt-Baudius eine hohe Bedeutung. An das Deutsche Theater schließt sich das Berliner Theater, dessen Direktor, Herr Intendant A. Prasch, im Herbst auch die Leitung des Theaters des Westens unter dem Namen „Goethetheater" übernommen hat, an. Es hat bewährte darstellende Mitglieder in Otto Sommerstorff, Max Hofpauer, Teresina Geßner, Frau Prasch-Grevenberg, Margarete Condeur u. a. und ist eine Musterbühne.

Oskar Blumenthals „Lessing-Theater" pflegt besonders die neuzeitliche dramatische Produktion; er hat bekanntlich Sudermanns „Ehre" zuerst die Wege geöffnet. Ludwig Stahl, Ferdinand Suske, Nuscha Butze, Luise Dumont, Marie Reisenhofer haben künstlerische Bedeutung. An die erwähnten Theater schließen sich das Schillertheater, Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, Residenztheater u. s. w. an; Berlin ist eine wirkliche Theaterstadt geworden; es zählt zur Zeit nicht weniger als 16 stehende Bühnen und eine größere Anzahl kleiner Saisonbühnen. Eine Berliner Theatergeschichte zu schreiben, wäre immerhin ein Verdienst für die Kulturgeschichte, wenn freilich in der Neuzeit sie auch nicht überall durch erfreuliche künstlerische Ideale charakterisirt wird.

Dichter und Schriftsteller von Namen hat die Reichshauptstadt eine stattliche Zahl: diejenigen, welche der realistisch-naturalistischen Richtung angehören, sind überwiegend und haben zur Zeit noch in der Zeitströmung festen Rückhalt. Senioren der Berliner Schriftstellerwelt sind die Romandichter Theodor Fontane, Friedrich Spielhagen, Karl Frenzel, Ernst Wichert; der letztere ist auch als Dramatiker wohlbekannt, ebenso wie Hans Hopfen. Beide ragen aber natürlich nicht an die Bedeutung eines Ernst v. Wildenbruch, Hermann Sudermann und Gerhart Hauptmann heran, der freilich jetzt wieder in seine schlesische Heimath übergesiedelt ist. Den Kreis der bekannteren Dichter beschließen Julius Wolff und Heinrich Seidel. Gar mancher Name aus der Berliner Schriftstellerwelt hat neben ihnen noch einen guten Klang! — Unter den Bildhauern der Reichshauptstadt sind Reinhold Begas, der treffliche Rudolf Siemering, Fritz Schaper, Calandrelli, Uphues u. s. w. in Aller Munde; große Hoffnung erweckt auch eine jüngere Kraft, der Westfale Heinrich Wefing, welcher soeben ein stattliches Denkmal des alten Sachsenherzogs Wittekind vollendet hat. Neben den Bildhauern haben die Berliner Maler glänzende Namen aufzuweisen. Adolf Menzel, Anton v. Werner, Ludwig Knaus, Paul Thumann, Konrad Kiesel, Hans Fechner, R. v. Voigtländer, ein gediegenes und vielseitiges Talent, wie der liebenswürdige Hans Fechner, u. s. w. genießen eines europäischen Rufes.

In hervorragenden Tonkünstlern ist Berlin merk-

würdigerweise am wenigsten reichhaltig: E. Taubert, F. Hummel, J. Joachim sind die bekanntesten.

Reicher ist die Metropole an vortrefflichen Gelehrten; sie alle aufzuzählen oder auch nur die bedeutenderen, würde eine schwierige Aufgabe sein; sie sind neben den hervorragenden Parlamentariern allgemein bekannt. Schon diese kurze Uebersicht genügt, um darzuthun, welche Summe von Intelligenz die Reichshauptstadt in sich birgt, wie hoch und ausgezeichnet das geistige Leben in Berlin entfaltet ist, wie es einer Athene Promachos gleich siegreich im Kampfe die Welt zur Bewunderung zwingt.

Dr. Otto Weddigen—Charlottenburg.

Muskows Kaffeegarten in Charlottenburg.

Aus dem jüngst erworbenen Schatz von Clichés aus den älteren Jahrgängen der Wochenschrift „Der Bär" führen wir unseren Lesern das interessante Bild des früheren Muskowschen Kaffeegartens in Charlottenburg vor. Nach Mittheilung des Stadtverordneten von Charlottenburg Herrn Rich. Arnold hatte der Leibjäger Muskau im Jahre 1831 das jetzt Spandauerstraße Nr. 1 bis 10a gegenüber der Gardes du Corps-Kaserne belegene Grundstück von König Friedrich Wilhelm III. zum Geschenk erhalten und hier einen Kaffeegarten eröffnet. Als im Jahre 1832 die Cholera ausbrach, wurde das Restaurationshaus als Quarantainehaus eingerichtet, und es mußten hier alle nach Charlottenburg kommenden Fremden gesäubert und ausgeräuchert werden. Als nun aber wirklich ein Cholerafall bei einem Schiffer hier vorkam, wurde der Nähe des Schlosses wegen das Restaurant als solches kassirt. Nach Erlöschen der Cholera ging dann das Grundstück in den Besitz des Gastwirths Quing über, dessen Name heute noch bei allen Charlottenburgern bekannt ist. Derselbe hat es lange Jahre bewirthschaftet, und Café Quing war ein beliebter Ausflugsort der Berliner, zumal hier auch die Omnibus-Endstation von Berlin aus war. Vor etwa 30 Jahren ging das Grundstück dann in die Hände der Baufirma Bruchmüller und Franz und danach in den siebziger Jahren an den Bankier Philipp über, wo-



Muskows Kaffeegarten in Charlottenburg.

Veränderungen im Mitgliederbestande:

Als neue Mitglieder sind aufgenommen:

Herr Erich Priemer, Bankbeamter, Charlottenburg, Pestalozzistraße 30.
- Hubert Teichelmann, Fabrikbesitzer, S. Neanderstraße 36.

Zum Eintritt ist angemeldet:

Herr Wilh. Stötzer, Kaufmann, S. Prinzessinnenstraße 16. Einf.: Herr Dr. H. Brendicke.
- Frhr. Engelbert v. Loë, Charlottenburg, Wormserstr. 9.

Wohnungsveränderungen:

Herr Fedor Jung (Lejeune), Apothekenbesitzer, Charlottenburg, Kantstraße 165/166.
- Emil Fortong, Porträtmaler, N. Rykestr. 29.
- Julius Koch, Pfarrer an der Samariterkirche, O. Samariterstraße 41.
- Heinrich Hoehmann, Regierungs-Baumeister, Charlottenburg, Augsburgerstr. 77.
- Fr. Albert Metzing, Raths-Maurermeister, Charlottenburg, Kurfürstendamm 260.
- Dr. Carl Spannagel, Prof., Münster i. W.
- Hugo Baruch, W. Bellevuestr. 13. (Geschäftslokal: Jakobshof, Jakobstr. 24.)
- Wilh. Schindler, Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs, W. Hohenzollernstraße 3.
- P. Sasse, Regierungs-Rath, W. Derfflingerstraße 25.
- Bunge, Rechtsanwalt, O. Frankfurterstraße 127. (Privatwohnung: Frankfurter Allee 79.)
- Alex Hönig, Maler und Techniker, C. Grünstraße 30.
- Carl Wirtensohn, Kaufmann, W. Elsholzstraße 15.

Gestorben:

Herr Albert Deutschmann, Kaufmann, am 16. September 1897, Mitglied seit 1889.
- Louis Fischer, Rentier, am 23. Oktober 1897.

Herr Dr. Stephan Kekule von Stradonitz wird einen Cyklus von fünf je zweistündigen Vorträgen über „Genealogie als Wissenschaft" und zwar Freitags, am 12., 19., 26. November, 3. und 10. Dezember von 8 bis 10 Uhr Abends in der Kriegsakademie (Dorotheenstr. 58/59, 1. Stock, Hörsaal IIa) halten. Die Vorträge sind unentgeltlich. Der Zutritt steht den Mitgliedern des Vereins für die Geschichte Berlins und deren Gästen frei.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

In der am 16. Oktober stattgehabten Arbeitssitzung begrüßte Herr Geheimrath Reuter die Anwesenden nach den Sommerferien und erstattete den Bericht über die Thätigkeit des Vorstandes während dieser Zeit. Zum siebzigsten Geburtstage des um die Bestrebungen des Vereines hochverdienten Geh. Oberbauraths Adler hat der Vorstand dem Jubilar eine Adresse überreicht, in welcher die ausgedehnte Thätigkeit Adlers für die Erforschung der Bau- und Kunstdenkmäler Berlins und der Mark Brandenburg in großen Zügen geschildert sind. Sodann berichtet Herr Geheimrath Reuter über den Verlauf und die Resultate der im September abgehaltenen Generalversammlung des „Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine" in Dürkheim. Die Generalversammlung wurde, wie bisher, durch den ersten Vorsitzenden des Vereins für die Geschichte Berlins geleitet. Der Vorstand und der Ausschuß unseres Vereines war ferner durch die Herren Archivrath Dr. Bailleu und Architekt P. Wallé vertreten. Auch für das kommende Jahr wurde unserem Verein die Leitung der Geschäfte des Gesammtvereins übertragen. Als Ort für die Generalversammlung im Jahre 1898 wurde die Stadt Münster i. W. gewählt. Herr Geheimrath Reuter schilderte den wohlgelungenen Verlauf der verschiedenen wissenschaftlichen und geselligen Veranstaltungen an den einzelnen Tagen. Er charakterisirte den Hauptinhalt der einzelnen größeren Vorträge sowie die Exkursionen, unter denen der Besuch der Stadt Worms ganz besonders die Aufmerksamkeit der Theilnehmenden fesselte. Von den neu angefertigten statistisch-historischen Grundkarten wurden zwei Proben vorgelegt. Ueber die Lage des Denkmalsschutzes in Deutschland hatte den Bericht Herr Architekt Wallé übernommen. Herr Archivrath Dr. Bailleu hatte über die auf dem Historikertage in Frankfurt a. M. aufgestellten Grundsätze für die Herausgabe von Aktenstücken zur neueren Geschichte, sowie über die Grundsätze bei der Veröffentlichung von Tagebüchern und Memoiren berichtet. Aus dem gedruckt vorgelegten Geschäftsbericht ist ferner Folgendes hervorzuheben:

„Die Geschäftsleitung ist stets bemüht gewesen, einen regen Verkehr mit den verbundenen Vereinen zu pflegen und den Gesammtverein immer mehr und mehr zu einer Zentralstelle für die wissenschaft-



No. 11. | Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. | 1897.

Tagesordnung der nächsten Sitzungen.

649. Versammlung.

20. (8. Arbeits-) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 13. November 1897, Abends 7½ Uhr im Rathhause, Zimmer Nr. 63.

(Eingang von der Jüdenstraße.)

Vortrag des Herrn Archivrathes Dr. Bailleu: „Aus der Brautzeit der Königin Luise."

650. Versammlung.

21. (6. öffentliche) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 27. November 1897, Abends 7½ Uhr im Bürgersaale des Rathhauses.

(Eingang von der Königstraße.)

Vortrag des Herrn Dr. H. Brendicke: „Die Volksliederdichtung in den Freiheitskriegen 1813/15 und im Franzosenkriege 1870/71".

Für die Mitglieder und deren Damen werden die ersten Reihen der Mittelplätze bis zum Beginne des Vortrages freigehalten. Um pünktliches Erscheinen wird gebeten.

651. Versammlung.

22. (9. Arbeits-) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 4. Dezember 1897, Abends 7½ Uhr im Rathhause, Zimmer Nr. 63.

(Eingang von der Jüdenstraße.)

Besprechungen und Vorlagen.

652. Versammlung.

23. (7. öffentliche) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 11. Dezember 1897, Abends 7½ Uhr im Bürgersaale des Rathhauses.

(Eingang von der Königstraße.)

Vortrag des Herrn Lic. theol., Dr. phil. Schwarzlose, Schloßpfarrer in Köpenick: „Ueber die kirchliche Entwickelung Berlins."

Für die Mitglieder und deren Damen werden die ersten Reihen der Mittelplätze bis zum Beginne des Vortrages freigehalten. Um pünktliches Erscheinen wird gebeten.

Satzungen, Mitgliedskarten, Anmeldebogen für neue Mitglieder sind jederzeit vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke, Berlin W. 30, Frobenstraße 31, zu beziehen. Die Anmeldebogen sind deutlich und vor allen Dingen vollständig auszufüllen, sonst verzögert sich die Aufnahme und die Zusendung der Vereinsschriften.

Die Einziehung der Mitgliedsbeiträge für das 2. Halbjahr 1897 wird durch den Vereinsboten Ullrich im Monat November fortgesetzt. Die Beiträge der Berliner Mitglieder werden durch den Vereinsboten gegen Quittung abgeholt; die der auswärtigen und in den Vororten wohnenden Mitglieder sind durch Postanweisung nebst Bestellgeld an den Vereinsboten Ullrich, Berlin C., Alte Schönhauserstr. 55, zu senden (nicht an den Schatzmeister Herrn Ferd. Lindenberg unmittelbar, auch nicht an sonstige Vorstandsmitglieder).

lingen werde, von denjenigen Geschichtsvereinen Deutschlands, welche unserer Vereinigung noch nicht angehören, auch in dem neuen Geschäftsjahre einige für den Anschluß an den Gesammtverein zu gewinnen."

Herr Winterfeld berichtet sodann über den von Dr. H. Brendicke herausgegebenen Berliner Wortschatz zu den Zeiten Kaiser Wilhelms I. Der Vortragende giebt eine große Anzahl von Ergänzungen zu diesem Wortschatz, darunter manche sehr bezeichnende Proben unseres Volkshumors. Bei einer Anzahl der von dem Bearbeiter mitgetheilten Ausdrücke und Redewendungen bezweifelt der Vortragende, daß dieselben in Berlin eingebürgert gewesen seien. Dagegen macht Dr. Brendicke geltend, daß verschiedene Gegenden der Stadt Berlin ihre besonderen volksthümlichen Ausdrücke hätten und daß ein Einzelner unmöglich mit dem gesammten Wortschatz des Berliner Volksmundes vertraut sein könne. Als Zusätze zu dem Wortschatz wurden u. A. empfohlen: „Abfütterung" für Gesellschaft, Bierpanscher, blaue Kalitte (Schutzmann), Bolzen (studentischer Ausdruck für Dienstmagd), Spinatwachtel; dann die Redensarten: „Ein Hufeisen verlieren" (bei der Geburt nicht legitimer Kinder), „Nach Jerusalem gehen" (für stark alternde Mädchen). Bestätigt wurde der Ausdruck „Gesangbuch" (für Klappstulle) und „Latteibrett" (für Fensterbrett), während die Anwendung des Ausdrucks „Backzahn" (für Infanterieoffizier) völlig unbekannt war. Auch die Redensart „er lernt die A" für einen Knaben, der eben zur Schule gekommen ist, galt als berlinisch, ebenso die Bezeichnung „Sage" (statt Säge) bei den Zimmerleuten. Im Uebrigen ließ sich feststellen, daß manche der in diesem berlinischen Wortschatz enthaltenen Ausdrücke — besonders solche aus der Schulzeit und aus Kinderliedern — auch in vielen anderen Gegenden üblich sind. Neben der Sammlung der rein berlinischen Ausdrücke, denen sich noch die aus dem Französischen und Hebräischen stammenden Worte (wie koscher, Mumpitz, pleite rc.) anschließen müßten, schien es erwünscht, bei einer weiteren Veröffentlichung Erklärung und Herleitung der Worte in reicherem Maße beigegeben zu sehen. Die sorgfältigen Sammlungen des verstorbenen Oberpredigers Kollatz und des Kapitäns Paul Adam haben der Arbeit zu Grunde gelegen und können von uns als Quellen betrachtet werden, auch wenn darin Ausdrücke vorkommen, die Einzelnen bisher unbekannt geblieben sind. Bei der lebhaften Debatte über diese Fragen wurden auch aus der Mitte der Versammlung manche treffenden Beispiele des Berliner Volkswitzes aus den letzten Jahrzehnten mitgetheilt.

In der am Sonnabend, den 30. Oktober 1897 Abends 7½ Uhr stattgehabten öffentlichen Sitzung hielt Herr Dr. Georg Voß seinen im Anschluß an den Besuch des Botanischen Gartens angekündigten Vortrag: „Ueber die Berliner Gärten in früheren Jahrhunderten." Der Vortragende hatte im Bürgersaale des Rathhauses gegen hundert alte Kupferstiche und andere Ansichten ausgestellt, welche die wichtigsten und künstlerisch interessantesten Garten- und Parkanlagen sowie die Lustschlösser Berlins und dessen näherer Umgebung darstellten. Unter den Kupferstichen befanden sich einige der seltensten Blätter, die der Vortragende in verschiedenen Sammlungen aufgefunden hatte. Besonderen Dank für die bereitwillige Unterstützung bei diesen Nachforschungen spricht der Vortragende Herrn Dr. Clauswitz, Herrn Rektor Bonnell und Herrn Hofantiquar May aus. Letzterer hatte sowohl aus seinem Kunstlager wie aus seiner sorgsam gehüteten Privatsammlung eine Anzahl wichtiger Blätter beigesteuert.

Unstreitig gehören die ausgedehnten Garten- und Parkanlagen, welche sowohl die Herrscher aus dem Hause Hohenzollern wie die städtische Verwaltung in Berlin und dessen nächster Umgebung angelegt haben, zu dem Reizvollsten, was unsere Stadt dem Auge darbietet. Trotzdem die Natur für diese Anlagen nur spärliche Reize darbot, ist es der Gartenkunst gelungen, daß Berlin in seinen Garten- und Parkanlagen keineswegs den Vergleich mit andern Weltstädten wie Wien, London oder Paris zu scheuen braucht. Unser Thiergarten stellt sich dem Prater in Wien, dem Hydepark und dem St. James-Park in London oder dem Bois de Boulogne in Paris ebenbürtig an die Seite. Dasselbe gilt von den zahlreichen andern Gartenanlagen, den Schmuckplätzen im Innern der Stadt, den Parkanlagen, welche im Norden, im Süden und Osten der Stadt entstanden sind. Dies verdient um so größere Anerkennung, als Berlin diese Errungenschaften in so wesentlich kürzerer Zeit erreicht hat als jene anderen Hauptstädte. In Städten wie Wien, Paris und London blickt die Gartenkunst auf eine vielhundertjährige Geschichte zurück, auf alte Traditionen, die nicht nur der praktischen Ausübung der Gartenkunst zu statten kamen, sondern

der Ausbildung des ästhetischen Geschmacks, jenes feineren künstlichen Sinnes, der die Grundlage jedes künstlerisch betriebenen Gartenbaus bildet. In Berlin dagegen gehen die Nachrichten über eine Gartenkunst in höherem Sinne nur wenig über die Zeiten des Großen Kurfürsten zurück.

Für diese kurze Zeit der Entwickelung ist das Resultat in den wenigen Jahrhunderten in der That ein außerordentlich anerkennenswerthes.

Wie es um die Gartenkunst zu den Zeiten des Mittelalters in Berlin bestellt gewesen, darüber schweigen die Chroniken, während aus den Städten Süddeutschlands und der Rheinlande ausführliche Berichte über künstlerisch hoch entwickelte Gartenanlagen vorliegen. Doch die Wirksamkeit der Tempelherren und des Cisterzienserordens, welcher beständig die Beziehungen mit Südfrankreich, dem Lande der hochentwickelten Gartenkunst, aufrecht erhielt, lassen darauf schließen, daß der Gartenbau in unseren Gegenden Anregungen aus den älteren Kulturländern des Südens empfangen hat. Auch in der Marienburg hatten die Ordensritter einen Garten nach morgenländischer Art angelegt. Gärten werden mehrfach erwähnt, doch dieses Wort bedeutet ursprünglich nur einen durch hohe Umfriedung eingezäunten Platz. Die Namen Holzgarten, Thiergarten, Hetzgarten, Hasengarten Kaninchengarten haben mit dem eigentlichen Gartenbau nichts zu thun.

Der Weinbau in der Mark wird in den Urkunden seit dem Jahre 1173 erwähnt. In der nächsten Umgebung von Berlin, ferner in Brandenburg, Krossen, Bornim, Geltov, Golen, Fahrland, Fürstenwalde, Wriezen, Freienwalde und an manchen anderen Orten wurde in ausgedehntem Maße Wein gezogen und gekeltert, so daß der Wein bereits gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts einen wichtigen Ausfuhrartikel bildete. Der märkische Wein stand auf der Tafel der Kurfürsten. Der Große Kurfürst pflanzte selbst ausländische Reben in dem von ihm angelegten Botanischen Garten. Noch Gundling schreibt im Jahre 1724, daß der Wein unter den Erträgnissen der Mark nächst dem Getreide, dem Holz und den Fischen die vierte Stelle einnimmt.

Die älteste eigentliche Gartenanlage Berlins ist der Thiergarten. Doch in den ersten Jahrhunderten war derselbe nichts Anderes als eine Waldung, in welcher das Wild für die kurfürstlichen Jagden durch einen hohen Lattenzaun eingehegt wurde. Der Thiergarten wurde im Jahre 1527 durch den Kurprinzen Joachim, den nachmaligen Kurfürsten Joachim II, angelegt. An die Lage des Jägerhauses erinnert noch heute der Name der Jägerstraße. Ein Bärenzwinger befand sich im Holzgarten an der Schleuse. Unter dem Kurfürsten Joachim Friedrich wurde der Jägerhof in das Reithaus am heutigen Werderschen Markt verlegt. An die Häuser, welche die Falkoniere bewohnten, erinnert noch heute der Name Falkoniergasse. Von eigentlichen Gartenanlagen ist im Thiergarten bis zu den Zeiten Friedrichs des Großen nicht die Rede.

Die erste Anlage des Lustgartens am Kurfürstlichen Schlosse stammt aus dem Jahre 1573. Kurfürst Johann Georg ließ den Garten durch den gräflich Schönburgischen Gärtner Desiderius Corbianus nicht nur als Ziergarten, sondern für den Bau von Obst und Gemüsen anlegen. Doch schon aus der Regierungszeit Joachims II. wird erwähnt, daß derselbe im Jahre 1559 aus Holz geschnittene Modelle von Treibhäusern vom Hofe des um die Gartenkunst hoch verdienten Kurfürsten August von Sachsen kommen ließ. Der ruhmredige Leonhard Thurneißer schreibt um das Jahr 1575 an seine Gattin: „Ich will, will's Gott, einen solchen Garten, dergleichen in Deutschland nicht sein wird, meinem Vaterland zur Zier und Ruhm und uns zu Nutze daraus ziehen." Während der schweren Zeiten des Dreißigjährigen Krieges mußten diese ersten Regungen der Gartenbaukunst in Berlin zu Grunde gehen.

Ein begeisterter Gartenfreund war der Große Kurfürst. Derselbe legte im Jahre 1645 an Stelle des verwahrlosten alten Lustgartens einen neuen Garten an. Durch ein Manuskript des berühmten Botanikers Elsholz sind wir darüber ausführlich unterrichtet. Durch ein hohes Portal aus Lattenwerk und Schlingpflanzen trat man in das Innere des Gartens, der aus drei hintereinander liegenden Terrassen bestand. Da sah man Beete, in welchen die Namenszüge des Kurfürsten und seiner Gemahlin durch blühende Blumen dargestellt waren. In der Mitte befanden sich hohe Laubengänge aus Gitterwerk und Schlingpflanzen. Innerhalb derselben lag ein Rasenplatz und ein Wasserbassin mit der Kolossalfigur eines liegenden Neptun. Aus dem Dreizack des Meeresgottes flossen Wasserstrahlen. In anderen Brunnenfiguren waren nach dem Geschmack jener Zeit zum Theil recht derbe Späße dargestellt. Das Hauptwerk unter den zahlreichen Statuen war das Standbild des Großen Kurfürsten, ausgeführt noch bei Lebzeiten desselben von dem holländischen Bild-

hauer Franz Dusart. Die Statue steht jetzt im Charlottenburger Schloßpark am Eingang der Fichtenallee, welche zum Mausoleum führt. Das seinerzeit berühmte Lusthaus, genannt die Grotte, erbaute der Architekt Georg Memhardt im Jahre 1650. Den Hauptraum dieses Gebäudes bildete ein mit Muscheln, Korallen und seltenen Steinarten verzierter Grottensaal. An der Wand prangte der kurbrandenburgische Adler, der aus verschiedenfarbigen Muscheln zusammengesetzt war. Wasserorgeln und Vexirbrunnen waren daselbst vorhanden. Ein Pomeranzenhaus, das gleich bei der ersten Anlage genannt wird, brannte im Jahre 1655 ab. Dreißig Jahre darauf baute Nehring das prächtige halbkreisförmige neue Pomeranzenhaus, einen Bau von 300 Fuß Länge. Ueber die seltenen Blumenarten, welche in diesem Lustgarten gezogen wurden, sind wir durch die Herbarien des Botanischen Museums sowie durch ein mit Abbildungen versehenes Manuskript des Elsholz ausführlich unterrichtet.

Die Gartenliebhaberei des Großen Kurfürsten fand in der höheren Gesellschaft Berlins bald Nachahmung. Als eifriger Blumenzüchter wird besonders der General Derfflinger genannt. Auch ein Gemüsegarten hing mit dem Lustgarten zusammen. Dort werden im Jahre 1657 die ersten Kartoffeln, die „Tartuffeln aus Holland" erwähnt. Anfangs waren dieselben nur ein Luxusgericht, doch im Jahre 1682 schreibt Elsholz: „Man esset diese Tartuffeln theils zur Lust und Veränderung, theils als eine nährende Speise, weil sie nunmehr ziemlich gemein bei uns worden." Im Jahre 1647 legte der Große Kurfürst die erste Lindenallee an, welche zwölf Jahre darauf durch die Festungsbauten wieder vernichtet wurde. Die ersten Linden an der Stelle der heutigen Straße Unter den Linden pflanzte Dorothea, die zweite Gemahlin des Großen Kurfürsten, im Jahre 1679. Ueber die Anlage des Botanischen Gartens ist bereits in unseren „Mittheilungen" 1897 Nr. 10 berichtet.

Andere Gartenanlagen zur Zeit des Großen Kurfürsten finden wir in Monbijou, dessen Garten die Kurfürstin Luise im Jahre 1657 durch niederländische Kolonisten anlegen ließ. In dem Lustschloß zu Kaput wurden ein Garten sowie ein Weinberg und Karpfenteiche angelegt, ebenso in dem kleinen Lustschloß Bornim ein Garten mit Karpfenteichen, Grotten, Wasserorgeln und anderen Wasserkünsten, Statuen und Alleen. Die Anlage eines Hasengartens auf dem Terrain der heutigen Hasenheide stammt aus dem Jahre 1678.

Unter der Regierung König Friedrichs I. vollzieht sich ein völliger Umschwung in den ästhetischen Anschauungen über die Gartenkunst. Statt der eng umschlossenen, durch hohe Zäune eingehegten holländischen Gartenanlagen mit ihren kleinlichen Spielereien lernt man die künstlerischen Reize des französischen Gartenstils schätzen. Die Kurfürstin Sophie Charlotte war in ihrer Jugend am Hofe zu Versailles gewesen. Sie war es, die nach den Plänen des berühmten französischen Gartenkünstlers Lenôtre den Schloßgarten in Charlottenburg anlegen ließ. Von den glänzenden Festen, die dort gefeiert wurden, berichtet der Philosoph Leibniz. Lenôtre entwarf auch die Pläne für die Gartenanlagen von Oranienburg. Innerhalb derselben befand sich in einem Labyrinth die sogenannte „Favorite", ein Gartenhaus, in welchem der König vorübergehend wohnte. Nach Eosanders Plänen wurde das Orangeriehaus erbaut. Die Gartenanlagen, bei denen Wasserflächen und Fontainen eine große Rolle spielen, veranschaulicht der Kupferstich von Broebes. In Nieder-Schönhausen baute Friedrich I. ein Schlößchen, das oft abends bei Ausflügen des Hofes aufgesucht wurde. Auf einer Trekschuyte fuhr der Hof die Panke entlang. Die Parkanlagen, heute zum Theil nach englischem Geschmack umgewandelt, waren ursprünglich ganz im französischen Stil angelegt. Lange Alleen, die vom Schloß aus sich weit über die Felder erstreckten, hatten den Zweck, den Park größer erscheinen zu lassen, als er in Wirklichkeit war. Man liebte es, bei den Anlagen dieses Stils den Blick in die Ferne zu lenken. Zu diesem Zwecke wurden im Park von Nieder-Schönhausen am Ende der Alleen gemalte Prospekte, auch ein Obelisk aufgebaut. Später war das Schloß der Wohnsitz der Gemahlin Friedrichs des Großen. Nach der Schlacht von Kunersdorf, als die Königin sich nach Magdeburg zurückgezogen hatte, wurden Schloß und Park durch österreichische und sächsische Truppen verwüstet. Die Bäume wurden größtentheils gefällt und verbrannt. Andere Gartenanlagen legte der König in Friedrichsthal bei Oranienburg und in Köpenick an. Das Schloß zu Köpenick war bereits durch den Großen Kurfürsten 1681 erbaut. Der alte Garten, welcher noch jetzt das Schloß umgiebt, ist nur ein bescheidener Rest von den ehemaligen ausgedehnten Gartenanlagen. Seit dem Jahre 1700 wohnte der König häufig in Friedrichsfelde. Die großen Gartenanlagen daselbst hatte Benjamin Raule, der Generaldirektor der kurbrandenburgischen Flotte, durch holländische Garten-

künstler anlegen lassen. Damals hieß der Ort **Rosenfelde**. Raule, der als der reichste Mann Berlins galt, machte dort ein großes Haus. Der Kurfürst war oft sein Gast, bis Raule in Ungnade fiel und seine Güter konfiszirt wurden. Später wohnten hier die Markgrafen von Schwedt, welche das Schloß erweiterten. Prinz Ferdinand, der Bruder Friedrichs des Großen, pflegte die Gartenanlagen und hielt hier zwanzig Jahre lang einen glänzenden Hof, als dessen Vorbild ihm Rheinsberg vorschwebte.

Der **Hetzgarten**, welcher 1693 an der Stelle errichtet wurde, wo jetzt das Gerichtsgebäude Neue Friedrichstraße 13 steht, war ein langrundes Gebäude nach Art der römischen Amphitheater. Dort wurden Löwen, Bären, Tiger, Auerochsen, wilde Schweine, wilde Pferde, Hirsche und Adler gehalten, welche miteinander kämpfen mußten oder von Hunden gehetzt wurden. Der Hetzgarten war in eine Bastion der alten Festungswerke hineingebaut. Die Fundamente sind noch jetzt unter dem Pflaster des Hofes erhalten.

Friedrich Wilhelm I. hatte an dem Thiergarten kein Interesse, da er in Wusterhausen, im Jagdschloß Stern und in Machnow jagte. Sein sparsamer Sinn war den Lustgärten feind. Ländliche Erholung suchte er lieber in Meiereien. Den Lustgarten am Berliner Schloß ebenso wie den Lustgarten am Potsdamer Stadtschloß ließ er vollständig dem Erdboden gleichmachen. Statt dessen wurde in Berlin der Exerzirplatz angelegt mit vier in den Boden eingemauerten langen geraden Linien, welche die Richtung für die Kompagnien angaben. Die Abneigung gegen die übertriebenen Künsteleien der Lustgärten des alten Stils beginnt damals sich überall in Europa zu regen, zuerst in England. In Deutschland schrieb im Jahre 1719 die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte über stilisirte Gärten: „Solche Sachen gefallen nur im ersten Anblick. Sobald man's aber gewohnt ist, denkt man nicht mehr dran, und was noch mehr ist: man wird bald müde. Aber natürliche Wasser, Wiesen und Wälder kann ich mein Leben nicht müde werden."

In Rücksicht auf die vorgerückte Zeit mußte sich der Redner darauf beschränken, bei den Gartenanlagen aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms II. die aufeinander folgenden Wandlungen in der Geschmacksrichtung zu charakterisiren. Die zahlreichen schönen, alten Kupferstiche boten dafür einen trefflichen Anhalt.

Der Weltreisende Louis Fischer †.

Am 23. Oktober 1897 starb im Alter von 65 Jahren unser eifriges Mitglied, Herr Rentier **Louis Fischer**, bekannt unter dem Namen „Der Weltreisende". **Fischer** war Mitglied des Vereins seit 1891 und besonders reger Theilnehmer an den Wanderfahrten. Er wurde Mitte der fünfziger Jahre durch seinen Gesundheitszustand veranlaßt, auf ärztlichen Rath seinen Aufenthalt für längere Zeit in Aegypten zu nehmen. Hiermit erwachte in ihm die Reiselust, welcher er als unverheiratheter und vermögender Mann in ausgedehntestem Maße fröhnte. Er machte, außer einer Tour rund um die Welt große Reisen nach Nord-, Süd- und Centralamerika, ferner besuchte er Ostindien, Ceylon, die holländischen Sundainseln, Japan, China, Ost- und Westafrika, das Kapland und machte auch durch Rußland eine ausgedehnte Reise nach Zentralasien. Zwischendurch besuchte er dann wieder Aegypten, Syrien, Kleinasien, Spanien, Italien und Frankreich. In allen Ländern, welche er durchstreifte, nahm er längeren Aufenthalt, und bei seiner außerordentlichen Beobachtungsgabe sammelte er über die Verhältnisse der besuchten Länder bedeutende Kenntnisse, welche er aber nur in fesselnder Unterhaltung mit seinen Freunden verwerthete. Schriftliche Aufzeichnungen, welche er gemacht hatte, gab er nie aus den Händen, und jetzt erst wird sich vielleicht in seinem Nachlaß eine Fundgrube von interessanten Mittheilungen finden. Trotz seiner mäßigen Kenntniß fremder Sprachen wußte Fischer sich überall zu orientiren und einzuleben, und da er Länder, in welchen es ihm gefallen hatte, mehrmals besuchte, gewann er in der ganzen Welt zahlreiche Freunde. Kehrte Fischer von einem längeren „Ausflug", das heißt oft nach Jahresfrist, zurück, dann nahm er meist auf einige Monate seinen Aufenthalt in Berlin, um dann unerwartet aus dem Kreise seiner zahlreichen Freunde zu verschwinden. Auch im Deutschen Dom gab er seine Reiseabenteuer vielfach zum Besten. Fesselnd plauderte er z. B. über westafrikanische Kulturzustände aus eigener Anschauung und knüpfte sehr scharfsinnige Bemerkungen über die Entwickelungsfähigkeit der Negerrasse daran. So machte er durchaus nicht den Eindruck des gewöhnlichen Globustrottlers. — Der Verstorbene war ein geborener Pasewalker. Vor einigen Jahren setzte er seiner Vaterstadt ein Legat von 60000 Mark aus. Davon sind bereits 20000 Mark ausgezahlt, während der Rest erst jetzt, nach seinem Tode, an die Stadt fallen sollte, doch fehlt bisher noch die landesherrliche Genehmigung zur Annahme der Stiftung.

Kleine Mittheilungen.

Dem Wirklichen Geheimen Oberbaurath Adler übersandte der Vorstand zur Feier des 70. Geburtstages seines Ehrenmitgliedes eine Adresse folgenden Inhaltes:

Berlin, den 15. Oktober 1897.

An
den Wirklichen Geheimen Oberbaurath
Herrn Professor Friedrich Adler
Hochwohlgeboren
Hier.

Hochgeehrter Herr!

Zu Ihrem 70. Geburtstag bringt Ihnen der Vorstand des „Vereins für die Geschichte Berlins“, dem Sie seit der Begründung am 28. Januar 1865, über ein Menschenalter hindurch, als Mitglied und seit längerer Zeit als Ehrenmitglied angehören, die besten Glück- und Segenswünsche dar.

Am 15. Oktober 1827 zu Berlin geboren, sind Sie Ihrer Vaterstadt, der jetzigen Reichshauptstadt, stets zugethan gewesen und haben besonders in den Kindheitsjahren des Vereins 1865 bis 1872 durch Ihre rege Wirksamkeit und durch Uebernahme öffentlicher Vorträge Ihr lebhaftestes Interesse für die Geschichte Berlins an den Tag gelegt. Die Vorträge über die Baugeschichte von St. Nikolai, über die Thomaskirche und die Christuskirche, über die Berliner Gerichtslaube, deren Erhaltung und Wiederaufrichtung in Babelsberg wesentlich Ihnen zu verdanken ist, sind den älteren Mitgliedern noch in treuer Erinnerung. Ihre litterarische Thätigkeit, besonders die Herausgabe der mittelalterlichen Backsteinbauten des Preußischen Staates, wird nicht nur in den Fachkreisen geschätzt, sondern ist weiteren Kreisen der Kunstförderer eine Richtschnur richtigen Kunstsinnes und tüchtiger Gesinnung zugleich. Wir bitten ein gütiges Geschick, daß es Sie, hochverehrtes Ehrenmitglied, uns, dem Verein und der gleichstrebenden Bevölkerung der Reichshauptstadt noch recht lange erhalte in Gesundheit und Wohlergehen, aber Sie auch für Ihre lieben Angehörigen als Schutz und Hort bewahre.

In dankbarer Gesinnung und mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochachtung und Verehrung zeichnet

Der Vorstand
des Vereins für die Geschichte Berlins.

Besprechungen von Büchern etc.

„Deutsche Rundschau.“ Verlag der Deutschen Rundschau in Berlin W. 35 Lützowstraße 7.

Das Septemberheft, welches den 23. Jahrgang beschließt, bringt eine Fülle von belletristischen und wissenschaftlichen Beiträgen. Ilse Frapan und Hermine Villinger sind mit neuen Erzählungen vertreten; jene veröffentlicht eine Novelle „Mamsell Biene“, Hermine Villinger entfaltet in einer kurzen Erzählung „Das dritte Pferd“ überaus liebenswürdig-überlegenen Humor. L. Friedlaender gehaltvoller Aufsatz über „das Nachleben der Antike im Mittelalter“ findet seinen Abschluß, ebenso sind P. v. Bojanowskis Mittheilungen über „J. J. Mounier“, der als französischer Parlamentarier um die Wende dieses Jahrhunderts in Weimar weilte, zu Ende geführt; weiter wird von Robert Stiassny durch die Charakteristik eines „mittelalterlichen Alpenkünstlers“ ein fesselnder Beitrag zur Kunstgeschichte geboten. Kleinere Artikel schließen sich diesen Aufsätzen an; die Schilderung einer „Studienreise gegen Ende des vorigen Jahrhunderts“, eine Besprechung von „Kraus' Geschichte der christlichen Kunst“ durch C. v. Fabriczy, eine Anzeige neuer Werke „aus fremden Litteraturen“ von Willy Pastor, ein Hinweis Herman Grimms auf eine von einem amerikanischen Universitätsprofessor geschriebene „neue deutsche Litteraturgeschichte“, sowie Ausführungen über „ein nachgelassenes Buch von H. Caine“. „Politische Rundschau“, „litterarische Notizen“ und eine „Bibliographie“ bilden den weiteren Inhalt dieses Heftes.

Briefkasten.

Herrn Rechnungsrath K. Die „grünen“ Hefte unseres Vereins sind durch den Buchhandel käuflich zu erwerben. Schon bei geringem Bemühen konnten Sie in der Einleitung zu dem „Berliner Wortschatz“ (Heft XXXIII S. 69) finden, daß diese Arbeit eine Fortsetzung der in Heft XXIX und XXXII gelieferten Aufsätze ist, in denen die von Ihnen vermißte Zusammenstellung zweimal citirt ist.

Herrn Dr. J. M. zu Berlin W.

Auf Ihre Anfrage, warum die versprochene Gedenktafel für Weinleben und Distelmeier, zu der vor zwei Jahren unser Verein die Anregung gegeben hat, noch immer nicht am Sterbehause dieser Kanzler, Poststraße 11, angebracht ist, theilen wir Ihnen aus dem Verwaltungsberichte über das Märkische Provinzial-Museum für die Zeit vom 1. April 1896 bis 31. März 1897 (S. 29 unten) die Antwort mit:

„Im Berichtsjahre war eine Doppelgedenktafel für die beiden Kurfürstlichen Kanzler Weinleben und Distelmeier für deren Wohnhaus, Poststraße 11, in Aussicht genommen. Als sich aber beim Ausschreiben der Lieferung ergab, daß die Mindestforderung sich auf 400 Mk. belief, also den Etatsansatz um 70 Mk. überschritt, glaubte die Verwaltung den Etatsbetrag auf das nächste Jahr überschreiben lassen zu können und dann die Ausführung vorzunehmen.

Eine solche Uebertragung erwies sich jedoch beim Jahresschluß als unthunlich, und so ist die Herstellung der Gedenktafel auch im Jahre 1897/98 nicht möglich.“

Bei dem regen Eifer, mit dem die Stadt Berlin und das Märkische Provinzial-Museum bestrebt ist, das Andenken der großen Berliner zu ehren, darf man aber wohl hoffen, daß hier aufgeschoben noch nicht aufgehoben ist.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Hans Brendicke in Berlin W30, Frobenstr. 31.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins

No. 12. — Diese Zeitschrift erscheint je nach Bedarf in Stärke von 1—1½ Bogen und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt. — Am Schlusse eines jeden Jahres werden Titelblatt und Inhaltsverzeichniß gegeben, so daß die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern ein abgeschlossenes Ganzes bilden. — Für Nichtmitglieder ist die Zeitschrift durch die Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin zum Preise von 6 Mark jährlich zu beziehen. — 1897.

Tagesordnung der nächsten Sitzung.

652. Versammlung.

23. (7. öffentliche) Sitzung des XXXIII. Vereinsjahres:

Sonnabend, den 11. Dezember 1897, Abends 7½ Uhr im Bürgersaale des Rathhauses.
(Eingang von der Königstraße.)

Vortrag des Herrn Lic. theol., Dr. phil. Schwarzlose, Schloßpfarrer in Köpenick: „Ueber die kirchliche Entwickelung Berlins."

Für die Mitglieder und deren Damen werden die ersten Reihen der Mittelplätze bis zum Beginne des Vortrages freigehalten. Um pünktliches Erscheinen wird gebeten.

Wie alljährlich, feiern die Dombesucher in der letzten Domsitzung des Jahres, und zwar am 19. Dezember, das Weihnachtsfest im Vereinszimmer in der althergebrachten Weise, ohne besondere Einladung, unter dem Weihnachtsbaum in geselligem Beisammensein, wo jeder den andern durch Geist und Gabe gern überraschen wird.

Das Stiftungsfest

wird am Sonnabend, den 22. Januar 1898 in gewohnter Weise in Arnims Festsälen (Hôtel Impérial) Unter den Linden Nr. 44 gefeiert.

---

653. Versammlung.

1. (1. Arbeits-) Sitzung des XXXIV. Vereinsjahres:

Montag, den 17. Januar 1898, Abends 7½ Uhr im Bürgersaale des Rathhauses.
(Eingang von der Königstraße.)

Ordentliche Hauptversammlung.

1) Bericht des Hauptschriftwarts über die Thätigkeit des Vereins im Jahre 1897.
2) Bericht des Bibliothekars über die Sammlungen des Vereins.
3) Bericht des Archivars.
4) Rechnungslegung des Schatzmeisters, sowie des Pflegers der „Louis Schneider-Stiftung" und der Th. v. Hagn'schen Schenkung.
5) Feststellung des Vereinshaushaltes für das Jahr 1898.
6) Wahl des Gesammtvorstandes.

§. 16 der Satzungen des Vereins für die Geschichte Berlins vom 28. November 1896, genehmigt am 8. März 1897: Zu den Hauptversammlungen haben nur ordentliche und Ehrenmitglieder Zutritt. Zur Beschlußfähigkeit der Hauptversammlungen ist die Anwesenheit von mindestens **fünfzig** Mitgliedern erforderlich. Muß wegen Beschlußunfähigkeit eine neue Hauptversammlung einberufen werden, so ist solche, ohne Rücksicht auf die Zahl der in derselben erschienenen Mitglieder, beschlußfähig; es muß jedoch auf diese Folge bei der Einberufung ausdrücklich hingewiesen werden.

Veränderungen im Mitgliederbestande:

Als neues Mitglied ist aufgenommen:

Herr Wilh. Stötzer, Kaufmann, S Prinzessinnenstraße 16.

Zum Eintritt ist angemeldet:

Herr Theodor Friese, Major a. D., W. Tauenzienstraße 6 pt. Einf.: Herr Kammergerichtsrath Dr. Metzel.

Wohnungs-Veränderung;

Herr August Schultze, Kaufmann, Charlottenburg, Berlinerstr. 87a.

Gestorben:

Herr Bankier Isidor Platho, am 23. November 1897. Mitglied seit Januar 1870,

Ehre seinem Andenken!

Vom Herrn Geheimen Ober-Baurath Fr. Adler ist dem Vorstande folgendes Dankschreiben übermittelt worden:

Berlin, den 14. November 1897.

Der Verein für die Geschichte Berlins hat mir durch seinen Vorstand am 15. Oktober d. J. zu meinem siebenzigsten Geburtstage durch Uebersendung einer Adresse eine ebenso unerwartete wie große Freude bereitet, weil ihr Inhalt Erinnerungen wachrief, die ich um keinen Preis entbehren möchte — Erinnerungen an arbeitsvolle, aber froh verlebte Tage mit den Stiftern und Freunden des Vereines, mit Forschern und Kennern der engeren vaterländischen Geschichte, mit Männern von patriotischer Gesinnung und reicher praktischer Erfahrung. Daß ich im Bunde mit so tüchtigen Menschen auf Grund specieller Fachstudien mich bestrebt habe, einige bescheidene Beiträge zur Bau- und Kulturgeschichte Berlins und der Mark Brandenburg zu liefern, welche Anerkennung gefunden haben, erfüllt mich mit Genugthuung. Es ist mir daher ein tief empfundenes Bedürfniß, dem geehrten Vereine meinen warmen und herzlichen Dank für die mir erwiesene hohe Auszeichnung auszusprechen und damit die Versicherung zu verbinden, daß auch in Zukunft ich gern bereit sein werde, die rührigen Bestrebungen des Vereines nach meinen Kräften zu unterstützen.

Den Vorstand ersuche ich, diesen meinen Dank dem Vereine freundlichst übermitteln zu wollen.

Friedrich Adler
Ehrenmitglied.

Bericht über die Sitzungen des Vereins.

(Vom Hauptschriftwart Dr. H. Brendicke.)

In der Arbeitssitzung des Vereins vom 13. November hielt Herr Archivrath Dr. P. Bailleu einen interessanten Vortrag „Ueber die Brautzeit der Königin Luise", wozu er in den letzten Jahren vollkommen neue Beiträge gesammelt hatte, die zum Theil verwendet werden in einem Aufsatz, den der soeben im Verlage von Giesecke & Devrient in Leipzig erscheinende I. Band des „Hohenzollern-Jahrbuches 1897" von demselben Verfasser bringt. Die zehn dort veröffentlichten Briefe führen uns in den Frühling des Jahres 1793, in die Kaiserstadt am Main, wo mitten in den Rüstungen zu dem gewaltigen Völkerkampfe, der das alte Europa zertrümmerte, zwischen dem preußischen Kronprinzen und der mecklenburgischen Prinzessin der Bund geschlossen wurde, aus dem der Held für ein neues Geschlecht und ein neues Europa hervorgehen sollte. Die Schwierigkeit, Neues aus jener Zeit zu bringen, liegt darin, daß ein Theil der in Betracht kommenden Familienarchive noch unter Siegel gehalten wird, während der Nachlaß der Schwestern der Königin Luise nur wenig bietet. Eine Ausnahme macht der Nachlaß der Prinzessin Therese, die 1789 den Erbprinzen Karl Alexander von Thurn und Taxis heirathete.

König Friedrich Wilhelm II. lernte zuerst die beiden Prinzessinnen von Mecklenburg kennen, bewunderte sie und wählte sie für seine Söhne, die glücklichste und segensreichste That seines Lebens. In dem alten Gasthaus „Zum weißen Schwan" (Le cigne blanc) haben die jungen Paare die ersten Worte der Liebe getauscht, hier hat der König um die Hand der Prinzessinnen geworben. Bis einst der Briefwechsel des erlauchten Brautpaares selbst zugänglich wird, sind uns diese Briefe willkommen als Bilder bräutlichen Glückes und schwesterlicher Liebe. Die meisten Briefe entstammen dem Fürstlich Thurn- und Taxisschen Archiv in Regensburg, dessen Benutzung Seine hochfürstliche Durchlaucht der regierende Fürst gestattete. Die Briefe zeigen bei aller Wahrheit der Empfindung die übertrieben „verhimmelnde" Ausdrucksweise, die das Zeitalter bekanntlich mit sich brachte. Prinzeß Luise ging bald nach dem Tode ihrer Mutter (gest. 22. Mai 1782) zu ihrer Großmutter, der verwittweten Prinzessin Georg von Hessen-Darm-

stadt, einer geborenen Reichsgräfin von Leiningen-Heidesheim. Den Besuch wiederholte sie 1784 bei der Wiedervermählung ihres Vaters mit der Schwester ihrer Mutter, der Prinzessin Charlotte Wilhelmine Christiane Marie, die aber bereits im Dezember des laufenden Jahres (1785) nur kurze Zeit nach der Geburt eines Sohnes, des späteren Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, wieder verstarb. Die Prinzessin kam nun mit ihrer Schwester Friederike zu der alten Landgräfin nach Darmstadt, wo Fräulein v. Gélieu, eine Schweizerin, ihre Erziehung leitete. Als General Custine von Mainz her 1792 einen Vorstoß nach Westen machte, flüchtete die Landgräfin mit ihren Prinzessinnen zu ihrer Tochter Charlotte, die mit dem Herzog Friedrich von Sachsen-Hildburghausen vermählt war. Nach Beendigung des Feldzuges in der Champagne schlug Friedrich Wilhelm II. in Frankfurt seine Residenz auf, und es wurde wohl damals schon aus der Umgebung des Königs der Gedanke einer Vermählung des bereits 22jährigen Kronprinzen angeregt. Nachdem man zuerst an eine englische Prinzessin gedacht hatte, faßte wahrscheinlich Prinz Georg von Hessen-Darmstadt, der Onkel der beiden mecklenburgischen Prinzessinnen, den Plan einer Verbindung mit dem preußischen Königshause und leitete einen Besuch des Königs in Darmstadt (in Begleitung des Prinzen) ein, der dort am 9. März wirklich stattfand. Da damals aber die Prinzessinnen noch in Hildburghausen weilten, so verfehlte dieser Besuch vorläufig seinen Zweck; doch wurde durch jenen Besuch es nahegelegt, auf der Rückreise mit der Großmutter über Frankfurt (statt über Würzburg) zu fahren. Briefe aus jener Zeit lassen erkennen, daß die Verwandten der Prinzessinnen wegen der sonderbaren persönlichen Verhältnisse am Hofe des Königs Friedrich Wilhelm II. für eine Annäherung nicht eben besonders schwärmen mochten. Da die Prinzessinnen am 10., 11. oder 12. März abgereist sind, so ist es wahrscheinlich, daß man erst noch den Geburtstag der Prinzessin Luise (10. März) in Hildburghausen feierte und dann am 11. abfuhr; die Damen stiegen in Frankfurt im „Weißen Schwan" ab und blieben dort mehrere Tage. Der König sah die Prinzessin Luise (nach einem Briefe von ihm an eine Dame in Berlin vom 21. März) zuerst in der Komödie zu Frankfurt und war offenbar sofort von ihr eingenommen; der Kronprinz lernte sie andern Tags bei einem Balle (wahrscheinlich im Mahnskopff'schen Hause) kennen. Am 18. März waren beide Prinzessinnen im Weißen Schwan und erwarteten dort den König, der hier mit der Prinzessin Georg die Verlobung verabredete.

Das erste Schreiben der Prinzessin Luise an ihre Schwester Therese zeigt, wie richtig sie ihren Bräutigam beurtheilte. Le prince, so schreibt sie (französisch), est extrêmement bon und gerade, kein unnöthiger Schwarm von Worten begleitet seine Reden, sondern er ist erstaunend wahr. Enfin il ne me reste plus rien à désirer, car le prince me plaît; quand il me dit par exemple que je lui plais, qu'il me trouve bonne, je puis le croire, car il ne m'a jamais flatté encore.

Am 22. März schon ging der König mit den Prinzen zur Armee nach Mainz; doch trafen sich die Verlobten öfter in Groß-Gerau, Braunbach und Auerbach, dann in Mannheim bei der Tante Auguste, der Pfalzgräfin von Zweibrücken. Die Braut war, wie aus Briefen zu ersehen, stets bemüht, in das ernste schlichte Wesen Friedrich Wilhelms etwas Heiteres, eine größere Lebensfreude hineinzutragen. Von der offiziellen Verlobungsfeier in Darmstadt (24. April) schreibt der Marquis Lucchesini an seine Frau Charlotte, daß der Kronprinz dabei bestrebt gewesen sei, zu gefallen, und sich darum liebenswürdig gegeben habe (le prince royal amoureux comme on l'est rarement, cherchant à plaire et tâchant par conséquent de se rendre aimable). Der Besuch des Prinzen im Lager von Bodenheim ist von Goethe beschrieben worden, der, wie Reinhold Steig nachwies, zum letzten Geburtstage der Königin Luise im Jahre 1810 das bekannte Studentenlied „Ergo bibamus" gedichtet hat. Ueber den gemeinsamen Besuch im Lager von Bodenheim schrieb Friederike an ihre Schwester Therese einen Brief, worin sie auch den durchbohrenden Blick (regard perçant) des Prinzen Louis Ferdinand erwähnt. Die Prinzeß Karoline von Schwarzburg-Rudolstadt, eine geborene Prinzessin Hessen-Homburg, war anscheinend mit der preußischen Verbindung nicht so recht einverstanden; sie schreibt an die Braut am 5. August, ob sie wisse, daß sie recht viel Muth haben müsse; daß sie viel Verdruß und Neid zu überwinden haben werde u. s. w. Mit Rücksicht auf die vielen Umstände, die der Großmutter bei einer Doppelhochzeit in Darmstadt erwachsen mußten, entschied man sich zur Abhaltung dieser Feier in Berlin. Am 13. Dezember brachen beide Bräute morgens 4 Uhr von Darmstadt auf; am 11. Dezember sandte Friederike noch den letzten Brief an ihre Schwester Therese in Regensburg, worin die ganze Ausrüstung

für die Fahrt und die Reisetoilette genau beschrieben war. Die Kleider waren z. B. Amazonenkostüme nach der neuesten Mode mit Schleppen von türkischblauem Kaschmir. Der Reisewagen hatte flaschengrüne Farbe und rothes Untergestell. Die Bräute befanden sich, wie Friederike schreibt, in gewisser Verlegenheit, da sie in Hofkleidern in Berlin erscheinen sollten. Die ganze Ausstattung war aus London bezogen worden.



Der Lustgarten um das Jahr 1660.

Am Montag, den 29. November 1897, sprach im Bürgersaale, der wegen des Repräsentantenabends der Stadt am Sonnabend, den 27. November anderweitig benutzt wurde, in öffentlicher, recht rege besuchter Sitzung Herr Dr. H. Brendicke **„Ueber die Volksliederdichtung in den Freiheitskriegen 1813/15 und im Franzosenkriege 1870/71."**

> Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
> Geliebtes deutsches Vaterland!
> Denn dir, dem neuerstand'nen, freien,
> Ist all mein Sinnen zugewandt.
> Doch Heldenblut ist dir geflossen,
> Dir sank der Jugend schönste Zier:
> Nach solchen Opfern, heilig großen,
> Was gälten diese Lieder dir?

So sang Ludwig Uhland 1815, als zwar die Völker Deutschlands geeint und auf einige Zeit verbunden waren durch Handelsrücksichten und Zollpolitik, als aber unter dem Druck des österreichischen Ministers v. **Metternich** von einem neuerstandenen, freien deutschen Vaterland thatsächlich nicht die Rede sein konnte und als auch die Freiheit der Völker Vieles zu wünschen übrig ließ. Nach 1871 aber hat Uhland Recht, heut ist sein Gruß am Platze. Da das Volkslied mehr als einmal Weltgeschichte gemacht und Nationen begeistert hat, da von Berlin aus ein Schill ausgezogen, eine Lützowsche Freischaar angeregt, ein Turnvater Jahn die Jugend fortgerissen, so ist in einem **Verein für Geschichte Berlins** der Ort, wo eine Vergleichung der Großthaten des Volksliedes und des volksthümlichen Liedes, wie es 1813/15 und 1870/71 gewirkt, gegeben werden darf.

Soll die Geschichte nicht verknöchern oder auf dem Papier stehen bleiben, so bedarf sie des Liedes:

> Denn im Liede verjüngt sich die Freude,
> Im Liede verwehet der Schmerz.

Aelter als die **Lyrik**, die Wiedergabe persönlicher Empfindungen, ist das **Epos**, die Verherrlichung sagenhafter und geschichtlicher Personen und Begebenheiten. So lange Dichtung aber im Munde des Volkes weiterlebte und nicht schriftlich

aufgezeichnet wurde, war der Vortrag eines Gedichtes auch mit tonkünstlerischer Begleitung verbunden, daher der Dichter wohl in allen Sprachen zugleich Sänger genannt wird.

Auch unserm deutschen Volke ist die Gabe des Singens und Sagens in vollem Maße zutheil geworden. Der alten Germanen wilder Schlachtgesang war das Entsetzen der Römer. Der reiche Sagenschatz in den Jahrhunderten der Dichter seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts brachen den Einfluß des Fremden und Gekünstelten, vor Allen Lessing und Herder, die mit Begeisterung aus dem frischen Born der Volksdichtung schöpften und die Kunstdichtung zur Natur zurückführten. Seitdem kennen wir kein höheres Lob für ein lyrisches Gedicht, als wenn wir von ihm sagen können, es ist volksthümlich, sangbar und trifft den Ton des Volksliedes. Goethes Haide-



Der Lustgarten im Jahre 1835.

Völkerwanderung hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. In der Fülle der Volkslieder aus der Zeit vom 11. Jahrhundert bis zum 30jährigen Kriege spricht sich die Seele des deutschen Volkes rein und unverfälscht aus. Die verderbliche Lähmung des nationalen Lebens nach dem 30jährigen Kriege machte sich auch auf dem Gebiet der Volksdichtung geltend, und die Ueberlieferung, die in das Leben der höheren Stände drang, ließ sie bei diesen in völlige Mißachtung sinken. Erst unsere großen röslein: „Sah ein Knab'“ ist in der bekannten Sangweise sicherlich ein echtes Volkslied, in der Schubertschen Weise aber nicht.

Volkslieder, wie sie uns etwa vom 13. Jahrhundert ab überliefert sind und in den Sammlungen von v. Liliencron und in denen von v. Ditfurth[1])

[1]) Historische Volkslieder der Zeit von 1756 bis 1871 von Franz Wilhelm Frhr. v. Ditfurth. Berlin, Franz Lipperheide 1872. (1756 bis 1763, 1763 bis 1812, 1812 bis 1815, 1815 bis 1866, 1870 bis 1871.)

vorliegen, begleiten den Gang der deutschen Geschichte durch alle wichtigeren Abschnitte hindurch. Solche Lieder, von den fahrenden Sängern vorgetragen unter der Linde, nach dem Reigen, auf dem Dorfanger, ersetzten vielfach die späteren Zeitungen. Eine große Zahl von Liedern zeitigte die leidenschaftlich bewegte Zeit der Glaubensspaltung, und ebenso haben die Ereignisse des 30jährigen Krieges und die Thaten Friedrichs des Großen eine Fülle von Volksliedern hervorgerufen. Die Seidenbänder-Poesie ist in gewissem Sinne hierher zu rechnen. Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts bildet gewissermaßen die Zeit des Ueberganges zu dem volksthümlichen Liede des 18. und 19. Jahrhunderts.

Der Kampf der Leipziger und Schweizer oder der Gottsched-Bodmersche Streit, welcher mit der Verdrängung des französischen Geschmackes und der Anerkennung englischer Vorbilder endigte, war von heilsamem Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Litteratur und beförderte eine neue Rückkehr zu den Quellen der Volkspoesie.

Durch die unvergleichlichen Thaten Friedrichs des Großen belebte sich das Nationalgefühl wie mit einem Schlage. Von ihm datirt ein neuer Aufschwung der deutschen Litteratur; er gab der nationalen Dichtung einen nationalen Stoff, einen volksthümlich gewaltigen Aufschwung. Der sich um den König scharende Hallesche oder preußische Dichterverein (J. W. L. Gleim, J. P. Uz, J. Nic. Götz) hat das Verdienst, die Blicke auf das Nationale gelenkt zu haben, aber ein allzu großer gelehrter Apparat hindert sie noch daran, den volksmäßigen Ton zu treffen; auch Klopstocks Pathos stand der Volksempfindung gar zu fern.

Erst Lessing, dem Befreier des deutschen Geistes von den französischen Fesseln, gelang es, den alten Gegensatz zwischen Kunst- und Volkspoesie auszugleichen. Er ist, wie ein Luther, ein Reformator der neuen deutschen Dichtung geworden. In der Volkspoesie blieb jetzt allein das historische Volkslied bestehen. Das volksthümliche Lied ist eine spätere Frucht des Studiums der Volkspoesie und zwar das Erzeugniß eines Kunstdichters. Oft haben gerade die unbedeutendsten Dichter ein Lied gedichtet, welches volksthümlich wurde, wogegen manche namhaften Dichter garnichts derart leisteten, wie denn mancher Dichter wohl Leselieder, aber nicht Singlieder gemacht hat.

Treten wir jetzt in die Zeit der Freiheitskriege ein und vergegenwärtigen wir uns kurz den Gang der Ereignisse.

Am 17. Juli 1806 schlossen 4 Kurfürsten und 12 Fürsten den Rheinbund unter Napoleons Protektorat, Franz II. von Oesterreich legte am 6. August 1806 die deutsche Kaiserkrone nieder, und als Friedrich Wilhelm III. die letzten Deutschen unter Preußens Fahne zu sammeln suchte, wurde die preußisch-sächsische Armee am 14. Oktober 1806 durch die Schlachten bei Jena und Auerstädt vernichtet, Kurfürst Friedrich August der Gerechte mußte als König von Sachsen in den Rheinbund eintreten, und Preußen mußte im Frieden von Tilsit, 7. Juli 1807, alle westelbischen und ehemals polnischen Gebiete abtreten. Andreas Hofer wurde am 20. Februar 1810 in Mantua erschossen, und Schills elf Offiziere ließ Napoleon in Wesel am 17. Juli 1809 standrechtlich erschießen. Welch' reicher dichterischer, gewaltiger Stoff!

Preußens Wiedergeburt und die Umgestaltung des preußischen Staates leitete der Reichsfreiherr vom Stein (1757 bis 1831) und später Hardenberg; die Umgestaltung des Kriegswesens übernahm Scharnhorst († 28. Juni 1813 nach Gr. Görschen: „In dem wilden Kriegestanze“ von Schenkendorf.) Die Pflegstätte eines neuen geistigen und sittlichen Lebens wurde die Universität zu Berlin 1810 unter Fichte und Schleiermacher.

Als nun gegen Ende 1812 die ersten zerlumpten Flüchtlinge der „großen Armee“ auf dem Rückzuge aus Rußland die deutsche Grenze erreichten, ertönte der Ruf „Zu den Waffen!“ sowie „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“ von E. M. Arndt, und E. Ferd. August, Direktor des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin (1795 bis 1870), der das neue Reich nicht mehr sah, sang sein Lied „Mit Mann und Roß und Wagen“:

> Mit Mann und Roß und Wagen
> So hat sie Gott geschlagen.
>
> Es irrt durch Schnee und Wald umher
> Das große mächt'ge Franzenheer.
>
> Der Kaiser auf der Flucht, Soldaten ohne Zucht.
>
> Jäger ohne Gewehr, Kaiser ohne Heer,
> Heer ohne Kaiser, Wildnis ohne Weiser.
>
> Trommler ohne Trommelstock, Kürassier im Weiberrock,
>
> Ritter ohne Schwert, Reiter ohne Pferd.
>
> Fähnrich ohne Fahn', Flinten ohne Hahn,
> Büchsen ohne Schuß, Fußvolk ohne Fuß.

Speicher ohne Brot, Allerorten Not,
Wagen ohne Rad, Alles müd und matt.
Kranke ohne Wagen, so hat sie Gott geschlagen.

Am 3. Februar 1813 forderte Friedrich Wilhelm III. von Breslau aus zur Bildung freiwilliger Jägerbataillone auf und am 17. Februar erließ er den Aufruf „An mein Volk".

Aus dieser Zeit stammt ein Lied, das enthalten ist in der „Sammlung neuer teutscher Kriegslieder". (Breslau 1814, Verlag von Jos. Max & Co.)

Lied der Nachtwächter in Berlin.
(Gesungen in der Nacht vom 3. zum 4. März 1813.)

Hört ihr Herrn und laßt Euch sagen:
Frohes hat sich zugetragen;
Es muß nicht ganz sicher sein,
Die Franzosen packen ein.
S' hat 10 geschlagen.

Hört, Ihr Frau'n und laßt Euch sagen:
Kein Franzos wird mehr Euch plagen,
Dem Ihr nie zu Dank gekocht;
Endlich hat er ausgepocht.
S' hat 11 geschlagen.

Jüngling hör' und laß dir sagen:
Rüste dich, den Feind zu schlagen,
Zücht'ge seinen Uebermuth,
Räche deiner Brüder Blut.
S' hat 12 geschlagen.

Mädchen hör' und laß dir sagen:
Nichts aus Frankreich mußt du tragen!
Fort mit allem Modetand,
Den dir sonst Paris gesandt.
S' hat 1 geschlagen.

All ihr Wackern, laßt Euch sagen:
Schön wird bald der Morgen tagen;
Tapfre Russen rücken ein,
Uns vom Joche zu befrein.
S' hat 2 geschlagen.

Hört ihr Freund' und laßt euch sagen:
Bald seht Ihr Kosaken jagen,
Und der Franzmann flieht und bebt,
Wenn die Knute sich erhebt.
S' hat 3 geschlagen.

Darum laßt uns nicht mehr klagen,
Jedes Herz kann freier schlagen.
Füllt die Gläser jetzt mit Wein,
Denn wir leeren sie allein.
S' hat 4 geschlagen.

(Der Taschenbuchlyriker Karl Müchler 1765—1857.)

Von Heinrich v. Kleist, der auch die Gedichte „Germania an ihre Kinder" und „An den Erzherzog Karl nach der glücklichen Schlacht bei Aspern 1809 am 21. und 22. Mai" verfaßte, ist nachfolgender Aufruf gedichtet:

Kriegslied der Deutschen.

Zottelbär und Panterthier hat der Pfeil bezwungen,
Nur für Geld im Drahtspalier zeigt man noch die Jungen.
Auf den Wolf, soviel ich weiß, ist ein Preis gesetzet;
Wo er immer hungerheiß geht, wird er gehetzet.
Reinecke, der Fuchs, der sitzt lichtscheu in der Erden
Und verzehrt, was er stibitzt, ohne satt zu werden,
Aar und Geier wissen wir auf der Felsen Rücken,
Wo kein Sterblicher die Spur in den Sand mag drücken,
Schlangen sieht man gar nicht mehr, Ottern und dergleichen,
Und der Drachen Greuelheer mit geschwoll'nen Bäuchen,
Nur der Franzmann zeigt sich noch in dem deutschen Reiche;
Brüder, nehmt die Büchse doch, daß er gleichfalls weiche!

Bayern, seit 1805 der treueste und thätigste Bundesgenosse Napoleons, ward durch die wachsende Begeisterung endlich auch für Deutschlands Freiheit gewonnen und trat 10 Tage vor der Völkerschlacht bei Leipzig zu den Verbündeten über. Der bayerische Feldmarschall Fürst v. Wrede stellte sich daher bei Hanau auf, um Napoleons Rückzug von Leipzig am 30. und 31. Oktober zu hindern. Das gelang zwar nicht, aber es wurde tapfer gekämpft, und Rückert sang:

Gen'ral Wrede,
Russ' und Schwede,
Preuß' und Oesterreicher naht.
Du hast wacker zugehalten,
Neuer Bruder, mit uns alten,
Zieh' auf gleichem Ehrenpfad!
Hast dein eignes Blut vergossen,
Hast dich uns zum Bundsgenossen
Recht verschrieben durch die That.

Auch König Ludwig I. von Bayern (1825 bis 1848), der den ersten Jahrestag der Leipziger Schlacht 1814 besang, trat in diese Bewegung ein.

Auf das gegen Frankreich vereinigte Deutschland bringt Goethe, der sonst dem nationalen Leben während der großen Zeit fern stand, folgenden Wahlspruch aus:

Die Deutschen sind recht gute Leut'
Sind sie einzeln, sie bringen's weit;
Nun sind ihnen auch die größten Thaten
Zum ersten Mal im Ganzen gerathen.
Ein jeder spreche Amen darein,
Daß es nicht möge das letzte Mal sein.

Goethes Wunsch ist in Erfüllung gegangen, und der französische Ruf: »La révolution fera le tour de l' Europe« ist auf tiefere Weise zur Wirklichkeit geworden. Namentlich ist die Wiedergeburt des geistigen Lebens in Deutschland die Frucht der französischen Staatsumwälzung. Dieses Leben trieb in den Befreiungskriegen die herrlichsten Blüthen.

Wenige Jahre nach den Befreiungskriegen war die Begeisterung für Einheit und Größe des deutschen

Volkes verrauscht; lange Zeit galten die Einheitsbestrebungen sogar als staatsgefährlich. Trotzdem starb das kleine Häuflein derer nicht aus, die durch Wort und Lied den Reichsgedanken im Volke lebendig erhielten. Den überlebenden Dichtern der Freiheitskriege (Arndt und Rückert) traten andere (Uhland, Hoffmann v. Fallersleben) zur Seite. An Stelle des älteren „Kaiserherolds" M. v. Schenkendorf († 1817) trat seit 1837 Em. Geibel. Eine neue Periode der Begeisterung nach den Freiheitskriegen brachte die Julirevolution 1830 und 10 Jahre später die Bedrohung des linken Rheinufers durch die Eroberungsgelüste des französischen Ministers Thiers (1840 bis 1841.)

Jetzt enstanden zwei hochbedeutsame Lieder, die aber erst ein Menschenalter später ihre Wirkung auf das deutsche Volk ausübten.

Niklas Becker, (* 9. Oktober 1809 in Bonn, † 28. August 1845 in Hunshoven), ein bescheidener Jurist in Köln, hatte den kriegerischen Herausforderungen des französischen Ministeriums Thiers und den Rheinliedern Alfred de Mussets und anderer pariser rheinlüsterner Barden sein deutsches Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben den freien deutschen Rhein" gegenübergestellt und damit der Stimmung Deutschlands einen treffenden Ausdruck gegeben. Dies Rheinlied erweckte einen beispiellosen Enthusiasmus; es wurde hundertmal komponirt, in allen Salons und auf allen Straßen gesungen. Beckers Talent, das sich in seinen später gesammelten „Gedichten" als sehr mäßig und untergeordnet erwies, war durch dies Rheinlied förmlich überrascht worden. Diese Prachtblüthe war, wie R. Gottschall sagt, über Nacht in seinem poetischen Küchengarten aufgeschossen. Die einschmeichelnde Sangbarkeit hatte aber dem Liede zu seinem Erfolg verholfen. Unter Nr. 41 des Katalogs der Ausstellung unseres Vereins zur Erinnerung an Kaiser Wilhelm I. im Akademiegebäude lag die eigenhändige Abschrift des Liedes durch den Prinzen Wilhelm aus.

Von dem Schwaben Max Schneckenburger aus Thalheim bei Tuttlingen in Württemberg (* 17. Februar 1819, † 3. Mai 1849) erzählt der Bonner Universitätsprofessor Dr. K. Hundeshagen in der „Kölnischen Zeitung", August 1890, daß Schneckenburger in Burgdorf im Kanton Bern, im Februar 1840 die „Wacht am Rhein" gedichtet, als er Theilhaber war der Eisengießerei „Schnell & Schneckenburger", daß dies sein einziger poetischer Versuch geblieben sei und daß der begeisterte Turnlehrer Adolf Spieß in Burgdorf gleichsam der Verbreiter des Liedes geworden sei. Dem Komponisten Karl Wilhelm (1815 bis 1873), einem einfachen Klavierlehrer in Krefeld, der die Melodie 1854 durch Erk & Greef veröffentlichte, wurde 1877 in Krefeld ein Denkmal errichtet. Das Lied hat nach dem Ausspruch des Grafen Moltke die Dienste eines Armeekorps geleistet und wird noch gegebenenfalls weiter wirken.

In dem Vorwort zu seinem Sammelwerk „Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870/71, gewidmet dem Grafen Moltke, von Franz Wilhelm Freiherrn v. Ditfurth" (Berlin, Franz Lipperheide 1871) sagt der Verfasser: Die großartigen Begebenheiten dieses letzten Krieges haben nicht bloß der Kunstpoesie reichlichen Stoff geboten, sondern auch der Volksdichtung. Was die Kunst leistet und im Druck niederlegt, bleibt durch Bibliotheken erhalten. Bei den Dichtungen des Volkes, die in fliegenden Blättern zur Oeffentlichkeit gelangen, ist dies selten der Fall. Es kommt in allen Sammlungen nur darauf an, eine Uebersicht der poetischen Betheiligung des deutschen Volkes an den Zeitereignissen zu liefern. Nicht historischer Werth in Bezug auf Thatsachen, noch poetische Schönheit giebt den einzelnen Liedern ihre Bedeutung, sondern die im Ganzen niedergelegte Gesinnung und Anschauung der breiten Volksmasse, die freilich als Gradmesser der allgemeinen Bildung für den Kulturhistoriker doppelten Werth erhält.

Durch Salonpoesie verweichlichte Ohren müssen freilich einigen dieser Lieder manchen rauhen Ton und derben Ausdruck nachsehen, besonders aus so bewegter Zeit, wo der volle Erguß der Stimmung wenig Rücksicht nahm auf polirte Form, noch Zeit dazu fand. An kernhafter, vaterländischer Gesinnung stehen die Volkslieder der Kunstlyrik unserer Tage nicht nach; an schlagfertigem Witz und Humor sind sie ihr meist voraus.

Die reiche Kriegslyrik, in der so recht der mitstreitende Geist der gesammten Nation und ihrer Stämme sich offenbarte, ist in verdienstlicher und erfreulicher Weise gesammelt von Ernst Wachsmann (Liebheit und Thiesen-Berlin), von Franz Lipperheide (Für Straßburgs Kinder), von A. Duncker (Lieder aus Frankreich), von Direktor Dr. A. Döring-Dortmund (Deutsche Kernlieder aus dem Franzosenkriege, G. Grote Berlin, 1871) u. a. m.

Diese gewiß weit über 2000 Lieder, die der Krieg hervorgebracht hat, bilden einstweilen ein

romantisches Durcheinander von Garten-, Feld-, Wald- und Wiesenblumen, unter denen sich viel welkes Laub und Gras birgt und Hesekielsches Wegebreit breit macht. Sind doch von Oswald Marbach an 80 und von Oskar v. Redwitz (1823 bis 1891), den Joh. Scherr den Reichssonette-Klimpermeister nennt, an 500 Sonette der großen Zeit gewidmet.

Dr. Herm. Kletke sang im August 1870 (1867 bis 1880 Chefredakteur der Voss. Ztg., Redakteur des Sonntagsblattes bis † 1886):

Kommt ein Fuchs zum deutschen Rhein,
Trauben naschen möcht er;
Doch sie werden sauer sein,
Meint des Rheines Wächter.
Wascht den Pelz ihm wacker aus,
Schickt ihn wohlgeprellt nach Haus —
Füchslein auf der Lauer,
Die Trauben sind zu sauer!

Die Frau Füchsin sitzt daheim,
Hat sich sehr verdrossen,
Sinnt, wo sie mit altem Leim
Ködert neu Genossen;
Doch des Rheines Wächter spricht:
Ränke spinnen hilft euch nicht!
Füchslein auf der Lauer,
Die Trauben sind zu sauer!

Ein anderes Gedicht von einem Unbekannten lautet:

(Franzose und Preuße.)

Auf einer Verbandstation.

1. Kamrad Français, hast balle in Bein,
Du willst wohl auch verbunden sein?
Hast nix Charpie, in Tasch' nix Sous,
In Buddel nix, rien du tout? Malheur!

2. Da nimm und iß un peu de pain,
Da kost einmal, ist gut le vin,
Hier ist auch noch ein Stück fromage,
Da kriegst du doch un peu courage! Malheur!

3. »Merci, monsieur«! Na, ist schon gut,
Weiß schon allein, wie Hunger thut!
Kam'rad nix böse auf Kam'rad,
Weil Chassepot mich troffen hat: Malheur!

4. »Cam'rade Prussien ist brave soldat
Et comme le diable même se bat,
Nous contre vous sommes des enfants«.
»»Monsieur, zu viel! Je nix comprends««.
Malheur!

Abgelöst.

Von der Metzer Kathedrale hallte
Viermal aus die Thurmuhr. „Abgelöst!“
Abgelöst die Schuld, die alte —
Mächtig Reichsschwert, deutsches, wieder walte
Achtung, wie du einst sie eingeflößt.
Abgelöst Franzose; seinen Posten
Nimmt fortan der Deutsche wieder ein.
Westwärts Abendnebel glosten:
Auf der Mosel Höhen tagt's im Osten
Und die Zukunft, deutsches Volk, ist dein!
Herm. Lingg (* 1820 in Lindau a. B.).

Dem Mitstreiter von 1870, eingedenk der Kämpfe von Beaune la Rolande am gestrigen Tage, sei gestattet, auf sein „Kriegslied“ hinzuweisen, gesungen auf dem studentischen Krieger-Kommers am 6. März 1874 in Gegenwart des Grafen v. Moltke:

„Ein Vorbild war Leonidas
Mit seinem Muth und Feindeshaß
Und Xenophons Anabasis
War fast so weit wie nach Paris

Dem Landwehrmann gleicht, — meiner Ehr' —
Kaum ein Tribun im röm'schen Heer.
Bei Moltken könnt' — o wär's geschehn! —
Pompejus in die Schule gehn.

Blokade ist ein putzig Ding:
Man sperrt die Stadt mit einem Ring
Und drinnen ißt man zum Diner
Von Hund und Katze Fricassée.

Ach Sedan, Metz und ach! Paris,
Wie ist Erinn'rung doch so süß:
Daraus erwuchs nach vielem Leid
Des Deutschen Reiches Einigkeit.

In die rechte Weihnachtsstimmung versetzt uns folgendes Gedicht:

Am heiligen Abend.

(Gedanken in die Heimath.)

Ich trag's nicht länger. Ich that als Soldat
Meine Pflicht, Kamerad; ich sag's ohn' Geprahl.
Heut' Abend, verrath mich nicht, Kamerad!
Werd ich fahnenflüchtig zum ersten Mal.

Kamerad nur eine Minute bleib'
Für mich auf Wacht! Wenn der Feind dir naht,
Da deck dich nur hinter meinem Leib,
Der bleibt, derweil ich fort, Kamerad.

Nur eine Minute, ich trüg's sonst nicht,
Gewähr, Kamerad, mir, was ich bat,
Und pfeift mir die Kugel dafür ins Gesicht,
So trifft sie mich doch daheim, Kamerad!

Ebenso hoch und hehr als „Die Wacht am Rhein“ ertönte und die Massen begeisterte, so tief schlich sich der in keiner Stammrolle befindliche Füsilier August Kutschke vom 40. Infanterie-Regiment in die Herzen aller deutschen Soldaten ein: Regierungs-Rath Wilhelm Ehrenthal (in Marienwerder) aus Cöslin kommt in seinen humoristischen Forschungen „Ueber das Kutschkelied auf

der Seelenwanderung" (Leipzig, Brockhaus 1871) zu dem Ergebniß, „daß Kutschke ein bereits bei den ältesten Völkern gefeierter Heros war, in welchem wir symbolisirt sehen die mit heiterem Humor schön gepaarte, von Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache durchdrungene, unüberwindliche Kraft, mit welcher ein friedliches Volk zur Vertheidigung des Vaterlandes aufsteht, wenn es von räuberischen Feinden angefallen wird". Zum Beweise führt er in jovialer Heiterkeit die Uebersetzungen des Liedes in allen möglichen Sprachen an.

Dann erschien „Das Kutschkelied vor dem Untersuchungsrichter" von Hermann Grieben (Berlin, Franz Lipperheide 1872), der bewies, daß Superintendent Hermann Alex. Pistorius aus Basedow bei Malchin i. M. am 16. August 1870 aus den beiden im „Daheim" erschienenen Anfangszeilen eines früheren studentischen Bummelliedes ein erweitertes Kutschkelied als alter 26er gemacht hat. Die neun Feldpostkarten im „Berliner Fremdenblatt" vom Füsilier August Kutschke stammen von Gustav Schenck, dem damaligen Chefredakteur dieses Blattes. Kutschke that natürlich überall seine Schuldigkeit, also auch auf Vorposten.

Kutschke auf Vorposten.

Was fliegt dort in der Luft herum?
Ich glaub, das ist ein Luftballum.
Was hat der dort herum zu fliegen?
Der kann ja auf der Erde liegen.
Ich mein, die Luft muß immer rein
Und frei von Ungeziefer sein.
Drum werd' ich ihm mal ein'ge schicken,
Dann wird er sich wohl balde drücken.
Piff! Paff! ei sieh, er kommt ja munter
Gradenwegs zu mir herunter.
Ei, das ist wieder für uns Beide,
Für Bismarck und für mir 'ne Freude.
Was mag nur in dem Dinge sitzen?
Ich werde ihm den Bauch aufschlitzen.
Nun schau, es sind papierne Rollen,
Was mögen die man wieder sollen?
Nein, das begreift kein Füsilier,
Die müssen erst ins Hauptquartier.
Die groben Arbeiten zu machen
Sind nämlich meistens uns're Sachen,
Doch für die feine Arbeit, ja!
Dafür ist unser Bismarck da.
Es kommt die Zeit bald, wie mir däucht,
Wo hier gar nichts mehr kreucht und fleucht!

Gestern, am 28. November 1897, feierte auch der Dichter des Liedes „König Wilhelm saß ganz heiter", Herr Geh. Sanitätsrath Dr. Vollrath-Kreusler, Ehrenbürger der Stadt Brandenburg a. H., seinen 80. Geburtstag (früher Arzt der fürstlichen Strafanstalt Schloß Waldeck in Sachsenhausen, seit 1872 in Brandenburg).

Der „Feld-Soldaten-Freund", der ein herrliches Patrontaschen-Liederbuch „Leier und Schwert für 1870" als Gratisbeilage gab, brachte auch ein Gedicht „Malmaison" am 11. Oktober 1870 von unserm verehrten früheren zweiten Vorsitzenden Herrn Dr. Fr. Holtze, der damals Sekundaner war.

Als letzter sei hier der jüngst an dieser Stelle gefeierte Berliner Hans Ferd. Maßmann[1]), der von Heinrich Heine verhöhnte, genannt (* 15. August 1797, † 3. August 1874), dessen Turn- und Vaterlandslieder vielfach volksthümlich geworden sind („Ich hab mich ergeben" 1820, „Turner ziehn froh dahin" 1813) und dem es beschieden war, noch das neue Deutsche Reich zu erblicken. Er besingt 1870 „Alter und Jugend":

Nun geht ein neues Leben an,
Nun werd' ich wieder jung:
Nun ist das Alte abgethan
Trotz Abenddämmerung.
Ein goldner Morgen steigt herauf
Dem theuren Vaterland,
Wie er noch nie begann den Lauf:
Das Reich kommt nun zustand!

Ein freies, würd'ges deutsches Reich,
Ein ein'ges Vaterland:
Vom Niemen bis zur Isar gleich
Reicht Alles sich die Hand;
Die Bayern und die Schwaben all,
Die Sachsen minder nicht,
Sie üben ohne Prahl und Schwall
Der deutschen Treue Pflicht.

* * * * * *

Wir jubeln doppelt drein,
Wenn Bayern siegen ob;
Wo sie gefochten, war's nicht fein,
Franzosen nennen's grob!
Doch Schwaben, Hessen, Sachsen auch
Sich haben gleich bewährt,
Und der vormal'ge Dunst und Rauch
Hat herrlich sich geklärt.

Schon wollt' als Greis ich schlafen gehn,
Nun bin ich wieder wach
Und will noch einmal jung erstehn,
Nun muß ich liegen brach,
Weil mir der Schlag das Bein gelähmt,
Daß ich nicht fechten mag;
Doch frisch das Herz schlägt ungehemmt
Bis an den letzten Tag.

---

[1]) Hans Ferd. Maßmann. Sein Leben, seine Turn- und Vaterlandslieder. Zur Erinnerung an seinen 100. Geburtstag herausgegeben von Professor Dr. C. Euler und Dr. K. Hartstein. (Charlottenburg. Rich. Heinrich 1897).

Die Stadtfarben der Reichshauptstadt.

Da jüngst betreffs der Stadtfarben Meinungsverschiedenheiten auftauchten, so wiederholen wir das im „Herold“ XXVII 1896 Nr. 6 S. 88 Veröffentlichte, worauf unser Mitglied Herr Prof. Ad. M. Hildebrandt freundlichst aufmerksam macht.

Verschiedene Zeitschriften brachten vor einiger Zeit folgende Notiz:

„Die heraldischen Kenntnisse der Urberliner scheinen bezüglich der Farben und Wappen ihrer eigenen Vaterstadt nicht allzu bedeutend ausgebildet zu sein; denn man erzählt uns, daß großes Gefrage und Kopfschütteln gewesen sein soll über die in den Guirlanden angebrachten schwarz-roth-weißen Schleifen bei der Ausschmückung des Geschäftshauses Rudolph Hertzog. Diese seit 400 Jahren der Stadt Berlin eigenen Farben werden ebenso wie die Fahnen in der Köpnickerstraße, vom Publikum für eine irrthümliche, falsche Zusammenstellung der Reichsfarben gehalten. — Ebenso verhält es sich mit unserem lieben Wappenthier, dem Bären, der auf Bestimmung des Chefs obigen Geschäftshauses ohne Ring um den Hals gemalt werden sollte, da der Ring nach der neuen freien Städteordnung von dem Berliner Magistrat unserem braven Petz abgenommen wurde. Der Beamte des Rathhauses gab aber an, daß der Ring noch existire, worauf der Rayonchef des Hertzog'schen Fahnenstofflagers erst auf dem Heroldsamte feststellen mußte, daß das Rathhaus unrecht und sein Chef recht hatte.“

Auch diese Angaben sind nicht ganz zutreffend. Die Farben schwarz-roth-weiß sind der Stadt Berlin keineswegs „seit 400 Jahren“ eigen, sondern erst seit dem Jahre 1861! Wir verdanken die genaue Auskunft hierüber einer gütigen Mittheilung des Herrn Stadtarchivars Dr. Clauswitz.

Als König Wilhelm im Oktober 1861 in Berlin nach der Krönung einziehen sollte und man das Rathhaus mit den Berliner Farben schmücken wollte, wußte Niemand, wie die Berliner Stadtfarben seien. Geschichtliche Anhaltspunkte gab es nicht, man mußte die Farben erst konstruiren. Weil das Wappen ursprünglich der brandenburgische Adler im weißen Felde gewesen war, den auch Köln weiterführte, weil ferner der Bär dazu gekommen war, wählte man nach Fidicins Vorschlag, der jedenfalls mit dem Heroldsamt sich in Verbindung gesetzt hatte, die Farben: „roth in der Mitte und zu beiden Seiten weiß und schwarz.“ So Fidicins eigene Worte.

Nach diesem Vorschlag setzten dann die Stadtverordneten laut Beschluß vom 19. Dezember 1861 die Stadtfarben fest. Der Beschluß lautet: „Die Versammlung erklärt sich damit einverstanden, die Farben schwarz, roth und weiß definitiv als die Berliner Stadtfarben anzunehmen und nimmt demzufolge von der Vorberathung in gemischter Deputation Abstand.“

Genehmigung der Staatsbehörden ist hierzu nicht eingeholt worden.

Schön und heraldisch ist die gewählte Reihenfolge nicht; roth, weiß, schwarz würde besser gewesen sein.

Besprechungen von Büchern etc.

Hohenzollern-Jahrbuch. Erster Jahresband 1897. Groß-Quart mit 20 ganzseitigen Illustrationen, (4 in Heliogravüre, 16 in Lichtdruck und Autotypie, 76 Abbildungen im Texte). In dauerhafter Broschüre M. 20, in elegantem Einbande M. 24. Liebhaber-Ausgabe in 100 numerirten Exemplaren M. 60.

Das Hohenzollern-Jahrbuch soll jährlich erscheinend einen Mittelpunkt bilden für die überall verstreuten Forschungen über die Geschichte der Hohenzollern und ihre Thätigkeit für den Staat. Das „Hohenzollern-Jahrbuch“ will sich dadurch von anderen historischen Zeitschriften unterscheiden, daß es sich auch an ein größeres Publikum wendet.

In dem Jahrbuch soll neben der litterarischen Darstellung auf die Illustrirung nach zeitgenössischen Quellen ganz besonders Werth gelegt werden. Die Pflege dieses für die allgemeine Geschichte wie für die Kunst-Kulturgeschichte gleich wichtigen Materiales hat sich der Herausgeber Dr. Paul Seidel, der durch amtliche Stellung als Dirigent der Kunstsammlungen in den Königlichen Schlössern und Direktor des Hohenzollern-Museums hierfür gleichsam berufen ist, vor allen Dingen angelegen sein lassen. Das Hohenzollern-Jahrbuch will in Bezug auf die bildlichen Darstellungen folgende Gebiete besonders pflegen:

Porträt-Galerie des Brandenburgisch-Preußischen Königshauses, Porträt-Galerie solcher Männer, die sich um das Haus Hohenzollern und den Brandenburg-Preußischen Staat verdient gemacht haben, zeitgenössische bildliche Darstellungen von wichtigen Ereignissen, wie Schlachtendarstellungen und Pläne, Darstellungen von Staatsaktionen u. s. w., Denkmäler der Hohenzollern, die eigenen Leistungen der Hohenzollern auf künstlerischem, litterarischem und wissenschaftlichem Gebiete, Abbildung bemerkenswerther Urkunden derselben, Baugeschichte der Königlichen Schlösser und Gärten, Hofkirchen und Fürstengrüfte, Geschichte der Musik, der Oper und des Theaters unter den Hohenzollern, Heraldik und Medaillenkunde, Geschichte des Jagd- und Marstallwesens.

Aus dem Inhalt des ersten Bandes heben wir folgende Arbeiten hervor: An die Jahrhundertfeier von Kaiser Wilhelms des Großen Geburt erinnert uns der Abdruck der am 22. März gehaltenen Gedächtnißrede des Rektors der Berliner Universität Professor Schmoller.

Was uns Deutschen das reiche Leben Kaiser Wilhelms bedeutet, illustrirt uns der Aufsatz des Geh. Staatsarchivars Dr. Bailleu, der die politischen Verhältnisse des Jahres 1797 in Preußen schildert, dieses Schicksal-Jahres, von dem die Fäden der ferneren Entwickelung Preußens ausgehen.

Was unser Herz bewegt, wenn wir des zweiten Hohenzollernkaisers gedenken, faßt der General der Infanterie und Generaladjutant Kaiser Friedrichs, Excellenz v. Mischke, in der Charakteristik seines Herrn zusammen, dem er viele Jahre hindurch in unmittelbarer Nähe dienen durfte.

In das 18. Jahrhundert führt uns der Musikhistoriker Dr. Thouret, der die Musik am Hofe der Königin Sophie Charlotte, Friedrich Wilhelms I., Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms II. in fesselnder Form schildert.

Der Direktor der Preußischen Staatsarchive Professor Koser und der Direktor des Hohenzollern-Museums Dr. Seidel haben sich zu einer Studie über die äußere Erscheinung Friedrichs des Großen vereinigt, indem der Erstere die litterarischen Schilderungen der Zeitgenossen, insbesondere die Berichte der fremden Gesandten an ihre Souveräne, der Letztere die erhaltenen Bildnisse zum Gegenstand ihrer Darstellung machen.

Einen Einblick in die schriftstellerische Thätigkeit des großen Königs gewährt uns der Geh. Archivrath und Kgl. Hausarchivar Dr. Großmann durch eine Nachlese zu der bereits bekannten Korrespondenz Friedrichs mit den Grafen Algarotti, während Professor Dr. Otto Krauske in Göttingen uns in seine Studien über König Friedrich Wilhelm I. einführt, dessen Regierungsantritt manche Legende hervorgerufen hat.

In das 17. Jahrhundert zurück greifen die Studien des Hofbauraths Geyer über die Geschichte des Berliner Schlosses, die sich mit dem Alabastersaal, dem Prunksaal des Großen Kurfürsten, und der Kapelle König Friedrich I. beschäftigen.

Die Persönlichkeit des Großen Kurfürsten als Siegers von Fehrbellin und als Eroberers von Wolgast und Stettin wird durch die Darstellung von Oberstlieutenant Dr. Jähns plastisch hervorgehoben.

In das 15. und 16. Jahrhundert führt uns eine Anzahl Briefe von Hohenzollernfrauen, die der Geh. Archivrath Dr. Friedlaender veröffentlicht.

Einen werthvollen Beitrag bildet auch die Studie des Domkapitulars Dr. Schneider in Mainz über die künstlerische Thätigkeit des Kardinals und Erzbischofs von Mainz Albrecht von Brandenburg. An dieser Stelle erstattet der Herr Verfasser Bericht über die ihm vergönnte Wiederauffindung einer Reihe von Miniaturen, die aus dem berühmten Aschaffenburger Kodex vor vielen Jahren entwendet sind.

Der erste Band bringt reizende Briefe aus der Brautzeit der Königin Louise, mitgetheilt durch Dr. Bailleu, zum Abschluß, wie auch in der Anlage der „Miscellanea Zollerana“ für kleinere Beiträge gesorgt ist, die nicht in der Form eines größeren Aufsatzes ihre Stelle finden können.

Die reiche Illustrirung besteht in Heliogravüren, Lichtdrucken und Vollblättern sowie Textillustrationen, deren Originale zum großen Theile den Königlichen Schlössern entstammen.

Am Montag, den 6. Dezember, Vormittag um 10 Uhr, fand die Enthüllung des Schlüter-Standbildes in der Vorhalle des Alten Museums statt. In Vertretung der Regierung war der Geh. Ober-Regierungsrath Dr. Müller erschienen, die Generalverwaltung der Königlichen Museen vertrat Regierungs-Rath Dr. Schauenburg, für den Verein für Geschichte Berlins wohnten die Herren Geh. Archivrath Reuter und Dr. Brendicke der Feier bei. Oberbaudirektor Hinckeldeyn, Oberbaudirektor a. D. Wiebe, Geh. Baurath Appelius, Geh. Regierungs-Rath Kriesche, Regierungs- und Baurath Schultz, Regierungs-Rath Gerbelmann, Baurath Schwechten u. A. vertraten die Künstlerschaft. In kurzer Ansprache schilderte Oberbaudirektor Hinckeldeyn als Vorsitzender des Architektenvereins die Verdienste Schlüters um die vaterländische Kunst, die, wenn auch nicht vom Volke, so doch stets von den Fachgenossen voll gewürdigt seien. Der Redner dankte der Regierung für die mit der Errichtung des Standbildes abgetragene Dankesschuld. Das Standbild, dessen Meister, Prof. Wiese aus Hanau, zur Feier persönlich erschienen war, hat seinen Platz gefunden im rechten Flügel der Halle hinter dem Standbilde v. Knobelsdorffs. Es zeigt Schlüter in kraftvoller Männlichkeit; die Rechte stützt sich auf einen Baumstamm, auf dem der Plan des Schlosses liegt, während die Maske eines der sterbenden Krieger an dem Baume lehnt. — Abends 7½ Uhr hielt unser Mitglied Herr Architekt P. Wallé vor einem gewählten Publikum im Architektenhause einen Festvortrag über Schlüter, auf den wir zurückkommen.

Während des Winterhalbjahres hat Herr Dr. Clemens Klein in der Humboldt-Akademie eine Reihe von Vorträgen über die Geschichte der Stadt Berlin von den Anfängen bis zur Gegenwart (mit Abbildungen) jeden Donnerstag 8—9 Uhr gehalten, und zwar über die Themata:

1. Die Schauplätze der ältesten Geschichte Berlins. Die Gründung.
2. Berlin und Kölln im Mittelalter bis zur Vernichtung der städtischen Selbständigkeit durch die Hohenzollern.
3. Stillleben bis auf die Zeit des Großen Kurfürsten. Geistiger Aufschwung und Stadterweiterung.
4. Der erste König und die erste Kunstblüthe.
5. Unter dem patriarchalischen Absolutismus. Friedrich der Große; nationales Erwachen.
6. Die Schöpfungen Friedrichs. Das Zeitalter der Aufklärung. Beginn geistigen Eigenlebens.
7. In Sturz und Sieg. Berlin als Wiege der nationalen Wiedergeburt.
8. Die Tage der Romantik und der neuklassischen Kunst.
9. Reaktion und Revolution. Im Zeitalter der Naturwissenschaften und Erfindungen.
10. Emporblühen zur Reichshauptstadt. Berlin als Mittelpunkt von Gewerbe und Industrie, Handel und Verkehr. Kunst und Wissenschaft Deutschlands. 25 Jahre Kaiserstadt.

Für den materiellen Inhalt der Mittheilungen sind die Mittheilenden verantwortlich.
Redakteur: Dr. Hans Brendicke in Berlin W 30, Frobenstr. 31.
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. — Gedruckt und in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

	DATE DUE		